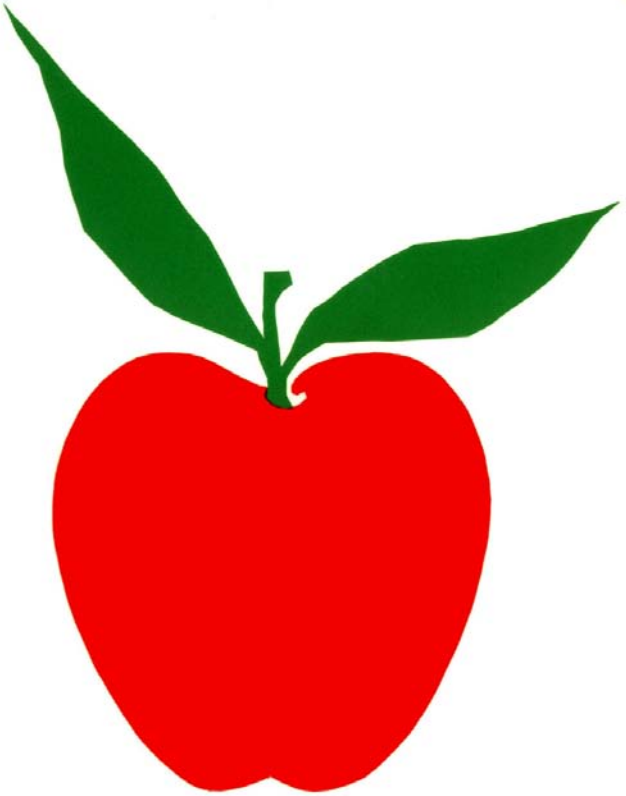

John Irving

# *Gottes Werk und Teufels Beitrag*

*Roman · Diogenes*

John Irving
Gottes Werk und Teufels Beitrag

»Hier in St. Cloud's haben wir nur ein Problem«, schreibt Dr. Wilbur Larch, Amateurhistoriker, Gynäkologe und Waisenhausvorsteher 193– in sein Miszellenjournal, »und sein Name ist Homer Wells.« Anders als die anderen Waisen, welche von ihren Müttern in dem gottverlassenen Waisenhaus hinter den grünen und nebelverhangenen Hügeln und Wäldern von Maine zurückgelassen werden, will Homer in St. Cloud's bleiben und sich nützlich machen. Nach Dr. Larchs Ansicht sollte jede Frau, die nach St. Cloud's gekommen ist, frei wählen können, was sie will: eine Abtreibung oder eine Waise. Auch sein Zögling Homer – ›Arzt‹ und Abtreiber wider Willen – wird wählen und St. Cloud's schließlich verlassen. Homers Weg führt zu den paradiesischen Apfelgärten von Ocean View, wo er die Freundschaft und die Freiheit kennenlernt, den Lobster und die Regeln der schwarzen Apfelpflücker, er erfährt, wozu Autokinos gut sind, wie man Äpfel erntet und was es heißt, sich zu verlieben.

»Dieser Roman ist universal. Von einem Mann geschrieben, mit einem Mann als Held, kein bißchen feministisch und doch ein flammendes Werk für Frauen. Das mache mal einer nach.« *Die Zeit, Hamburg*

Lasse Hallström verfilmte 1999 den Kultroman der Irving-Fans mit Michael Caine, Tobey Maguire und Charlize Theron in den Hauptrollen nach dem gleichnamigen Drehbuch des Autors.

John Irving

# *Gottes Werk und Teufels Beitrag*

Roman

Aus dem
Amerikanischen von
Thomas Lindquist

Diogenes

Titel der 1985 bei William Morrow, New York,
erschienenen Originalausgabe:
›The Cider House Rules‹
Copyright © 1985 by Garp Enterprises, Ltd.
Die deutsche Erstausgabe erschien 1988
im Diogenes Verlag
Die Übersetzung wurde für
die Neuausgabe 2000 überarbeitet
Umschlagillustration von
Heinz Ita

*Für David Calicchio*

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1990
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1988, 2000
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/05/8/26
ISBN 3 257 21837 0

*Festhalten am Herkömmlichen ist nicht sittliches Verhalten.*
*Selbstgerechtigkeit ist nicht Frömmigkeit.*
*Erstere schmähen heißt nicht letztere anfechten.*

Charlotte Brontë, 1847

*Die Abtreibung kann für praktische Zwecke als die Unterbrechung einer Schwangerschaft vor der Lebensfähigkeit des Kindes definiert werden.*

Dr. H. J. Boldt, 1906

# *Inhalt*


| | | |
|---|---|---|
| 1 | Der Junge, der nach St. Cloud's gehörte | 7 |
| 2 | Gottes Werk | 61 |
| 3 | Prinzen von Maine, Könige Neuenglands | 115 |
| 4 | Der junge Dr. Wells | 181 |
| 5 | Homer bricht ein Versprechen | 255 |
| 6 | Ocean View | 342 |
| 7 | Vor dem Krieg | 425 |
| 8 | Die Chance klopft an | 513 |
| 9 | Über Birma | 599 |
| 10 | Fünfzehn Jahre | 694 |
| 11 | Die Regeln verletzen | 806 |
| | Anmerkungen des Autors | 909 |

# I

## *Der Junge, der nach St. Cloud's gehörte*

Im Spital des Waisenhauses – in der Knabenabteilung von St. Cloud's im Staate Maine – waren zwei Krankenschwestern damit betraut, den neugeborenen Babys Namen zu geben und nachzusehen, ob ihr kleiner Penis auch heilte. Zu jener Zeit (im Jahr 192–) wurden alle in St. Cloud's geborenen Knaben beschnitten, weil der Arzt des Waisenhauses verschiedene Komplikationen gesehen hatte, die sich bei nichtbeschnittenen Soldaten ergaben, welche er im Ersten Weltkrieg medizinisch zu versorgen hatte. Der Arzt, der gleichzeitig Leiter der Knabenabteilung war, war kein religiöser Mensch; für ihn war die Beschneidung kein Ritus – sie war ein rein medizinischer Akt, vorgenommen aus hygienischen Gründen. Sein Name war Wilbur Larch, was eine der Schwestern, abgesehen von dem Ätherduft, der ihn stets umwehte, an das zähe, widerstandsfähige Holz jenes gleichnamigen Nadelbaumes erinnerte – der Lärche. Sie haßte den albernen Namen Wilbur und nahm Anstoß an der Albernheit, ein Wort wie Wilbur mit etwas so Wesentlichem wie einem Baum zu kombinieren.

Die andere Schwester wähnte sich in Dr. Larch verliebt, und wenn es an ihr war, einen Namen für ein Baby zu finden, nannte sie es oft John Larch oder John Wilbur (ihr Vater hieß John) oder Wilbur Walsh (ihre Mutter war eine geborene Walsh). Trotz ihrer Liebe zu Dr. Larch konnte sie sich unter Larch – Lärche – nichts anderes vorstellen als einen Nachnamen – und wenn sie an ihn dachte, dachte sie

bestimmt nicht an Bäume. Den Namen Wilbur liebte sie wegen seiner vielseitigen Verwendbarkeit, als Vor- und als Nachname, und wenn sie es leid war, den Namen John zu vergeben, oder wenn sie von ihrer Kollegin getadelt wurde, weil sie ihn überstrapazierte, verfiel sie selten auf etwas Originelleres als einen Robert Larch oder einen Jack Wilbur (sie schien nicht zu wissen, daß Jack ein häufiger Spitzname war für John).

Hätte er seinen Namen von dieser einfältigen, liebesblinden Schwester bekommen, wäre aus ihm wahrscheinlich ein Larch oder ein Wilbur der einen oder anderen Sorte geworden; und ein John oder Jack oder Robert, um alles noch einfältiger zu machen. Weil die andere Schwester an der Reihe war, bekam er den Namen Homer Wells.

Der Vater der anderen Schwester war Brunnenbauer von Beruf, eine harte, mühselige, ehrliche und präzise Arbeit – in ihren Augen bestand ihr Vater aus diesen Eigenschaften, was dem Wort »Wells« – Brunnen – eine gewisse Aura von Tiefe und Erdverbundenheit gab. »Homer« hatte eine der zahllosen Katzen ihrer Familie geheißen.

Diese andere Schwester – von fast allen Schwester Angela genannt – wiederholte selten die Namen ihrer Babys, wogegen die arme Schwester Edna gleich drei John Wilbur junior und zwei John Larchs III. ausgeteilt hatte. Schwester Angela kannte eine unerschöpfliche Zahl sachlicher Dingwörter, die sie eifrig als Nachnamen verwandte – wie Maple, Fields, Stone, Hill, Knot, Day, Waters (um nur einige aufzuzählen) – und eine kaum weniger eindrucksvolle Liste von Vornamen, entlehnt aus einer Familientradition vieler toter, aber in Ehren gehaltener Hauskatzen (Felix, Fuzzy, Smoky, Sam, Snowy, Joe, Curly, Ed und so fort).

Bei den meisten Waisen waren die Namen, die ihnen die

Schwestern verliehen, nur eine Übergangslösung. Die Knabenabteilung schnitt besser ab als die Mädchenabteilung, wenn es darum ging, die Waisen noch als Babys in Familien unterzubringen, wenn sie sich die Namen noch nicht merken konnten, die die guten Schwestern ihnen gegeben hatten; die meisten Waisen erinnerten sich später auch nicht an Schwester Angela oder Schwester Edna, die ersten Frauen auf dieser Welt, die sie bemuttert hatten. Dr. Larch hielt an dem Grundsatz fest, den Adoptiveltern der Waisen *nicht* die Namen mitzuteilen, die die Schwestern mit solchem Eifer verliehen. Man war in St. Cloud's der Meinung, daß ein Kind, wenn es das Waisenhaus verließ, auch das Erregende eines neuen Anfangs erleben sollte – aber für Schwester Angela und Schwester Edna, und sogar für Dr. Larch, war es (vor allem bei solchen Jungen, die schwierig unterzubringen waren und länger in St. Cloud's blieben) fast unvorstellbar, daß ihre John Wilburs und ihre John Larchs (ihre Felix Hills und Curly Maples und Joe Knots und Smoky Waters) nicht die von den Schwestern verliehenen Namen behielten.

Der Grund, weshalb Homer Wells seinen Namen behielt, war, daß er so viele Male, nach so vielen gescheiterten Pflegefamilien, nach St. Cloud's zurückkehrte und daß das Waisenhaus sich mit Homers Absicht abfinden mußte, nach St. Cloud's zu gehören – womit sich alle Beteiligten schwertaten. Doch Schwester Angela und Schwester Edna – und zuletzt auch Dr. Wilbur Larch – mußten schließlich einsehen, daß Homer Wells zu St. Cloud's *gehörte.* Der entschlossene Junge wurde nicht mehr zur Adoption freigegeben.

Schwester Angela, mit ihrer Liebe zu Katzen und Waisen, bemerkte einmal über Homer Wells, der Junge müsse

den Namen, den sie ihm gegeben habe, ja wirklich heiß lieben, wenn er so hart darum kämpfte, ihn nicht zu verlieren.

Der Ort St. Cloud's in Maine war im neunzehnten Jahrhundert die längste Zeit ein Holzfällerlager gewesen. Das Lager und nach und nach auch der Ort nahmen ihren Betrieb im Flußtal auf, wo das Land flach war, was sowohl den Bau der ersten Straßen als auch den Transport der schweren Maschinen enorm erleichterte. Das erste Bauwerk war eine Sägemühle. Die ersten Siedler waren Frankokanadier: Holzhacker, Waldarbeiter, Sägewerker. Dann kamen die Fuhrleute und die Flußschiffer, dann die Prostituierten, dann die Landstreicher und Gauner und (zuletzt) eine Kirche. Das erste Holzfällerlager hatte schlicht Clouds geheißen – weil das Tal so flach war und die Wolken sich nur widerwillig verzogen. Der Nebel hing bis zum späten Morgen über dem reißenden Fluß, und die tosenden Wasserfälle drei Meilen oberhalb des ersten Lagerplatzes erzeugten einen immerwährenden Dunst. Als die ersten Holzfäller dort an die Arbeit gingen, setzten sich nur die Moskitos und Kriebelmücken der Verwüstung des Waldes entgegen; die teuflischen Insekten zogen die permanente Wolkendecke in den stickigen Tälern des Hinterlandes von Maine der scharfen Bergluft oder dem frischen Sonnenlicht über dem blanken Meer vor Maine entschieden vor.

Dr. Wilbur Larch – der nicht nur Arzt des Waisenhauses und Leiter der Knabenabteilung war, sondern das Haus auch gegründet hatte – war der selbsternannte Historiker der Stadt. Dr. Larch zufolge wurde das Holzfällerlager namens Clouds nur deshalb zu St. Clouds, weil die hinterwäldlerischen Katholiken einen inbrünstigen Drang verspürten, allen möglichen Dingen ein Sankt voranzustellen –

wie um diesen Dingen einen Liebreiz zu verleihen, der ihnen von Natur aus fehlte. Das Holzfällerlager blieb fast ein halbes Jahrhundert lang St. Clouds, bis der Apostroph eingeführt wurde – wahrscheinlich von jemandem, der vom Ursprung des Lagers nichts wußte. Doch um die Zeit, als es sich zu St. Cloud's wandelte, mit Apostroph, war es eher Fabrikstadt denn Holzfällerlager. Der Wald war Meilen im Umkreis gerodet; statt Baumstämmen, die sich im Fluß verkeilten, statt des wüsten Lagers voll Männer, die verkrüppelt und gelähmt waren, weil sie von Bäumen oder Bäume auf sie herabgestürzt waren, sah man hohe, ordentliche Stapel frisch geschnittener Bretter in der diesigen Sonne trocknen. Über allem lag ein schmieriger Sägestaub, manchmal zu fein, als daß man ihn überhaupt sah, aber allgegenwärtig im Schniefen und Keuchen der Stadt, in den ewig juckenden Nasen und rasselnden Lungen. Die Invaliden der Stadt protzten jetzt mit chirurgischen Nähten statt Blutergüssen und Knochenbrüchen; sie schmückten sich mit klaffenden Schnittwunden von den vielen Sägeblättern der Stadt (und fanden Mittel und Wege, mit ihren fehlenden Körperteilen zu prunken). Das schrille Wimmern der Sägeblätter hing über St. Cloud's wie der Nebel, der Dunst, die Feuchtigkeit über dem Hinterland Maines, in der klammen Kälte seiner langen, nassen, verschneiten Winter und in der stinkenden, stickigen Schwüle seiner feuchten (zuweilen gar durch gewaltige Gewitter beglückten) Sommer.

Es gab nie einen Frühling in diesem Teil von Maine, abgesehen von jener Zeitspanne im März und April, die sich durch tauenden Matsch auszeichnete. Die schweren Maschinen des Holzgeschäfts standen still; die Arbeit der Stadt ruhte. Die unpassierbaren Straßen hielten jeden im Hause fest – und der Fluß war so frühlingshaft angeschwollen und

so reißend, daß niemand ihn zu befahren wagte. Frühling in St. Cloud's, das hieß Krawall: Saufkrawall, Raufkrawall, Hurerei und Vergewaltigung. Im Frühling war Selbstmordsaison. Im Frühling wurde die Saat für ein Waisenhaus gesät – überreichlich.

Und der Herbst? In seinem Tagebuch – seinem Miszellenjournal, seinem täglichen Protokoll der Angelegenheiten des Waisenhauses – schrieb Dr. Wilbur Larch auch über den Herbst. Jede von Dr. Larchs Eintragungen begann mit: »Hier in St. Cloud's …« – abgesehen von jenen Eintragungen, die begannen: »In anderen Teilen der Welt …« Über den Herbst schrieb Dr. Larch: »In anderen Teilen der Welt ist der Herbst die Zeit der Ernte. Man sammelt die Früchte der Mühen von Frühling und Sommer. Diese Früchte nähren uns während des langen Schlummers, der Zeit stockenden Wachstums, die wir Winter nennen. Doch hier in St. Cloud's dauert der Herbst nur fünf Minuten.«

Welches andere Klima hätte denn zu einem Waisenhaus gepaßt? *Kurort*-Wetter etwa? Würde ein Waisenhaus in einer *harmlosen* Stadt gedeihen?

In seinem Tagebuch ging Dr. Larch vorbildlich umweltbewußt mit dem Papier um. Er schrieb die Blätter mit seiner kleinen, gedrängten Schrift beidseitig voll. Dr. Larch war nicht der Typ, der Ränder ließ. »Hier in St. Cloud's«, schrieb er, »darf man dreimal raten: Wer hat die Wälder von Maine auf dem Gewissen, wer ist der schurkische Vater der unerwünschten Babys, wer ist schuld, daß der Fluß an totem Holz erstickt, daß das Tal verödet, versteppt und erodiert? Dreimal darf man raten, wie der unersättliche Zerstörer heißt (des Waldarbeiters mit seinen verpichten Händen und seinen zerquetschten Fingern; des Holzfällers und Sägemühlensklaven, dessen Hände spröde und rissig sind und

manche Finger nur Erinnerung) und *warum* sich dieser Nimmersatt nie mit Balken oder mit Brettern zufriedengibt …«

Für Dr. Larch war der Feind das Papier – genauer, die Ramses-Papierfabrik. Für Balken und Bretter gab es genug Bäume, stellte Dr. Larch sich vor, niemals aber für all das Papier, das die Ramses-Papierfabrik zu benötigen schien – vor allem, wenn man versäumte, neue Bäume zu pflanzen. Als das Tal um St. Cloud's gerodet war, als der Wildwuchs (Krüppelkiefern und einzelne ungehegte Nadelhölzer) überall aufschoß wie Sumpfblüten und es keine Baumstämme mehr auf dem Fluß von Three Mile Falls nach St. Cloud's hinabzuschicken gab – weil es keine Bäume mehr gab –, da eröffnete die Ramses-Papierfabrik für St. Cloud's das zwanzigste Jahrhundert, indem sie die Sägemühle und den Holzhof am Fluß in St. Cloud's schloß und mit Sack und Pack flußabwärts zog.

Und was blieb zurück? Das Wetter, der Sägestaub, die zerklüfteten und geschändeten Ufer des Flusses (wo die großen Balken triftend, sich verkeilend eine neue wunde Böschung ausgekerbt hatten) und die Gebäude selbst: die Sägemühle mit ihren kaputten Fenstern ohne Scheiben; die Hurenherberge mit ihrem Tanzsaal im Parterre, der Bingo-um-Geld-Halle, die den reißenden Fluß überblickte; die wenigen Privathäuser im Blockhausstil und die Kirche, eine katholische, für die Frankokanadier, die allzu sauber und unbenutzt wirkte, um zu St. Cloud's zu gehören, wo sie sich niemals solcher Beliebtheit erfreut hatte wie die Huren oder der Tanzsaal oder gar Bingo-um-Geld. (In seinem Tagebuch schrieb Dr. Larch: »In anderen Teilen der Welt spielt man Tennis oder Poker; hier in St. Cloud's spielt man Bingo-um-Geld.«)

Und die Leute, die zurückblieben? Von der Ramses-Papierfabrik war keiner mehr da, dafür gab es die andern: die Alten, die weniger attraktiven Prostituierten und die Kinder dieser Prostituierten. Nicht einer der ungeliebten Offizianten der katholischen Kirche zu St. Cloud's wollte bleiben; es gab mehr Seelen zu retten, wenn man der Ramses-Papierfabrik flußabwärts folgte.

In seiner *Kurzen Geschichte von St. Cloud's* belegt Dr. Larch, daß zumindest eine dieser Prostituierten lesen und schreiben konnte. Mit der letzten Barke, die der Ramses-Papierfabrik flußab in eine neue Zivilisation folgte, hatte eine relativ schreibkundige Prostituierte einen Brief abgeschickt, adressiert an: IRGENDEINEN BEAMTEN DES STAATES MAINE, DER FÜR WAISEN ZUSTÄNDIG IST!

Irgendwie erreichte dieser Brief sogar irgend jemanden. Vielmals umgeleitet (»wegen seiner Merkwürdigkeit«, schrieb Dr. Larch, »wie auch wegen seiner Dringlichkeit«), erreichte der Brief schließlich die Amtsärztekammer von Maine. Dem jüngsten Mitglied dieser Kammer – »einem jungen Springinsfeld, frisch von der Medizinischen Fakultät«, wie Dr. Larch sich selbst bezeichnete – wurde der Brief wie ein Köder vorgehalten. Der Rest der Kammer meinte, der junge Larch sei »der einzige hoffnungslos naive Demokrat und Liberale« unter ihnen. Der Brief lautete: ES MÜSSTE EINEN VERDAMMTEN ARZT UND EINE VERDAMMTE SCHULE UND AUCH EINEN VERDAMMTEN POLIZISTEN UND EINEN VERDAMMTEN RECHTSANWALT GEBEN IN ST. CLOUD'S, DAS VON SEINEN VERDAMMTEN MÄNNERN (DIE SOWIESO NICHTS TAUGEN) IM STICH GELASSEN UND HILFLOSEN FRAUEN UND WAISEN ÜBERLASSEN IST!

Der Vorsitzende der staatlichen Amtsärztekammer war ein pensionierter Mediziner, für den feststand, daß außer

ihm und Präsident Teddy Roosevelt alle Menschen nur Brei im Kopf hatten.

»Kümmern Sie sich um diesen Gefühlsbrei, Larch?« sagte der Vorsitzende, ohne zu ahnen, daß aus dieser Einladung bald eine staatlich geförderte Einrichtung – für Waisen! – hervorgehen sollte. Eines Tages sollte sie, wenigstens teilweise, Unterstützung aus Bundesmitteln erhalten – und gar jene höchst vagen, wenig verläßlichen Zuwendungen »privater Gönner«.

Im Jahr 190– jedenfalls, als das zwanzigste Jahrhundert – so jung und verheißungsvoll – aufblühte (sogar im Hinterland von Maine), übernahm Dr. Wilbur Larch die Aufgabe, alle Übel in St. Cloud's zu heilen. Die Arbeit war für ihn wie geschaffen. Beinah zwanzig Jahre lang sollte Dr. Larch nur einmal St. Cloud's verlassen – um in den Ersten Weltkrieg zu ziehen, wobei zu bezweifeln ist, daß er dort dringender gebraucht wurde. Welch besseren Mann hätte man sich denken können für die Aufgabe, zu richten, was die Ramses-Papierfabrik angerichtet hatte, als einen Mann mit dem Namen eines der Nadelbäume dieser Welt? In seinem eben begonnenen Tagebuch schrieb Dr. Larch: »Hier in St. Cloud's ist es höchste Zeit, daß etwas *Gutes* für die Menschen getan wird. Gibt es zur Läuterung – zur Selbstläuterung, zur Läuterung aller – einen besseren Ort als den, wo das Böse so sichtbar gedeiht, wenn nicht gar triumphiert?«

192–, als Homer Wells auf die Welt kam und seinen kleinen Penis beschnippeln ließ und einen Namen bekam, hatten Schwester Edna (die verliebt war) und Schwester Angela (die es nicht war) beide einen besonderen Kosenamen für den Gründer von St. Cloud's, den Arzt, Stadthistoriker, (dekorierten!) Kriegshelden und Leiter der Knabenabteilung.

»*Sankt* Larch« nannten sie ihn – und warum nicht?

Als Wilbur Larch Homer Wells die Erlaubnis gab, in St. Cloud's zu bleiben, solange der Junge dorthin zu gehören meinte, übte der Arzt nur seine beträchtliche, wohlverdiente Autorität aus. In der Frage der Zugehörigkeit zu St. Cloud's war Dr. Larch eine Autorität. St. Larch hatte dieses Haus – im zwanzigsten Jahrhundert – gegründet, um sich, wie er sagte, »nützlich« zu machen. Und genau mit diesen Worten ermahnte Dr. Larch Homer Wells, als der Arzt den Wunsch des Jungen, in St. Cloud's zu bleiben, feierlich gewährte.

»Tja, Homer«, sagte St. Larch, »ich erwarte von dir, daß du dich nützlich machst.«

Er (Homer Wells) tat nichts anderes, als sich nützlich zu machen. Sein Sinn für Nützlichkeit schien noch älteren Datums zu sein als Dr. Larchs Ermahnungen. Seine ersten Pflegeeltern hatten ihn nach St. Cloud's zurückgebracht; er war ihnen unheimlich, weil er nie weinte. Die Pflegeeltern klagten, daß sie von der gleichen Stille erwachten, die sie ursprünglich dazu bewogen hatte, ein Kind zu adoptieren. Sie erwachten vor Schreck darüber, daß das Baby sie nicht geweckt hatte, sie eilten ins Kinderzimmer und erwarteten, es tot vorzufinden, aber Homer Wells biß sich zahnlos auf die Lippe, grimassierte auch vielleicht, aber ohne dagegen zu protestieren, daß er ungefüttert und unbeachtet geblieben war. Homers Pflegeeltern argwöhnten immer, er habe stundenlang leidend wach gelegen. Sie fanden das nicht normal.

Dr. Larch erklärte ihnen, daß die Babys von St. Cloud's daran gewöhnt seien, unbeachtet in ihren Betten zu liegen. Schwester Angela und Schwester Edna, so lieb und hinge-

bungsvoll sie waren, konnten doch nicht zu jedem einzelnen Baby eilen, kaum daß es anfing zu weinen; Weinen nützte nicht viel in St. Cloud's (obwohl Dr. Larch in seinem tiefsten Herzen wußte, daß Homer Wells' Fähigkeit, die Tränen zurückzuhalten, selbst für eine Waise ungewöhnlich war).

Dr. Larch hatte die Erfahrung gemacht, daß Pflegeeltern, die sich so leicht von ihrem Wunsch nach einem Baby abbringen ließen, nicht die besten Pflegeeltern für eine Waise waren. Homers erste Pflegeeltern waren so schnell überzeugt gewesen, daß sie das Falsche bekommen hätten – ein Zurückgebliebenes, ein Hirngeschädigtes, ein Trottelchen –, daß Dr. Larch ihnen nicht lange beteuern wollte, daß Homer nicht nur kerngesund sei, sondern auch mit Mut und Beharrlichkeit gerüstet für das Leben, das vor ihm lag.

Die zweite Pflegefamilie reagierte anders auf Homers Lautlosigkeit – seine stoische, mit zusammengebissenen Zähnen alles runterschluckende Gemütsruhe. Seine zweite Pflegefamilie prügelte das Kind so regelmäßig, daß sie es schafften, ihm die angemessen kindertümlichen Laute zu entlocken. Homers Geschrei war seine Rettung.

Hatte er sich erst als tapferer Kerl erwiesen, der gegen die Tränen anzukämpfen verstand, so versuchte er jetzt, da er sah, daß Tränen und Heulen und Kreischen genau das waren, was seine Pflegeeltern von ihm wünschten, sich nützlich zu machen, und stimmte aus vollem Herzen das kräftigste Gezeter an, das er von sich geben konnte. Er war ein so stillzufriedenes Kind, daß Dr. Larch überrascht war zu erfahren, daß das neue Baby aus St. Cloud's den Frieden der glücklicherweise kleinen und nahe gelegenen Stadt Three Mile Falls störte. Glücklicherweise war Three Mile Falls klein, denn die Berichte über Homers Geschrei stan-

den wochenlang im Mittelpunkt aller Gerüchte in der Region; und glücklicherweise war Three Mile Falls nah, denn diese Berichte fanden ihren Weg nach St. Cloud's und zu Schwester Angela und Schwester Edna, die ein Monopol auf dem Gerüchtemarkt all dieser Holz- und Papierstädtchen am Fluß besaßen. Als ihnen zu Ohren kam, wie *ihr* Homer Wells angeblich Three Mile Falls bis nach Mitternacht wach hielt und wie er die Stadt vor Sonnenaufgang weckte, wußten die Schwestern, daß das nicht sein konnte; sie gingen stracks zu Dr. Larch.

»Das ist nicht *mein* Homer!« rief Schwester Angela.

»Weinen ist nicht seine *Natur*, Wilbur!« sagte Schwester Edna – jede Gelegenheit nutzend, die sich ihr bot, den so innig geliebten Namen auszusprechen: Wilbur! Es machte Schwester Angela immer sauer auf sie (immer wenn Schwester Edna ihrem Verlangen frönte, Dr. Larch ihr *Wilbur* ins Gesicht zu sagen).

»*Doktor* Larch«, sagte Schwester Angela mit spitzer, übertriebener Höflichkeit, »wenn Homer Wells ganz Three Mile Falls weckt, dann muß die Familie, der Sie ihn überlassen haben, den Jungen mit Zigaretten versengen.«

Nein, *so* eine Familie waren sie nicht. Das war eine Lieblingsphantasie Schwester Angelas – sie haßte alle Rauchwaren; allein der Anblick einer Zigarette in einem x-beliebigen Mundwinkel erinnerte sie an jenen frankophonen Indianer, der ihren Vater wegen eines zu bohrenden Brunnens sprechen wollte und dann einer ihrer Katzen die Zigarette ins Gesicht gedrückt und ihr so das Näschen versengt hatte! – die Katze, ein besonders zutrauliches sterilisiertes Weibchen, war dem Indianer auf den Schoß gesprungen. Bandit hatte diese Katze geheißen – sie hatte das klassische Maskengesicht eines Waschbären. Schwester Angela hatte es

sich versagt, eine der Waisen nach Bandit zu nennen – sie fand, Bandit sei ein Mädchenname.

Doch Homers Adoptiveltern aus Three Mile Falls waren keine gewöhnlichen Sadisten. Ein älterer Mann und seine junge Frau lebten da bei seinen erwachsenen Kindern aus erster Ehe; die junge Frau wünschte sich nun selbst ein Kind, aber sie wurde und wurde nicht schwanger. Alle in der Familie fanden, es wäre nett, wenn die Frau ihr eigenes Baby hätte. Was niemand erwähnte, war, daß eine der erwachsenen Töchter aus erster Ehe ein uneheliches Baby bekommen und sich nicht richtig darum gekümmert hatte und daß das Baby nur schrie, Tag und Nacht. Alle hatten sich über das Baby beschwert, das Tag und Nacht schrie, und eines Morgens hatte die erwachsene Tochter einfach ihr Baby genommen und war verschwunden. Sie hinterließ nur diese Nachricht:

ICH HAB'S SATT, VON EUCH ALLEN ZU HÖREN, DASS MEIN BABY IMMER SCHREIT. WENN ICH VERSCHWINDE, SCHÄTZE ICH, WERDET IHR DAS GESCHREI NICHT VERMISSEN, UND MICH AUCH NICHT.

Aber das taten sie gerade, alle vermißten sie dieses herrliche krähende Baby und die liebe, schwachsinnige Tochter, die es mitgenommen hatte.

»Wäre doch nett, wieder ein schreiendes Baby hierzuhaben«, hatte jemand aus der Familie bemerkt, und so gingen sie hin und holten sich ein Baby aus St. Cloud's.

Für ein Baby, das nicht schreien wollte, waren sie die falsche Familie. Homers Schweigen war eine so herbe Enttäuschung für sie, daß sie persönlich beleidigt waren und untereinander wetteiferten, wer das Baby als erster zum Schreien

bringen konnte; nach »wer als erster« ging es darum, »wer am lautesten«, nach »wer am lautesten« kam »wer am längsten«.

Zuerst brachten sie ihn zum Schreien, indem sie ihn nicht fütterten, aber am lautesten brachten sie ihn zum Schreien, indem sie ihm weh taten; dies bedeutete in der Regel, daß sie ihn kniffen und knufften, aber es gab auch hinreichende Beweise, daß das Kind gebissen worden war. Am längsten brachten sie ihn zum Schreien, indem sie ihm angst machten; sie entdeckten, daß Erschrecken die beste Art war, einem Baby angst zu machen. Sie müssen sehr versiert darin gewesen sein, das längste und lauteste Geschrei zu erzielen, wenn es ihnen gelang, Homer Wells' Geschrei zur Legende in Three Mile Falls zu machen. In Three Mile Falls war es schon schwer, überhaupt etwas zu hören – ganz zu schweigen, dort zur akustischen Legende zu werden.

Die Wasserfälle allein machten ein so immerwährendes Getöse, daß Three Mile Falls die perfekte Stadt war für einen Mord; Schreie oder Schüsse verhallten ungehört. Wenn in Three Mile Falls jemand ermordet und die Leiche bei den Wasserfällen in den Fluß geworfen worden wäre, wäre die Leiche ungehindert und unentdeckt bis drei Meilen flußabwärts nach St. Cloud's gelangt. Um so bemerkenswerter, daß die ganze Stadt Homers Geschrei hörte.

Es kostete Schwester Angela und Schwester Edna fast ein Jahr, um Homer Wells soweit zu beruhigen, daß er nicht mehr sofort Zeter und Mordio schrie, sobald jemand sein Gesichtsfeld kreuzte oder wann immer er einen menschlichen Laut vernahm – das Rücken eines Stuhls auf dem Boden, ein knarrendes Bett, ein Fenster, das geschlossen, eine Tür, die geöffnet wurde. Jeder Anblick und jedes Geräusch im Zusammenhang mit einem menschlichen Wesen, das

sich womöglich in Homers Richtung bewegte, bewirkte ein schrilles Gezeter und ein so tränenreiches Greinen, daß jeder, der die Knabenabteilung betrat, meinen mußte, die Waisen würden wie im Schauermärchen gefoltert, mißhandelt und anderen undenkbaren Qualen ausgesetzt.

»Aber Homer«, pflegte Dr. Larch besänftigend zu sagen – während der Junge purpurrot anlief und seine Lungen neu füllte. »Homer, du bringst es noch so weit, daß wir wegen Mordes angeklagt werden! Du bringst es so weit, daß man uns das Haus schließen wird!«

Die arme Schwester Angela und die arme Schwester Edna wurden durch diese Familie in Three Mile Falls wahrscheinlich nachhaltiger geschädigt als Homer Wells, und der gute große St. Larch sollte sich nie ganz von dem Zwischenfall erholen. Er hatte die Familie kennengelernt; er hatte sich mit jedem einzeln unterhalten – und sich schrecklich in ihnen getäuscht; und er hatte sie alle wiedergesehen an dem Tag, als er nach Three Mile Falls ging, um Homer Wells heimzuholen nach St. Cloud's.

Woran sich Dr. Larch immer erinnern sollte, das war die Furcht in ihren Mienen, als er in ihr Haus marschiert war und Homer in die Arme geschlossen hatte. Die Furcht in ihren Gesichtern sollte Dr. Larch immer verfolgen, es war der Inbegriff all dessen, was er vorher nie begriffen hatte: welch zwiespältige Gefühle Erwachsene Kindern gegenüber hegten. Da war einerseits der menschliche Leib, der so deutlich dazu bestimmt war, Babys zu *bekommen*, und da war andererseits der menschliche Geist, der in diesen Dingen so verwirrt war. Manchmal wollte der Geist keine Babys, aber manchmal war der Geist auch so pervers, daß er andere Menschen zwang, Babys zu haben, die sie, wie sie wußten, nicht haben wollten. In wessen Namen geschah

dieses Beharren? fragte sich Dr. Larch. In wessen Namen beharrten manche Geister darauf, daß Babys, auch die eindeutig ungewollten, schreiend auf die Welt gebracht werden *mußten*?

Und wenn andere Geister glaubten, Babys haben zu wollen, dann aber nicht richtig für sie sorgen konnten (oder wollten) … nun, was dachten sich diese Geister? Wenn Dr. Larch seinem Geist in dieser Sache einmal die Zügel schießenließ, dann sah er immer die Furcht in den Gesichtern der Familie aus Three Mile Falls vor sich und hörte innerlich Homer Wells' legendäres Geschrei. Die Furcht dieser Familie hatte sich St. Larch so nachhaltig eingeprägt, daß sie ihm gleichsam zur Vision wurde; niemand, so fand er, der solche Furcht gesehen, sollte je eine Frau zwingen, ein unerwünschtes Baby zu bekommen, »NIEMAND!« schrieb Dr. Larch in sein Tagebuch. »Nicht mal jemand von der Ramses-Papierfabrik!«

Niemand, der auch nur einen Funken Verstand besaß, sagte vor Dr. Larch etwas gegen die Abtreibung – sonst mußte er sich einen detaillierten Bericht über die gesamten sechs Wochen anhören, die Homer Wells bei der Familie in Three Mile Falls verbracht hatte; denn das war für Larch die einzige Möglichkeit, die Frage zu diskutieren – auf eine Debatte ließ er sich nicht ein. Er war Geburtshelfer, aber bei Bedarf – und wenn es ungefährlich war – trieb er auch ab.

Als Homer vier war, hatte er keine Alpträume mehr – jene Alpträume, die selbst die tiefsten Schläfer in St. Cloud's aufweckten und einen Nachtwächter zu kündigen bewogen (»Mein Herz«, sagte er, »übersteht keine weitere Nacht mit diesem Jungen«) und die sich Dr. Wilbur Larch so tief eingeprägt hatten, daß er angeblich noch jahrelang im Schlaf

Babys schreien hörte und sich herumwälzte und sagte: »Aber Homer, ist ja schon gut, Homer.«

In St. Cloud's hörte natürlich jeder im Schlaf Babys schreien, aber kein Baby erwachte je mit einem Mordsgezeter vom Kaliber von Homer Wells.

»Gott, er schreit wie *am Spieß*«, pflegte Schwester Edna zu sagen.

»Als würde er mit einer Zigarette versengt«, pflegte Schwester Angela zu sagen.

Aber nur Wilbur Larch wußte, wie es wirklich war – diese Art, wie Homer Wells erwachte und (mit seinem lauten Erwachen) alle anderen weckte. »Als ob er beschnitten würde«, schrieb Dr. Larch in sein Tagebuch. »Als ob jemand seinen kleinen Penis beschnippelte und immer wieder schnippelte und schnippelte.«

Die dritte Pflegefamilie, die an Homer Wells scheiterte, war eine Familie von so seltenen und vorbildlichen Qualitäten, daß es töricht wäre, die Menschheit am Beispiel dieser Familie zu messen. Solch eine gute Familie waren sie und so vollkommen, denn sonst hätte Dr. Larch ihnen Homer nie anvertraut. Nach der Familie aus Three Mile Falls war Dr. Larch bei Homer Wells besonders vorsichtig.

Professor Draper und seine Frau waren fast vierzig Jahre verheiratet und lebten in Waterville, Maine. Waterville war bei Homers Ankunft 193– als College-Stadt nichts Berühmtes; aber verglichen mit St. Cloud's oder Three Mile Falls war Waterville eine Gemeinde von moralischen und sozialen Giganten. Obwohl noch im Hinterland, war es doch beträchtlich höher gelegen – die Berge waren nicht weit, von denen man auch eine nennenswerte Aussicht genoß; wer in den Bergen (oder am Meer oder in der Ebene

oder auf offenem Farmland) lebt, genießt den Vorteil, daß er tagtäglich eine Aussicht vor Augen hat. Das Leben in einer Gegend, wo man gelegentlich weit in die Ferne blicken kann, bietet der Seele eine Perspektive von wohltuend weitläufiger Art – so jedenfalls dachte Professor Draper; er war der geborene Lehrer.

»Unbestellte Talgründe«, pflegte er zu dozieren, »und damit meine ich dichte, geduckte Wälder, die einem die Aussicht verstellen, behindern die emporstrebenden Eigenschaften der menschlichen Natur und fördern kleinliche und niedrige Instinkte.«

»Na, Homer«, pflegte Mrs. Draper zu sagen. »Der Professor ist der geborene Lehrer. Bei ihm darfst du nicht alles für bare Münze nehmen.«

Jeder nannte sie Mom. Niemand (auch seine erwachsenen Kinder und seine Enkel nicht) nannte ihn anders als den Professor. Selbst Dr. Larch kannte seinen Vornamen nicht. War auch sein Ton professoral, manchmal sogar offiziös, so war er doch ein Mann von recht durchschnittlichen Gewohnheiten und Leidenschaften und witzigem Gehabe.

»Nasse Schuhe«, sagte der Professor einmal zu Homer, »gehören in Maine dazu. Sie sind ein Faktum. Deine Methode, Homer, nasse Schuhe auf ein Fensterbrett zu stellen, wo sie womöglich beim schwachen, wiewohl seltenen Erscheinen der Sonne von Maine trocknen könnten, zeugt von auffallend positivem Denken und einem unbeugsamen Optimismus. Wohlgemerkt«, fuhr der Professor fort, »zieht die, im übrigen wetterunabhängige, Methode, die *ich* bei nassen Schuhen empfehlen möchte, eine zuverlässigere Wärmequelle in Maine heran: nämlich die Heizung. Wenn du bedenkst, daß die Tage, an denen die Schuhe naß werden, in der Regel auch Tage sind, an denen wir die Sonne

nicht zu Gesicht bekommen, wirst du erkennen, daß die Heizungsmethode gewisse Vorzüge hat.«

»Nicht alles für bare Münze nehmen, Homer«, sagte Mrs. Draper zu dem Jungen. Sogar der Professor nannte sie Mom; sogar Mom nannte ihn Professor.

Wenn Homer Wells auch fand, daß die Gespräche des Professors von platten Sinnsprüchen wimmelten, beschwerte er sich doch nicht. Wenn Professor Drapers Studenten und seine Kollegen von der Historischen Fakultät den Professor auch für einen geschwätzigen Langweiler hielten – und vor ihm Reißaus nahmen wie Hasen vor dem langsamen, aber gründlich schnüffelnden Jagdhund –, konnten sie Homers Meinung über diese erste Vaterfigur seines Lebens, die es mit Dr. Larch aufnahm, doch nicht beeinflussen.

Homers Ankunft in Waterville wurde mit einer Aufmerksamkeit begrüßt, wie der Junge sie niemals kennengelernt hatte. Schwester Angela und Schwester Edna waren Helferinnen in der Not, und Dr. Larch war ein liebevoller, wenn auch zerstreuter Armenvogt. Mrs. Draper aber war eine Mom; sie war die Mami aller Mamis; sie war eine Glucke. Sie war auf, bevor Homer wach wurde; die Plätzchen, die sie buk, während er sein Frühstück aß, waren mittags, wie durch ein Wunder, in seinem Vesperbeutel noch warm. Mom Draper *wanderte* mit Homer zur Schule – sie gingen über Land und verschmähten die Straße, weil es Mom guttat.

Nachmittags holte Professor Draper Homer auf dem Pausenhof ab – wie durch Zauberei schien der Schulschluß zeitlich mit des Professors letzter Vorlesung am College zusammenzufallen –, und dann trotteten die beiden nach Hause. Im Winter, der in Waterville früh hereinbrach, war es ein buchstäbliches Trotten – auf Schneeschuhen, deren

Beherrschung der Professor auf eine Stufe stellte mit der Kunst des Lesens und Schreibens.

»Übe den Körper, übe den Geist, Homer«, sagte der Professor.

Man sieht ohne weiteres, wieso der Mann Wilbur Larch beeindruckte. Er vertrat energisch das Nützlichkeitsprinzip.

In Wahrheit liebte Homer diese Routine, dieses *Trott-Trott-Trott*, diese äußerste Vorhersagbarkeit. Eine Waise ist einfach mehr Kind als andere Kinder, in ihrer grundsätzlichen Dankbarkeit für all die Dinge, die tagtäglich wiederkehren, wie nach Fahrplan. Auf alles, was zu bleiben, sich gleichzubleiben verspricht, fällt die Waise herein.

Dr. Larch führte die Knabenabteilung mit so vielen simulierten Beweisen alltäglicher Normalität, wie man sie in einem Waisenhaus eben aufrechterhalten kann. Die Mahlzeiten wurden pünktlich serviert, jeden Tag zur gleichen Zeit. Dr. Larch las jeden Abend vor, immer zur gleichen Zeit ein gleich langes Stück, auch wenn dies bedeutete, ein Kapitel mitten im Abenteuer abzubrechen, während die Jungen »Mehr! Mehr!« riefen und: »Lesen Sie doch nur noch, was als *nächstes* passiert!«

Und Dr. Larch sagte immer: »Morgen, zur gleichen Stunde, am gleichen Ort.« Es gab Seufzer der Enttäuschung, aber Larch wußte, er hatte ein Versprechen gegeben; er hatte eine Routine eingeführt. »Hier in St. Cloud's«, schrieb er in sein Tagebuch, »messen wir Sicherheit an der Zahl der gehaltenen Versprechen. Jedes Kind versteht ein Versprechen – falls es gehalten wird – und freut sich schon auf das nächste Versprechen. Bei Waisen baut man Sicherheit langsam, aber regelmäßig auf.«

*»Langsam, aber regelmäßig«*, so läßt sich das Leben beschreiben, das Homer Wells bei den Drapers in Waterville

führte. Jede Tätigkeit war eine Lektion; jeder Winkel des gemütlichen alten Hauses barg etwas, was man kennenlernen – und worauf man fortan zählen konnte.

»Das ist Rufus. Er ist sehr alt«, sagte der Professor und machte Homer mit dem Hund bekannt. »Das ist Rufus' Teppich, er ist sein Königreich. Wenn Rufus auf seinem Teppich schläft, darfst du ihn nicht wecken – wenn du nicht darauf gefaßt sein willst, daß er schnappt.« Worauf der Professor den betagten Hund wachrüttelte, der *schnappend* erwachte – und dann in die Luft staunte, die er gebissen hatte und in der er die erwachsenen Kinder der Drapers witterte, die nun verheiratet waren und selbst wieder Kinder hatten.

Homer lernte sie alle an Thanksgiving kennen. Erntedank bei den Drapers war ein Familienereignis, das jeder anderen Familie garantiert Minderwertigkeitskomplexe bereitet hätte. Mom übertraf sich selbst an Mamihaftigkeit. Der Professor hielt über jedes nur denkbare Thema eine Vorlesung: über die Qualitäten von weißem Fleisch gegenüber rotem, über die letzten Wahlen, über den Snobismus von Salatgabeln, die Überlegenheit des Romans im neunzehnten Jahrhundert (ganz zu schweigen von anderen Aspekten der Überlegenheit jenes Jahrhunderts), die richtige Konsistenz von Preiselbeermarmelade, die Bedeutung von »Buße«, die Bekömmlichkeit körperlicher Ertüchtigung (einschließlich des Vergleichs zwischen Holzhacken und Schlittschuhlaufen), das Lasterhafte eines Mittagsschläfchens. Auf jede dieser weitschweifig vorgetragenen Ansichten des Professors antworteten seine erwachsenen Kinder (zwei verheiratete Frauen, ein verheirateter Mann) mit einer völlig ausgewogenen Mischung von:

»Ganz genau!«

»War es nicht immer so?«

»Sehr richtig, Professor!«

Diese roboterhaften Antworten wurden, mit gleicher Präzision, unterstrichen durch Moms oft wiederholtes »Bare Münze, bare Münze«.

Homer Wells lauschte diesen gleichmäßigen Rhythmen wie ein Besucher aus einer anderen Welt, der die Trommeln eines fremden Stammes zu entschlüsseln sucht. Er kam nicht dahinter. Diese scheinbare Übereinstimmung aller in allem war überwältigend. Er sollte erst viel später erkennen, was ihm damals nicht hatte einleuchten wollen – diese unausgesprochene (und ausgesprochene) selbstbeweihräuchernde Humanitätsduselei, die Herzhaftigkeit, mit der das Leben wortreich versimpelt wurde.

Was immer es sein mochte, es gefiel ihm nicht mehr; es wurde zum Hindernis auf dem Weg, den er suchte, der ihn zu sich selbst führen sollte – zu dem, was er war oder sein wollte. Er konnte sich an verschiedene Erntedankfeste in St. Cloud's erinnern. Sie waren nicht so vergnügt gewesen wie das Fest bei Drapers in Waterville, aber sie erschienen ihm so viel wirklicher. Er erinnerte sich, wie er sich nützlich gefühlt hatte. Es gab immer Babys, die noch nicht allein essen konnten. Es gab immer die Möglichkeit eines Schneesturms, der das Stromnetz zusammenbrechen ließ; Homer war verantwortlich für die Kerzen und Petroleumlampen. Er war auch verantwortlich dafür, dem Küchenpersonal beim Putzen zu helfen oder Schwester Angela beim Trösten der anderen Waisen – und er war Dr. Larchs Botenjunge: das war die höchstbegehrte Verantwortung, die einem in der Knabenabteilung übertragen wurde. Bevor er zehn war, und lange bevor er von Dr. Larch ausdrücklich dazu ermahnt worden war, fühlte sich Homer Wells in St. Cloud's von seiner *Nützlichkeit* durchdrungen.

Was war los mit dem Erntedankfest bei Drapers, daß es so kraß abstach vom gleichen Ereignis in St. Cloud's? Mom war eine unvergleichlich gute Köchin; es konnte nicht am Essen liegen – das in St. Cloud's an einer sichtbaren, anscheinend unheilbaren Bleichsucht litt. Lag es am Sprechen des Dankgebets? In St. Cloud's war das Dankgebet ein stumpfes Instrument – Dr. Larch war ja kein religiöser Mensch.

»Laßt uns dankbar sein«, pflegte er zu sagen – und innezuhalten, als frage er sich eigentlich: Wofür? »Laßt uns dankbar sein für alles Gute, das wir empfangen haben«, sagte Larch mit einem vorsichtigen Blick in die Runde all der Unerwünschten und Verlassenen um ihn herum. »Laßt uns dankbar sein für Schwester Angela und für Schwester Edna«, fügte er mit mehr Festigkeit in der Stimme hinzu. »Laßt uns dankbar sein dafür, daß wir die freie Entscheidung haben, daß wir immer wieder eine zweite Chance bekommen«, fügte er einmal hinzu, Homer Wells ins Auge fassend.

Beim Erntedankfest in St. Cloud's war das Dankgebet ein Akt der Unwägbarkeit, der begreiflichen Vorsicht, getragen von typisch Larchscher Zurückhaltung.

Das Dankgebet bei den Drapers war überschwenglich und wunderlich. Anscheinend hing es damit zusammen, wie der Professor die Bedeutung von »Buße« definierte. Professor Draper sagte, der Anfang echter Buße sei, daß man sich als lasterhaft erkenne. Beim Dankgebet rief der Professor aus: »Sprecht mir nach – ich bin lasterhaft, ich verabscheue mich, ich bin dankbar für jeden in meiner Familie!« So sprachen sie alle – sogar Homer, sogar Mom (die diesmal mit ihrer baren Münze zurückhielt).

St. Cloud's war ein nüchterner Ort, aber seine Art, das bißchen Dank zu sagen, das er zu sagen hatte, klang freimü-

tig und aufrichtig. Homer fiel der unterschwellige Widerspruch bei der Familie Draper zum erstenmal am Erntedankfest auf. Anders als in St. Cloud's wurde das Leben in Waterville rundum positiv begrüßt – Babys zum Beispiel waren erwünscht. Woher also diese Bußfertigkeit? War es schuldhaft, glücklich zu sein? Und wenn Larch seinen Namen (wie Homer gehört hatte) von einem Baum hatte, so hatte Gott (von dem Homer in Waterville allzu viel zu hören bekam) seinen Namen von einem sehr viel härteren Stoff: vielleicht von Berggipfeln, vielleicht von Eis. So ernüchternd Gott in Waterville sonst wirkte, so sehr artete das Erntedankfest der Drapers – zu Homers Erstaunen – zum trunkenen Besäufnis aus.

Der Professor hatte, mit Moms Worten, »einen sitzen«. Dies besagte, so folgerte Homer, daß der Professor mehr als sein normales, tägliches Quantum Alkohol konsumiert hatte – das ihn, wiederum mit Moms Worten, nur »beschwipst« machte. Erschüttert sah Homer, daß die beiden verheirateten Töchter und der verheiratete Sohn sich benahmen, als hätten auch sie einen sitzen. Und weil das Erntedankfest ein besonderer Anlaß war und er wie die Enkelkinder länger aufbleiben durfte, beobachtete Homer jenes allabendliche Ereignis, das er bislang nur beim Einschlafen gehört hatte: dieses Poltern und Zerren und Schlurfen und dann die gedämpfte Stimme der Vernunft, nämlich die des Professors, der nuschelnd gegen die Tatsache protestierte, daß Mom ihm mit Gewalt die Treppe hinaufhalf und ihn, mit erstaunlicher Körperkraft, aufs Bett hievte.

»Der Wert körperlicher Ertüchtigung!« schrie der erwachsene und verheiratete Sohn, bevor er von der grünen Chaiselongue kippte und auf dem Teppich – neben dem alten Rufus – zusammenbrach, als sei er vergiftet worden.

»Wie der Vater, so der Sohn«, sagte eine der verheirateten Töchter. Die andere verheiratete Tochter, stellte Homer fest, hatte nichts zu sagen. Sie schlummerte friedlich im Schaukelstuhl; ihre ganze Hand – bis übers zweite Fingerglied – badete in ihrem beinah vollen Glas, das sie auf ihrem Schoß balancierte.

Die ungebärdigen Enkel verstießen gegen sämtliche Hausfriedensparagraphen. Die leidenschaftlichen Appelle des Professors, Ruhe und Ordnung zu wahren, verhallten am Erntedankfest offenbar ungehört.

Der noch nicht einmal zehnjährige Homer Wells kroch still in sein Bett. Das Heraufbeschwören einer besonders traurigen Erinnerung an St. Cloud's war ein Mittel, das ihm oft half, den Schlaf herbeizuzwingen. Er erinnerte sich an das eine Mal, als er die Mütter aus dem Spital des Waisenhauses hatte kommen sehen, das im Gesichtsfeld der Mädchenabteilung lag und an die Knabenabteilung angrenzte – beide waren durch einen langen Schuppen verbunden, in dem früher die Reserveblätter der Kreissäge aufbewahrt wurden. Es war früher Morgen und noch dunkel draußen, und Homer war auf die Lichter der Kutsche angewiesen, um zu erkennen, daß es schneite. Er schlief schlecht und war oft wach bei der Ankunft der Kutsche, die vom Bahnhof kam und das Küchenpersonal und die Putzfrauen und die erste Schicht fürs Spital in St. Cloud's ablieferte. Die Kutsche war bloß ein ausgemusterter Eisenbahnwaggon; im Winter wurde sie auf Gleitkufen gestellt und fungierte als umgebauter Pferdeschlitten. Wenn nicht genug Schnee auf der Schotterstraße lag, schlugen die Schlittenkufen Funken aus den Steinen am Boden und machten ein schreckliches knirschendes Geräusch (denn die Kufen wurden erst gegen Räder ausgetauscht, wenn man sicher wußte, daß der Win-

ter vorbei war). Eine Laterne zischte hell wie ein Leuchtfeuer neben dem dick vermummten Fahrer auf dem behelfsmäßigen Kutschbock, während im Innern der Kutsche schwächere Lampen blinkten.

An diesem Morgen fielen Homer die Frauen auf, die im Schnee darauf warteten, von der Kutsche abgeholt zu werden. Homer kannte die Frauen nicht, die unruhig umhertrippelten, bis das Personal von St. Cloud's vollzählig ausgestiegen war. Offenbar bestand eine gewisse Spannung zwischen diesen Gruppen – die Frauen, die darauf warteten, einsteigen zu können, wirkten scheu, sogar verschämt; die Männer und Frauen, die zur Arbeit kamen, wirkten vergleichsweise arrogant, sogar überheblich, und eine von ihnen (es war eine Frau) machte eine grobe Bemerkung zu einer der wartenden Frauen. Homer konnte die Bemerkung nicht hören, stellte aber fest, daß sie die wartenden Frauen wie ein kalter Windstoß von der Kutsche zurücktrieb. Die Frauen, die in die Kutsche einstiegen, blickten sich weder um, noch blickten sie einander an. Sie sprachen nicht einmal miteinander, und der Fahrer, den Homer stets als freundlichen Mann gekannt hatte, der zu jedem etwas zu sagen wußte, bei jedem Wetter, hatte kein freundliches Wort für sie. Die Kutsche wendete einfach und glitt durch den Schnee zum Bahnhof; in den erleuchteten Fenstern sah Homer Wells, daß etliche der Frauen ihr Gesicht in den Händen bargen oder versteinert dasaßen, wie manche Trauernde bei einem Begräbnis – die völlige Teilnahmslosigkeit vortäuschen müssen, um nicht den letzten Rest an Selbstbeherrschung zu verlieren.

Er hatte die Mütter noch nie gesehen, die ihre ungewollten Babys in St. Cloud's bekamen und dort zurückließen, und diesmal sah er sie auch nicht sehr deutlich. Zweifellos

war es bedeutungsvoll, daß er sie zum erstenmal beim Abschiednehmen sah und nicht bei der Ankunft, mit vollem Bauch und ihrer Sorgen unentbunden. Noch bedeutsamer war, daß Homer spürte, daß sie nicht *all* ihrer Sorgen entbunden waren, wenn sie fortgingen. Noch nie hatte er trostlosere Menschen gesehen als diese Frauen; vermutlich war es kein Zufall, daß sie in der Dunkelheit fortgingen.

Als er sich in den Schlaf zu wiegen versuchte, in jener Erntedanknacht bei Drapers in Waterville, sah Homer Wells die Mütter im Schnee fortgehen, doch er sah sogar mehr, als er tatsächlich gesehen hatte. In den Nächten, wenn er nicht schlafen konnte, fuhr Homer mit den Frauen in der Kutsche zum Bahnhof. Er stieg mit ihnen in den Zug, fuhr mit ihnen nach Hause; er fand heraus, welche *seine* Mutter war, und folgte *ihr*. Es war schwer, zu erkennen, wie sie aussah und wo sie wohnte, woher sie gekommen war, ob sie dorthin zurückkehrte – und schwerer noch, sich vorzustellen, wer sein Vater sei und ob sie zu *ihm* zurückkehrte. Wie die meisten Waisen stellte Homer sich oft vor, seine Eltern zu sehen, aber immer blieb er von ihnen unerkannt. Als Kind war es ihm peinlich, wenn er dabei ertappt wurde, wie er Erwachsene anstarrte – manchmal liebevoll, manchmal mit einer instinktiven Feindseligkeit, die er in seinem Gesicht auch nicht hätte lesen mögen.

»Laß das, Homer«, pflegte Dr. Larch bei solchen Gelegenheiten zu sagen. »Hör endlich auf damit.«

Selbst als Erwachsener ließ Homer sich immer noch beim Anstarren ertappen.

In der Erntedanknacht aber, in Waterville, starrte er so angestrengt in das Leben seiner *wirklichen* Eltern, daß er sie beinah gefunden hätte, bevor er erschöpft einschlief. Plötzlich wurde er jäh von einem der Enkel geweckt, einem älte-

ren Jungen; Homer hatte vergessen, daß er sein Bett mit ihm teilen sollte, weil das Haus überfüllt war.

»Mach Platz«, sagte der Junge. Homer machte Platz. »Laß deinen Pimmel in deinem Pyjama«, sagte der Junge zu Homer, der nicht die Absicht hatte, ihn herauszuholen. »Weißt du, was *Fummeln* ist?« fragte der Junge dann.

»Nein«, sagte Homer.

»Doch, du weißt es, Pimmelsack«, sagte der Junge. »Ihr tut ja nichts anderes, ihr in St. Cloud's. Ihr befummelt euch. Die ganze Zeit. Versuche nur, mich zu befummeln, und ich sage dir, du wirst zurückgeschickt, ohne deinen Pimmel«, sagte der Junge. »Ich werd dir den Pimmel abschneiden und ihn dem Hund verfüttern.«

»Du meinst Rufus?« fragte Homer Wells.

»Ganz richtig, Pimmelsack«, sagte der Junge. »Willst du mir immer noch erzählen, daß du nicht weißt, was Fummeln ist?«

»Ich weiß nicht«, sagte Homer.

»Du willst, daß ich's dir zeige, nicht wahr?« sagte der Junge.

»Ich glaube nicht«, sagte Homer.

»Doch, tust du, Pimmelsack«, sagte der Junge, und dann versuchte er, Homer Wells zu befummeln. Homer hatte nie gesehen oder gehört, daß jemand in St. Cloud's auf diese Weise mißbraucht worden wäre. Auch wenn der ältere Junge seinen Fummel-Stil auf einem Internat gelernt hatte – einem sehr guten –, hatte man ihm dort nicht beigebracht, welche Art von Geschrei sich Homer Wells bei der Familie in Three Mile Falls antrainiert hatte. Jetzt aber schien es Homer an der Zeit, zu schreien – und zwar laut, wenn man der Fummelei entkommen wollte –, und sein Geschrei weckte den einzigen Erwachsenen im Hause Draper, der

nur schlafen gegangen war (statt bewußtlos umzufallen). Mit anderen Worten, Homer weckte Mom. Er weckte auch alle Enkelkinder, und weil einige von ihnen jünger waren als Homer und weil sie alle keine Ahnung hatten von Homers Leistungen beim Zetern, stürzte sein Geschrei sie in nackte Panik – und rüttelte sogar Rufus wach, der schnappte.

»Was, um Himmels willen …?« fragte Mom vor Homers Tür.

»Er versuchte mich zu befummeln, da hab ich ihm eins verpaßt«, sagte der Internatsschüler. Homer, dem darum zu tun war, sein legendäres Geschrei unter Kontrolle zu bringen – es in die Vergangenheit zurückzuschicken –, wußte nicht, daß man Enkeln mehr Glauben schenkt als Waisen.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Dr. Larch, »ist es selbstzerstörerisch und grausam, sich allzu viele Gedanken zu machen über die Vorfahren. In anderen Teilen der Welt, muß ich leider sagen, stehen die Vorfahren einer Waise stets unter Verdacht.«

Mom prügelte den Jungen so hart, wie nur je ein Mitglied der gescheiterten Familie aus Three Mile Falls ihn geprügelt hatte. Dann verbannte sie ihn für den Rest der Nacht in den Heizungskeller; wenigstens war es dort unten warm und trocken, und es gab ein Feldbett, das im Sommer bei Campingausflügen benützt wurde.

Es gab auch eine Menge nasser Schuhe – darunter sogar ein Paar, das Homer gehörte. Einige der nassen Socken waren schon beinah trocken und paßten ihm. Das Angebot an feuchten Skianzügen und rustikalen Wanderklamotten bot Homer eine hinlängliche Auswahl. Er kleidete sich in warme Freizeitsachen, die größtenteils trocken waren. Er wußte, daß Mom und der Professor viel zu große Stücke auf ›die

Familie‹ hielten, um ihn wegen bloßer Fummelei nach St. Cloud's zurückzuschicken; wenn er zurückwollte, und das wollte er, mußte er aus eigenem Antrieb gehen.

Tatsächlich hatte Mom Homer eine Vorschau vermittelt, wie seine angebliche Fummelei behandelt und zweifellos geheilt werden würde. Sie ließ ihn vor dem Feldbett im Heizungskeller niederknien.

»Sprich mir nach«, sagte sie und wiederholte des Professors sonderbare Version des Dankgebets. »Ich bin lasterhaft, ich verabscheue mich«, sprach Mom, und Homer sprach es ihr nach – wohl wissend, daß jedes Wort gelogen war. Noch nie hatte er sich selbst so gut leiden können. Er fühlte, er war auf der Spur, herauszufinden, wer er war und wie er sich nützlich machen konnte, aber er wußte auch, daß der Weg zurück nach St. Cloud's führte.

Als Mom ihm einen Gutenachtkuß gab, sagte sie: »Na, Homer, mach dir keine Sorgen, was der Professor dazu sagen wird. Was immer er sagt, du darfst es nicht für bare Münze nehmen.«

Homer Wells wartete den Vortrag des Professors über die Fummelei nicht ab. Homer trat ins Freie; auch der Schnee konnte ihn nicht aufhalten. 193–, in Waterville, überraschte es niemanden, zum Erntedankfest so viel Schnee auf der Erde zu sehen; und Professor Draper hatte Homer sorgfältig über die Meriten und Methoden des Schneeschuhlaufs aufgeklärt.

Homer war ein tüchtiger Wanderer. Die Straße, die in die Stadt führte, fand er auf Anhieb, und dann auch die breitere Landstraße. Es war schon heller Tag, als der erste Lastwagen hielt; es war ein Holzfuhrwerk. In Anbetracht seines Reiseziels war das für Homer genau das richtige. »Ich gehöre nach St. Cloud's«, erzählte er dem Fahrer. »Ich habe

mich verlaufen.« 193– wußte jeder Holzfuhrwerker, wo St. Cloud's lag, nämlich in entgegengesetzter Richtung, und der Fahrer wußte es auch.

»Du bist auf dem falschen Weg, Kleiner«, riet er dem Jungen. »Dreh dich um und warte auf ein Fuhrwerk, das in die andere Richtung fährt. Wie sagst du, du bist *aus* St. Cloud's?« fragte der Fahrer. Wie die meisten Menschen dachte er, daß Waisen nur immer aus dem Waisenhaus *weg*- statt *hin*laufen.

»Ich gehöre einfach dorthin«, sagte Homer Wells, und der Fahrer winkte zum Abschied. Nach Dr. Larchs Auffassung konnte dieser Fahrer – da er so fühllos war, einen Jungen allein im Schnee losziehen zu lassen – nur ein Angestellter der Ramses-Papierfabrik sein.

Der nächste Fahrer steuerte ebenfalls ein Holzfuhrwerk. Es war leer und unterwegs in den Wald, um noch mehr Baumstämme zu holen, und St. Cloud's lag mehr oder minder am Weg.

»Ein Waisenjunge?« fragte der Fahrer, als Homer sagte, daß er nach St. Cloud's wolle.

»Nein«, sagte Homer. »Ich gehöre einfach dorthin – einstweilen.«

193– dauerte es in Maine lange, um irgendwohin zu fahren, besonders bei schneebedeckter Straße. Es wurde schon dunkel, als Homer in sein Zuhause zurückkehrte. Die Tönung des Lichts war dieselbe wie an dem frühen Morgen, als er die Mütter gesehen hatte, die ihre Kinder zurückließen. Homer stand eine Zeitlang vor dem Eingang zum Spital und sah den Schnee fallen. Dann ging er und stellte sich vor den Eingang der Knabenabteilung. Dann ging er zurück und stand draußen vor dem Eingang zum Spital, weil dort besseres Licht war.

Er dachte noch immer nach, was er Dr. Larch eigentlich sagen solle, als die Kutsche vom Bahnhof – jener unselige Schlitten – vor der Einfahrt zum Spital hielt und eine einzige Reisende absetzte. Sie war so hochschwanger, daß der Fahrer zuerst besorgt schien, sie könnte ausrutschen und stürzen; dann schien der Fahrer sich zu besinnen, warum die Frau gekommen war, und vielleicht schien es ihm unmoralisch, einer solchen Frau tatsächlich über den Schnee zu helfen. Er fuhr los und überließ es *ihr*, sich vorsichtig einen Weg zum Eingang zu bahnen – und zu Homer Wells. Homer läutete die Türglocke für die Frau, die nicht zu wissen schien, was sie tun sollte. Es kam ihm vor, als hoffte sie auf ein wenig Zeit, um nachzudenken, was auch sie zu Dr. Larch sagen solle.

Für jeden, der die beiden dort stehen sah, war dies eine Mutter mit ihrem Sohn. Eben diese Vertrautheit lag in der Art, wie sie einander anschauten, und in dem klaren Einander-Erkennen – sie wußten ganz genau, was mit dem anderen los war. Homer hatte Angst vor dem, was Dr. Larch zu ihm sagen würde, doch er erkannte, daß die Frau noch größere Angst hatte – die Frau kannte Dr. Larch nicht; sie hatte keine Ahnung, was für ein Ort St. Cloud's war.

Innen gingen mehr Lichter an, und Homer erkannte die engelhafte Gestalt Schwester Angelas, die kam, um die Tür zu öffnen. Aus irgendeinem Grund streckte er die Hand aus und griff nach der Hand der schwangeren Frau. Vielleicht war es die angefrorene Träne in ihrem Gesicht, die im stärkeren Licht aufleuchtete, doch er selbst brauchte auch eine Hand, an der er sich festhalten konnte. Jedenfalls war Homer Wells gefaßt, als Schwester Angela ungläubig in die Schneenacht hinauslugte, während sie sich mühte, die zugefrorene Tür zu öffnen. Zu der schwangeren Frau und ihrem

ungewollten Kind sagte Homer: »Keine Angst, hier sind alle freundlich.«

Er spürte, wie die schwangere Frau seine Hand drückte, so fest, daß es schmerzte. Das Wort »Mutter!« lag ihm sonderbar auf den Lippen, als Schwester Angela endlich die Tür aufstieß und Homer Wells in die Arme schloß.

»Oh, *oh*!« rief sie. »Oh, *Homer – mein* Homer, *unser* Homer! Ich wußte, du würdest wiederkommen!«

Und weil die Hand der schwangeren Frau noch immer Homers Hand hielt – da irgendwie keiner von beiden loslassen konnte –, drehte sich Schwester Angela zur Seite und schloß auch die Frau in ihre Umarmung ein.

Es schien Schwester Angela, als sei auch diese schwangere Frau eine Waise, die (wie Homer Wells) genau dorthin gehörte, wo sie jetzt stand.

Dr. Larch erzählte er lediglich, daß er sich in Waterville nicht nützlich gefühlt habe. Wegen der Dinge, die die Drapers erzählt hatten, als sie Larch anriefen, um zu sagen, daß Homer weggelaufen sei, mußte Homer das mit der Fummelei erklären – anschließend erklärte St. Larch Homer alles über die Fummelei. Der Suff des Professors verwunderte Larch (in der Regel fand er solche Sachen ganz schnell heraus), über die Gebete war er mehr als nur verwundert. Dr. Larchs Brief an die Drapers war von einer Bündigkeit, wie sie selbst beim Professor nur selten vorkam.

»Tut Buße«, lautete der Brief. Larch hätte es dabei bewenden lassen können, aber er konnte nicht widerstehen hinzuzufügen: »*Ihr* seid lasterhaft, Ihr solltet *Euch* verabscheuen.«

Wilbur Larch wußte, daß eine vierte Pflegefamilie für Homer Wells nicht so einfach zu finden sein würde. Die

Suche kostete Dr. Larch drei Jahre, und Homer war inzwischen zwölf – beinah dreizehn. Larch wußte, wie prekär die Situation war: Homer würde Jahre brauchen, um sich woanders so wohl zu fühlen wie in St. Cloud's.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Larch in sein Tagebuch, »haben wir nur ein Problem. Daß es immer Waisen geben wird, gehört nicht in die Kategorie Problem; es läßt sich einfach nicht lösen – wir tun unser Bestes, indem wir für sie sorgen. Daß unser Budget immer zu klein sein wird, ist ebenfalls kein Problem – ein Waisenhaus ist immer von der Pleite bedroht; so muß es sein, per Definition. Und es ist *kein* Problem, daß nicht jede Frau, die schwanger wird, unbedingt auch ihr Baby haben will; vielleicht dürfen wir einer aufgeklärteren Zeit entgegensehen, in der Frauen das Recht haben werden, die Geburt eines ungewollten Kindes abzuwenden – doch einige Frauen werden immer unwissend sein, verwirrt, verängstigt. Auch in aufgeklärten Zeiten wird es unerwünschten Babys gelingen, auf die Welt zu kommen.

Und es wird immer Babys geben, die sehr erwünscht *waren*, dann aber als Waisen *enden* – sei es durch Unfall, durch vorsätzliche oder zufällige Akte der Gewalt, die ebenfalls keine Probleme sind. Hier in St. Cloud's würden wir unsere beschränkte Kraft und unsere beschränkte Phantasie vergeuden, wollten wir die Schattenseiten des Lebens als Probleme betiteln. Hier in St. Cloud's haben wir nur ein Problem. Sein Name ist Homer Wells. Bei Homer hatten wir Erfolg: Es ist uns gelungen, das Waisenhaus zu seinem Zuhause zu machen, und eben dies ist das Problem. Wenn man versucht, einer staatlichen oder anderen öffentlichen Institution etwas von jener Liebe zu schenken, die in eine Familie investiert werden sollte – und wenn diese Instituti-

on ein Waisenhaus ist und es *gelingt* einem, ihm Liebe zu schenken –, wird man ein Monstrum schaffen: ein Waisenhaus, das nicht Zwischenstation ist zu einem besseren Leben, sondern ein Waisenhaus, das die erste und letzte Station ist, der einzige Ort, den die Waise je akzeptieren wird.

Es gibt keine Entschuldigung für Grausamkeit, doch – in einem Waisenhaus – sind wir womöglich verpflichtet, Liebe vorzuenthalten. Wenn man es in einem Waisenhaus versäumt, Liebe vorzuenthalten, wird man ein Waisenhaus schaffen, das keine Waise von sich aus verläßt. Man wird einen Homer Wells schaffen – eine wahre Waise, weil sein einziges Zuhause immer St. Cloud's sein wird. Gott (oder wer immer) verzeihe mir. Ich habe eine Waise geschaffen; ihr Name ist Homer Wells, und er wird immer nach St. Cloud's gehören.«

Als Homer zwölf war, hatte er das Sagen im Haus. Er kannte seine Öfen und seine Holzkästen, seine Sicherungsboxen und seine Wäschetruhen, die Wäscherei, die Küche, die Winkel, wo die Katzen schliefen – er wußte, wann Post kam und wer welche bekam, wußte, wer in welcher Schicht arbeitete und wie er hieß; wußte auch, wohin die Mütter zum Rasieren gingen, wenn sie eintrafen, wie lange die Mütter blieben, wann sie gingen – ob und mit welcher Hilfe. Er kannte die Glocken und läutete sie. Er wußte, wer die Hauslehrer waren; er erkannte sie an ihrem Gang, wenn sie vom Bahnhof kamen, schon aus zweihundert Meter Entfernung. Er war sogar in der Mädchenabteilung bekannt, obwohl die wenigen Mädchen, die älter waren als er, ihm angst machten und er möglichst wenig Zeit dort verbrachte – nur, um Aufträge für Dr. Larch zu erledigen, um Nachrichten und Arzneien zu überbringen. Die Leiterin der Mädchenabteilung war keine Ärztin, und wenn die Mäd-

chen erkrankten, gingen sie entweder zu Dr. Larch ins Spital, oder Dr. Larch kam zu ihnen in die Mädchenabteilung. Die Leiterin der Mädchenabteilung war eine Bostoner Irin und hatte einige Zeit im Neuengland-Heim für kleine Landstreicher gearbeitet. Sie hieß Mrs. Grogan, obwohl sie nie einen Mr. Grogan erwähnte und niemand, der sie sah, sich so leicht vorstellen konnte, daß es je einen Mann in ihrem Leben gegeben hatte. Vielleicht gefiel ihr der Klang von Missus besser als der Klang von Miss. Im Neuengland-Heim für kleine Landstreicher hatte sie der Gemeinschaft der Kleinen Dienerinnen Gottes angehört, was Dr. Larch stutzig machte. Aber Mrs. Grogan machte keine Anstalten, in St. Cloud's Mitglieder für eine solche Gemeinschaft zu werben; vielleicht war sie zu beschäftigt – neben ihren Pflichten als Leiterin der Mädchenabteilung war sie verantwortlich dafür, das wenige an Bildung zu verwalten, das für die Waisen verfügbar war.

Wenn es eine Waise gab, die über die sechste Schulklasse hinaus in St. Cloud's blieb, gab es keine Schule mehr, die sie hätte besuchen können – und die einzige Schule für die Klassen eins bis sechs war in Three Mile Falls; es war mit dem Zug nur eine Station von St. Cloud's entfernt, aber 193– hatten die Züge oft Verspätung, und der Donnerstags-Lokomotivführer war bekannt dafür, daß er im Bahnhof von St. Cloud's zu halten vergaß (als habe der Anblick so vieler verlassener Bauten ihn überzeugt, daß St. Cloud's immer noch eine Geisterstadt sei, oder als mißbilligte er die Frauen, die hier aus dem Zug stiegen).

Die Mehrzahl der Schüler in der Dorfschule von Three Mile Falls dünkte sich den sporadisch anwesenden Waisen überlegen; am allerüberlegensten aber fühlten sich jene Schüler, die aus Familien stammten, wo sie vernachlässigt

oder mißhandelt wurden, oder beides, und darum bestanden die Schulklassen eins bis sechs für Homer aus Erlebnissen eher kämpferischer denn erzieherischer Art. Jahrelang fehlte er an drei von vier Donnerstagen und mindestens einen weiteren Wochentag, weil der Zug Verspätung hatte; im Winter versäumte er einen Tag die Woche, weil er krank war. Und wenn zuviel Schnee lag, fuhren die Züge nicht.

Die drei Hauslehrer litten unter denselben Risiken, denen der Eisenbahnverkehr in jenen Jahren ausgesetzt war, denn sie kamen alle aus Three Mile Falls nach St. Cloud's. Da war eine Frau, die Mathematik lehrte; sie war Buchhalterin bei einer Textilfabrik – »eine echte Steuerberaterin«, hatte Schwester Edna ausgerufen –, doch sie lehnte alles ab, was entfernt mit Algebra oder Geometrie zu tun hatte, und Additionen und Subtraktionen standen bei ihr entschieden höher im Kurs als Multiplikationen und Divisionen (Homer war schon erwachsen, als Dr. Larch entdeckte, daß der Junge nicht multiplizieren konnte).

Die Witwe eines wohlhabenden Klempners lehrte Grammatik und Rechtschreibung. Ihre Methode war streng und verzwickt. Sie präsentierte große Haufen falsch geschriebener Wörter, ohne Groß- oder Kleinschreibung, ohne Punkt und Komma, und dann verlangte sie, diese Haufen in richtige Sätze zu bringen, peinlich genau interpunktiert und korrekt geschrieben. Anschließend korrigierte sie die Korrekturen; das endgültige Dokument – sie verwendete ein System verschiedenfarbiger Tinten – glich einem oft revidierten Staatsvertrag zwischen zwei halbanalphabetischen Ländern im Kriegszustand. Der Text selbst blieb Homer beinah immer fremd, auch wenn er endlich richtig geschrieben war. Und zwar, weil die Frau eifrig aus einem Familiengesangbuch zitierte – und Homer hatte weder je eine

Kirche von innen gesehen noch ein Kirchenlied gehört (wenn man die Weihnachtslieder nicht mitzählte oder die Hymnen, die Mrs. Grogan sang; aber die Klempnerswitwe war nicht so dumm, Weihnachtslieder zu benutzen). Homer Wells hatte Alpträume vom Entziffern der Texte, die die Witwe des Klempners zusammenbraute.

> o här main god wan ych ihm härpst mir wunter
> bedrachte disse wält fon dainer hant geschawen …

Oder:

> o fälz ter efichkaiten gip zuhfluchd mihr bay tir …

Der dritte Hauslehrer, ein pensionierter Schulmeister aus Camden, war ein unglücklicher alter Mann, der im Haus seiner Tochter lebte, weil er nicht selbst für sich sorgen konnte. Er unterrichtete Geschichte, aber er besaß keine Bücher. Er unterrichtete Weltgeschichte aus der Erinnerung; die Jahreszahlen, sagte er, wären nicht so wichtig. Er war imstande, einen Wortschwall von einer vollen halben Stunde über Mesopotamien loszulassen, aber wenn er innehielt, um Luft zu holen oder einen Schluck Wasser zu trinken, fand er sich in Rom oder in Troja wieder; er rezitierte lange, ununterbrochene Abschnitte aus dem Thukydides, aber ein bloßer Schluckauf trug ihn nach Elba, zu Napoleon.

»Ich finde«, bemerkte Schwester Edna eines Tages zu Dr. Larch, »es gelingt ihm, ein Gefühl für die Bandbreite der Geschichte zu vermitteln.«

Schwester Angela verdrehte die Augen. »Wenn ich versuche, ihm zuzuhören«, sagte sie, »fallen mir hundert gute Gründe ein für den Krieg.«

Sie meinte, wie Homer es verstand, daß niemand so lange leben sollte.

Man begreift leicht, warum Homer an seinen häuslichen Pflichten mehr Freude fand als an Bildung.

Homers liebste Pflicht war, für Dr. Larch die abendliche Lektüre auszuwählen. Er sollte eine Passage abschätzen, für die Dr. Larch beim Vorlesen exakt zwanzig Minuten brauchen würde; dies war schwierig, denn wenn Homer sich selbst vorlas, las er viel langsamer als Dr. Larch, aber wenn er einfach leise für sich las, las er viel schneller, als Dr. Larch vorlesen konnte. Bei Passagen von je zwanzig Minuten pro Abend brauchte Dr. Larch mehrere Monate, um *Große Erwartungen* zu lesen, und mehr als ein Jahr, um *David Copperfield* zu lesen – wonach St. Larch Homer eröffnete, daß er wieder am Anfang von *Große Erwartungen* beginnen werde. Bis auf Homer waren alle Waisen, die *Große Erwartungen* schon einmal gehört hatten, fortgezogen.

Ohnehin verstand fast keiner von ihnen *Große Erwartungen* oder *David Copperfield*. Nicht nur waren sie zu klein für die Dickenssche Sprache, sie waren auch zu klein, um die alltägliche Sprache von St. Cloud's zu begreifen. Worauf es Dr. Larch ankam, war die Idee des Vorlesens selbst – es war ein erfolgreiches Schlafmittel für die Kinder, die nicht wußten, was sie da hörten, und für die wenigen, die sowohl die Wörter wie auch die Handlung verstanden, war das abendliche Vorlesen eine Möglichkeit, in ihren Träumen, ihren Phantasien St. Cloud's zu verlassen.

Dickens war Dr. Larchs persönlicher Lieblingsautor. Es war natürlich kein Zufall, daß sowohl *Große Erwartungen* als auch *David Copperfield* von Waisen handelte. (»Was, zum Teufel, sollte man Waisen auch sonst vorlesen?« fragte Dr. Larch in seinem Tagebuch.)

Daher war Homer Wells wohlvertraut mit dem Bild jenes Galgens in den Themsemarschen – »mit Ketten daran hangend, die einst einen Seeräuber festhielten« –, und Homers Vorstellung von Pip, dem Waisenjungen, und von Magwitch, dem Sträfling … und von der schönen Estella, der rachsüchtigen Miss Havisham … lieferte ihm die Details, wenn er im Einschlafen den geisterhaften Müttern folgte, die im Schutz der Dunkelheit St. Cloud's verließen, um in den pferdegezogenen Kutschwagen einzusteigen, oder später in den Bus, der die Kutsche ablöste und Homer ein erstes Gefühl vom Vergehen der Zeit gab, vom Fortschritt. Nachdem der Bus die Kutsche abgelöst hatte, wurde aller Busverkehr nach St. Cloud's eingestellt. Danach gingen die Mütter zu Fuß. Dies gab Homer eine noch tiefere Einsicht in den Fortschritt.

Die Mütter, die er im Schlaf sah, veränderten sich nie. Aber die Männer, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, sie nach St. Cloud's zu begleiten – wo waren sie? Homer liebte die Stelle in *Große Erwartungen*, wo Pip gerade aufgebrochen ist und sagt: »Feierlich stiegen die Nebel alle … und die Welt lag vor mir ausgebreitet.« Ein Junge aus St. Cloud's wußte über »die Nebel« ausreichend Bescheid – sie waren es, die den Fluß verhüllten, die Stadt und das Waisenhaus selbst; sie trieben von Three Mile Falls den Fluß herab; sie verbargen einem die eigenen Eltern. Sie waren die Wolken von St. Cloud's, die es den eigenen Eltern erlaubten, sich ungesehen davonzustehlen.

»Homer«, pflegte Dr. Larch zu sagen, »eines Tages wirst du den Ozean sehen. Bislang bist du nur bis in die Berge gekommen; sie sind lange nicht so eindrucksvoll wie das Meer. Auch über der Küste hängt Nebel – er kann schlimmer sein als der Nebel hier –, doch wenn der Nebel sich

hebt, Homer … nun«, sagte St. Larch, »das mußt du einmal erleben.«

Aber Homer hatte es bereits gesehen, er hatte es sich bereits vorgestellt – »die Nebel alle … die feierlich stiegen«. Er lächelte Dr. Larch an und empfahl sich; es war Zeit, eine Glocke zu läuten. Und das tat er auch – Glockenläuten –, als seine vierte Pflegefamilie in St. Cloud's eintraf; Homer hatte keine Mühe, das Paar zu erkennen.

Sie waren, wie man heute sagen würde, ein sportliches Ehepaar. In Maine, im Jahr 193–, als Homer zwölf war, galten die Leute, die Homer adoptieren wollten, schlicht als Fanatiker, die alles machten, was man in freier Natur machen konnte. Sie waren ein Wildwasserkanutenehepaar, ein Ozeanseglerpaar – ein Bergsteiger-, Tiefseetaucher-, Wildnis-Camper-Paar. Sie waren ein 100-Meilen-(im Eilmarsch)-Trekker-Ehepaar. Athleten – aber nicht aus dem Sportverein; ein organisiertes Memmensportlerpaar waren sie nicht.

An dem Tag, als sie in St. Cloud's eintrafen, läutete Homer Wells die 10-Uhr-Glocke vierzehnmal. Er war wie verzaubert von ihnen – von ihrem kräftigen, muskulösen Äußern, ihrem federnden Schritt, von seinem Safarihut, von ihrer Buschmachete in langer Lederscheide (mit Indianerperlen), die sie am Patronengurt trug. Beide hatten sie Stiefel an, die gut einmarschiert aussahen. Ihr Fahrzeug war ein handgebastelter Vorläufer dessen, was man in späteren Jahren als Campingbus bezeichnen sollte; es schien dazu dazusein, ein Nashorn zu fangen und zu beherbergen. Homer sah augenblicklich voraus, daß er gezwungen sein würde, Bären zu jagen, mit Krokodilen zu raufen – kurz, sich von dem zu ernähren, was der Boden hergab. Schwester Edna fiel ihm in den Arm, bevor er fünfzehn Uhr läuten konnte.

Wilbur Larch war bewußt vorsichtig. Er fürchtete nicht

für Homers geistige Entwicklung. Ein Junge, der selbst *David Copperfield* und *Große Erwartungen* gelesen hat, beide zweimal – und beide Bücher Wort für Wort vorlesen gehört hat, ebenfalls zweimal –, ist geistig besser gerüstet als die meisten. Dr. Larch fand, daß die körperliche oder athletische Entwicklung des Jungen weniger verläßlich gewesen sei. Sport war für Larch etwas Oberflächliches, verglichen mit dem Erlernen wichtigerer, notwendigerer Fähigkeiten. Larch wußte, daß das sportliche Angebot von St. Cloud's – es bestand bei schlechtem Wetter aus Hallenfußball im Speisesaal – unzulänglich war. Bei gutem Wetter spielten die Knaben- und Mädchenabteilung Fangen oder Topfschlagen, und manchmal gaben sich Schwester Angela oder Schwester Edna als Werfer beim Schlagball her. Der Ball bestand aus ein paar Socken, mit Klebeband umwickelt; er flog schlecht. Larch hatte nichts gegen ein Leben in freier Natur; er kannte ja keines. Er vermutete, etwas von der dabei »vergeudeten« Energie werde Homer guttun – vielleicht konnte solch körperliche Ertüchtigung bei dem Jungen den Sinn fürs Komische steigern. Eine Quelle der Komik war für Schwester Edna und Schwester Angela der Name des Ehepaars. Mit Familiennamen hießen sie Winkle – er hieß Grant, sie hieß Billy. Sie gehörten zu der sehr kleinen Geldschicht von Maine. Ihr Geschäft, wie sie es albernerweise nannten, brachte ihnen keinen Cent, aber sie hatten es nicht nötig, Geld zu verdienen; sie waren reich geboren. Ihr unnützes Unternehmen bestand darin, Leute in die Wildnis mitzunehmen und ihnen das Gefühl zu vermitteln, als wären sie dort verloren; sie nahmen auch Leute mit, wenn sie in wackeligen Schlauchbooten und Kanus über Stromschnellen hinabschossen, und verschafften ihnen das Gefühl, als würden sie gewiß zerschmettert, bevor sie ertran-

ken. Die Winkles betätigten sich in der Branche der Gefühlsproduktion für Leute, die von eigenen, durch die eigenen Lebensumstände hervorgerufenen Gefühlen so weit entfernt waren, daß nur noch das große (wenn auch nur simulierte) Abenteuer sie aus der Reserve locken konnte. Das »Geschäft« der Winkles beeindruckte Larch wenig. Für ihn waren sie reiche Leute, die einfach taten, was ihnen gefiel, und die das Bedürfnis hatten, dem, was sie taten, einen seriöseren Namen zu geben als Spiel. Was Dr. Larch beeindruckte, war die Tatsache, daß die Winkles irrsinnig glücklich waren. Bei Erwachsenen – und bei Waisen –, so hatte Larch festgestellt, war irrsinniges Glück eine Seltenheit.

»In anderen Teilen der Welt«, schrieb Dr. Larch, »hält man irrsinniges Glücklichsein für einen Geisteszustand. Hier in St. Cloud's stellen wir fest, daß irrsinniges Glücklichsein nur den völlig Geistlosen möglich ist. Ich bezeichne es daher als jenes höchst seltene Ding: einen Zustand der Seele.« Larch war oft witzig, wenn er von der Seele sprach. Er hänselte Schwester Edna und Schwester Angela gerne im Operationssaal, wo das Thema Seele die guten Schwestern unvorbereitet traf.

Einmal, vor einer aufgeschnittenen Leiche auf dem Tisch, deutete Larch theatralisch auf ein glattes, kastanienbraunes Gebilde unter dem Brustkorb und über den Eingeweiden der Bauchhöhle; es sah aus wie ein dreipfündiger Brotlaib oder wie eine Schnecke mit zwei Kriechfüßen. »Seht!« flüsterte Larch. »Man bekommt sie nur selten zu Gesicht, aber wir haben sie beim Mittagsschlaf überrascht. Seht, schnell, bevor sie sich regt!« Die Schwestern sperrten Mund und Augen auf. »Die *Seele*«, flüsterte Larch ehrfürchtig. Tatsächlich war es die größte Drüse des menschlichen Körpers, ausgestattet mit Fähigkeiten, wie sie auch der Seele zuge-

schrieben werden – zum Beispiel, ihre mißhandelten Zellen selbst zu erneuern. Es war die *Leber*, an die Larch mehr Gedanken wendete als an die Seele.

So sehr das irrsinnige Glück der Winkles ein Geistes- oder ein Seelenzustand sein mochte, so sehr wünschte sich Wilbur Larch, daß etwas davon auf Homer Wells abfärben möge. Die Winkles hatten sich schon immer ein Kind gewünscht, »um zusammen mit uns die Welt der Natur zu erleben«, wie sie sagten, »und natürlich auch, um ein Kind glücklich zu machen«. Wenn Dr. Larch die beiden so anschaute, machte er sich seine eigenen Gedanken darüber, weshalb sie sich nicht erfolgreich fortpflanzen konnten. Mangel an nötiger Konzentration, dachte Larch. Und Larch vermutete, daß die Winkles nie lange genug Rast machten, um sich zu paaren. Vielleicht, so spekulierte er, ist Billy Winkle in Wirklichkeit gar keine Frau.

Grant hatte einen Plan. Er hat kein Gesicht, stellte Dr. Larch fest, als er die stumpfen Gesichtszüge des Mannes zu erkennen suchte, irgendwo zwischen seinem blonden Bart und seinem noch blonderen Haar. Sein Haar, zu Ponyfransen gestutzt, verdeckte gänzlich die niedrige Stirn. Die Wangen, oder was Larch von ihnen erkennen konnte, waren Wülste, die Augen dahinter versteckt. Der Rest war Bart – ein blondes Dickicht, bei dem Billy Winkle, so stellte Larch sich vor, eine Machete brauchte, um sich einen Weg freizuhacken. Grant hatte den Plan, sich Homer ein Weilchen auszuborgen, zum Elche-Pirschen. Die Winkles wollten einen Ausflug mit Kanu und zu Fuß durch den nördlichen Staatsforst machen, und der Hauptspaß dabei sollte sein, Elche zu beobachten. Ein zusätzliches Vergnügen sollte es werden, Homer Wells ein wenig mit dem Wildwasser bekannt zu machen.

Ein solcher Ausflug, meinte St. Larch, in den mächtigen Händen der Winkles, konnte Homer nicht gefährlich werden. Weniger überzeugt war er, ob Homer bei diesen Leuten würde bleiben wollen, um sich schließlich von ihnen adoptieren zu lassen. Er machte sich kaum Sorgen, daß die Verrücktheit der Winkles den Jungen stören könnte, und das tat sie denn auch nicht. Welcher Junge fühlt sich schon gestört durch das ewige Abenteuer? Vielmehr argwöhnte Wilbur Larch, die Winkles könnten Homer zu Tränen langweilen, wenn nicht zu Tode. Ein Campingausflug in den Staatsforst – etwas Wildwasser dann und wann, ein paar Elche – mochte dem Jungen eine Ahnung vermitteln, ob er es für immer bei Grant und Billy würde aushalten können oder nicht.

»Und wenn es dir Spaß macht in den Wäldern«, sagte Grant Winkle fröhlich zu Homer, »nehmen wir dich mit aufs Meer!« Vermutlich reiten sie auf Walfischen, überlegte sich Homer. Sie hänseln die Haie, dachte Dr. Larch.

Dr. Larch aber wollte, daß Homer es versuchte, und Homer Wells war bereit – für St. Larch hätte er alles versucht.

»Nichts Gefährliches«, sagte Larch streng zu den Winkles.

»O nein, Hand aufs Herz!« rief Billy; auch Grant legte die Hand auf sein Herz.

Es führte nur eine Straße durch den nördlichen Staatsforst, soviel wußte selbst Dr. Larch. Sie war von der Ramses-Papierfabrik erbaut worden und noch immer in deren Besitz. Bäume im Staatsforst schlagen durften sie nicht, wohl aber ihre Maschinen hindurchtransportieren, en route zu anderen Bäumen, die ihnen gehörten. Nur dies – daß Homer sich den Aktivitäten der Ramses-Papierfabrik auch nur nähern sollte – machte Dr. Larch Sorgen.

Homer war überrascht, wie wenig Platz es gab in der Kabine des selbstgebastelten Safarifahrzeugs, das die Winkles fuhren. Die Ausrüstung, die es beförderte, war eindrucksvoll: das Kanu, das Zelt, die Angelgeräte, die Kochutensilien, die Gewehre. Doch gab es für den Fahrer und die Mitreisenden wenig Platz. In der Kabine hockte Homer auf Billys Schoß; es war ein breiter Schoß, aber sonderbar unbequem, wegen der harten Schenkel. Homer hatte schon früher einmal den Schoß einer Frau gespürt, beim alljährlichen Dreibein-Rennen in St. Cloud's.

Einmal im Jahr belustigten die Jungen- und Mädchenabteilung die Stadt mit diesem Wettlauf. Es war eine Wohltätigkeitsveranstaltung für das Waisenhaus, darum ließ jeder es über sich ergehen. Die beiden letzten Jahre hatte Homer das Rennen gewonnen – nur, weil seine Partnerin, das älteste Mädchen der Mädchenabteilung, kräftig genug war, ihn hochzuheben und mit ihm auf den Armen durchs Ziel zu rennen. Der Witz dabei war, daß je ein Junge und ein Mädchen passenden Alters *sein* linkes Bein mit *ihrem* rechten Bein zusammenbinden mußten; dann hüpften sie auf den beiden freien Beinen dem Ziel entgegen, das elende, sogenannte dritte Bein zwischen sich mitschleppend. Das große Mädchen aus der Mädchenabteilung brauchte Homer nicht zu schleppen – sie schummelte, sie trug ihn einfach. Im letzten Jahr aber war sie auf der Ziellinie gestürzt und hatte Homer in ihren Schoß gerissen. Versehentlich, beim Versuch, sich aus ihrem Schoß zu befreien, hatte er mit der Hand ihren Busen berührt, und sie hatte ihn kräftig in den – wie der Privatschuljunge aus Waterville sich ausdrückte – Pimmel gekniffen.

Sie hieß Melony, und ihr Name war, wie so manche Namen der Waisen in der Mädchenabteilung, ein Schreibfeh-

ler. Melonys Name lautete offiziell Melody – aber die Sekretärin der Mädchenabteilung konnte nicht gut tippen. Tatsächlich erwies sich der Tippfehler sogar als glückhafter Irrtum, denn an dem Mädchen war überhaupt nichts Melodiöses. Sie war vielleicht sechzehn (niemand kannte ihr genaues Alter), und in der Fülle ihrer Brüste wie in den Rundungen ihres Hinterns lag sehr wohl eine Andeutung von Melonen.

Auf der langen Fahrt nach Norden ängstigte sich Homer, Billy Winkle könnte ihn ebenfalls in den Pimmel kneifen. Er sah die Häuser zurückbleiben und die Tiere auf der Weide; andere Autos und selbst Holzfuhrwerke waren von den Straßen verschwunden. Bald verengte sich die Straße zu einer einzelnen Fahrspur, die meist am Wasser entlangführte; das Wasser floß schnell. Vor ihnen ragte – stundenlang, wie es schien – ein Berg mit einem indianischen Namen auf, der mitten im Juli Schnee auf dem Gipfel hatte.

»Dorthin fahren wir, Homer!« erzählte Grant Winkle dem Jungen. »Direkt unter all dem Schnee gibt es einen See.«

»Die Elche sind ganz verrückt auf den See«, erzählte Billy Homer. »Und auch du wirst ganz verrückt sein auf den See.«

Homer zweifelte nicht daran. Es war ein Abenteuer. Dr. Larch hatte gesagt, daß er nicht bleiben müsse.

Ehe es dunkel wurde, schlugen die Winkles das Nachtlager auf. Zwischen der einzelnen Fahrspur und dem dahinbrausenden Wasser bauten sie ein Zelt auf, mit drei Kammern darin. In einer der Kammern zündeten sie einen Kocher an, und in einer anderen Kammer machte Billy hundert Rumpfbeugen (Homer hielt ihr die Füße fest), während Grant Bachforellen fing. Der Abend war so kühl,

daß es keine Mücken gab und sie die Lampen bei offenen Zeltklappen brennen lassen konnten, als es längst dunkel war. Grant und Billy erzählten Abenteuergeschichten. (In sein Tagebuch schrieb Dr. Larch später: »Was, zum Teufel, sollten sie auch sonst erzählen?«)

Grant erzählte von dem sechzigjährigen Rechtsanwalt, der sie angeheuert hatte, weil er bei der Geburt eines Bären dabeisein wollte. Billy zeigte Homer die Bärentatzennarben. Dann erzählte Grant von einem Kunden, der die Winkles gebeten hatte, ihn auf dem Meer auszusetzen, in einem kleinen Boot – mit einem einzigen Ruder. Dieser Mann wollte wissen, wie man überlebt und wie man sich dabei fühlt. Er wollte herausfinden, ob er es allein an Land zurückschaffen könnte, wobei die Winkles ihn allerdings im Auge behalten und im Notfall retten sollten. Der Trick dabei war, den Mann nicht wissen zu lassen, daß er beobachtet wurde. In der Nacht – wenn der alte Esel einschlief und aufs Meer hinaustrieb – schleppten die Winkles ihn vorsichtig zur Küste zurück. Am nächsten Morgen aber – einmal sogar in Sichtweite des Landes – brachte der Mann es doch tatsächlich fertig, erneut verlorenzugehen. Am Ende mußten sie ihn retten, als sie ihn dabei ertappten, wie er Salzwasser trank; er war so enttäuscht, daß er ihnen mehrere faule Schecks gab, bevor er schließlich seine Abenteuergebühr entrichtete.

»Abenteuergebühr«, so nannte es Billy.

Homer dachte, es könnte seinen künftigen Adoptiveltern peinlich sein, wenn er ihnen Geschichten vom Leben in St. Cloud's erzählte – oder gar vom Erntedankfest in Waterville. Er meinte, auch etwas zum Lagerfeuergeist dieses Abenteuers beitragen zu müssen, aber die einzigen guten Geschichten, die er kannte, waren *Große Erwartungen* und

*David Copperfield*. Dr. Larch hatte ihm erlaubt, das Exemplar von *Große Erwartungen* – Homers Lieblingsbuch – mitzunehmen. Homer fragte die Winkles, ob er ihnen etwas aus seiner Lieblingsgeschichte vorlesen dürfe. »Liebend gerne«, sagten sie; sie könnten sich nicht erinnern, daß ihnen je jemand vorgelesen hätte. Homer war ein bißchen nervös; sooft er *Große Erwartungen* auch gelesen hatte, vorgelesen hatte er noch nie.

Aber er las wunderbar vor! Er meisterte sogar Joe Gargerys Akzent, wie er ihn sich vorstellte, und als er zu der Stelle kam, wo Mr. Wopsle »Nein!« ausruft – »mit der schwachen Bosheit eines erschöpften Mannes« –, da spürte Homer, daß er die richtige Tonlage für die ganze Geschichte gefunden hatte – er spürte, daß er vielleicht auch sein erstes Talent entdeckt hatte. Leider aber hatte sein Vorlesen, talentiert wie er war, die Winkles rasch in den Schlaf gewiegt. Homer las weiter, leise für sich, bis zum Schluß des siebten Kapitels. Vielleicht liegt es gar nicht an meinem Vorlesen, dachte Homer; vielleicht liegt es an den Winkles – an all ihren Rumpfbeugen, all seinem Forellenfangen, all der unbändigen Wildheit dieser zweifellos imposanten Freiluftmenschen.

Homer versuchte den Schlafsack der Winkles – einen einzigen großen Sack – behaglich über sie zu breiten. Er blies die Lampen aus. Er ging in seine eigene Kammer und schlüpfte in seinen eigenen Schlafsack. Er lag mit dem Kopf zur offenen Zeltklappe; er sah die Sterne; er hörte das tosende Wasser nahebei. Es erinnerte ihn nicht an Three Mile Falls, denn der Bach hier war ganz anders als jener Fluß. Er war genauso reißend, aber er floß durch eine tiefe, enge und blitzsaubere Schlucht mit ausgewaschenen Steinen und glitzernden Tümpeln, wo Grant die Forellen gefangen hatte.

Homer stellte sich nicht ungern weitere Abenteuer mit den Winkles vor, doch schwerer fiel es ihm, sich einen Elch vorzustellen. Wie groß genau mochte ein Elch sein? Größer als die Winkles?

Homer zeigte kein Mißtrauen gegen die Winkles, und gewiß keine Furcht. Er empfand nur eine unvoreingenommene Vorsicht vor ihnen – er war überzeugt, daß sie nicht gefährlich waren, doch gehörten sie einer etwas anderen Gattung von Lebewesen an. Im Einschlafen verwechselte er die Winkles in seinem kindlichen Gemüt mit Elchen. Am andern Morgen weckte ihn ein Geräusch, von dem er sicher war, daß es von Elchen kam – nur um zu entdecken, daß es von den Winkles in der Zeltkammer nebenan kam. Die Winkles begrüßten den Tag anscheinend auf ihre eigene, kraftvolle Weise. Homer hatte noch nie gehört, wie Menschen Liebe machen oder wie Elche sich paaren, aber er wußte, daß die Winkles sich paarten. Wäre Dr. Larch zugegen gewesen, er hätte ganz neue Schlüsse gezogen hinsichtlich des Unvermögens der Winkles, Nachwuchs zu produzieren. Er wäre zu dem Schluß gelangt, daß die gewaltsame Sportlichkeit ihrer Paarung jedes verfügbare Ei, jedes Spermium einfach vernichtete oder zu Tode erschreckte.

Höflich stellte sich Homer schlafend. Die Winkles kamen und rüttelten ihn verspielt wach. Wie große Hunde platzten sie auf allen vieren in seine Kammer und zupften mit den Zähnen an seinem Schlafsack. Sie wollten schwimmen gehen, erzählten sie ihm. Welch riesige Menschen sie waren, staunte Homer angesichts der schieren Fülle ihres aktiven Fleisches. Auch fragte er sich, wie sie in dem tosenden Bach zu schwimmen gedachten, ohne gegen die Felsen geschmettert oder fortgeschwemmt zu werden. Homer konnte, selbst in ruhigem Wasser, nicht schwimmen.

Aber die Winkles waren alte Hasen in den Kunstfertigkeiten des Freiluftlebens, und sie kannten sich aus mit ihrem Gerät. Sie warfen ein Seil über die Schnellen; es sei eine Überlebensleine, erzählten sie Homer. Das Seil war mit einem harkenförmigen Zinkenbündel verknüpft, das Grant Winkle genau zwischen die Felsen am anderen Ufer des tosenden Flusses plazierte; dann hängte er ein zweites Seil an dieses, dann ein drittes. Diese anderen Seile waren kompliziert, mit eisernen Haken und Ösen und mit verstellbaren Sicherheitsgurten, die die Winkles selbst umfingen und sie fest um die Taille hielten. Mit Hilfe dieser wahrhaft abenteuerlichen Ausrüstung konnten sich die Winkles, halb schwebend, mitten in die Stromschnellen stürzen, wo sie umhergeschleudert wurden wie Kinderspielzeug in der Badewanne, während sie ungefährdet an Ort und Stelle blieben, miteinander verbunden und mit der sogenannten Überlebensleine. Homer fand es lustig, sie zu beobachten. Manchmal schien das Wasser sie ganz zu verschlingen – in strömenden Platten hüllte es sie ein und saugte sie in die Tiefe. Und doch tauchten sie im nächsten Moment wieder auf, tanzend und scheinbar auf dem kochenden, tosenden Schaum spazierend. Sie tummelten sich im Bach wie zwei riesige blonde Fischotter. Homer war beinah restlos überzeugt von ihrer Beherrschung der Elemente – zumindest des Wassers –, und er war nahe daran, sie zu bitten, ihn auch einmal dieses Spiel der Morgendusche in den Stromschnellen probieren zu lassen, als er sich besann, daß sie ihn gar nicht hören konnten. Hätte er gerufen – ja, hätte er gebrüllt –, das *Wummern* der tosenden Wassermassen rund um die Winkles hätte alle Stimmgewalt, die er aufbringen konnte, einfach ertränkt.

Darum beschloß er, am Ufer sitzen zu bleiben und seine

künftigen Adoptiveltern bei ihrem Spiel zu beobachten, als die Erde unter ihm zu beben anfing. Er kannte das eher aus gewissen schlecht erzählten Geschichten in schlecht geschriebenen Kinderbüchern denn aus eigener Erfahrung des zitternden Erdbodens; in solchen Kinderbüchern bebt *immer* die Erde, wenn gleich etwas Furchtbares passiert. Er war fast bereit, es nicht zu glauben, aber die Erde bebte unmißverständlich; ein dumpfes Hämmern drang an sein Ohr.

Homer beobachtete die Winkles genauer, es schien ihm, als hätten sie immer noch alles unter Kontrolle. Die Winkles tummelten sich weiter in den Stromschnellen; sie hörten nichts, sie spürten die Erde nicht beben, weil sie nicht auf der Erde standen.

O mein Gott, da kommt ein *Elch*! dachte Homer Wells. Er stand auf. Er sah, wie seine Füße – ganz von selbst – auf dem rüttelnden Boden tanzten. Das ist eine *Herde* von Elchen! dachte er. Außer dem hämmernden Geräusch hörte er jetzt schärfere Laute: ein Krachen, manchmal jäh wie Pistolenschüsse. Er spähte zu den Winkles hinüber und erkannte, daß auch sie dieses grelle Knallen gehört hatten. Was immer es sein mochte, was da kam, die Winkles wußten Bescheid; ihre ganze Haltung änderte sich – sie tummelten sich nicht mehr. Sie schienen zu kämpfen, und der Ausdruck auf ihren Gesichtern (die jetzt wieder im jagenden weißen Schaum verschwanden) war wissend und ängstlich. Wenn sie einen Moment Zeit fanden, sich (zwischen dem Untertauchen in die Schnellen) umzusehen, spähten sie bachaufwärts.

Das tat auch Homer – rechtzeitig, um die Balkentrift zu sehen, als sie noch etwa fünfundzwanzig Meter entfernt war. Bäume am Ufer wurden (wie übers Knie gebrochene Kienspäne) geknickt, als ein einzelner Stamm von der Länge eines Telegraphenmasts, nur dicker, aus dem Wasser

schoß und gegen die Felsen prallte, dann zehn Meter durch die Luft wirbelte und im Weiterrollen ganze Waldstücke plattwalzte. Das Gros der Stämme, allesamt so lang wie Telegraphenmasten, bewegte sich rasch flußab, einen Wall von Wasser vor sich herschiebend. Das war kein klares Bachwasser mehr, sondern eine schlammige Brühe mit eingerührten Borkenfetzen und schmutzigen vom Uferbord gesprengten Erdklumpen. Die Ramses-Papierfabrik nannte es eine mittlere Trift – nicht mehr als 400, vielleicht 700 Baumstämme.

Homer rannte immer noch, als er die Straße erreichte, wo er in Sicherheit war. Er wandte sich um, rechtzeitig, um die Baumstämme vorbeiwogen zu sehen. Eine Zeltschnur war mit der Überlebensleine der Winkles verbunden gewesen, und das ganze Zelt, mit allem darin (auch mit Homers Exemplar von *Große Erwartungen*), wurde mit den auskeilenden und schiebenden Baumstämmen bachab gerissen. Die Ramses-Papierfabrik entdeckte die Leichen Billys und Grants erst drei Tage später, fast vier Meilen bachabwärts.

Homer war völlig ruhig. Er spähte bachauf und erwartete noch irgend etwas; bachauf, das war eindeutig die Richtung, aus der kommen mußte, was immer als nächstes kommen mochte. Nach einer Weile entspannte er sich; er untersuchte das Safarifahrzeug der Winkles, das ohne Zelt und ohne Kücheneinrichtung nackt wirkte. Er fand Angelzeug, wagte aber nicht zu angeln; es hätte bedeutet, sich zu nah am Bach aufzustellen. Er fand Gewehre, hatte aber keine Ahnung, wie sie funktionierten (wenn ihre bloße Gegenwart ihn auch tröstete). Er wählte das größte aus, das am gefährlichsten aussah – eine doppelläufige Schrotflinte, Zwölferkaliber –, und schleppte es mit sich herum.

Im Laufe des Nachmittags bekam er einen Bärenhunger,

aber bevor es dunkel wurde, hörte er ein Holzfuhrwerk näher und näher kommen. Am gequälten Klang des Getriebes erkannte er, daß es voll beladen war. Es war sogar ein Glücksfall (wie es auch Glück gewesen war, daß er nicht schwimmen konnte und sich daher den Winkles bei ihrem Zeitvertreib nicht angeschlossen hatte), daß dieser Lastwagen in Homers Richtung fuhr.

»Saint Cloud's«, sagte er dem verblüfften Fahrer, dem die Schrotflinte Eindruck machte.

Es war ein Lastwagen der Ramses-Papierfabrik, und Dr. Larch tobte, als er ihn vor der Spitalpforte halten sah. »Wenn es kein absoluter Notfall ist«, sagte er zu Schwester Edna, der blind verliebten, »werde ich keine Hand rühren für Leute von dieser Firma!« Larch war tatsächlich enttäuscht, als er Homer sah, und beunruhigt, als er die Schrotflinte sah. Homers Gesicht zeigte den verwirrten Ausdruck so vieler Patienten, die Larch aus dem Ätherrausch hatte auftauchen sehen.

»Du hast den Winkles keine große Chance gegeben, Homer«, sprach Dr. Larch ernst. Dann erklärte Homer, warum er so bald zurückgekehrt war.

»Du meinst, die Winkles *sind* nicht mehr?« fragte Dr. Larch.

»Fortgeschwemmt«, sagte Homer Wells. *»Wuuummm!«*

Das war der Tag, als Wilbur Larch es aufgab, ein Zuhause für Homer Wells zu suchen. Das war der Tag, als Dr. Larch sagte, Homer könne in St. Cloud's bleiben, solange Homer dorthin zu gehören glaubte. Das war der Tag, als St. Larch sagte: »Tja, Homer, ich erwarte von dir, daß du dich nützlich machst.«

Nichts leichter als das. Sich *nützlich* zu machen war das einzige, wozu eine Waise geboren war.

## 2

# *Gottes Werk*

Wilbur Larch wurde 186– in Portland, Maine, geboren – als Sohn einer mürrischen, ordentlichen Frau, die zum Stab der Köchinnen und Hausbediensteten eines Mannes namens Neal Dow gehörte, Bürgermeister von Portland und sogenannter Vater jenes Gesetzes von Maine, das seinerzeit die Prohibition einführte. Neal Dow war einmal als Präsidentschaftskandidat der Prohibitionspartei angetreten, hatte jedoch kaum zehntausend Stimmen auf sich vereinigt – was bewies, daß die Wählerschaft klüger war als Wilbur Larchs Mutter, die ihren Arbeitgeber anbetete und sich selbst eher als seine Mitstreiterin für die Sache der Temperenzreform betrachtete denn als seine Dienstmagd (die sie nun einmal war).

Interessanterweise war Wilbur Larchs Vater ein Säufer – keine geringe Leistung in Portland zu Bürgermeister Dows Tagen. Es war erlaubt, Reklame für Bier in den Schaufenstern zu machen – Scotch Ale und Bitter-Bier, das Wilbur Larchs Vater ausgiebig konsumierte; wer, so behauptete er, von dem schwachen Gebräu einen Rausch bekommen wolle, müßte es eimerweise trinken. Für Klein Wilbur wirkte sein Vater niemals betrunken – nie torkelte er oder lag im Stupor, nie brüllte er oder lallte beim Reden. Vielmehr machte er den Eindruck, fortwährend erstaunt zu sein und häufige und unverhoffte Offenbarungen zu erleben, die ihn auf der Stelle erstarren ließen, manchmal mitten im Satz, als sei ihm gerade etwas eingefallen (oder entfallen), was ihn seit Tagen beschäftigt hatte.

Er schüttelte viel den Kopf und verbreitete sein Leben lang die Fehlinformation, daß das 19 000-Tonnen-Schiff *Great Eastern*, das in Portland gebaut worden war, dazu bestimmt gewesen sei, den Nordatlantik zwischen Europa und Maine zu befahren. Wilbur Larchs Vater war der Meinung, daß die zwei besten Kaianlagen im Hafen von Portland speziell für die *Great Eastern* gebaut worden wären, daß das neue, riesige Hotel der Stadt eigens zu dem Zweck errichtet worden war, die Passagiere der *Great Eastern* aufzunehmen, und daß irgendein bösartiger oder zumindest korrupter, oder schlicht törichter Mensch dafür verantwortlich gewesen sei, die *Great Eastern* an der Rückkehr in ihren Heimathafen in Maine zu hindern.

Wilbur Larchs Vater hatte beim Bau der *Great Eastern* als Drechsler gearbeitet, und das Jaulen der Maschinen und das Ohrensausen, das er von dem vielen Bier bekam, hatten ihn vielleicht getäuscht. Die *Great Eastern* war nicht für Reisen nach und von Portland gebaut worden; sie war ursprünglich für die Australienroute bestimmt gewesen, doch die vielen Verzögerungen, bis sie vom Stapel lief, trieben ihre Besitzer in den Bankrott, so daß sie verkauft und dann auf der Nordatlantikroute eingesetzt wurde, für die sie sich als ungeeignet erwies. Sie war in Wahrheit ein Fehlschlag.

Wilbur Larchs Vater hatte also eine wirre Erinnerung an seine Tage als Drechsler, und er empfand beträchtlichen Abscheu vor der Temperenzreform, vor den Überzeugungen seiner Frau und vor ihrem Arbeitgeber, Bürgermeister Neal Dow höchstpersönlich. In den Augen von Wilbur Larchs Vater kehrte die *Great Eastern* wegen der Prohibition nicht nach Portland zurück – wegen jenes Fluchs, der ihm die öde, gallige Abhängigkeit von Scotch Ale und Bitter-Bier bescherte.

Da Wilbur seinen Vater erst in späteren Jahren kannte, als die *Great Eastern* verschwunden und sein Vater Gepäckträger auf dem Bahnhof Portland der Grand Trunk Railway war, konnte er sich nur ausmalen, wieso die Arbeit an einer Holzdrehbank der Höhepunkt im Leben seines Vaters gewesen sein sollte.

Als Junge war es Wilbur Larch nie in den Sinn gekommen, daß die fehlenden Finger seines Vaters die Folge von zu vielen Scotch Ales und Bitter-Bieren beim Bedienen der Drechselmaschine waren – »eben Unfälle«, sagte sein Vater – oder daß der temperenzlerische Reformeifer seiner Mutter die Folge der Degradierung eines Drechslers zum Gepäckträger sein könnte. Natürlich, so erkannte Wilbur später, waren seine Eltern Dienstboten; ihre Enttäuschung ließ Wilbur zu dem werden, was seine Lehrer einen Walfisch von einem Schüler nannten.

Obwohl er in der Bürgermeistervilla aufwuchs, benützte Wilbur Larch stets den Kücheneingang und aß seine Mahlzeiten mit den dienstbaren Geistern des großen Prohibitionisten; sein Vater trank seine Mahlzeiten unten bei den Docks. Wilbur Larch war ein guter Schüler, weil ihm die Gesellschaft von Büchern lieber war als die Temperenzlergespräche seiner Mutter mit Bürgermeister Dows Bediensteten.

Er ging auf das Bowdoin College und die Harvard Medical School – wo seine Begeisterung für Bakterien ihn beinah vom Arztberuf abgehalten, beinah ein Labortierchen oder zumindest einen Bakteriologen aus ihm gemacht hätte. Er hatte eine Begabung für das Fach, fand sein Professor, und er genoß die behutsame Atmosphäre des Labors; auch hatte er ein brennendes Verlangen, etwas über Bakterien zu lernen. Beinah ein Jahr seines Medizinstudiums trug der junge

Wilbur ein Bakterium mit sich herum, das ihn so krank machte und quälte, daß mehr als wissenschaftliche Neugier ihn antrieb, dessen Therapie zu entdecken. Er hatte Gonorrhöe: indirekt ein Geschenk seines Vaters. Der beduselte Alte war so stolz auf Wilbur gewesen, daß er ihn im Jahre 188– mit einem Präsent an die Medizinische Hochschule schickte. Er trieb für seinen Jungen eine Portlander Hure auf und arrangierte eine Nacht angeblicher Freuden in einer der Fremdenpensionen am Kai. Es war ein Geschenk, das der Junge in seiner Verlegenheit nicht abzulehnen vermochte. Die selbstsüchtige Traurigkeit gestattete diesem so wenige freundliche Gesten gegen seinen Sohn; die Rechtschaffenheit seiner Mutter war selbstsüchtig auf ihre Weise; der junge Wilbur war gerührt, daß sein Vater bereit gewesen war, ihm überhaupt etwas zu schenken.

In der Pension mit dem salzgetrockneten Holz und den von Meeresfeuchte klebrigen Gardinen erinnerte die Hure Wilbur an eine der attraktiveren Dienstbotenkolleginnen seiner Mutter; er schloß die Augen und versuchte sich vorzustellen, daß er gerade eine verbotene Hinterzimmerromanze in der Bürgermeistervilla erlebte. Als er die Augen aufschlug, sah er im Kerzenlicht deutlich die Dehnungsstreifen quer über dem Unterleib der Hure; damals wußte er nicht, daß es Dehnungsstreifen waren. Die Hure schien unbekümmert, ob Wilbur die Dehnungsstreifen bemerkte oder nicht; als er mit dem Kopf auf ihrem Bauch einschlief, fragte er sich sogar verschwommen, ob sich wohl die Falten der Frau auf sein Gesicht übertragen würden – und ihn brandmarken. Ein scharfer, unangenehmer Geruch weckte ihn, und er zog sich rasch von der Frau zurück, ohne sie zu stören. Im Zimmer nebenan saß jemand in dem Sessel, dem einen, auf den sie ihre Kleider gelegt hatte, und rauchte eine

Zigarre – Wilbur sah das Ende bei jedem Zug heller leuchten. Er nahm an, daß ein Mann – der nächste Kunde der Hure – höflich wartete, bis er ging, doch als er fragte, ob man eine frische Kerze anzünden könne (er mußte seine Kleider ausfindig machen), antwortete ihm die Stimme eines jungen Mädchens.

»Du hättest mich für weniger haben können«, sagte sie nur. Er konnte sie nicht genau sehen, aber weil es keine frische Kerze gab, leuchtete sie ihm den Weg zu seinen Kleidern, indem sie eifrig ihre Zigarre paffte, was sowohl einen roten Glutschimmer als auch Rauchschwaden vor seinen Augen tanzen ließ. Er dankte ihr für ihre Hilfe und ging.

Als er die Hure im Morgenzug nach Boston wiedersah, wurde er verlegen. Bei Tageslicht entpuppte sie sich als eine geschwätzige Frau, und sie trug ihren Handkoffer mit der Autorität einer unverbesserlichen Einkaufsbummlerin; er fühlte sich verpflichtet, ihr seinen Sitzplatz in dem überfüllten Zug zu überlassen. Mit ihr reiste ein junges Mädchen – »meine Tochter«, sagte die Hure und deutete mit vorschnellendem Daumen auf das Mädchen. Die Tochter erinnerte Wilbur daran, daß sie sich bereits kennengelernt hatten, indem sie ihm ihren erstaunlich abgestandenen Zigarrenatem ins Gesicht hauchte. Sie war sogar jünger als Wilbur.

Der Name der Hure war Mrs. Eames – »Reimt sich auf *screams*«, hatte Wilburs Vater zu ihm gesagt, »wer weiß, vielleicht gibt sie ja besonders lustvolle Schreie von sich.« Mrs. Eames erzählte Wilbur, daß sie Witwe sei und in Boston ein anständiges Leben führe, daß sie aber, um sich so ein Leben leisten zu können, in irgendeiner abgelegeneren Stadt ihren Körper feilbieten müsse. Sie bat Wilbur flehentlich, ihr Ansehen und ihren Ruf unangetastet zu lassen – in Boston. Wilbur beteuerte nicht nur, daß ihr Ruf bei ihm si-

cher sei; er gab ihr auch auf der Stelle eine stattliche Summe von seinem eigenen Geld, und zwar mehr, als sein Vater der Frau ursprünglich bezahlt hatte. Den Betrag jener ersten Zahlung erfuhr er später – als sein Vater ihm sagte, daß Mrs. Eames eine anständige *Portlanderin* von gutem Ruf sei, die sich notgedrungen gelegentlich in *Boston* verkaufe, damit in Portland ihr Ansehen unangetastet blieb. Wilburs Vater zuliebe habe sie – »nur dies eine Mal!« – eine Ausnahme gemacht und sich in ihrer Heimatstadt dazu hergegeben.

Wilburs Vater wußte nicht, daß Mrs. Eames eine Tochter hatte, die – laut eigener Aussage – weniger kostete als ihre Mutter und weder in Boston noch in Portland darauf erpicht war, ihr Ansehen zu wahren. Das verdrießliche Mädchen sprach kein Wort auf der Zugfahrt bis Boston Nordbahnhof; um so mitteilsamer waren ihr Zigarrenatem und ihr verächtlicher Blick. Wilbur erzählte seinem Vater nie, daß ein gewisser Widerspruch vorlag bei der Frage, in *welcher* Stadt Mrs. Eames nun eigentlich einen guten Ruf genoß, und er erzählte seinem Vater auch nie, daß er sich bei Mrs. Eames den Tripper eingefangen hatte, die vielleicht gar nicht wußte, daß sie ihn hatte.

An der Medical School lernte Wilbur, daß Frauen manchmal jahrelang Gonorrhöe in ihren Eileitern haben können. Nur durch die Bildung eines Abszesses im Beckenraum konnte die Frau überhaupt erst merken, daß sie die Krankheit in sich trug. Die Symptome, Ausfluß und so weiter, blieben lange Zeit unbemerkt. Bei Wilbur blieben sie nicht unbemerkt; im jungen Wilbur lebte die bakterielle Infektion in jenen präpenizillinären Jahren monatelang und bescherte ihm sein leidenschaftliches Interesse für die Bakteriologie, bevor sie von selbst ausbrannte. Sie ließ seine Urethra vernarbt

und seine Prostata steinhart zurück. Sie hinterließ ihm auch eine Schwäche für Äther – denn der Ätherschlaf, den er sich gelegentlich verabreichte, befreite ihn von dem brennenden Gefühl, das er sowohl beim Urinieren wie auch in seinen Träumen verspürte. Diese einmalige und schmerzhafte Begegnung mit sexueller Lust wie auch seine Erinnerung an die lieblose Ehe seiner Eltern überzeugten den künftigen Arzt, daß ein Leben in sexueller Enthaltsamkeit sowohl aus medizinischen als auch aus philosophischen Erwägungen vernünftig sei.

Im gleichen Jahr, nämlich 188–, als Wilbur Larch Arzt wurde, starb Neal Dow. Aus Kummer folgte Wilbur Larchs Mutter ihrem Temperenzhelden bald darauf ins Grab. Ein paar Tage später versteigerte Wilburs Vater alle Sachen aus ihrer Dienstbotenkammer in der einstigen Bürgermeistervilla und fuhr mit der Grand Trunk Railway nach Montreal, einer weniger temperenzlerisch eingestellten Stadt als Portland, wo er seine Leber schrankenlos strapazierte. Sein Leichnam kehrte mit derselben Grand Trunk Railway nach Portland zurück, die den ehemaligen Drechsler fortgebracht hatte. Wilbur Larch kam an den Zug und spielte den Gepäckträger für die sterblichen Überreste seines Vaters. Nach den leichenartigen Zirrhotikern, die er in seinem ersten Assistentenjahr gesehen hatte, konnte sich Dr. Larch vorstellen, in was für einem Zustand sein Vater am Ende gewesen sein mußte. Die Zirrhose verwandelt die Leber in ein Gebilde aus Narben und Klumpen, die Gallenstauung färbt die Haut gelb, der Stuhl wird hell, der Urin wird dunkel, das Blut gerinnt nicht mehr. Dr. Larch bezweifelte, daß sein Vater die damit einhergehende Impotenz überhaupt bemerkt hatte.

Nun hat aber beileibe der junge Larch den Entschluß, Gynäkologe zu werden, nicht gefaßt, weil der Verlust seiner Eltern ihn anspornte, mehr Kinder auf die Welt zu bringen – auf so eine Idee kämen nur unverbesserliche Romantiker. Der Weg, der Larch zur Gynäkologie führte, war mit Bakterien übersät. Der damalige Dozent für Bakteriologie an der Harvard Medical School, ein gewisser Dr. Harold Ernst, ist in die Baseballgeschichte eingegangen, weil er einer der ersten *Pitcher* im College-Baseball war, die den Ball mit einem steilen Drall warfen; er war auch der erste College-Baseball-Spieler, der Bakteriologe wurde. Frühmorgens im Labor, bevor Dr. Ernst – der einstige Drall-Ball-Werfer – eintraf, um seine Laborversuche vorzubereiten, war der junge Wilbur Larch allein. Doch er *fühlte* sich nicht allein in Gegenwart so vieler Bakterien, die in den kleinen Petrischalen oder in seiner Urethra und seiner Prostatadrüse gediehen.

Er molk einen Tropfen Eiter aus seinem Penis auf einen gewöhnlichen, gefärbten Objektträger. Auf mehr als das Tausendfache vergrößert, waren die Schurken, die er jeden Morgen unter dem Mikroskop entdeckte, immer noch kleiner als gewöhnliche rote Ameisen.

Jahre später sollte Larch schreiben, daß diese Gonokokken gebückt aussahen, wie zu große Besucher in einem Iglu. (»Sie bücken sich«, schrieb er, »als hätten sie eine Taille und verneigten sich voreinander.«)

Der junge Larch starrte auf seinen Eiter, bis Dr. Ernst eintraf und seine lebenden kleinen Experimente überall im Labor begrüßte (als wären sie seine alten Baseball-Teamkameraden).

»Ehrlich, Larch«, sagte der berühmte Bakteriologe eines Morgens, »wie Sie in dieses Mikroskop starren, sehen Sie aus, als heckten Sie einen Rachefeldzug aus!«

Es war aber nicht das Lächeln der Rache, das Dr. Ernst auf Wilbur Larchs Gesicht wiedererkannte, sondern nur die sanfte Tiefe der Ätherbetäubung, aus der Larch auftauchte. Der junge Medizinstudent hatte entdeckt, daß der leichte, schmackhafte Dampf ein sicherer, wirksamer Schmerztöter für ihn war. In jenen Tagen, als Larch die tanzenden Gonokokken bekämpfte, war er ein recht kenntnisreicher Ätherschnüffler geworden. Und als die barbarischen Gonokokken sich endlich von selbst ausgebrannt hatten, war Larch äthersüchtig. Er war ein Mann der offenen Tropf-Methode. Mit einer Hand hielt er sich einen Trichter über Mund und Nase; er machte die Maske selbst (indem er mehrere Schichten Mull um eine Tüte aus steifem Papier wickelte); mit der anderen Hand benetzte er den Trichter. Er nahm eine Viertelpfund-Ätherflasche, mit einer Sicherheitsnadel punktiert; die Tropfen, die vom Schenkel der Sicherheitsnadel fielen, fielen genau in der richtigen Größe und genau im richtigen Takt.

Seinen Patientinnen verabreichte er den Äther auf dieselbe Weise, nur daß er sich selbst viel weniger gab; wenn die Hand, die die Ätherflasche hielt, anfing zu zittern, stellte er die Ätherflasche ab; wenn die Hand, die den Trichter über Mund und Nase hielt, zur Seite sank, fiel der Trichter von seinem Gesicht – er blieb nicht an Ort und Stelle, wenn niemand ihn hielt. Er empfand nichts von der Panik, die ein ätherbetäubter Patient erlebt – er näherte sich nie dem Augenblick, da einem die Luft zum Atmen fehlt, sondern ließ die Maske stets kurz vorher fallen.

Als der junge Dr. Larch erstmals von der Zweigstelle Süd der Bostoner Entbindungsanstalt auszog, um in den Armenbezirken der Stadt Babys auf die Welt zu holen, gab es in seiner Seele einen Ort, wo der Friede des Äthers wohnte.

Obwohl er Ätherflasche und Mulltrichter immer bei sich hatte, kam er oft nicht mehr dazu, die Patientinnen zu narkotisieren. Die Wehen waren oft viel zu weit fortgeschritten, als daß Äther der Frau noch genützt hätte. Natürlich setzte er ihn ein, wenn die Zeit reichte; denn die Auffassung mancher älterer Kollegen, daß Äther ein Abweichen vom einmal Vorgegebenen sei – daß Kinder unter Schmerzen geboren werden *sollten* –, konnte er nie teilen.

Sein erstes Kind brachte Larch bei einer litauischen Familie zur Welt, in einer unbeheizten Dachwohnung, die umliegenden Straßen voller zermatschter Früchte und zerfledderten Gemüses und Pferdemist. Es gab kein Eis, das er im Falle einer Blutung nach der Geburt auf den Unterleib, über den Uterus, hätte legen können. Heißes Wasser brodelte bereits in einem Kessel auf dem Herd, aber Larch hätte am liebsten die ganze Wohnung sterilisiert. Er schickte den Ehemann Eis holen. Er massierte das Becken der Frau, vermaß den Fötus, lauschte seinen Herzschlägen, während er eine Katze beobachtete, die mit einer toten Maus auf dem Küchenboden spielte.

Anwesend war eine künftige Großmutter; sie redete litauisch mit der Gebärenden. Mit Dr. Larch sprach sie eine merkwürdige Gebärdensprache, die ihn vermuten ließ, daß die künftige Großmutter schwachsinnig sei. Sie gab zu verstehen, daß ein großes Muttermal in ihrem Gesicht eine Quelle hysterischer Lust oder hysterischer Qual sei – welches von beiden, vermochte Larch nicht zu sagen; vielleicht wollte sie einfach, daß er es entfernte, entweder bevor oder nachdem er das Kind zur Welt gebracht hatte. Sie fand mehrere Möglichkeiten, das Muttermal vorzuzeigen – einmal, indem sie einen Löffel darunter hielt, als könne es gleich abfallen; ein andermal deckte sie es erst mit einer

Teetasse ab und entblößte es dann plötzlich wie eine Überraschung oder als würde sie einen Zaubertrick vorführen. Doch der Eifer, den sie auf jede Entblößung des Muttermals verwandte, ließ Wilbur Larch vermuten, die alte Frau habe einfach vergessen, daß sie ihm ihr Muttermal bereits gezeigt hatte.

Als der Ehemann mit dem Eis zurückkam, trat er auf die Katze, die so mißbilligende Töne von sich gab, daß Wilbur Larch glaubte, das Kind sei schon geboren. Larch war dankbar, nicht die Zange benützen zu müssen; es war eine schnelle, sichere, laute Entbindung, gefolgt von der Weigerung des Ehemannes, das Baby zu waschen. Die Großmutter erbot sich dazu, aber Larch fürchtete, daß sie in ihrer Mischung aus Erregung und Schwachsinn ein Unglück herbeiführen könnte. Während er ihr (in Ermangelung von Litauischkenntnissen) radebrechend zu verstehen gab, daß das Kind mit warmem Wasser und Seife gewaschen – aber *nicht* im Kessel auf dem Herd gekocht und nicht mit dem Kopf voraus unter den Kaltwasserhahn gehalten – werden solle, wandte Larch seine Aufmerksamkeit der Nachgeburt zu, die sich nicht lösen wollte. Aus der Art, wie die Patientin blutete, schloß Larch, daß er es bald mit einer gefährlichen Blutung zu tun haben würde.

Er flehte den Ehemann an, ihm etwas Eis zu hacken – der starke Bursche hatte einen ganzen Block mitgebracht, sich zu diesem Zweck die Zange von der Firma ausgeliehen und stand jetzt, die Zange über der Schulter, in bedrohlicher Haltung in der Küche. Der Eisblock hätte die Uteri mehrerer blutender Patientinnen kühlen können; ihn als ganzen einer einzigen Patientin auf den Bauch zu legen hätte in jedem Fall den Uterus und womöglich auch die Patientin zermalmt. Da glitt das eingeseifte Kind der Großmutter aus

den Händen und fiel zwischen das im Kaltwasserbecken eingeweichte Geschirr – und zwar genau in dem Moment, als der Ehemann abermals auf die Katze trat.

Larch benutzte die Gelegenheit, daß Großmutter und Ehemann abgelenkt waren, packte den Fundus des Uterus der Patientin durch die Bauchdecke und drückte fest zu. Die Frau kreischte und umklammerte seine Hände; die Großmutter überließ das Baby zwischen dem Geschirr sich selbst, fiel Larch an der Taille an und biß ihn zwischen die Schulterblätter. Der Ehemann fischte mit einer Hand das Kind aus dem Spülstein, doch mit der anderen schwang er die Zange gegen Larch. Worauf ein glücklicher Wilbur Larch spürte, wie die Plazenta sich löste. Als er gelassen auf ihr Hervortreten hinwies, schienen die Großmutter und der Ehemann mehr von Ehrfurcht ergriffen als vor dem Kind. Nachdem er das Baby selber gewaschen und der Mutter Ergotin gegeben hatte, verbeugte er sich wortlos zum Abschied. Als er aus der Wohnung trat, hörte er überrascht, wie ein Tumult losbrach, kaum daß er die Tür geschlossen hatte. Die Großmutter, die eisgekühlte Patientin, der Ehemann: alle schrien auf litauisch – und das Baby trug stimmkräftig bei zu seinem ersten Familienkrach. Anscheinend waren die Entbindung und Dr. Larchs ganzer Auftritt nur eine kurze Unterbrechung in einem Leben voll unbegreiflichen Tumults gewesen.

Larch taperte die dunkle Treppe hinunter; draußen trat er auf einen fauligen Salatkopf, der mit der beunruhigenden Weichheit eines Neugeborenenschädels unter seinem Fuß nachgab. Diesmal verwechselte er das schreckliche Jaulen der Katze nicht mit den Geräuschen, zu denen ein Kind fähig ist. Er blickte rechtzeitig auf, um das Objekt durchs Fenster der Litauerwohnung fliegen zu sehen. Rechtzeitig,

um ihm auszuweichen. Es war eindeutig nach ihm geschleudert worden, und Larch fragte sich, welche spezifisch (möglicherweise) litauische Kränkung er diesen armen Leuten zugefügt habe. Schockiert sah Larch, daß es sich bei dem Objekt, das aus dem Fenster geworfen worden war – und jetzt tot zu seinen Füßen lag –, um die Katze handelte. Aber so *sehr* schockierte ihn das doch wieder nicht; eine flüchtige Sekunde lang hatte er befürchtet, es könne das Kind sein. Von seinem Gynäkologieprofessor in Harvard hatte er erfahren, daß »Neugeborene ein Wunder an Zähigkeit« seien, aber Larch, der wußte, daß Katzen Neugeborenen darin nicht nachstanden, stellte fest, daß das Tier seinen Sturz nicht überlebt hatte.

»Hier in St. Cloud's«, sollte Dr. Larch später schreiben, »bin ich dem South End von Boston ewig dankbar.« Er meinte, er sei dankbar für dessen Kinder und für das Gefühl, das sie ihm vermittelten: daß die Geburt vielleicht die sicherste Etappe ihrer Reise war. Larch wußte auch den derben Denkzettel zu schätzen, den die Prostituierten im South End ihm erteilt hatten. Sie brachten ihm das schmerzhafte Geschenk der Mrs. Eames in Erinnerung. Er konnte keine Prostituierte sehen, ohne sich ihre Bakterien unter dem Mikroskop vorzustellen. Und er konnte sich diese Bakterien nicht vorstellen, ohne sich nach der einlullenden Wärme des Äthers zu sehnen – nur eine Nasevoll; nur eine leichte Dosis (und ein leichtes Dösen). Er war kein Trinker, der Dr. Larch, und er machte sich nichts aus Tabak. Aber dann und wann half er seinen sinkenden Lebensgeistern mit einem Ätherräuschlein auf.

Eines Nachts, als Wilbur in der South-End-Zweigstelle der Bostoner Entbindungsanstalt vor sich hin döste, weckte ihn

einer der Ärzte auf, weil ein Notfall eingeliefert worden und er an der Reihe war. Obwohl sie seit ihrer letzten Begegnung viel Gewicht und all ihre Jugendlichkeit verloren hatte, erkannte Larch Mrs. Eames mühelos wieder. Sie war so verängstigt und litt so heftige Schmerzen, daß sie nach Atem rang und der Empfangsschwester nur japsend ihren Namen nennen konnte.

»Reimt sich auf *screams*«, sagte Dr. Larch hilfsbereit.

Sofern Mrs. Eames ihn ebenfalls sofort erkannte, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. Sie fühlte sich kalt an, ihr Puls ging sehr schnell, und ihr Unterleib war hart und weiß wie die Knöchel einer geballten Faust; Larch konnte keine Anzeichen von Wehen feststellen, und er hörte auch nicht die Herzschläge des Fötus, den Larch sich unwillkürlich mit ähnlichen Gesichtszügen vorstellte wie Mrs. Eames' verdrießliche Tochter. Wie alt mochte sie jetzt sein? fragte er sich. Immer noch ungefähr in seinem Alter – so viel Zeit hatte er noch, sich daran zu erinnern, bevor er sich der Diagnose der Mrs. Eames zuwandte: Blutung im Bauchraum. Er operierte, sobald der Assistent die nötigen Spender für eine Transfusion ermitteln konnte.

»Missus Eames?« fragte er leise und wartete immer noch auf ein Zeichen des Wiedererkennens von ihr.

»Wie geht's Ihrem Vater, Wilbur?« fragte sie, kurz bevor er operierte.

Ihr Unterleib war voll Blut; er saugte es ab, suchte nach der Ursache und sah, daß die Blutung von einem sechs Zoll langen Riß in der Rückwand ihres Uterus ausging. Larch nahm einen Kaiserschnitt vor und entband ein totgeborenes Kind – dessen verkniffenes, verächtliches Gesicht ihn nachdrücklich an die zigarrenschmauchende Tochter erinnerte. Er fragte sich, warum Mrs. Eames alleine gekommen war.

Bis zu diesem Punkt der Operation hatte der junge Larch das Gefühl, alles im Griff zu haben. Trotz seiner Erinnerungen an die aufgeschnittene Frau vor ihm – und an die von ihr übertragene Krankheit, die er erst kürzlich losgeworden war – hatte er das Gefühl, einen leidlich problemlosen Notfall vor sich zu haben. Doch als er Mrs. Eames' Uterus zu nähen versuchte, rutschte sein Faden in einem Gewebe, das die Konsistenz von Weichkäse hatte, einfach weg – man stelle sich vor, einen Münsterkäse zusammenzunähen! Er hatte keine andere Wahl; er mußte den Uterus entfernen. Larch wunderte sich nur, daß Mrs. Eames' Zustand nach all den Bluttransfusionen einigermaßen stabil zu sein schien.

Am anderen Morgen konsultierte er einen Chefchirurgen. In der Bostoner Entbindungsanstalt war es die Regel, daß der Geburtshelfer eine chirurgische Ausbildung hatte – Larch hatte seine Assistentenzeit in der Chirurgischen Abteilung des Massachusetts General Hospital verbracht –, und der Chefchirurg teilte Larchs Verblüffung über die brüchige Beschaffenheit von Mrs. Eames' Uterus. Selbst der Riß war ein Rätsel. Es gab keine Narbe von einem früheren Kaiserschnitt, die hätte nachgeben können; die Plazenta konnte die Uteruswand nicht geschwächt haben, weil die Nachgeburt auf der dem Riß gegenüberliegenden Seite des Uterus gelegen hatte. Es lag auch kein Tumor vor.

Achtundvierzig Stunden lang ging es Mrs. Eames sehr gut. Sie kondolierte dem jungen Wilbur zum Tode seiner Eltern. »Ihre Mutter hab ich natürlich nie kennengelernt«, gestand sie. Wieder brachte sie ihre Sorge zum Ausdruck, daß Wilbur auf ihren Ruf achten möge, was Wilbur zu tun versprach (und *getan hatte* – indem er dem Chefchirurgen gegenüber seine Befürchtungen für sich behalten hatte, daß

Mrs. Eames' Zustand vielleicht bis zu einem gewissen Grade die Folge einer Gonorrhöe sein könnte). Er fragte sich einen Moment, welche Geschichte Mrs. Eames gegenwärtig hinsichtlich ihres guten Rufes benutzte: ob sie in Portland oder in Boston ein anständiges Leben zu führen behauptete; ob eine dritte Stadt jetzt im Spiel war und zwangsläufig ein drittes fiktives Leben.

Am dritten Tag nach der Entfernung ihres merkwürdigen Uterus füllte sich Mrs. Eames wieder mit Blut, und Wilbur Larch öffnete ihre Wunde; diesmal hatte er wirklich Angst, was er finden würde. Zuerst war er erleichtert; in ihrem Unterleib war nicht so viel Blut wie vorher. Aber als er das Blut absaugte, perforierte er den Darm, den er kaum berührt hatte, und als er die verletzte Schlinge anhob, um die Öffnung zu schließen, fuhren seine Finger so leicht durch den Darm wie durch Gelatine. Falls alle ihre Organe aus demselben brüchigen Gelee bestanden, würde Mrs. Eames, das wußte Larch, nicht mehr lange leben.

Sie lebte noch drei Tage. In der Nacht, als sie starb, hatte Larch einen Alptraum – sein Penis fiel ihm aus den Händen; er versuchte ihn wieder anzunähen, aber er löste sich immer wieder auf; dann lösten sich seine Finger auf ähnliche Weise auf. Wie typisch für einen Chirurgen! dachte er. Finger sind wichtiger als Penisse. Wie typisch für Wilbur Larch!

Dies bestärkte Larch in seiner Überzeugung hinsichtlich sexueller Enthaltsamkeit. Was immer Mrs. Eames zerstört haben mochte, er wartete darauf, daß es auch ihn ereilen würde, aber die Autopsie, die von einem ausgezeichneten Pathologen durchgeführt wurde, wies auf eine andere Fährte.

»Skorbut«, sagte der Pathologe.

Ach, diese Pathologen, dachte Wilbur Larch. Skorbut! Und was noch alles?!

»Missus Eames war eine Prostituierte«, korrigierte Larch den Pathologen respektvoll. »Sie war kein Matrose.«

Der Pathologe aber war seiner Sache sicher. Es hatte nichts mit der Gonorrhöe zu tun, nichts mit der Schwangerschaft. Mrs. Eames war am Fluch der Seeleute gestorben; sie hatte keine Spur Vitamin C in sich, und, wie der Pathologe sagte: »Sie litt an Zersetzung des Bindegewebes und der damit verbundenen Neigung zu Blutungen.« Skorbut.

Obgleich ihm das rätselhaft blieb, überzeugte es Larch davon, daß es kein venerisches Rätsel war, und er konnte eine Nacht ruhig schlafen, bevor Mrs. Eames' Tochter ihn aufsuchte.

»Ich bin doch nicht an der Reihe, oder?« fragte er schläfrig den Kollegen, der ihn wachrüttelte.

»Sie sagt, Sie wären ihr Arzt«, erklärte ihm der Kollege.

Er erkannte Mrs. Eames' Tochter nicht wieder; einst hatte sie weniger gekostet als Mrs. Eames, jetzt würde sie mehr verlangt haben, als ihre Mutter je verdienen konnte. Wenn sie damals im Zug ein paar Jahre jünger als Larch gewirkt hatte, schien sie jetzt um etliche Jahre älter. Ihre Teenager-Verdrießlichkeit war einer ätzenden Keßheit gewichen. Ihr Make-up, ihr Schmuck und ihr Parfüm waren extravagant, ihr Kleid schlampig. Ihr zu einem dicken Zopf geflochtenes Haar, mit einer eingesteckten Möwenfeder, war so straff nach hinten gekämmt, daß die Schläfenadern und die Nakkenmuskeln hervortraten – als hätte ein gewalttätiger Liebhaber sie auf den Rücken geworfen und hielte sie dort an ihrem starken schwarzen Chinesenzopf fest.

Sie begrüßte Wilbur Larch, indem sie ihm ruppig eine Flasche mit brauner Flüssigkeit in die Hand drückte – ein

stechender Geruch entwich durch den lecken Korkstöpsel. Das Etikett der Flasche war vor lauter Flecken völlig unleserlich.

»Das ist's, was sie geschafft hat«, sagte das Mädchen knurrend. »Ich nehm's nicht. Es gibt andere Mittel.«

»Ist das nicht Miss Eames?« fragte Wilbur Larch, nach ihrem denkwürdigen Zigarrenatem forschend.

»Ich sagte, es gibt *andere* Mittel!« sagte Miss Eames. »Ich bin nicht so weit wie sie damals. Ich bin nicht *quick.*«

Wilbur Larch schnupperte an der Flasche in seiner Hand; er wußte, was »quick« bedeutete. Wenn ein Fötus quick war, so hieß das, daß die Mutter ihn sich regen gefühlt hatte, es bedeutete, daß die Mutter etwa über die Hälfte ihrer Schwangerschaft hinaus war, gewöhnlich im vierten oder fünften Monat; wenn ein Fötus quick war, so bedeutete dies für manche Ärzte mit religiöser Einstellung, daß er eine Seele hatte. Wilbur Larch dachte nicht, daß irgend jemand eine Seele hätte, doch bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts galt im landläufigen angelsächsischen Recht bei der Abtreibung eine einfache und (für Wilbur Larch) vernünftige Einstellung: Vor dem »Quickwerden« – vor der ersten spürbaren Bewegung des Fötus – war die Abtreibung legal. Und was dem Arzt in Wilbur Larch noch wichtiger erschien: Es war nicht gefährlich für die Mutter, eine Abtreibung vorzunehmen, bevor der Fötus quick war. Nach dem dritten Monat, das wußte Wilbur Larch, hatte ein Fötus den Uterus so fest im Griff, daß es schon etwas mehr Gewaltanwendung brauchte, diesen zu lösen.

Die Flüssigkeit in der Flasche zum Beispiel, die Wilbur Larch in der Hand hielt, hatte nicht gewaltsam genug gewirkt, um den Griff zu lösen, mit dem Mrs. Eames' Fötus sich an ihr festklammerte – auch wenn sie anscheinend ge-

waltsam genug gewirkt hatte, um den Fötus zu töten und Mrs. Eames' Inneres in Brei zu verwandeln.

»Muß ja reines Gift sein«, bemerkte Mrs. Eames' robuste Tochter zu Wilbur Larch, der ein wenig von seinem geliebten Äther auf das fleckige Etikett der Flasche träufelte und es hinlänglich säuberte, um lesen zu können.

FRANZÖSISCHE LUNARTINKTUR
Normalisiert den monatlichen Zyklus der Frau!
Beseitigt Suppression!
(Suppression, das wußte der junge Larch, war ein klinischer Euphemismus für Schwangerschaft.)
Vorsicht: Gefährlich für verheiratete Frauen!
Führt mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Fehlgeburten!

so verkündete das Etikett am Schluß; und natürlich hatte Mrs. Eames sie genau darum genommen und immer wieder genommen.

Den Mißbrauch von Abortiva hatte Larch an der Medical School studiert. Manche – wie Ergotin, das Larch gab, um die Kontraktion der Gebärmutter nach der Entbindung zu fördern, und Hypophysenextrakt – wirkten direkt auf den Uterus ein. Andere zerstörten den Darm – sie waren einfach drastische Abführmittel.

Zwei Leichen, an denen Larch an der Medical School gearbeitet hatte, waren Opfer eines damals ziemlich gebräuchlichen Abtreibungshausmittels: Terpentin. Frauen, die in den 1880er und 1890er Jahren keine Babys wollten, brachten sich auch mit Strychnin und mit dem Öl der Gartenraute ums Leben. Die französische Lunartinktur, mit der Mrs. Eames es probiert hatte, bestand aus Farnöl; sie hatte es so lange und in solchen Mengen genommen, daß ihr Darm die

Fähigkeit verloren hatte, Vitamin C zu absorbieren. Auf diese Weise verwandelte sie sich in Münsterkäse. Sie starb, wie der Pathologe richtig beobachtet hatte, an Skorbut.

Mrs. Eames hätte für den Versuch, ein weiteres Kind abzutreiben, verschiedene andere Methoden wählen können. Gerüchten zufolge war ein ziemlich berüchtigter Abtreiber im South End auch der erfolgreichste Zuhälter des Bezirks. Er berechnete nahezu fünfhundert Dollar für eine Abtreibung, was sehr wenige der armen Frauen sich leisten konnten; wegen ihrer Schulden wurden sie seine Huren. Seine »Praxis« trug – wie andere, ähnliche Etablissements – die schlichte Bezeichnung »Off Harrison« – zweckmäßig unbestimmt, aber nicht ohne Sinn. Eine der Einrichtungen der Bostoner Entbindungsanstalt im South End lag an der Harrison Street, so daß »Off Harrison« – abseits der Harrison Street – im Straßenjargon ganz richtig etwas Inoffizielles – oder sogar Illegales – andeutete.

Eine Abtreibung »abseits von Harrison« vornehmen zu lassen war nicht empfehlenswert – was Mrs. Eames vielleicht leidlich bekannt war. Auch ihre Tochter wußte von den Methoden dieses Hauses, weshalb sie Wilbur Larch eine Chance gab, den Job auszuführen – und sich selbst die Chance, den Job gut ausgeführt zu bekommen.

»Ich sagte, ich bin nicht quick«, sagte Mrs. Eames' Tochter zu dem jungen Larch. »Ich mach Ihnen keine Geschichten. Ich bin im Handumdrehen wieder draußen.« Es war nach Mitternacht in der Zweigstelle Süd. Der Assistent schlief; der Oberpfleger, ein Anästhesist, schlief ebenfalls. Der Kollege, der Larch geweckt hatte, war ebenfalls zu Bett gegangen.

Die Dehnung der Cervix führt gewöhnlich in jedem Stadium der Schwangerschaft zu Gebärmutterkontraktionen,

die den Inhalt des Uterus austreiben. Larch wußte auch, daß jede Reizung des Uterus meist den erwünschten Effekt zeitigt: Kontraktion, Austreibung. Der junge Wilbur Larch starrte Mrs. Eames' Tochter an; seine Beine fühlten sich wacklig an. Vielleicht stand er immer noch, die Hand auf der Lehne von Mrs. Eames' Sitz, in jenem schaukelnden Eisenbahnzug von Portland nach Boston, bevor er erfuhr, daß er den Tripper hatte.

»Sie wünschen eine Abtreibung«, sagte Wilbur Larch leise. Es war das erste Mal, daß er das Wort ausgesprochen hatte.

Mrs. Eames' Tochter zog die Möwenfeder aus ihrem Zopf und stach Larch mit der Spitze des Kiels in die Brust: »Scheißen Sie, oder runter vom Pott«, sagte sie. Und bei den Worten »Scheißen« und »Pott« wehte ihn der saure Zigarrengestank an.

Wilbur Larch hörte die Narkoseschwester schlafen – sie hatte einen Nebenhöhleninfekt. Für eine Abtreibung würde er nicht so viel Äther brauchen, wie er bei einer Entbindung gern einsetzte, nur ein bißchen mehr, als er sich selbst gewöhnlich verabreichte. Auch bezweifelte er, ob es notwendig sei, die Patientin zu rasieren; zur Entbindung wurden die Patientinnen routinemäßig rasiert, und Larch hätte es auch bei einer Abtreibung vorgezogen, aber um Zeit zu sparen, konnte er das auch seinlassen; den Äther würde er *nicht* seinlassen. Er würde die Vaginalregion mit rotem Merthiolat betupfen. Hätte er eine Kindheit gehabt wie Mrs. Eames' Tochter, dann hätte auch er kein Kind auf die Welt bringen wollen. Er würde die Dilatatoren mit den Douglass-Stiften nehmen – abgerundete, stumpfnasige Stifte, die sich leicht in den Uterus einführen ließen und beim Herausziehen das Gewebe nicht einklemmten. Sobald die Cervix auf den erforderlichen Umfang gedehnt wäre, würde

er – falls Mrs. Eames' Tochter nicht weit im dritten oder vierten Monat war – die Zange wohl nicht zum Einsatz bringen müssen, und falls doch, dann nur zur Entfernung der Plazenta und der größeren Teile. Ein Lehrbuch der Medical School hatte euphemistisch von den »Produkten der Empfängnis« gesprochen: diese könnten von der Uteruswand mit einer Kürette abgeschabt werden – vielleicht mit zwei Küretten unterschiedlicher Größe, von denen die kleinere bis in die hintersten Winkel reichte.

Aber er war zu jung, unser Wilbur Larch; er zögerte. Er dachte an die Zeit, die Mrs. Eames' Tochter zur Erholung vom Äther brauchen würde, und daran, was er seinen Kollegen sagen sollte, oder der Schwester, falls sie erwachte – oder gar dem Assistenten, falls er das Mädchen bis zum Morgen dabehalten müßte (etwa wenn eine exzessive Blutung eintrat). Überrascht spürte er den plötzlichen Schmerz in seiner Brust; Mrs. Eames' ruppige Tochter stach ihn wieder mit ihrer Möwenfeder.

»Ich bin nicht quick! Ich bin nicht *quick*, habe ich gesagt!« kreischte die kleine Eames ihn an, immer wieder drauflosstechend, bis die Feder in ihrer Hand knickte; sie ließ sie in seinem Hemd stecken. Als sie sich abwandte, streifte ihr schwerer Zopf sein Gesicht – und verströmte einen überwältigenden Duft nach Zigarre. Als sie gegangen war und Larch sich die Möwenfeder aus der Brust pflückte, merkte er, daß das Rautenöl – die französische Lunartinktur – über seine Hände ausgelaufen war. Der Geruch war nicht unangenehm, aber für eine Weile überdeckte er den Geruch, den Larch liebte und den er gewöhnt war – er überdeckte den Äther; und er beendete seinen Seelenfrieden.

Man verwendete keinen Äther »abseits von Harrison«. Man kümmerte sich dort nicht um den Schmerz. Für den Schmerz hatte man »abseits von Harrison« die Musik. Ein Singkreis namens Deutscher Chor probte Lieder in den Vorräumen »abseits von Harrison«. Man sang mit Inbrunst. Vielleicht wußte Mrs. Eames' Tochter es zu schätzen, aber sie äußerte sich nicht zur Musik, als sie eine Woche später zur Zweigstelle Süd zurückgebracht wurde. Niemand wußte so recht, wie sie dorthin gelangt war; anscheinend hatte man sie vor die Tür geworfen; anscheinend hatte man sie geschlagen, ins Gesicht und gegen den Hals, möglicherweise für Nichtbezahlung des üblichen Abtreibungshonorars. Sie hatte sehr hohes Fieber – ihr geschwollenes Gesicht fühlte sich heiß und trocken an, wie frisches Brot aus dem Ofen. Aufgrund des Fiebers und der Spannung in ihrem glasharten Unterleib vermuteten der Anstaltsleiter und die Nachtschwester eine Bauchfellentzündung. Der Grund, warum sie Wilbur weckten, war, daß Mrs. Eames' Tochter einen Zettel an der Schulter ihres Kleides festgesteckt trug.

DOKTOR LARCH! SCHEISSEN SIE, ODER RUNTER VOM POTT!

An ihrer anderen Schulter festgesteckt – wie eine unpassende Epaulette, durch die ihr Kleid völlig schief und verzogen saß – war ein Damenschlüpfer, offenbar ihr einziger, denn sie trug keinen. Anscheinend war ihr Höschen in aller Eile dort festgesteckt worden; auf diese Weise konnte es nicht verlorengehen. Wilbur Larch brauchte Mrs. Eames' Tochter nicht besonders gründlich zu untersuchen, um herauszufinden, daß die versuchte Abtreibung fehlgeschlagen war. Ein Embryo ohne Herzschlag war in ihren starr krampfenden Uterus eingeschlossen. Die Blutung und Infektion

konnte durch jede der verschiedenen Methoden verursacht sein, die »abseits von Harrison« angewandt wurden.

Es gab die Anhänger der Wasserkur, die den Gebrauch eines intrauterinen Schlauches mit Spritze befürworteten, aber weder der Schlauch noch das Wasser waren steril – und die Spritze diente noch manch anderem Zweck. Es gab ein primitives Absaugsystem, einfach ein luftdichter Napf, aus dem mit Hilfe einer Fußpumpe die Luft abgesaugt werden konnte; es hatte die Kraft, eine Abtreibung einzuleiten, aber es hatte auch die Kraft, Blut durch die Poren der Haut zu ziehen. Es konnte dem zarten Gewebe viel Schaden zufügen. Und es gab die galvanische Batterie nach McIntosh – wie das kleine Schild an der Tür von »Off Harrison« besagte: WIR BEHANDELN MENSTRUELLE SUPPRESSION ELEKTRISCH! Lange Kabel waren an die Batterie angeschlossen; an den Kabeln waren intrauterine Sonden befestigt, mit isolierten, gummigeschützten Griffen: damit der Abtreiber den Schock nicht in seinen Händen spüren mußte.

Als Mrs. Eames' Tochter starb – noch bevor Dr. Larch sie operieren konnte, und ohne ein weiteres Wort mit ihm zu wechseln (außer jenem »Scheißen Sie, oder runter vom Pott!«, das an ihrer Schulter festgesteckt war) –, hatte sie fast 42° Fieber. Der Anstaltsleiter fühlte sich veranlaßt, Larch zu fragen, ob er die Frau gekannt habe. Der Zettel enthielte doch zweifellos eine vertrauliche Nachricht.

»Sie war wütend auf mich, weil ich ihr eine Abtreibung verweigert habe«, antwortete Wilbur Larch.

»Sehr gut für Sie«, sagte der Assistent.

Aber Larch sah nicht ein, wieso dies für irgend jemanden gut sein sollte. Hier lag eine weit fortgeschrittene Entzündung der Bindegewebe und inneren Organe der Bauchhöhle vor, der Uterus war zweimal perforiert und der tote Fö-

tus entsprechend der Voraussage von Mrs. Eames' Tochter nicht *quick.*

Am anderen Morgen stattete Dr. Larch »abseits von Harrison« einen Besuch ab. Er mußte mit eigenen Augen sehen, was dort passierte; er wollte wissen, wohin Frauen gingen, wenn Ärzte sie abwiesen. Auf seiner Seele lastete der letzte Zigarrenhauch von Mrs. Eames' Tochter, den sie ihm ins Gesicht geblasen hatte, als er sich kurz vor dem Ende über sie beugte – und erinnerte ihn natürlich an die Nacht, als er ihre qualmende Zigarre gebraucht hatte, um seine Kleider zu finden. Wenn Hochmut eine Sünde war, dachte Dr. Larch, dann war moralischer Hochmut die größte Sünde. Er hatte mit einer Mutter geschlafen und sich im Lichtschein der Zigarre ihrer Tochter angekleidet. Er selbst konnte problemlos für den Rest seines Lebens der Sexualität entsagen, aber wie konnte er je einen anderen Menschen dafür verdammen, daß er ihr nicht entsagte, sondern weiter Sex machte? An der Tür mit dem kleinen Schild, das die elektrische Wiederherstellung der Menstruation verhieß, schmetterte ihm der Deutsche Chor entgegen. Ein schrilles, verstimmtes Klavier erklang – keine Oboen, kein Englischhorn, kein Mezzosopran –, und doch meinte Larch, die Musik erinnere an Mahlers *Kindertotenlieder*. Jahre später, als er zum erstenmal das jeden Schrei übertönende Geräusch des durch Three Mile Falls brausenden Wassers hörte, sollte er sich an die Abtreibergesänge erinnern, die »abseits von Harrison« wie ein rhythmisches Ostinato stampften. Er klopfte an die Tür – er hätte schreien können –, aber niemand hörte ihn. Als er die Tür aufstieß und eintrat, machte sich niemand die Mühe, ihn anzusehen; der Deutsche Chor sang weiter. Das einzige Instrument war ein Klavier, und es gab viel zuwenig Stühle für die

Frauen und nur vereinzelte Notenständer; die Männer standen in zwei Gruppen zusammengedrängt, weit entfernt von den Frauen; auch Notenblätter waren nicht genügend vorhanden. Der Chordirigent stand neben dem Klavier. Ein magerer, kahlköpfiger Mann ohne Hemd, der einen schmutzigweißen Hemdkragen trug (vielleicht um den Schweiß aufzufangen) und die Augen halb geschlossen hielt wie im Gebet, während seine Arme wild in die Luft stießen – als sei die Luft, die von Zigarrenqualm und dem urinähnlichen Gestank billigen Faßbiers erfüllt war, nur schwer zu durchdringen. Der Chor folgte den wilden Armen des Mannes.

Ein pingeliger oder kritischer Gott, dachte Wilbur Larch, würde uns alle totschlagen. Larch ging hinter dem Klavier vorbei durch die einzige offene Tür. Er betrat einen völlig leeren Raum – kein einziges Möbelstück, kein Fenster, lediglich eine geschlossene Tür. Larch öffnete sie und fand sich, wie ihm schien, im Wartezimmer – zumindest warteten hier offenbar Leute. Es gab sogar Zeitungen und frische Blumen und ein offenes Fenster; vier Menschen saßen, jeweils zu zweit, da. Niemand las die Zeitungen oder schnupperte an den Blumen oder sah aus dem Fenster; alle schauten zu Boden und schauten weiterhin zu Boden, als Wilbur Larch eintrat. An einem Schreibtisch, darauf nur ein Block Papier und eine Kassenbox, saß ein munterer Mann und aß etwas aus einer Schüssel, was nach Weißen Bohnen aussah. Der Mann wirkte jung und kräftig und unbekümmert; er trug einen Arbeitsoverall und ein ärmelloses Unterhemd; um den Hals hing ihm, wie die Trillerpfeife eines Turnlehrers, ein Schlüssel – offenbar zu der kleinen Kasse. Er war genauso kahlköpfig wie der Chordirigent. Ob ihre Köpfe wohl rasiert waren? überlegte Larch.

Ohne Wilbur Larch anzusehen, sagte der Mann, der einer vom Chor sein mochte und für ein paar Lieder aussetzte: »He, Sie kommen hier nicht rein. Lassen Sie nur die Dame alleine kommen, oder mit einer Freundin.«

Im Vorraum hörte Wilbur Larch sie wieder singen, etwas über irgend jemandes *Mütterlein.*

»Ich bin Arzt«, sagte Dr. Larch.

Der Mann mit der Kasse aß weiter, aber er blickte nun zu Larch auf. Die Sänger taten einen tiefen Atemzug, und in diesem Sekundenbruchteil des Schweigens hörte Larch den flinken, gewandten Löffel in der Schüssel kratzen – und, aus einem anderen Raum, ein würgendes Geräusch, rasch gefolgt vom Plätschern des Erbrochenen in eine Metallschüssel. Eine der Frauen im Wartezimmer fing an zu weinen, aber bevor Larch feststellen konnte, welche Frau es war, holten die Sänger Luft und legten wieder los. Irgend etwas über das Blut Christi, dachte Larch.

»Was wollen Sie?« fragte der Mann Larch.

»Ich bin Arzt, ich möchte den Arzt hier sprechen«, sagte Larch.

»Kein Arzt hier«, sagte der Mann. »Nur Sie.«

»Dann möchte ich Rat geben«, sagte Larch. »Ärztlichen Rat. Kostenlosen ärztlichen Rat.«

Der Mann studierte Larchs Gesicht, als könnte er dort die Antwort auf Larchs Angebot finden. »Sie sind nicht der erste hier«, sagte der Mann nach einer Weile. »Warten Sie, bis Sie an der Reihe sind.«

Das befriedigte anscheinend beide Männer für den Augenblick, und Larch suchte sich einen Platz – und nahm einen Stuhl genau zwischen den zwei Frauenpärchen, die sich bereits im Raum befanden. Er war von alledem zu schokkiert, um noch überrascht zu sein, als er das eine Paar er-

kannte: Die Litauerin, deren Kind er entbunden hatte (seine erste Entbindung), saß stumm neben ihrer muttermalgesichtigen Mutter. Sie blickten nicht auf; Larch lächelte ihnen zu und nickte. Die Frau war hochschwanger – zu schwanger für eine leichte Abtreibung unter einigermaßen sicheren Bedingungen. Larch erkannte mit panischem Schrecken, daß er ihr das nicht sagen konnte; sie sprach nur Litauisch. Sie würde ihn nur mit der Entbindung lebender Babys in Verbindung bringen! Auch wußte er nicht, was aus ihrem ersten Baby geworden sein mochte – noch, wie ihr Leben mit dem Kind verlaufen war oder jetzt verlief. Er klopfte nervös mit dem Fuß auf den Boden und betrachtete das andere Paar – auch sie eindeutig Mutter und Tochter, aber beide jünger als die Litauerinnen, und es war schwer zu sagen, welche von beiden schwanger war. Diese Abtreibung, zumindest, schien leichter durchzuführen. Die Tochter wirkte zu jung, um schwanger zu sein, aber wieso, fragte sich Larch, hatte die Mutter das Mädchen dann hierhergebracht? Brauchte sie ihre Gesellschaft so sehr, oder war dies als eine Lehre gemeint? Paß auf – das kann dir auch passieren! Im Vorraum ereiferten sich die Sänger hysterisch über das Thema der Liebe Gottes und etwas, was sich anhörte wie »verblendendes Geschicke«.

Wilbur Larch starrte auf die verschlossene Tür, hinter der er eindeutig jemanden kotzen hörte. Eine Biene, irrsinnig fehl am Platz, summte zum offenen Fenster herein und, als sie die Blumen als Fälschung erkannte, geradewegs wieder hinaus. Als Larch das Litauerinnenpärchen anschaute, sah er, daß die Großmutter ihn erkannt hatte – und sie hatte eine neue Möglichkeit entdeckt, ihr Muttermal vorzuzeigen, dem zusätzliche und noch längere Haare entsprossen waren und das seine Farbe leicht verändert hatte. Sie kniff

das Muttermal von beiden Seiten mit den Fingern fest zusammen und reizte die angrenzende Haut so sehr, daß es ihr schier aus dem Gesicht bersten wollte – wie ein überreifer Furunkel. Die Schwangere schien die uncharmante Vorführung ihrer Mutter nicht zu bemerken, und als sie Larch anstarrte, schien sie ihn nicht zu erkennen; für Larch stand nur Litauisch in ihrem Gesicht geschrieben. Vielleicht, dachte Larch, hatte der Ehemann ihr Baby aus dem Fenster geworfen und sie in den Wahnsinn getrieben. Einen Moment lang meinte Larch, daß der Chor litauisch sang, aber dann verstand er irgend etwas von einer Schlacht zwischen *Gott* und *Schicksal* – eindeutig Deutsch, eindeutig Gott und Schicksal.

Der Schrei, der durch die Tür drang, übertönte mühelos die Stimmen, die von Gottes Sieg kündeten. Das junge Mädchen sprang von seinem Platz auf, setzte sich wieder, kauerte dort, schrie plötzlich auf; sie drückte ihr Gesicht in den Schoß ihrer Mutter, um ihre Schreie zu ersticken. Larch erkannte, daß sie es gewesen war, die vorhin geweint hatte. Und er begriff, daß sie es sein mußte, die eine Abtreibung brauchte – nicht ihre Mutter. Das Mädchen wirkte nicht älter als zehn oder zwölf.

»Entschuldigen Sie«, sagte Larch zu der Mutter. »Ich bin Arzt.«

Er fühlte sich wie ein talentierter Schauspieler, der auf eine einzige blöde Textzeile zurechtgestutzt worden ist – sie war das einzige, was er zu sagen hatte. »Ich bin Arzt.« Was folgte daraus?

»Sie sind also Arzt«, sagte die Mutter verbittert, aber Larch war schon froh zu hören, daß sie nicht litauisch sprach. »Wie können Sie also helfen?« fragte sie ihn.

»Im wievielten Monat ist sie?« fragte Larch die Mutter.

»Vielleicht im dritten«, sagte die Mutter mißtrauisch. »Aber ich habe hier schon bezahlt.«

»Wie alt ist sie?« fragte Larch.

Das Mädchen blickte vom Schoß seiner Mutter auf; eine Strähne seines schmutzigblonden Haars hatte sich in seinem Mund verfangen. »Ich bin vierzehn«, sagte es abwehrend.

»Sie *wird* vierzehn, nächstes Jahr«, sagte die Mutter.

Larch stand auf und sagte zu dem Mann mit dem Kassenschlüssel: »Zahlen Sie es ihr zurück. Ich werde dem Mädchen helfen.«

»Ich dachte, Sie wären gekommen, um Rat zu holen«, sagte der Mann.

»Zu geben«, sagte Dr. Larch.

»Warum nicht holen, wenn Sie schon mal hier sind?« sagte der Mann. »Wenn man bezahlt, ist es eine Anzahlung. Eine Anzahlung kriegt man nicht zurück.«

»Wieviel ist die Anzahlung?« fragte Larch. Der Mann zuckte mit den Schultern; er trommelte mit den Fingern auf die Kasse.

»Etwa die Hälfte«, sagte er.

»Eure ganze Macht!« sang der Chor auf deutsch. Wie viele Medizinstudenten konnte Larch gut Deutsch.

Als die üble Tür aufging, lugte ein altes Paar, wie irgendwelche verwirrten Großeltern, ängstlich in den Warteraum – Bestürzung wie Neugier in ihren Gesichtern, die, wie die Gesichter so mancher alten Paare, einander ähnlich geworden waren. Sie waren klein und gebückt, und hinter ihnen lag eine Frau – reglos wie ein Gemälde – ausgestreckt unter einem Laken, ihre Augen offen, aber blickleer. Die Brechschüssel stand in ihrer Reichweite auf einem Handtuch am Boden.

»Er sagt, er ist Arzt«, sagte der Mann mit der Kasse, ohne das alte Paar anzusehen. »Er sagt, er ist gekommen, um Ihnen kostenlos ärztlichen Rat zu geben. Er sagt, ich soll diese Damen auszahlen. Er sagt, er wird sich selbst um die junge Dame kümmern.«

An der Art, wie die alte weißhaarige Frau den Türrahmen zwischen Wartezimmer und »Operationssaal« mit ihrer Gegenwart – oder stärker noch, mit ihrer Kraft, ausgefüllt hatte, erkannte Larch, daß *sie* hier das Sagen hatte; der weißhaarige alte Mann war ihr Assistent. Die alte Frau hätte gut in eine gemütliche Küche gepaßt, wo sie Plätzchen backen würde und die Nachbarskinder einladen, jederzeit wiederzukommen.

»Doktor Larch«, sagte Dr. Larch und verbeugte sich, ein bißchen zu förmlich.

»Ach ja, Doktor Larch«, sagte die alte Frau ungerührt. »Gekommen, um entweder zu scheißen oder runterzugehen vom Pott?«

Die Abtreiberin war in der Nachbarschaft »abseits von Harrison« bekannt als Mrs. Santa Claus. Sie war nicht die eigentliche Urheberin dieser Bemerkung – oder dieses Zettels. Den hatte Mrs. Eames' Tochter selbst geschrieben, bevor sie Mrs. Santa Claus aufsuchte; sie wußte genug über die Gefahren »abseits von Harrison«, um zu wissen, daß sie vielleicht nicht mehr in der Verfassung sein würde, irgend etwas zu schreiben, nachdem Mrs. Santa Claus mit ihr fertig war.

Larch war auf Mrs. Santa Claus nicht vorbereitet – und auf ihr Verhalten schon gar nicht. Er hatte sich vorgestellt, daß, Auge in Auge mit einer Abtreiberin, *er* (Dr. Larch) das Heft in die Hand nehmen würde. Er versuchte es auch. Er marschierte in den Operationssaal und hob irgend etwas

auf, nur um seine Autorität zu demonstrieren. Was er aufhob, war der Saugnapf mit einem kurzen Schlauch, der zur Fußpumpe führte. Der Napf paßte sauber in seine hohle Hand; er konnte sich unschwer vorstellen, wohin er sonst noch paßte. Zu seiner Überraschung begann Mrs. Santa Claus, als er den Napf an seine Hand anlegte, die Fußpumpe zu treten. Als er das Blut gegen seine Poren brausen fühlte, riß er sich schnell den Napf von der Handfläche, bevor das Ding mehr anrichten konnte als eine Blutblase an seinem Handballen.

»Na?« fragte Mrs. Santa Claus aggressiv. »Wie lautet Ihr Rat, Doktor?« Wie zur Antwort zog die Patientin unter dem Laken Larch zu sich; auf der Stirn der Frau stand kalter Schweiß.

»Sie wissen nicht, was Sie tun«, sagte Dr. Larch zu Mrs. Santa Claus.

»Wenigstens tue ich etwas«, erwiderte die alte Frau mit feindseliger Ruhe. »Wenn Sie schon wissen, wie man es macht, warum tun Sie es nicht? Wenn Sie es wissen, warum bringen Sie es mir nicht bei?«

Die Frau unter dem Laken wirkte benommen, aber sie versuchte sich zusammenzureißen. Sie setzte sich auf, um sich in Augenschein zu nehmen; als sie feststellte, daß sie unter dem Laken immer noch ihr eigenes Kleid trug, schien sie beruhigt.

»Bitte, hören Sie mir zu«, sagte Dr. Larch zu ihr. »Falls Sie Fieber haben – falls Sie mehr als nur eine kleine Blutung haben –, müssen Sie in die Klinik kommen. Warten Sie nicht.«

»Ich dachte, der Ratschlag wäre für *mich*«, sagte Mrs. Santa Claus. »Wo bleibt *mein* Ratschlag?«

Larch versuchte, sie zu ignorieren. Er ging ins Warte-

zimmer hinaus und sagte der Mutter mit ihrer jungen Tochter, sie sollten gehen, aber die Mutter machte sich Sorgen wegen des Geldes.

»Zahlen Sie es ihr zurück«, befahl Mrs. Santa Claus dem Mann mit der Kasse.

»Die Anzahlung kriegen sie nicht wieder«, sagte der Mann abermals.

»Geben Sie ihnen die Anzahlung zurück!« beharrte die alte Frau ärgerlich. Sie kam ins Wartezimmer, um die widerwillige Transaktion zu überwachen. Sie legte Dr. Larch die Hand auf den Arm. »Fragen Sie sie, wer der Vater ist«, sagte Mrs. Santa Claus.

»Das geht mich nichts an«, sagte Larch.

»Sie haben recht«, sagte die alte Frau. »Insoweit haben Sie recht. Aber fragen Sie sie trotzdem – es ist eine interessante Geschichte.«

Larch versuchte, sie weiterhin zu ignorieren; Mrs. Santa Claus grabschte hastig nach Mutter und Tochter und wandte sich an die Mutter: »Erzählen Sie ihm, wer der Vater ist«, sagte sie. Die Tochter begann zu schniefen und zu wimmern; Mrs. Santa Claus ignorierte sie; sie sah nur die Mutter an. »Erzählen Sie's ihm«, wiederholte sie.

»Mein Mann«, murmelte die Frau und fügte dann, als sei es nicht klar, hinzu, »ihr Vater.«

»Ihr Vater ist der Vater«, sagte Mrs. Santa Claus zu Dr. Larch. »Kapiert?«

»Ja, ich habe es kapiert, vielen Dank«, sagte Dr. Larch. Er mußte seinen Arm um die Dreizehnjährige legen, die zusammensackte; sie hatte die Augen geschlossen.

»Vielleicht einem Drittel der Mädchen geht es wie ihr«, erklärte Mrs. Santa Claus Larch gehässig; sie behandelte ihn, als sei *er* der Vater. »Etwa ein Drittel von ihnen haben

es von ihren Vätern oder ihren Brüdern. Vergewaltigung«, sagte Mrs. Santa Claus. »Inzest. Sie verstehen?«

»Ja, vielen Dank«, sagte Larch und zog das Mädchen mit sich hinaus – die Mutter zupfte er am Mantelärmel, damit sie folge.

»Scheißen Sie, oder runter vom Pott!« gellte Mrs. Santa Claus ihnen nach.

»Ihr verhungerten Ärzte, alle!« brüllte der Mann mit der Kasse. »Ihr seid am Ende.«

Der Chor sang. Larch meinte etwas zu hören wie »Von keinem Sturme erschrecket«.

In dem leeren Raum, der die Lieder von den Abtreibungen trennte, trafen Larch und die Mutter mit ihrer Tochter auf die Frau, die unter dem Laken gelegen hatte. Sie war immer noch benommen, ihre Augen flatterten, und das durchgeschwitzte Kleid klebte ihr am Rücken.

»Bitte, vergessen Sie nicht«, sagte Larch zu ihr, »falls Sie Fieber bekommen oder die Blutung nicht nachläßt …« Dann sah er den Damenschlüpfer, über der Schulter am Kleid festgesteckt. Die sinnreiche Epaulette war das Abzeichen von »Off Harrison«, eine Art Ordensschleife für Tapferkeit. Offenbar wußte die Frau nicht, daß ihr Höschen dort hing. Larch stellte sich das South End vor, buchstäblich übersät von wankenden Frauen, ihre Höschen an der Schulter festgesteckt, die sie so untilgbar brandmarkten wie das neuenglandpuritanische »A« an ihrem Busen.

»Warten Sie!« schrie Larch und grabschte nach dem Schlüpfer. Die Frau wollte nicht warten; als sie sich aus seinem Griff losriß, ging die Sicherheitsnadel auf und stach Larch in die Hand. Nachdem sie gegangen war, steckte er das Höschen in seine Jackentasche.

Er führte die Mutter und ihre Tochter durch den Raum, der sonst stets nur so brauste vor Gesang, aber der Chor machte gerade eine Bierpause. Der magere, kahlköpfige Dirigent tauchte hinter seinem schäumenden Krug auf und sah Larch und die beiden Frauen an; ein Schnurrbart aus Schaum weißte seine Oberlippe, und auf seiner Nasenspitze leuchtete ein weißer Schaumklecks. Der Dirigent hob seinen Krug gegen Dr. Larch und brachte einen Toast aus. »Preiset den Herrn!« rief er. »Machen Sie nur weiter mit der Rettung dieser armen Seelen, Doc!«

*»Danke schön!«* rief der Chor ihm nach. Natürlich konnten sie nicht Mahlers *Kindertotenlieder* gesungen haben, und doch hatte Wilbur Larch sie gerade gehört.

»In anderen Teilen der Welt«, schrieb Dr. Wilbur Larch bei seiner Ankunft in St. Cloud's, »ist die Fähigkeit, zu handeln, bevor man nachdenkt – aber gleichwohl richtig zu handeln –, entscheidend. Vielleicht wird es hier in St. Cloud's mehr Zeit zum Überlegen geben.«

In Boston hatte er geglaubt, er sei ein Held; doch er sollte es nicht lange durchhalten – als Held. Er nahm das junge Mädchen und dessen Mutter mit in die Zweigstelle Süd. Den Assistenten wies er an, niederzuschreiben: »Es handelt sich um ein dreizehnjähriges Mädchen. Ihr Becken mißt nur dreieinhalb Zoll im Durchmesser. Zwei frühere schwere Geburten haben ihre Weichteile verletzt und eine Geschwulst unnachgiebigen Narbengewebes hinterlassen. Dies ist ihre dritte Schwangerschaft infolge von Inzest – infolge von Vergewaltigung. Sollte sie das Kind austragen, so kann sie nur durch Kaiserschnitt entbunden werden, der – angesichts der zarten gesundheitlichen Verfassung des Kindes (denn das *ist* sie noch), ganz zu schweigen von ihrer seeli-

schen Verfassung – gefährlich wäre. Daher habe ich mich entschieden, eine Abtreibung vorzunehmen.«

»Haben Sie das wirklich?« fragte der Diensthabende.

»Ganz recht«, sagte Wilbur Larch – und der Anästhesist sagte: »Wir machen es sofort.«

Die Abtreibung dauerte zwanzig Minuten; die Kollegen beneideten Larch um seine leichte Hand mit dem Äther. Er nahm die Dilatatoren mit den Douglass-Stiften und sowohl eine mittlere wie eine kleine Kürette. Es gab natürlich keine Geschwulst unnachgiebigen Narbengewebes; es gab keine verletzten Weichteile. Dies war eine Erst-, keine Drittschwangerschaft, und auch wenn sie ein kleines Mädchen war, hatte ihr Becken gewiß mehr als dreieinhalb Zoll Durchmesser. Diese fiktiven Details, die Wilbur Larch dem Assistenten angegeben hatte, sollten den Bericht des Assistenten überzeugender machen. Keiner an der Bostoner Entbindungsanstalt stellte jemals Larchs Entscheidung, diese Abtreibung durchzuführen, in Frage – niemand erwähnte sie je, aber Larch merkte wohl, daß sich etwas verändert hatte.

Er merkte, wie die Gespräche bei seinem Eintreten verstummten. Er nahm eine allgemeine Zurückhaltung wahr; auch wenn er nicht direkt geschnitten wurde, wurde er doch nie eingeladen. Er speiste allein in einem nahe gelegenen deutschen Restaurant; er aß Schweinshaxe mit Sauerkraut, und eines Abends trank er ein Bier. Es erinnerte ihn an seinen Vater; es war Wilbur Larchs erstes und letztes Bier.

Zu diesem Zeitpunkt seiner Existenz schien Wilbur Larch bestimmt für ein Leben der ersten und letzten Male: eine sexuelle Erfahrung, ein Bier, eine Abtreibung. Mehr als eine Erfahrung aber hatte er mit dem Äther, und die Nach-

richt, daß es eine Alternative zu Mrs. Santa Claus und den »abseits von Harrison« praktizierten Methoden gab, machte im South End rasch die Runde. Erstmals angesprochen wurde er, als er an einem Obsthändlerkarren stand und einen frischgepreßten Orangensaft trank; eine große hagere Frau mit einer Einkaufstasche und einem Wäschekorb tauchte neben ihm auf.

»Ich bin nicht quick«, flüsterte die Frau Wilbur Larch zu. »Was ist der Preis? Ich bin nicht quick, ich schwör's.« Von da an fanden sie ihn, wenn sie wollten. Schläfrig sagte er in der Zweigstelle Süd immer wieder zu dem einen oder anderen Kollegen: »Ich bin doch nicht an der Reihe, oder?« Und jedesmal war die Antwort dieselbe: »Sie sagt, Sie wären ihr Arzt.«

Als Kind des Staates Maine war Wilbur Larch es gewöhnt, den Leuten ins Gesicht und in die Augen zu schauen; jetzt sah er zu Boden oder beiseite; wie ein Großstadtmensch überließ er es nun den anderen, mit ihren Augen seinen Blick zu erhaschen. Mit gleicher Post wie seinen Katalog chirurgischer Instrumente von Fred Halsam & Co. erhielt er ein Exemplar von Mrs. W. H. Maxwells *Eine Ärztin an die Damen der Vereinigten Staaten.* Bis Ende 187– hatte Mrs. Maxwell eine Frauenklinik in New York geführt. »Die Verfasserin hat ihr Hospiz nicht einfach zum Nutzen der Gebärenden begründet«, schrieb sie. »Sie vertritt die Auffassung, daß es angesichts der Unbarmherzigkeit der gesamten Gesellschaft gegen die Irrenden wohl angebracht ist, den Unglücklichen eine Zuflucht zu gewähren, in deren Schatten sie sich ungestört besinnen können und, indem sie ihr gegenwärtiges Elend für immer verbergen, sich aufraffen und in Zukunft klüger sein werden. Das Herz des wahren Arztes kann nicht weit und gütig genug sein.«

Wilbur Larch sah sehr wohl, daß das South End gnadenlos voll war von Beweisen der Unbarmherzigkeit gegen die Irrenden und daß er, aus der Sicht der Irrenden, zur Zuflucht geworden war.

Statt dessen floh *er*. Er kehrte nach Hause zurück, nach Maine. Er bewarb sich bei der Amtsärztekammer des Staates Maine um eine nützliche Tätigkeit in der Gynäkologie. Während nun also eine Stellung in einer unterentwickelten Gemeinde für ihn gesucht wurde, fand man Gefallen an seinem Harvard-Diplom und machte ihn schleunigst zum Mitglied der Kammer. Wilbur Larch erwartete seine neue Berufung in seiner alten Heimatstadt Portland, jenem sicheren Hafen mit der alten Bürgermeistervilla, wo er seine Kindheit verbracht, und der salzigen Fremdenpension, wo er sich von Mrs. Eames seine Dosis fürs Leben eingefangen hatte.

Er fragte sich, ob er das South End vermissen würde: die Handleserin, die ihm versichert hatte, er würde lange leben und viele Kinder haben (»Zu viele, um sie zu zählen!«), was Larch als Bestätigung auffaßte, daß er, indem er Gynäkologe werden wollte, die richtige Wahl getroffen hatte. Würde ihm der Kartenleger fehlen, der ihm als jungem Spund vorhergesagt hatte, daß er niemals in die Fußstapfen seines Vaters treten werde, was Wilbur Larch, der sich weder in Drechselbänken auskannte noch Spaß am Trinken hatte und der überzeugt war, daß seine Leber nicht die Schuld an seinem letztendlichen Untergang tragen würde, durchaus recht war; und konnte er ohne den chinesischen Kräuterdoktor sein, der ihm erzählt hatte, er könne den Tripper kurieren, indem er zerstoßene grüne Blätter und Brotschimmel auf seinen Penis verteilte. Der Quacksalber hatte beinah recht. Das Chlorophyll in den Pflanzen konnte in

der Tat die Bakterien vernichten, die das Gangrän verursachten, aber gegen die sich voreinander verbeugenden Tänzer in den Eiterzellen, jene munteren Gonokokken, die er einst unterm Mikroskop beobachtet hatte, war es machtlos. Anders das aus gewissen Brotschimmelsorten gewonnene Penizillin! Jahre später sollte Larch träumen, daß, hätten nur Dr. Harold Ernst, der Bakteriologe und Drallball-Pitcher von der Harvard Medical School, und der chinesische Kräuterdoktor aus dem South End ihre Köpfe zusammengesteckt … nun, was hätten sie dann kuriert?

»Sie hätten Waisen kuriert«, schrieb Dr. Larch, als er aus dem Traum erwachte.

Und die Waisen des South End: Wilbur Larch erinnerte sich an die aus den Zweighospitälern der Bostoner Entbindungsanstalt. Damals 189– waren weniger als die Hälfte der Mütter verheiratet. In der Gründungsurkunde des Instituts stand geschrieben, daß »ausschließlich verheiratete Frauen, oder jüngst verwitwete, und von anerkannt gutem moralischem Charakter« als Patientinnen aufgenommen würden. Die mildtätigen Bürgergruppen, die anfangs Tausende von Dollars aufgebracht hatten, um ein Entbindungsspital für die Armen bereitzustellen … *sie* hatten darauf beharrt; in Wahrheit aber wurde eine jede aufgenommen. Es gab eine erstaunliche Anzahl von Frauen, die Witwen zu sein behaupteten oder behaupteten, mit Seeleuten auf fernen Meeren verheiratet zu sein – mit der *Great Eastern* davongefahren, pflegte Wilbur Larch sich vorzustellen.

Wieso eigentlich, fragte er sich, gab es in Portland keine Waisen, keine Kinder und Frauen in Not? Wilbur Larch fühlte sich nicht sehr nützlich in der ordentlichen Stadt Portland; und komischerweise war, während er darauf wartete, irgendwohin geschickt zu werden, wo er gebraucht

wurde, gerade der Brief einer Prostituierten – zum Thema verlassene Frauen und Waisen – aus St. Cloud's unterwegs an ihn.

Doch ehe der Brief eintraf, erhielt Wilbur Larch eine andere Einladung. Das Vergnügen seiner Anwesenheit wurde erbeten von einer Mrs. Channing-Peabody, von den Bostoner Channing-Peabodys, die den Sommer jeweils auf ihrem Küstenlandsitz knapp östlich von Portland verbrachten. Die Einladung deutete an, daß der junge Larch doch vielleicht die Bostoner Society vermisse, an die er sich zweifellos gewöhnt habe, und gewiß eine kleine Tennis- oder Krocketpartie genießen würde, oder gar Segeln – vor einem Dinner mit den Channing-Peabodys und Freunden. Larch war an *keine* Bostoner Society gewöhnt. Die Channing-Peabodys erinnerten ihn an Cambridge, oder an Beacon Hill – wohin er nie eingeladen worden war –, und wenn er auch wußte, daß Channing und Peabody die Namen alter Bostoner Familien waren, so war ihm die seltsame Verbindung der beiden doch fremd. Nach allem, was Wilbur Larch über diese Gesellschaftsschicht wußte, mochten die Channings und die Peabodys gemeinsam eine Party schmeißen und sich zum Zweck der Einladung darauf geeinigt haben, ihre Namen durch Bindestrich zu verbinden.

Was das Segeln betraf, so war Wilbur Larch weder je auf noch im Wasser gewesen. Als Kind von Maine wußte er Besseres zu tun, als in diesem Wasser schwimmen zu lernen; das Wasser von Maine war, nach Larchs Meinung, etwas für Sommertouristen und Hummer. Und was Tennis oder Krocket anging, so besaß er nicht die passende Kleidung. Anhand eines Aquarells von irgendwelchen sonderbaren Rasenspielen hatte er sich einst ausgemalt, daß es ganz befriedigend sein müßte, mit einem Holzschläger nach

einer Holzkugel zu dreschen, so fest man nur konnte, aber er hatte nicht die Zeit, diese Kunst allein und unbeobachtet zu üben. Ihn reuten die Kosten für einen gemieteten Fahrer, der ihn zum Sommerhaus der Channing-Peabodys brachte, und er fühlte sich unkomfortabel gekleidet für die Saison – sein einziger Anzug war ein dunkler, schwerer, und er hatte ihn seit dem Tag seines Besuchs »abseits von Harrison« nicht mehr getragen. Als er den großen Messingtürklopfer des Hauses Channing-Peabody hob (entschlossen, sich lieber förmlich vorzustellen, als unter den weißgekleideten Leuten umherzuirren, die sich mit verschiedenen Sportarten allenthalben im Park verlustierten), merkte er, daß der Anzug nicht nur zu warm, sondern auch zerknittert war, und in der Rocktasche entdeckte er das Höschen der Frau, die ihr Kind »abseits von Harrison« abgetrieben hatte. Wilbur Larch hielt das Höschen in der Hand und starrte es an – und er erinnerte sich an dessen kecken, epaulettenhaften Sitz, seine kühne Unerschrockenheit auf der Schulter der Frau – als Mrs. Channing-Peabody die Tür öffnete, um ihn willkommen zu heißen.

Er konnte das Höschen nicht schnell genug in die Tasche seines Jacketts zurückstecken, darum stopfte er es in die Hosentasche – mit einer Gebärde, als sei es ein Taschentuch und er gerade dabei überrascht worden, wie er sich damit die Nase putzte. An der Art, wie Mrs. Channing-Peabody rasch den Blick abwandte, erkannte Larch, daß sie das Höschen als das gesehen hatte, was es war: ein Damenschlüpfer, sonnenklar.

»Doktor Larch?« sagte Mrs. Channing-Peabody vorsichtig, als habe das Höschen ihr einen Wink hinsichtlich Larchs Identität gegeben.

Ich sollte jetzt einfach gehen, dachte Wilbur Larch, doch

er sagte: »Ja, Doktor Larch«, und verbeugte sich vor der Frau – einer großen Fregatte von einer Frau, die mit ihrem gebräunten Gesicht und dem von silbergrauem Haar behelmten Kopf so glatt und gefährlich aussah wie eine Granate.

»Kommen Sie, Sie müssen meine Tochter kennenlernen«, sagte die Frau. »Und alle andern!« fuhr sie fort, mit einem dröhnenden Lachen, das den Schweiß auf Wilbur Larchs Rücken gefrieren ließ.

Alle andern schienen den Namen Channing oder Peabody zu tragen, oder Channing-Peabody, und manche von ihnen hatten Vornamen, die wie Nachnamen klangen. Da gab es einen Cabot und einen Chadwick und einen Loring und einen Emerald (der nicht smaragdgrüne, sondern glanzlose braune Augen hatte), aber die Tochter, die Dr. Larch kennenzulernen Mrs. Channing-Peabody ausersehen hatte, war die Schlichteste und Jüngste und am wenigsten gesund Aussehende von der ganzen Bande. Ihr Name war Missy.

»Missy?« wiederholte Wilbur Larch. Das Mädchen nickte und zuckte die Schultern.

Sie saßen an einem langen Tisch, nebeneinander. Ihnen gegenüber, und etwa in ihrem Alter, war einer der jungen Männer in Tennis-Weiß, entweder der Chadwick oder der Cabot. Er wirkte verdrossen, oder vielleicht hatte er eben einen Streit mit Miss Channing-Peabody gehabt, oder vielleicht hätte er lieber selbst neben ihr gesessen. Womöglich ist's nur ihr Bruder, und er wünscht sich, er säße weiter weg von ihr, dachte Wilbur Larch.

Das Mädchen sah unwohl aus. Inmitten dieser Familie von Sonnengebräunten fiel ihre Blässe besonders auf; sie stocherte in ihrem Essen. Es war eines jener Dinners, wo mit jedem neuen Gang das gesamte Geschirr ausgewechselt

wurde, und während die Konversation abglitt und aussetzte, oder zumindest abflaute, wurde das Geklapper von Porzellan und Silberbestecken lauter und die Spannung an der Dinner-Tafel spürbarer. Es war keine durch ein bestimmtes Gesprächsthema verursachte Spannung, sondern eine Spannung, die durch das Fehlen überhaupt eines Gesprächsthemas entstand.

Der ziemlich senile Chirurg im Ruhestand, der Wilbur zur anderen Seite saß – er war entweder ein Channing oder ein Peabody –, schien enttäuscht, als er hörte, daß Larch Gynäkologe sei. Dennoch beharrte der alte Knabe darauf, Dr. Larchs bevorzugte Methode zur Austreibung der Plazenta in den unteren Genitaltrakt zu erfahren. Wilbur Larch versuchte – leise – dem Dr. Peabody oder Dr. Channing, oder wer immer er sein mochte, die Austreibung der Plazenta in den unteren Genitaltrakt zu schildern, doch der alte Herr war schwerhörig und bat den jungen Larch, doch *lauter zu sprechen*! Ihre Unterhaltung, die an der Dinner-Tafel die einzige Unterhaltung war, wechselte also zu den Verletzungen des Perineums – einschließlich der Methode, den Kopf des Babys zurückzuhalten, um einem Dammriß vorzubeugen – und der korrekten mediolateralen Inzision zur Vornahme einer Episiotomie, wenn ein Dammriß unmittelbar zu drohen scheint.

Wilbur Larch wurde bewußt, daß Missy Channing-Peabodys Haut neben ihm die Farbe wechselte. Von Milchweiß über Senfgelb zu Frühlingsgrasgrün und beinah wieder zurück zu Milchweiß, bevor sie in Ohnmacht fiel. Ihre Haut war ganz kalt und feucht, und als Wilbur Larch sie anschaute, sah er, daß sie die Augen fast ganz in den Kopf hinauf verdreht hatte. Ihre Mutter und der verdrossene junge Mann in Tennis-Weiß, der Cabot oder der Chadwick,

schleppten sie hastig vom Tisch – »Sie braucht *Luft*«, verkündete Mrs. Channing-Peabody, aber Luft war in Maine keine Mangelware.

Wilbur Larch wußte bereits, was Missy brauchte. Sie brauchte eine Abtreibung. Es wurde ihm klar durch die sichtliche Verärgerung des jungen Chadwick oder Cabot, es wurde ihm klar bei der sabbernden Senilität des alten Chirurgen, der sich nach »modernen« gynäkologischen Verfahren erkundigte, es wurde ihm klar durch das Fehlen jeder anderen Unterhaltung und durch den Lärm der Messer und Gabeln auf den Tellern. Das war der Grund, warum er eingeladen worden war: Missy Channing-Peabody, an morgendlicher Übelkeit leidend, brauchte eine Abtreibung. Auch reiche Leute brauchten sie. Selbst reiche Leute, die nach Wilbur Larchs Meinung die letzten waren, die irgend etwas erfuhren, *selbst reiche Leute* kannten ihn. Er wollte gehen, aber nun hielt ihn sein Schicksal fest. Manchmal, wenn wir gezeichnet sind, wenn wir gebrandmarkt sind, wird unser Brandmal unsere Berufung; Wilbur Larch fühlte sich berufen. Der Brief der Prostituierten aus St. Cloud's war unterwegs zu ihm, und er würde dorthin gehen, aber zuerst war er aufgerufen, *hier* seine Pflicht zu tun.

Er stand vom Tisch auf. Die Männer wurden in einen besonderen Raum geschickt – zu den Zigarren. Die Frauen hatten sich um irgendein Baby versammelt – eine Pflegerin oder Gouvernante (eine *Dienstbotin*, dachte Wilbur Larch) hatte es ins Speisezimmer gebracht, und die Frauen wollten einen Blick darauf werfen. Auch Wilbur Larch warf einen Blick darauf. Die Frauen machten ihm Platz. Das Baby sah rosig und fröhlich aus, etwa drei Monate alt, aber Dr. Larch bemerkte das Zangenmal an seiner Wange: eine eindeutige

Vertiefung, sie würde eine Narbe hinterlassen. Ich kann bessere Arbeit leisten, dachte er.

»Ist das nicht ein herziges Baby, Doktor Larch?« fragte ihn eine der Frauen.

»Das Zangenmal ist ein Jammer«, sagte Larch, und das stopfte ihnen allen den Mund.

Mrs. Channing-Peabody führte ihn in die Halle hinaus. Er ließ sie vorausgehen in das Zimmer, das für ihn vorbereitet war. Auf dem Weg sagte sie: »Wir haben dieses kleine Problem.«

»Im wievielten Monat ist sie?« fragte er Mrs. Channing-Peabody. »Ist sie *quick*?«

Quick oder nicht, Missy Channing-Peabody war gewiß vorbereitet worden. Die Familie hatte ein kleines Lesezimmer in einen Operationssaal verwandelt. Hier gab es alte Bilder von Männern in Uniform, und die Bücher (die anscheinend schon lange niemand mehr angefaßt hatte) standen stramm da, wie Soldaten. Im düsteren Vordergrund des Zimmers war ein solider Tisch zweckdienlich mit Watteschicht und Gummilaken bedeckt, und Missy selbst lag in der richtigen Untersuchungsposition. Sie war bereits rasiert und das Operationsgebiet desinfiziert. Irgend jemand hatte die nötigen Hausaufgaben gemacht; vielleicht hatten sie den senilen Hauschirurgen um Hilfe bei den Details gebeten. Dr. Larch sah den Alkohol, die grüne Seife, die Nagelbürste (die er sofort zum Einsatz brachte). Da gab es einen Satz von sechs metallenen Dilatatoren und einen Satz von drei Küretten in einem lederbezogenen, satingefütterten Kasten. Es gab Chloroform und einen Chloroforminhalator, und dieser eine Fehler – daß sie nichts von seiner Vorliebe für Äther wußten – bewog Larch beinah, ihnen zu verzeihen.

Nicht verzeihen konnte Wilbur Larch hingegen den of-

fensichtlichen Abscheu, den sie vor ihm empfanden. Da stand eine alte Frau in Bereitschaft, vielleicht eine ergebene Hausbedienstete, die für zahllose kleine Channing-Peabodys Hebamme gespielt hatte, vielleicht auch für Missy. Die alte Frau schaute Larch ganz besonders steinern und scharfäugig an, als erwartete sie, daß er ihr für die sorgfältige Vorbereitung der Patientin gratuliere. Freilich hätte sie sich in einem solchen Fall niemals anmerken lassen, daß er das Wort an sie gerichtet hatte. Mrs. Channing-Peabody selbst schien außerstande, ihn zu berühren; immerhin erbot sie sich, ihm das Jackett abzunehmen, das er ihr überließ. Dann bat er sie hinauszugehen.

»Schicken Sie mir diesen jungen Mann«, befahl er ihr noch, »ich finde, er sollte dabeisein.« Er meinte den besonders feindseligen jungen Mann in Tennis-Weiß, egal ob er nun der empörte Bruder oder der schuldige Liebhaber war oder beides. Diese Leute brauchen mich, aber sie verabscheuen mich, dachte Larch, während er seine Nägel bürstete. Und als er seine Arme in das Alkoholbad tauchte, fragte er sich, wie viele Ärzte die Channing-Peabodys kennen mochten (wie viele mochte es in der Familie geben!), aber nie hätten sie einen von ihresgleichen um Hilfe bei diesem »kleinen Problem« gebeten. Dafür waren sie zu rein.

»Sie brauchen meine Hilfe?« fragte der verdrossene junge Mann.

»Nicht eigentlich«, erwiderte Larch. »Fassen Sie nichts an, und stellen Sie sich links neben mich. Schauen Sie mir nur über die Schulter, und achten Sie darauf, daß Sie alles gut sehen können.«

Der klassenbewußte, verächtliche Blick war kaum aus dem Gesicht des jungen Chadwick (oder des jungen Cabot) gewichen, als Wilbur Larch mit der Kürette an die Arbeit

ging; beim ersten Erscheinen der Produkte der Empfängnis weitete sich der Gesichtsausdruck des jungen Mannes – die selbstsichere, abschätzige Miene war in seinem Gesicht nirgends mehr zu entdecken. Es erschlaffte und glich in der Farbe dem Tennisdreß.

»Ich habe hinsichtlich der Uteruswand folgende Beobachtung gemacht«, berichtete Dr. Larch dem geisterhaften jungen Mann. »Es ist eine gute, feste Muskelwand, und wenn man sie ausschabt, antwortet sie mit einem knirschenden Geräusch. Daran merkt man, ob man alles erwischt hat – alle Produkte der Empfängnis. Horchen Sie nur auf dieses knirschende Geräusch.« Er schabte abermals. »Hören Sie es?«

»Nein«, flüsterte der junge Mann.

»Nun, vielleicht ist Geräusch nicht das richtige Wort«, sagte Wilbur Larch. »Vielleicht ist es mehr wie ein knirschendes Gefühl, aber für mich ist's ein Geräusch. Knirschend«, sagte er, während der junge Cabot oder junge Chadwick sein eigenes Erbrochenes in seinen hohlen Händen aufzufangen suchte.

»Messen Sie stündlich ihre Temperatur«, befahl Larch der starren Bediensteten, die sterile Handtücher bereithielt. »Falls mehr als eine kleine Blutung eintritt oder falls sie Fieber hat, sollte man mich rufen. Und behandelt sie wie eine Prinzessin«, sprach Wilbur Larch zu der alten Frau und dem aschfahlen leeren jungen Mann. »Niemand soll sie beschämen dürfen.«

Er wäre fortgegangen wie ein Gentleman, nachdem er unter Missys Augenlidern ihren chloroformierten Blick gesucht hatte; aber als er sein Jackett anzog, spürte er das Kuvert, das seine Brusttasche ausbeulte. Er zählte das Geld nicht, sah aber, daß es mehrere hundert Dollar waren. Es

war wieder genau wie in der Bürgermeistervilla, die Dienstbotenstubenbehandlung; es besagte, daß die Channing-Peabodys ihn nicht wieder zu Tennis oder Krocket oder zum Segeln bitten würden.

Prompt überreichte er fünfzig Dollar der alten Frau, die Missys Genitalien mit Bichloridlösung gebadet und sie mit einer sterilen Schambinde bedeckt hatte. Etwa zwanzig Dollar gab er dem jungen Tennisspieler, der die Tür zum Patio aufgestoßen hatte, um ein wenig Gartenluft zu atmen. Larch schickte sich an zu gehen. Dann aber, als er die Hände in seine Jackentaschen schob und wieder das Höschen fand, griff er, einer Eingebung folgend, nach der Plazentazange und nahm das Instrument mit. Er ging hinaus, den alten Chirurgen zu suchen, aber es waren nur Dienstmädchen im Speisesaal, immer noch damit beschäftigt, den Tisch abzuräumen. Er gab jeder von ihnen etwa zwanzig bis dreißig Dollar.

Den senilen Doktor fand er schlafend in einem Polstersessel in einem anderen Zimmer. Er öffnete die Greifer der Zange, klammerte das Höschen aus »Off Harrison« darin fest und klemmte das Ganze dem alten Schnarcher ans Revers.

Er fand die Küche, wo mehrere Dienstmädchen emsig am Werk waren, und verschenkte dort etwa zweihundert Dollar.

Er ging in den Park hinaus und verschenkte den Rest des Geldes, weitere zweihundert Dollar, an einen Gärtner, der in einem Blumenbeet neben dem Hauptportal auf den Knien lag. Das leere Kuvert hätte er Mrs. Channing-Peabody gerne zurückgegeben; die große Dame ließ sich nicht blicken. Er versuchte das Kuvert zusammenzufalten und es am Hauptportal unter dem Messingtürklopfer festzustecken; das Ku-

vert flatterte dauernd im Wind davon. Da wurde er wütend, knüllte es zu einer Kugel zusammen und warf es in ein manikürtes Rasenrondell, das als Rotunde für die Haupteinfahrt diente. Zwei Krocketspieler auf einem Rasen gegenüber unterbrachen ihr Spiel und starrten zuerst auf das zerknüllte Kuvert und dann in den blauen Sommerhimmel, als ob von dort gleich ein Blitzstrahl käme, um Larch auf der Stelle zu erschlagen.

Auf der Rückfahrt nach Portland dachte Wilbur Larch an das vergangene Jahrhundert in der Geschichte der Medizin – als Schwangerschaftsabbrüche legal gewesen waren, als viele weit kompliziertere Verfahren als eine simple Abtreibung den Medizinstudenten routinemäßig beigebracht wurden: Dinge wie die intrauterine Dekapitation und die Zerstückelung des Fötus (beide anstelle des gefährlicheren Kaiserschnitts). Er murmelte die Worte vor sich hin: intrauterine Dekapitation, Zerstückelung des Fötus. Als er schließlich in Portland anlangte, hatte er die Sache geklärt. Er war Gynäkologe; er holte Babys auf die Welt. Seine Kollegen nannten das »Gottes Werk«. Und er war ein Abtreiber; er half auch Müttern zurück in die Welt. Seine Kollegen nannten das »Teufels Beitrag«, aber für Wilbur Larch war *beides* »Gottes Werk«. Wie Mrs. Maxwell beobachtet hatte: »Das Herz des wahren Arztes kann nicht weit und gütig genug sein.«

Später, wenn er Anlaß hatte, an sich selbst zu zweifeln, würde er sich zwingen, sich zu erinnern: Er hatte mit einer Mutter geschlafen und sich im Lichtschein der Zigarre ihrer Tochter angekleidet. Er selbst konnte problemlos für den Rest des Lebens der Sexualität entsagen, aber wie konnte er je einen anderen Menschen dafür verdammen, daß er ihr nicht entsagte, sondern weiter Sex machte? Er würde sich

auch daran erinnern, was er für Mrs. Eames' Tochter *nicht getan* hatte und was der Preis dafür gewesen war.

Er würde Babys retten. Er würde auch Mütter retten.

In Portland erwartete ihn ein Brief aus St. Cloud's. Als die Amtsärztekammer des Staates Maine ihn nach St. Cloud's schickte, ahnte sie nichts von Wilbur Larchs Gefühlen für Waisenkinder – und auch nichts von seiner Bereitschaft, Portland zu verlassen, jenen sicheren Hafen, aus dem die *Great Eastern* abgesegelt war, ohne die Aussicht, je wiederzukehren. Die Amtsärztekammer sollte nie erfahren, daß Wilbur Larch, in der ersten Woche, die er in St. Cloud's verbrachte, ein Waisenhaus gründete (weil es gebraucht wurde), drei Babys entband (ein erwünschtes, zwei unvermeidliche – eines davon eine weitere Waise) und eine Abtreibung vornahm (seine dritte). Larch sollte Jahre brauchen, um die Bevölkerung über Geburtenkontrolle aufzuklären – noch für einige Zeit sollte es bei dem Zahlenverhältnis bleiben: eine Abtreibung auf drei Geburten. Im Lauf der Jahre fiel es dann auf eins zu vier, später auf eins zu fünf.

Während des Ersten Weltkriegs, als Wilbur Larch eingezogen wurde und nach Frankreich mußte, führte der stellvertretende Arzt am Waisenhaus keine Abtreibungen durch; die Geburtenrate kletterte, die Zahl der Waisen verdoppelte sich, aber der Vertretungsarzt sagte zu Schwester Edna und Schwester Angela, daß er auf diese Erde gestellt sei, das Werk Gottes zu verrichten, nicht das des Teufels. Diese wacklige Unterscheidung sollte sich später als nützlich für Schwester Angela und Schwester Edna erweisen und für Dr. Wilbur Larch, der seinen lieben Schwestern aus Frankreich schrieb, daß er den wahren Beitrag des Teufels mit eigenen Augen gesehen habe: Der Teufel arbeitete mit

Kugeln und Granatsplittern, mit Schrapnell und mit kleinen verschmutzten Tuchfetzen, die mit einem Geschoß in die Wunde getragen wurden. Der Beitrag des Teufels war die Gasbazilleninfektion, jene Geißel des Ersten Weltkriegs – Wilbur Larch sollte nie vergessen, wie sie bei Berührung knisterte.

»Sagen Sie ihm«, schrieb Larch an Schwester Angela und Schwester Edna, »sagen Sie diesem Narren (er meinte seinen Stellvertreter), daß die Arbeit an einem Waisenhaus in allem Gottes Werk ist – alles, was ihr tut, tut ihr für die Waisen, ihr rettet *sie*!«

Und als der Krieg vorbei war und Wilbur Larch nach St. Cloud's heimkehrte, hatten Schwester Edna und Schwester Angela sich bereits an die für St. Cloud's richtige Ausdrucksweise gewöhnt – Gottes Werk *und* Teufels Beitrag, so nannten sie nun ihre Arbeit, nur um für sich auseinanderzuhalten, welche Operation wann ausgeführt werden sollte. Wilbur Larch übernahm sie – es war eine nützliche Ausdrucksweise –, aber beide Schwestern stimmten mit Larch überein: daß *alles*, was sie ausführten, das Werk Gottes war.

Erst im Jahre 193– stießen sie auf ihr erstes Problem. Sein Name war Homer Wells. So oft zog er aus in die Welt und kehrte zurück nach St. Cloud's, daß es notwendig wurde, ihm Arbeit zu geben; um die Zeit, wenn ein Junge zum Teenager wird, sollte er sich nützlich machen. Doch würde er das kapieren? fragten sich die Schwestern und Dr. Larch. Homer hatte gesehen, wie die Mütter kamen und gingen und ihre Babys zurückließen, aber wie lange noch, bis er anfing, Köpfe zu zählen – und erkannte, daß da mehr Mütter kamen und gingen, als Babys zurückgelassen wurden? Wie lange noch, bis ihm auffiel, daß nicht alle Mütter, die

nach St. Cloud's kamen, sichtbar schwanger waren – und manche von ihnen nicht einmal über Nacht blieben? Sollten sie es ihm sagen? fragten sich die Schwestern und Dr. Larch.

»Wilbur«, sagte Schwester Edna, während Schwester Angela die Augen verdrehte, »der Junge geht im Haus aus und ein – er wird es von selbst herausfinden.«

»Er wird mit jeder Minute älter«, sagte Schwester Angela. »Er lernt mit jedem Tag etwas Neues.«

Allerdings ließen sie niemals die Frauen, die sich von der Abtreibung erholten, im gleichen Zimmer ausruhen wie die jungen Mütter, die ihre Kräfte sammelten, um ihre Babys zurückzulassen; das konnte sogar ein Kind beobachten. Und Homer Wells hatte oft die Aufgabe, die Abfalleimer zu leeren – *alle* Abfalleimer, auch die Abfalleimer aus dem Operationssaal, die wasserdicht waren und geradewegs zum Verbrennungsofen gebracht wurden.

»Wie, wenn er in einen Abfalleimer schaut, Wilbur?« fragte Schwester Edna Dr. Larch.

»Wenn er alt genug ist, um hinzuschauen, ist er alt genug, um zu lernen«, erwiderte Dr. Larch.

Vielleicht meinte Larch: wenn er alt genug ist, um zu erkennen, was es zu sehen gab. Nach dem Werk Gottes oder nach dem Beitrag des Teufels, war das, was in den Abfalleimern war, oftmals dasselbe. In den meisten Fällen: Blut und Schleim, Baumwolle und Mull, Plazenta und Schamhaar. Beide Schwestern sagten Dr. Larch, daß es nicht nötig sei, eine Patientin für eine Abtreibung zu rasieren, aber Larch war pingelig; und wenn es schon alles das Werk Gottes war, so dachte er, mag es auch gleich aussehen. Die Abfalleimer, die Homer Wells zum Verbrennungsofen zu tragen pflegte, enthielten die Geschichte von St. Cloud's: die

abgeschnittenen Fadenenden der Seiden- und Catgutnähte, Fäkalstoffe und Seifenlauge von den Einläufen und das, wovon Schwester Edna und Schwester Angela fürchteten, daß Homer Wells es sehen könnte – die sogenannten Produkte der Empfängnis, ein menschlicher Fötus, oder ein erkennbarer Teil davon.

Und so kam es, daß Homer Wells (mit dreizehn, der Unglückszahl) entdeckte, daß die Quicken wie die Nicht-Quicken in St. Cloud's zur Welt gebracht wurden. Eines Tages, auf dem Rückweg vom Verbrennungsofen, sah er einen Embryo am Boden: er war aus dem Abfalleimer gefallen, den er schleppte, aber als er ihn sah, nahm er an, er sei vom Himmel gefallen. Er beugte sich darüber, dann spähte er nach dem Nest, aus dem es gefallen sein mochte – nur gab es hier keine Bäume. Homer Wells wußte, daß Vögel ihre Eier nicht im Flug legten – oder daß ein Ei, während es fiel, nicht seine Schale verlieren konnte.

Dann stellte er sich vor, irgendein Tier habe eine Fehlgeburt gehabt – in einem Waisenhaus, in der Umgebung eines Spitals, hörte man solch ein Wort –, aber *welches* Tier? Es wog weniger als ein Pfund, es war vielleicht acht Zoll lang, und dieser Schatten auf seinem beinah durchsichtigen Kopf war die erste Stufe von Haaren, nicht von Federn; und das hier waren beinah schon Augenbrauen in seinem eingedrückten Gesicht; es hatte sogar Wimpern. Und waren das *Brustwarzen* – diese kleinen blaßrosa Punkte, die da hervortraten auf dieser Brust von der Größe eines Daumens? Und diese Scheibchen an den Fingerspitzen und Zehen – das waren *Nägel*! Das ganze Ding in einer Hand haltend, rannte Homer damit geradewegs zu Dr. Larch. Larch saß in Schwester Angelas Büro an der Schreibmaschine; er schrieb einen Brief an das Neuengland-Heim für kleine Vagabunden.

»Ich habe etwas gefunden«, sagte Homer Wells. Er streckte die Hand aus, und Larch nahm ihm den Embryo ab und legte ihn auf einen sauberen weißen Bogen Schreibpapier auf Schwester Angelas Schreibtisch. Er war etwa im dritten Monat – höchstens im vierten. Noch nicht quick, wie Dr. Larch wußte, aber beinah. »Was ist das?« fragte Homer Wells.

»Gottes Werk«, sagte Wilbur Larch, dieser Heilige von St. Cloud's, denn eben hatte er erkannt, daß auch dies die Arbeit Gottes war: Homer Wells zu unterweisen, ihm alles zu sagen, dafür zu sorgen, daß er Richtig von Falsch zu unterscheiden lernte. Es war eine Menge Arbeit, die Arbeit des Herrn, aber wenn man vermessen genug war, sie auf sich zu nehmen, dann mußte man sie gründlich tun.

# 3

# *Prinzen von Maine, Könige Neuenglands*

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Dr. Larch, »behandeln wir die Waisen wie Mitglieder königlicher Familien.«

In der Knabenabteilung beseelte dieses Gefühl seinen Gutenachtwunsch – seinen Abendsegen, den er laut über die Bettenreihen hinweg in die Dunkelheit hineinrief. Dr. Larchs Segenswunsch folgte auf das Vorlesen der Gutenachtgeschichte, das – nach dem unglücklichen Unfall der Winkles – Homer Wells' Aufgabe geworden war. Dr. Larch wollte Homer mehr Selbstvertrauen geben. Als Homer Dr. Larch erzählte, wie sehr es ihm gefallen habe, den Winkles in ihrem Safarizelt vorzulesen – und wie gut er es gemacht zu haben glaubte, auch wenn die Winkles eingeschlafen waren –, beschloß der Doktor, die Begabung des Jungen zu fördern.

193–, beinah unmittelbar nachdem er seinen ersten Fötus gesehen hatte, begann Homer Wells *David Copperfield* in der Knabenabteilung vorzulesen, genau zwanzig Minuten am Stück, nicht mehr, nicht weniger; es kam ihm so vor, als brauche er mehr Zeit zum Vorlesen als Dickens zum Schreiben. Zuerst las er stockend – und unter dem Gespött der wenigen annähernd gleichaltrigen Jungen (älter war keiner) –, dann immer besser. Jede Nacht murmelte er laut für sich jenen Anfangsabschnitt des Buches. Er wirkte auf ihn wie eine Litanei – die ihn ab und an auch friedlich einschlafen ließ.

> Ob ich mich in diesem Buche zum Helden meiner eignen Leidensgeschichte entwickeln werde oder ob jemand anders diese Stelle ausfüllen soll, wird sich zeigen.

»Ob ich mich in diesem Buche zum Helden meiner eignen Leidensgeschichte entwickeln werde«, flüsterte Homer vor sich hin. Er erinnerte sich, wie trocken seine Augen und seine Nase damals im Heizungskeller bei den Drapers in Waterville gewesen waren; er erinnerte sich an die Gischt des Wassers, das die Winkles fortgerissen hatte; er erinnerte sich an diesen kühlen, feuchten, in sich zusammengekrümmten Neubeginn, der tot in seiner Hand gelegen hatte. (Dieses Ding, das er in der Hand gehalten hatte, konnte kein Held gewesen sein.)

Und nach dem »Licht aus«, und nachdem Schwester Edna oder Schwester Angela gefragt hatte, ob jemand ein letztes Glas Wasser brauchte oder einen letzten Gang aufs Töpfchen – wenn die Lichtpunkte von den eben gelöschten Lampen noch in der Dunkelheit glimmten und die Gedanken einer jeden Waise entweder schliefen oder träumten oder bei David Copperfields Abenteuern verweilten –, dann pflegte Dr. Larch die Tür aufzumachen, draußen vom Korridor mit seinen nackten Rohren und seinem Krankenhausanstrich.

»Gute Nacht!« pflegte er zu rufen. »Gute Nacht – ihr Prinzen von Maine, ihr Könige Neuenglands!« (Das Ding, das Homer in der Hand gehalten hatte, war kein Prinz – es hatte nicht lange genug gelebt, um König zu werden.)

Dann – Bum! – schloß sich die Tür, und die Waisen blieben in neuer Dunkelheit zurück. Welche Bilder von Königsgestalten auch immer sie heraufbeschwören mochten,

blieb ihnen selbst überlassen. Welche Prinzen und Könige konnten sie schon gesehen haben? Welche Zukunft konnten sie sich womöglich erträumen? Welche königlichen Pflegefamilien würden sie im Traum willkommen heißen? Welche Prinzessinnen würden sie lieben? Welche Königinnen würden sie heiraten? Und wann würden sie dem Dunkel entfliehen können, das ihnen geblieben war, nachdem Larch die Tür geschlossen hatte, nachdem sie das sich entfernende Knirschen von Schwester Ednas oder Schwester Angelas Schuhen nicht länger hören konnten? (Das Ding, das er in seiner Hand gehalten hatte, hätte die Schuhe nicht knirschen hören können, so winzig und runzlig waren seine Ohren!)

Für Homer Wells war es anders. Er stellte sich nicht vor, St. Cloud's zu verlassen. Die Prinzen von Maine und die Könige Neuenglands, die er sich vorstellte, regierten am Hof von St. Cloud's und reisten nirgendwohin; sie fuhren nicht auf See und bekamen das Meer gar nie zu sehen. Aber irgendwie vermochte Dr. Larchs Segenswunsch sogar Homer Wells zu stärken und ihm Hoffnung zu geben. Diese Prinzen von Maine, diese Könige Neuenglands, diese Waisen von St. Cloud's – wer immer sie sein mochten, sie *waren* die Helden ihres eigenen Lebens. So viel sah Homer in der Dunkelheit; so viel gab ihm Dr. Larch, wie ein Vater.

Prinzliches, sogar königliches Verhalten war selbst in St. Cloud's möglich, schien Dr. Larch sagen zu wollen.

Homer Wells träumte, er sei ein Prinz. Er hob die Augen empor zu *seinem* König: er beobachtete St. Larch auf Schritt und Tritt. Es war die verwunderliche Kälte des Dings, die Homer nicht vergessen konnte.

»Weil es tot war, richtig?« fragte er Dr. Larch. »Das ist der Grund, warum es kalt war, richtig?«

»Ja«, sagte Dr. Larch. »In gewisser Hinsicht war es niemals lebendig.«

»Niemals lebendig«, sagte Homer Wells.

»Manchmal«, sagte Dr. Larch, »bringt es eine Frau einfach nicht über sich, eine Schwangerschaft zu unterbrechen, sie spürt, daß das Baby bereits ein Baby ist – vom ersten Körnchen an –, und sie muß es bekommen – auch wenn sie es nicht haben will und sie nicht für es sorgen kann –, und deshalb kommt sie zu uns und bekommt ihr Baby hier. Sie läßt es hier bei uns zurück. Sie traut uns zu, daß wir ihm ein Zuhause finden.«

»Sie macht ein Waisenkind«, sagte Homer Wells. »Jemand muß es adoptieren.«

»Meistens adoptiert es jemand«, sagte Dr. Larch.

»Meistens«, sagte Homer Wells. »Vielleicht.«

»Am Ende«, sagte Dr. Larch.

»Und manchmal«, sagte Homer Wells, »hält die Frau es *nicht* durch, richtig? Sie hält es nicht durch, das Baby zu bekommen.«

»Manchmal«, sagte Dr. Larch, »weiß die Frau schon sehr früh in ihrer Schwangerschaft, daß dieses Kind unerwünscht ist.«

»Ein Waisenkind, von Anfang an«, sagte Homer Wells.

»So könnte man sagen«, sagte Wilbur Larch.

»Also tötet sie es«, sagte Homer Wells.

»Könnte man sagen«, sagte Wilbur Larch. »Man könnte auch sagen, daß sie es anhält, bevor es ein Kind wird – sie hält es einfach an. In den ersten drei oder vier Monaten hat der Fötus – oder der Embryo (ich sage also nicht: ›das Kind‹) – noch kein eigenes Leben. Es lebt von der Mutter. Es hat sich noch nicht entwickelt.«

»Es ist nur ein bißchen entwickelt«, sagte Homer Wells.

»Es hat sich noch nicht von allein bewegt«, sagte Dr. Larch.

»Es hat keine richtige Nase«, sagte Homer Wells, der sich daran erinnerte, daß an dem Ding, das er in der Hand gehalten hatte, weder die Nasenlöcher noch die Nase selbst in ihrer Abwärtsneigung entwickelt gewesen waren; die Nasenlöcher zeigten direkt aus dem Gesicht, wie bei einem Schwein.

»Manchmal«, sagte Dr. Larch, »wenn eine Frau sehr stark ist und weiß, daß niemand für dieses Baby sorgen wird, falls sie es bekommt, und sie nicht ein Kind auf die Welt bringen und dann versuchen will, ihm ein Zuhause zu finden – kommt sie zu mir, und ich halte es an.«

»Sagen Sie mir noch einmal, wie nennt man das Anhalten?« fragte Homer Wells.

»Eine Abtreibung«, sagte Dr. Larch.

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Eine Abtreibung.«

»Und was du in deiner Hand gehalten hast, Homer, war ein abgetriebener Fötus«, sagte Dr. Larch. »Ein Embryo, etwa im dritten oder vierten Monat.«

»Ein abgetriebener Fötus, ein Embryo, etwa im dritten oder vierten Monat«, sagte Homer Wells, der die irritierende Angewohnheit hatte, alle Satzenden Wort für Wort zu wiederholen, als ginge es darum, sie wie *David Copperfield* laut vorzulesen.

»Und das ist der Grund«, sagte Dr. Larch geduldig, »weshalb manche der Frauen, die hierherkommen, nicht schwanger *aussehen* … der Embryo, der Fötus, da ist einfach nicht genug, als daß man es sehen könnte.«

»Aber sie alle *sind* schwanger«, sagte Homer Wells. »Alle die Frauen, die hierherkommen – sie wollen entweder ein Waisenkind bekommen, oder sie wollen es anhalten, richtig?«

»Das ist richtig«, sagte Dr. Larch. »Ich bin nur der Arzt. Ich helfe ihnen zu bekommen, was sie haben wollen. Ein Waisenkind oder eine Abtreibung.«

»Ein Waisenkind oder eine Abtreibung«, sagte Homer Wells.

Schwester Edna neckte Dr. Larch wegen Homer Wells. »Sie haben einen neuen Schatten, Wilbur«, sagte sie.

»*Doktor* Larch«, sagte Schwester Angela, »Sie haben ein Echo bekommen. Sie haben einen Papagei, der Ihnen überallhin folgt.«

»Gott, oder wer immer, vergebe mir«, schrieb Dr. Larch. »Ich habe einen Jünger gewonnen, ich habe einen dreizehnjährigen *Jünger.*«

Zu der Zeit, als Homer fünfzehn war, hatte sein Vorlesen aus *David Copperfield* solchen Erfolg, daß einige der älteren Mädchen der Mädchenabteilung Dr. Larch fragten, ob man Homer überreden könnte, ihnen vorzulesen.

»Nur den älteren Mädchen?« fragte Homer Dr. Larch.

»Gewiß nicht«, sagte Dr. Larch. »Du wirst ihnen allen vorlesen.«

»In der Mädchenabteilung?« fragte Homer.

»Nun, ja«, sagte Dr. Larch. »Es wäre doch peinlich, wenn alle Mädchen in die Knabenabteilung kommen müßten.«

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Aber wem lese ich zuerst vor, den Mädchen oder den Jungen?«

»Den Mädchen«, sagte Larch. »Die Mädchen gehen früher zu Bett als die Jungen.«

»Tatsächlich?« fragte Homer.

»Hier schon«, sagte Dr. Larch.

»Und soll ich ihnen denselben Abschnitt vorlesen?« frag-

te Homer. Da war er gerade auf seiner vierten Reise durch *David Copperfield*, als Vorleser erst auf der dritten – im sechzehnten Kapitel: »Ich bin ein anderer Junge in mehr als einer Beziehung.«

Dr. Larch aber entschied, daß Waisenmädchen etwas über ein Waisenmädchen hören sollten – im gleichen Sinne, wie er glaubte, daß Waisenjungen etwas über Waisenjungen hören sollten – und so übertrug er Homer die Aufgabe, der Mädchenabteilung aus *Jane Eyre* vorzulesen.

Es fiel Homer sofort auf, daß die Mädchen aufmerksamer zuhörten als die Jungen; sie waren überhaupt ein besseres Publikum – abgesehen von dem Gekicher, wenn er kam und wenn er wieder ging. Daß sie ein besseres Publikum sein sollten, überraschte Homer, denn er fand Jane Eyre bei weitem nicht so interessant wie David Copperfield; für ihn war Charlotte Brontë bei weitem keine so gute Schriftstellerin wie Charles Dickens. Neben dem kleinen David kam ihm Klein Jane wie eine Heulsuse vor – eine Plärrliese –, aber die Mädchen in der Mädchenabteilung riefen immer wieder: mehr, nur noch einen Abschnitt, wenn Homer alle Abende aufhörte und forteilte, raus aus dem Haus und in die Nacht hinaus, im Galopp zur Knabenabteilung und zu Dickens.

Die Nacht zwischen der Knaben- und Mädchenabteilung roch häufig nach Sägemehl; nur die Nacht bewahrte die Erinnerung an das einstige St. Cloud's und verströmte den geheimnisvollen alten Sägemühlengeruch und sogar den stinkenden Zigarrendunst der Sägewerker.

»Die Nacht riecht manchmal nach Holz und Zigarren«, sagte Homer Wells zu Dr. Larch, der seine eigene Erinnerung an Zigarren hatte; der Doktor schauderte.

Die Mädchenabteilung roch anders als die Knabenabtei-

lung, fand Homer, trotz der identischen nackten Rohre, der gleichen Krankenhausfarben, der gleichen Schlafsaaldisziplin. Einerseits roch sie süßlicher, andererseits roch sie kränklicher, was für Homer schwer auseinanderzuhalten war.

Zum Schlafen trugen Jungen wie Mädchen dasselbe: Unterhemden und Unterhosen, und immer wenn Homer in der Mädchenabteilung eintraf, saßen oder lagen die Mädchen bereits in ihren Betten, die Decke über die Beine gebreitet. Die wenigen mit sichtbarem Busen saßen meistens mit über der Brust verschränkten Armen, um ihre Entwicklung zu verbergen. Alle, bis auf eine – die Größte, die Älteste; sie war sowohl größer wie auch älter als Homer Wells. Sie hatte Homer über die Ziellinie eines besonders berühmten Dreibein-Wettlaufs getragen. Es war die, die Melony hieß und eigentlich Melody heißen sollte; die, deren Busen Homer versehentlich berührt und die ihn in seinen Pimmel gezwickt hatte.

Melony saß beim Vorlesen im Indianersitz – *auf* der Bettdecke, in zu engen Unterhosen, die Hände in die Hüften gestemmt, die Ellbogen auswärts gekehrt wie Flügel und den beträchtlichen Busen vorgereckt; Homer sah auch ein Stück von ihrem dicken Bauch. Und jeden Abend fragte die Leiterin der Mädchenabteilung, Mrs. Grogan, erneut: »Wirst du dich nicht erkälten ohne deine Bettdecke, Melony?«

»Nööö«, antwortete Melony jedesmal, worauf Mrs. Grogan so tief seufzte, daß es schon beinah wie ein Stöhnen klang. Diesem Stöhnen verdankte sie auch ihren Spitznamen: Mrs. Groan – Frau Stöhn. Ihre Autorität beruhte auf ihrer Fähigkeit, die Mädchen glauben zu machen, daß sie ihr Schmerz zufügten, indem sie sich selbst oder einander Schmerz zufügten.

»Oh, das tut mir weh, so etwas zu sehen«, pflegte sie ih-

nen zu sagen, wenn sie sich prügelten, Haare rauften, Augäpfel quetschten, einander ins Gesicht bissen. »Das tut mir wirklich weh.« Ihre Methode hatte Erfolg bei jenen Mädchen, die sie liebten. Bei Melony hatte sie keinen Erfolg. Mrs. Grogan mochte Melony besonders gern, aber sie spürte, daß sie Melony so nicht für sich gewinnen konnte.

»Oh, es tut mir weh, Melony, zu sehen, wie du dich erkältest – ohne deine Bettdecke«, pflegte Mrs. Grogan zu sagen, »nur halb angezogen. Das tut mir wirklich weh.«

Aber Melony blieb, wo sie war, die Augen fest auf Homer Wells geheftet. Sie war größer als Mrs. Grogan, sie war zu groß für die Mädchenabteilung. Sie war zu groß, um adoptiert zu werden. Sie ist zu groß für ein *Mädchen*, dachte Homer Wells. Größer als Schwester Edna, größer als Schwester Angela – beinah so groß wie Dr. Larch –, sie war fett, aber ihr Fett wirkte fest. Und obwohl er seit mehreren Jahren nicht bei dem Dreibein-Wettlauf mitgemacht hatte, wußte er auch, daß Melony stark war. Homer hatte beschlossen, nicht mitzumachen, solange er mit Melony zusammengestellt würde – und er würde zwangsläufig mit ihr zusammengestellt werden, solange er der älteste Junge und sie das älteste Mädchen war.

Wenn er aus *Jane Eyre* vorlas, durfte Homer Melony nicht anschauen, weil er sonst unweigerlich daran denken mußte, wie es war, als sein Bein an ihres gefesselt gewesen war. Er spürte, daß sie ihm übelnahm, daß er dem alljährlichen Wettrennen fernblieb. Er fürchtete auch, daß sie spüren könnte, wie sehr ihm ihre Massigkeit gefiel – wie sehr Fett einem Waisenkind als großes Glück erschien.

Die rührenden Passagen aus *Jane Eyre* (allzu rührend für Homer Wells) trieben den Mädchen der Mädchenabteilung Tränen in die Augen und entlockten Mrs. Grogan das aller-

kläglichste Seufzen und Stöhnen, aus Melony aber preßten sie das allergequälteste Keuchen hervor – als ob Rührendes in ihr eine kaum zu bezähmende Wut entfesselte.

Der Schluß von Kapitel vier entfesselte in Melony eine unbezähmbare Wut.

»Der Nachmittag glitt in Frieden und Harmonie dahin«, las Homer Wells ihnen vor; als er Melony die Worte »Frieden« und »Harmonie« zischen hörte, las er tapfer weiter. »Und am Abend erzählte mir Bessie ein paar von ihren fesselndsten Geschichten und sang mir einige ihrer süßesten Lieder«, fuhr Homer fort, froh, daß es nur noch einen weiteren Satz zu überstehen galt; er sah Melonys breite Brust wogen. »›Sogar für mich (zwitscherte die kleine Jane Eyre) hatte das Leben seine Sonnenstrahlen.‹«

»Sonnenstrahlen! Wer's glaubt!« höhnte Melony. »Soll sie mal hierherkommen. Soll sie *mir* mal die Sonnenstrahlen zeigen!«

»Oh, wie tut es mir weh, Melony – dich so etwas sagen zu hören«, sagte Mrs. Grogan.

*»Sonnenstrahlen?«* sagte Melony aufheulend. Die kleineren Mädchen krochen indessen unter ihre Bettdecken; manche begannen zu weinen.

»Ich weiß nicht, wie ich diesen Schmerz weiterhin ertragen kann, Melony«, klagte Mrs. Grogan.

Homer Wells stahl sich fort. Es war ohnehin der Schluß des Kapitels. Er wurde in der Knabenabteilung erwartet. Diesmal war das Gekicher, das seinen Abgang begleitete, vermischt mit Schluchzen und Melonys Höhnen.

*»Sonnenstrahl!«* schrie Melony ihm nach.

»Wie das uns *allen* weh tut«, sagte Mrs. Grogan energischer.

Draußen schien die Nacht für Homer Wells von neuen

Gerüchen erfüllt. War das etwa ein Schwall vulgären Parfüms, der von dem einstigen Hurenhotel herüberwehte und sich mit dem Duft des Sägemehls und der stinkenden Zigarren vermengte? Und etwas wie Schweiß aus dem Bingo-für-Geld-Salon? Selbst der Fluß verströmte einen Geruch.

In der Knabenabteilung erwarteten sie ihn bereits. Manche der Kleineren waren schon eingeschlafen. Die anderen saßen da mit weitaufgesperrten Augen – und weitaufgesperrten Mündern, wie Vogelküken; Homer kam es so vor, als husche er von Nest zu Nest und füttere sie mit seiner Stimme, während sie nach immer mehr schrien. Sein Vorlesen machte sie schläfrig, wie eine Mahlzeit, ihn selbst aber machte es oft wach. Nach dem abendlichen Segenswunsch lag er meistens noch lange wach – das *inzen* in »Prinzen« und das *igen* in »Königen« klangen noch im dunklen Raum nach. Manchmal wünschte er sich, er könnte im Babyzimmer schlafen; das dauernde Aufwachen und Weinen dort wäre vielleicht rhythmischer.

Die älteren Waisen hatten ihre irritierenden Gewohnheiten. Einer von Schwester Ednas John Wilburs schlief auf einem Gummilaken; Homer lag oft wach und wartete darauf, zu hören, wie er ins Bett näßte. In manchen Nächten weckte Homer das Kind, marschierte mit ihm zur Toilette, hielt seinen winzigen Pimmel in die richtige Richtung und flüsterte: »*Pipi*, John Wilbur. Pipi *jetzt*. Pipi *hier*.« Das Kind schlief im Stehen weiter, hielt sein Pipi zurück und sparte es für das aufnahmefreundliche Gummilaken auf, für die vertraute Mulde und die warme Pfütze im Bett.

Manche Nächte, wenn er sich gereizt fühlte, stellte sich Homer Wells einfach neben John Wilburs Bett und flüsterte dem Jungen seinen Befehl ins Ohr: »Pipi!« Mit beinah augenblicklichem Erfolg!

Besorgniserregender war Schwester Angelas Namenskind, der kränkliche kleine Fuzzy Stone. Fuzzy hatte Husten, einen dauernden trockenen Reizhusten. Er hatte tränende, gerötete Augen. Er schlief in einem Dampfzelt; das batteriegetriebene Wasserrad lief die ganze Nacht, ebenso der Ventilator, der den Dampf verteilte. Fuzzy Stones Brust hörte sich an wie ein stotternder kleiner Motor; die feuchten kühlen Laken, die ihn umhüllten, flatterten durch die Nacht wie das Gewebe einer riesigen, halb durchsichtigen Lunge. Das Wasserrad, der Ventilator und Fuzzy Stones tragisches Keuchen verschmolzen in Homers Gedanken. Falls eines der drei aussetzen sollte, hätte Homer nicht sagen können, welche zwei noch am Leben waren.

Dr. Larch erzählte Homer, Fuzzy Stone habe vermutlich eine Sägestauballergie; daß der Junge in einer ehemaligen Sägemühle geboren wurde und dort geschlafen hatte, war zweifellos nicht zu seinem Besten. Ein Kind mit chronischer Bronchitis wollte niemand adoptieren. Wer holte sich schon gern einen Husten ins Haus?

Wenn Fuzzy Stone für Homer Wells' Begriffe zu sehr hustete, wenn die verschiedenen Maschinen, die sich mühten, Fuzzy am Leben zu halten, Homer zu schwer auf der Seele lasteten – Lunge, Wasserrad und Ventilator –, dann suchte Homer leise das Babyzimmer auf. Dort traf er regelmäßig auf Schwester Angela oder Schwester Edna, die sich auch nachts um ihre Babys kümmerten. Manchmal, wenn die Babys still waren, schlief sogar die diensttuende Schwester, und Homer Wells schlich sich auf Zehenspitzen an ihnen allen vorbei.

Eines Nachts sah er eine der Mütter im Babyzimmer stehen. Sie schien nicht speziell ihr Baby zu suchen; sie stand einfach in ihrem Spitalnachthemd mitten im Babyzimmer

und nahm mit geschlossenen Augen die Gerüche und Geräusche des Babyzimmers auf. Homer fürchtete, die Frau würde Schwester Angela wecken, die auf dem Dienstbett döste und ungern geweckt wurde. Langsam, wie Homer sich vorstellte, daß man einer Schlafwandlerin helfen würde, geleitete er die Frau zurück ins Mütterzimmer.

Auch die Mütter waren oft wach, wenn er bei ihnen vorbeischaute. Manchmal brachte er der einen oder anderen ein Glas Wasser.

Die Frauen, die für eine Abtreibung nach St. Cloud's kamen, blieben selten über Nacht. Sie erholten sich schneller als die Frauen, die entbunden hatten, und Dr. Larch entdeckte, daß es für sie am bequemsten war, wenn sie morgens kurz vor Tagesanbruch ankamen und am frühen Abend kurz nach Einbruch der Dunkelheit wieder gingen. Tagsüber wurden die Geräusche der Babys vom Krach der älteren Waisen überdeckt, und die Gespräche zwischen den Müttern und den Schwestern verwischten alles. Was den Frauen, die abgetrieben hatten, am meisten zu schaffen machte, war das Wimmern der Neugeborenen. Nachts machten – abgesehen von John Wilburs Pipi und Fuzzy Stones Husten – nur die erwachenden Babys und die Eulen Geräusche in St. Cloud's.

Es war eine ganz einfache Beobachtung: Für Frauen, die gerade eine Abtreibung hinter sich hatten, war es alles andere als tröstlich, das Geschrei und Gebrabbel der Neugeborenen zu hören. Entbindungen ließen sich nicht auf die Stunde genau planen, aber Larch versuchte, die Abtreibungen auf den frühen Morgen zu legen, wonach sich die Frauen den ganzen Tag erholen und am Abend bereits über alle Berge sein konnten. Frauen, die von weit her angereist kamen, empfahl Larch, schon am Vorabend ihrer Abtreibung in St. Cloud's einzutreffen (er gab ihnen dann ein starkes

Schlafmittel); so hatten sie den ganzen nächsten Tag, um sich zu erholen.

Wenn eine dieser Frauen über Nacht blieb, dann nie in dem Zimmer bei den werdenden oder bereits entbundenen Müttern. Auf seiner Schlaflosenrunde durch St. Cloud's sah Homer, daß der Gesichtsausdruck dieser nächtlichen Besucherinnen im Schlaf nicht mehr und nicht weniger beunruhigt war als der Gesichtsausdruck der Frauen, die Babys bekommen sollten (oder bereits bekommen hatten). Homer Wells stellte sich dann oft seine eigene Mutter zwischen den Gesichtern der schlafenden und der wachenden Frauen vor. Wohin wollte sie zurück – wenn die Wehenschmerzen erst abgeklungen waren? Hatte sie überhaupt ein Ziel? Und was mochte, während sie hier lag, sein Vater denken – falls er überhaupt wußte, daß er Vater war? Falls sie überhaupt wußte, wer er war.

Diese Frauen stellten ihm immer dieselben Fragen:

»Bist du in der Ausbildung?«

»Wirst du Arzt werden, wenn du erwachsen bist?«

»Bist du eines der Waisenkinder?«

»Wie alt bist du? Hat dich noch niemand adoptiert?«

»Hat man dich zurückgeschickt?«

»Gefällt es dir hier?«

Und er antwortete dann:

»Vielleicht werde ich Arzt.«

»Natürlich ist Doktor Larch ein guter Lehrer.«

»Ganz richtig: eines der Waisenkinder.«

»Bald sechzehn. Ich hab *versucht*, mich adoptieren zu lassen, aber es war nichts für mich.«

»Ich wollte zurückkommen.«

»Natürlich gefällt es mir hier!«

Eine der Frauen – sie war hochschwanger und ihr Bauch

riesig unter einem straffgespannten Laken – fragte ihn: »Du meinst, falls jemand dich adoptieren wollte, würdest du nicht gehen?«

»Ich würde nicht gehen«, sagte Homer Wells. »Richtig.«

»Du würdest es nicht einmal in Betracht ziehen?« fragte die Frau. Er konnte sie fast nicht ansehen – sie sah aus, als könnte sie jeden Moment platzen.

»Na ja, ich würde wahrscheinlich darüber nachdenken«, sagte Homer Wells. »Aber ich würde wahrscheinlich beschließen, zu bleiben, solange ich hier helfen kann – mich nützlich machen, verstehen Sie?«

Die schwangere Frau fing an zu weinen. »Nützlich machen«, sagte sie, als wäre ihr beim einmaligen Zuhören Homers Manie, die Satzenden zu wiederholen, bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Sie schob die Decke hinunter, zog das Spitalhemd hoch; Schwester Edna hatte sie bereits rasiert. Sie legte ihre Hände auf ihren großen Bauch. »Schau dir das an«, flüsterte sie. »Du möchtest dich nützlich machen?«

»Richtig«, sagte Homer Wells und hielt den Atem an.

»Niemand hat mir je die Hand aufgelegt, um das Baby zu fühlen. Niemand wollte je sein Ohr darauf legen und lauschen«, sagte die Frau. »Man sollte kein Baby bekommen, wenn es niemanden gibt, der fühlen möchte, wie es stößt, oder lauschen, wie es sich regt.«

»Ich weiß nicht«, sagte Homer Wells.

»Möchtest du es nicht berühren oder dein Ohr daran legen?« fragte die Frau ihn.

»Okay«, sagte Homer Wells und legte seine Hand auf den heißen, harten Bauch der Frau.

»Leg auch dein Ohr daran«, riet ihm die Frau.

»Richtig«, sagte Homer. Er streifte mit seinem Ohr ganz

leicht ihren Bauch, aber sie drückte sein Gesicht fest an sich; sie war wie eine Trommel – lauter Pings! und Pongs! Sie war wie ein warmer Motor, der abgeschaltet ist, aber immer noch vor Hitze pocht. Wäre Homer je am Meer gewesen, dann hätte er erkannt, daß sie wie die Gezeiten war, wie die Brandung – ein und aus flutend, vor und zurück.

»Niemand sollte ein Baby bekommen, wenn es niemanden gibt, der mit seinem Kopf dort unten einschlafen will«, flüsterte die Frau und klopfte auf die Stelle, wo sie Homers Gesicht grob festhielt. *Wo* genau? fragte sich Homer, weil es keine bequeme Stelle gab, wohin er seinen Kopf legen konnte, keine Stelle zwischen ihren Brüsten und ihrem Bauch, die nicht rund gewesen wäre. Ihre Brüste zumindest schienen bequem, aber dort wollte sie seinen Kopf ja nicht haben. Nach all den Geräuschen und Bewegungen in ihr konnte er sich kaum vorstellen, daß die Frau nur ein Baby in sich trug. Nach Homer Wells' Gefühl würde die Frau eine ganze Horde Babys gebären.

»Du möchtest dich doch nützlich machen?« fragte ihn die Frau, jetzt leise weinend.

»Ja. Nützlich machen«, sagte er.

»Schlaf hier ein«, befahl ihm die Frau. Er tat so, als schliefe er, mit seinem Gesicht an dem rumpelnden Felsen, wo sie ihn geborgen hielt. Er wußte, wann ihr Fruchtwasser geborsten war, bevor sie es wußte – so fest war sie eingeschlafen. Er erhob sich und holte Schwester Edna, ohne die Frau zu wecken, die vor Tagesanbruch ein siebenpfündiges Mädchen gebar. Nachdem weder Schwester Edna noch Schwester Angela zuständig waren, den Waisenmädchen Namen zu geben, gab irgend jemand anders ihr nach ein paar Tagen einen Namen – wahrscheinlich Mrs. Grogan, die irische Namen bevorzugte, oder, falls Mrs. Grogan ih-

ren Vorrat momentan erschöpft hatte, die Sekretärin, die so schlecht tippte und für »Melony« statt »Melody« verantwortlich war; auch sie fand Spaß daran, den kleinen Mädchen Namen zu geben.

Homer Wells sollte nie erfahren, wer sie war, aber er hörte nicht auf, nach ihr zu suchen, als habe seine Nachtwache mit dem Gesicht auf dem pochenden Bauch der Mutter ihm den nötigen siebten Sinn geschenkt, um das Kind wiederzuerkennen.

Er sollte sie natürlich nie wiedererkennen. Das einzige, woran er sich halten konnte, waren die flüssigen Geräusche von ihr, und die Art, wie sie sich unter seinem Ohr im Dunkel geregt hatte. Aber er suchte weiter; er beobachtete die Mädchen in der Mädchenabteilung, als würde sie sich notgedrungen irgendwie verraten.

Einmal gestand er sein heimliches Spiel sogar Melony ein, aber Melony höhnte, wie immer. »Was soll die Kleine denn tun, damit du sicher bist, daß sie es ist?« fragte Melony. »Soll sie glucksen, furzen – oder dir eine Ohrfeige verpassen?«

Aber Homer Wells wußte, daß er das Spiel nur für und mit sich selbst spielte; Waisen sind bekannt für ihre Gedankenspiele. Eines der ältesten Spiele, zum Beispiel, das Waisen spielen, ist, sich vorzustellen, daß ihre Eltern sie wiederhaben wollen – daß ihre Eltern nach ihnen suchen. Aber Homer hatte einen Abend mit der Mutter des mysteriösen Babys verbracht; er hatte alles über den Vater des mysteriösen Babys erfahren – und über sein krasses Desinteresse. Homer wußte, daß die Eltern der mysteriösen Kleinen *nicht* nach ihr suchten; vielleicht war dies der Grund, warum *er* nach ihr suchte. Wenn diese Kleine heranwuchs, und wenn sie das alte Spiel der Waisen spielte, wäre es dann

nicht besser, wenn es wenigstens *irgend jemand* gegeben hatte, der nach ihr suchte – und sei es auch nur eine Waise?

Dr. Larch versuchte mit Homer über Melonys Wut zu sprechen.

»Wut ist eine spaßige Sache«, fing Dr. Larch an, obschon Wut für ihn alles andere als spaßig war.

»Ich meine, ich gebe zu, die Passage mit den ›Sonnenstrahlen‹ – die ist albern«, sagte Homer. »Das ist eine von diesen Sachen, da zuckt man zusammen, wenn man es liest, aber es ist genau das, was Jane sagen würde, es ist ganz typisch für sie, also, was soll man machen?« fragte Homer. »Aber Melony wurde *gewalttätig* deswegen.«

Dr. Larch wußte, daß Melony eine der wenigen Waisen in St. Cloud's war, die nicht in St. Cloud's geboren waren. Als Vier- oder Fünfjährige war sie eines frühen Morgens an der Spitalpforte ausgesetzt worden; sie war immer groß für ihr Alter gewesen, so daß man schwer sagen konnte, wie alt sie war. Bis ins Alter von acht oder neun sprach sie kein Wort, und Larch fürchtete schon, sie sei zurückgeblieben; doch das war nicht das Problem.

»Melony war immer schon wütend«, versuchte Dr. Larch Homer zu erklären. »Wir wissen nichts über ihre Herkunft oder ihre ersten Jahre, und vielleicht weiß sie selber nicht, welches die Ursachen ihrer Wut sind.« Larch überlegte hin und her, ob er Homer sagen sollte, daß Melony noch öfter als er adoptiert und zurückgeschickt worden war. »Melony hatte ein paar unglückliche Erfahrungen mit Pflegefamilien«, sagte Dr. Larch behutsam. »Falls sich eine Gelegenheit ergibt, sie darauf anzusprechen – sofern sie überhaupt darüber sprechen will –, wäre es vielleicht ein willkommenes Ventil für einen Teil ihrer Wut.«

»Sie nach ihren Erlebnissen fragen«, sagte Homer Wells kopfschüttelnd. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich habe noch nicht einmal versucht, mit ihr zu *sprechen.*«

Schon bereute Dr. Larch seinen Vorstoß. Vielleicht würde sich Melony an ihre erste Pflegefamilie erinnern und Homer von ihnen erzählen; sie hatten sie zurückgeschickt, weil sie sich angeblich mit dem Hund der Familie um einen Ball gezankt und das Tier gebissen hatte. Es war nicht nur dieser eine Spektakel, der die Familie aufbrachte; sie behaupteten, Melony habe den Hund wiederholt gebissen. Noch wochenlang nach dem Zwischenfall schlich sie sich an das Tier an und überrumpelte es beim Fressen oder im Schlaf. Die Familie beschuldigte Melony, den Hund in den Wahnsinn getrieben zu haben.

Melony war ihrer zweiten und dritten Familie davongelaufen, angeblich weil die Männer in den Familien, entweder Väter oder Brüder, ein sexuelles Interesse für sie entwickelt hätten. Die vierte Familie behauptete, daß Melony ein sexuelles Interesse für ein jüngeres Mädchen entwickelt habe. In Fall Nummer fünf ging die Ehe schließlich wegen Melonys Verhältnis mit dem Ehemann auseinander – die Frau behauptete, ihr Ehemann habe Melony verführt, während dieser behauptete, daß Melony ihn verführt (er sagte »angegriffen«) habe. Melonys eigener Standpunkt war völlig unzweideutig. »Mich verführt keiner!« sagte sie stolz zu Mrs. Grogan. In Fall Nummer sechs war der Ehemann kurz nach Melonys Ankunft an einem Herzschlag gestorben, und die Frau hatte Melony nach St. Cloud's zurückgeschickt, weil sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, Melony allein zu erziehen. (Melonys einzige Bemerkung gegenüber Mrs. Grogan war: »Kannste wetten, daß sie mir nicht gewachsen war!«)

Und all das, hielt sich Dr. Larch beunruhigt vor, sollte

Homer von Melony aus erster Hand erfahren. Er fürchtete, daß er Homer Wells zu seinem Lehrling gemacht hatte – zum Helfer im knirschenden Betrieb von St. Cloud's –, während er gleichzeitig der Versuchung nicht widerstehen konnte, den Jungen vor manchen der härteren Wahrheiten abzuschirmen.

Es war natürlich typisch für Schwester Angela, daß sie Homer Wells »engelhaft« nannte, und typisch für Schwester Edna, von der »Vollkommenheit« des Jungen zu reden, von seiner »Unschuld«, aber Dr. Larch sorgte sich wegen Homers Kontakten mit den geschädigten Frauen, die in St. Cloud's Hilfe suchten – den scheidenden Müttern, in deren Charakter und Geschichte der Junge irgendeinen Hinweis auf seine eigene Mutter suchen mochte. Und wie wirkten wohl die verstörten Frauen auf ihn, die nach der Ausschabung fortgingen und (außer den Produkten der Empfängnis) niemanden zurückließen?

Homer Wells hatte ein gutes, offenes Gesicht; sein Gesicht konnte nichts verbergen – jedes Gefühl und jeder Gedanke lagen klar zutage, wie ein frei daliegender See jedes Wetter widerspiegelt. Er hatte eine Hand, die man gut festhalten, und Augen, denen man gut beichten konnte; Dr. Larch machten bestimmte Details aus den Lebensgeschichten Sorgen – nicht einfach die Scheußlichkeiten, denen Homer Wells ausgesetzt sein würde, sondern auch die Fülle der Rationalisierungen, die er zu hören bekam.

Und jetzt hatte Melony, das unbestrittene Schwergewicht der Mädchenabteilung, den Jungen mit ihrer Wut verstört – mit etwas, was, wie Dr. Larch argwöhnte, nur die Spitze des Eisberges ihrer Macht war; sie hielt ein ebenso unerschöpfliches wie unersprießliches Arsenal an Erziehungsmöglichkeiten für Homer Wells parat.

Melony begann mit ihrem Beitrag zu Homers Erziehung gleich am nächsten Abend, als er in der Mädchenabteilung vorlas. Homer war früh gekommen (in der Hoffnung, auch wieder früh zu gehen), traf aber das Schlafquartier der Mädchen in Aufruhr. Viele der Mädchen waren noch nicht im Bett – und fingen bei seinem Anblick an zu kreischen; Homer sah ihre nackten Beine und blieb verlegen unter der hängenden Glühbirne im Gemeinschaftsschlafraum stehen; suchend blickte er sich nach Mrs. Grogan um, die immer nett zu ihm war, während er sein Exemplar von *Jane Eyre* mit beiden Händen fest umklammerte – als könnten die ausgelassenen Mädchen es ihm entreißen.

Er bemerkte, daß Melony bereits in ihrer gewohnten Stellung und in ihrem gewohnt knappen Gewand dasaß. Er begegnete ihrem durchdringenden, aber undurchdringlichen Blick und sah zu Boden, oder beiseite, oder auf seine Hände, die immer noch *Jane Eyre* umklammerten.

»He, du«, hörte er Melony zu ihm sagen, worauf die anderen Mädchen sofort still wurden. »He, du«, wiederholte Melony. Als er zu ihr aufblickte, kniete sie auf ihrem Bett und reckte ihm den größten nackten Arsch entgegen, den er je gesehen hatte. Ein blauer Schatten (vielleicht eine Prellung) verfärbte einen von Melonys angespannten Schenkeln; zwischen den quellenden, gespreizten Backen ihres einschüchternden Hinterns starrte ein einzelnes schwarzes Auge auf Homer Wells. »He, Sonnenstrahl«, sagte Melony zu Homer, der rot wurde wie die Sonne bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang. »He, Sonnenstrahl«, schmachtete Melony ihn süßlich an – und gab dem Waisenkind Homer Wells somit ihren speziellen Namen für ihn: *Sonnenstrahl.*

Als Homer Dr. Larch erzählte, was Melony ihm getan hatte, fragte sich Dr. Larch, ob es eine kluge Entscheidung gewesen war, Homer in der Mädchenabteilung vorlesen zu lassen. Ihn andererseits von der Aufgabe zu entbinden, wäre einer Art Degradierung gleichgekommen, und Larch wollte verhindern, daß Homer sich als Versager fühlte. Die Arbeit in einem Waisenhaus erfordert sehr entschlossenes Handeln; wenn Wilbur Larch sich hinsichtlich Homer Wells' *un*entschlossen fühlte, dann weil er ganz natürliche väterliche Gefühle entwickelt hatte. Der Gedanke, daß er es sich gestattet hatte, Vater zu werden, und unter typisch väterlicher Unentschlossenheit litt, deprimierte Dr. Larch so sehr, daß er im wohltuenden Frieden des Äthers Zuflucht suchte, an den er sich stetig mehr gewöhnte.

Es gab keine Vorhänge in St. Cloud's. Die Spitalapotheke lag in einem Eckraum, mit je einem Fenster nach Süden und einem nach Osten, und nach Schwester Ednas Ansicht war es das Ostfenster, das Dr. Larch zu einem solchen Frühaufsteher machte. Das schmale, weißeiserne Spitalbett sah immer unbenützt aus; Dr. Larch war als letzter im Bett und als erster auf – was das Gerücht beförderte, er schlafe überhaupt nie. Sofern er überhaupt je schlief, dann nur in der Apotheke, darüber war man sich einig. Seine Schreibarbeit erledigte er nachts, auf der Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro. Die Schwestern hatten längst vergessen, warum dieses Zimmer Schwester Angelas Büro genannt wurde; es war der einzige Büroraum von St. Cloud's, und Dr. Larch hatte es seit jeher für seine Schreibarbeit benützt. Vielleicht wollte er sich mit der Feststellung, daß das Büro eigentlich jemand anderem gehörte, dafür entschuldigen, daß er die Apotheke zu seinem Schlafplatz erkoren hatte.

Die Apotheke hatte zwei Türen (von denen die eine zu

Toilette und Dusche führte), was in einem so kleinen Raum einiges Kopfzerbrechen in puncto Einrichtung verursacht hatte. Bei einem Fenster am südlichen Ende und an der östlichen Wand und je einer Tür nach Norden und Westen gab es keine Wand, *vor* die man etwas stellen konnte; das spartanische Bett paßte unter das Ostfenster. Die abgeschlossenen und versperrten Schränke mit ihren zerbrechlichen Glastüren bildeten einen lästigen Irrgarten rund um den Apothekertisch in der Mitte des Zimmers herum; natürlich mußten in einer Apotheke die Medikamente und Ätherflaschen und die Instrumente für Kleinchirurgie möglichst allgemein zugänglich sein, aber für Larch waren andere Gründe bei der Einrichtung ausschlaggebend gewesen. Der Irrgarten von Schränken in der Mitte des Zimmers ließ nicht nur Platz vor den Türen zu Toiletten und Korridor, er schirmte das Bett auch gegen Blicke von der Korridortür her ab, die, wie alle Türen im Waisenhaus, kein Schloß hatte.

Die wild vollgestopfte Apotheke bot ihm ein wenig Privatsphäre für seine Ätherausschweifung. Larch *liebte* das Gewicht dieser Viertelpfundflasche! Äther ist eine Frage der Erfahrung und Technik. Ätherschnüffeln ist stechend, aber leicht, auch wenn Äther doppelt so schwer ist wie Luft; Äthernarkosen zu geben – einem Patienten über die Panik vor diesem erdrückenden Geruch hinwegzuhelfen – ist etwas anderes. Seinen empfindlicheren Patientinnen gab Larch vorab fünf oder sechs Tropfen Orangenöl. Für sich selbst brauchte er kein aromatisches Vorgeplänkel, keine fruchtige Verschleierung. Er war sich immer des Pochens bewußt, das die Ätherflasche machte, wenn er sie neben dem Bett auf den Boden stellte; er war sich nicht immer bewußt, in welchem Augenblick sich der Griff seiner Finger um die Maske lockerte; der Trichter rutschte ihm – al-

lein durch sein Atmen – vom Gesicht. Meistens spürte er, wie die Hand, die den Trichter hielt, erschlaffte; seltsamerweise war diese Hand der erste Teil von ihm, der erwachte und nach der Maske griff, die nicht mehr da war. Meistens hörte er die Stimmen draußen vor der Apotheke – falls sie ihn riefen. Er vertraute darauf, daß ihm immer genug Zeit blieb, um sich zu erholen.

Es brauchte nur ein fragendes »Doktor Larch?« von Schwester Angela oder Schwester Edna oder Homer Wells, um Larch von seiner Ätherreise zurückzuholen.

»Ja, hier!« pflegte Larch zu antworten. »Ruhe mich nur aus.«

Es war immerhin die Apotheke; riechen die Apotheken von Chirurgen nicht immer nach Äther? Und war es bei einem Mann, der so hart arbeitete und so gut wie nie schlief, nicht natürlich, daß er gelegentlich ein Nickerchen machen mußte?

Es war Melony, die Homer zum erstenmal zu verstehen gab, daß Dr. Larch gewisse ausgefallene Gewohnheiten und eigenartige Kräfte besaß.

»Hör mal, Sonnenstrahl«, sagte Melony zu Homer, »wie kommt es, daß dein Lieblingsdoktor keine Frau anschaut? Es ist so – glaub mir. Er schaut nicht einmal mich an, und mich schaut jedermann an, Männer wie Jungs, überall und jederzeit. Sogar du, Sonnenstrahl. Auch du.« Aber Homer schaute weg.

»Und was ist das für ein Geruch, den er mit sich herumschleppt?« fragte Melony.

»Äther«, sagte Homer Wells. »Er ist Arzt. Er riecht nach Äther.«

»Willst du etwa behaupten, das sei normal?« fragte ihn Melony.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Wie ein Milchfarmer?« fragte Melony verschlagen. »Der angeblich nach Milch und Kuhmist riecht, richtig?«

»Richtig«, sagte Homer Wells vorsichtig.

»Falsch, Sonnenstrahl«, sagte Melony. »Dein Lieblingsdoktor riecht, als ob er Äther in sich hätte – Äther statt Blut.«

Homer ließ das auf sich beruhen. Der Scheitel seines dunklen Schopfes reichte Melony gerade bis zur Schulter. Sie spazierten das gerodete ausgewaschene Flußufer entlang, das an den Teil von St. Cloud's grenzte, dessen verlassen daliegende Gebäude für immer ausgestorben waren; der Fluß hatte hier nicht nur das Ufer ausgewaschen, sondern auch die Fundamente der Gebäude, die in manchen Fällen keine richtigen Fundamente oder auch nur Kellergruben hatten –; manche dieser Gebäude ruhten auf Pfosten, die blank und morsch im nagenden Wasser am Flußufer standen.

Homers und Melonys Lieblingsgebäude hatte eine Veranda, die ursprünglich nicht dazu ausersehen war, auf den Fluß hinauszuragen, auch wenn sie das jetzt tat; durch die zerbrochenen Bodendielen der Veranda konnten Homer und Melony das blutergußfarbene Wasser vorbeibrausen sehen.

Das Gebäude hatte rauhen Männern, die in den Sägemühlen und auf den Holzhöfen des alten St. Cloud's arbeiteten, als notdürftige Unterkunft gedient; für die Bosse oder auch nur für die Vorarbeiter der Ramses-Papierfabrik war es nicht stilvoll genug, sie logierten im Hurenhotel. Es war ein Gebäude für Sägewerker, für Stapler und Lagerarbeiter – für Männer, die die Balkenstockungen auflösten und die Balken flußabwärts trifteten, die die Baumstämme und das

geschnittene Bauholz über Land fuhren; Männer, die in den Fabriken arbeiteten.

Meistens blieben Homer und Melony draußen vor dem Gebäude, auf der Veranda. Drinnen gab es nur eine leere Gemeinschaftsküche und die zahllosen schäbigen Schlafkojen – die zerschlissenen, von Mäusen verseuchten Matratzen. Wegen der Eisenbahn waren Tippelbrüder ein und aus gegangen, die ihr Territorium markierten wie Hunde, indem sie rundherum pißten und so ihren Besitzanspruch auf die am wenigsten von Mäusen verseuchten Matratzen anmeldeten. Trotz der kaputten Fensterscheiben und der Schneewehen, die im Winter durch die Räume fegten, ging der Uringestank einfach nicht weg.

Eines Tages hatte die schwache Frühlingssonne eine schwarze, vor Kälte ganz träge Schlange dazu verleitet, sich auf den Bodenbrettern der Veranda zu wärmen. Mit einem warnenden: »Paß auf, Sonnenstrahl!« und einer für ein so dickes Mädchen überraschenden Behendigkeit packte Melony die schlafende Schlange hinter dem Kopf. Es war eine Milchschlange – fast drei Fuß lang, und sie ringelte sich um Melonys Arm, aber Melony hielt sie auf die richtige Art, straff, hinter dem Kopf, ohne sie zu würgen. Nachdem sie sie gefangen hatte, schien sie ihr keine Beachtung mehr zu schenken; sie suchte den Himmel nach irgendeinem Zeichen ab und sprach weiter mit Homer Wells.

»Dein Lieblingsdoktor, Sonnenstrahl«, sagte Melony, »weiß mehr über dich als du selbst. Möglicherweise auch mehr über mich als *ich*.«

Homer ließ das auf sich beruhen. Er war vor Melony auf der Hut, besonders jetzt, wo sie eine Schlange hatte. Sie könnte mich genauso schnell packen, dachte er. Sie könnte mir mit der Schlange etwas tun.

»Denkst du manchmal an deine Mutter?« fragte Melony, die immer noch den Himmel absuchte. »Wünschst du dir manchmal, du wüßtest, wer sie war, warum sie dich nicht behalten hat, wer dein Vater war – weißt du, solche Sachen?«

»Richtig«, sagte Homer Wells, der die Schlange im Blick behielt. Sie ringelte sich um Melonys Arm; dann wickelte sie sich ab und hing wie ein Strick; dann machte sie sich dicker und dünner, ganz von alleine. Zaghaft tastete sie sich um Melonys breite Hüfte und schlang sich dann vertrauensselig um ihre dicke Taille – sie reichte gerade herum.

»Mir hat man erzählt, ich sei vor der Tür ausgesetzt worden«, sagte Melony. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Ich bin hier geboren«, sagte Homer Wells.

»Das hat man dir erzählt«, sagte Melony.

»Mir hat Schwester Angela einen Namen gegeben«, führte Homer an.

»Schwester Angela oder Schwester Edna hätten dir auch einen Namen gegeben, wenn du *ausgesetzt* worden wärst«, sagte Melony. Sie suchte noch immer den Himmel ab und würdigte die Schlange keines Blickes. Sie ist größer als ich, sie ist älter als ich, sie weiß mehr als ich, dachte Homer Wells. Und sie hat eine Schlange, ermahnte er sich selbst und ließ Melonys letzte Bemerkung auf sich beruhen.

»Sonnenstrahl«, sagte Melony geistesabwesend. »Denk mal darüber nach: Wenn du hier in St. Cloud's geboren wärst, müßte es eine Urkunde darüber geben. Dein Lieblingsdoktor weiß, wer deine Mutter ist. Er muß ihren Namen in den Akten haben. Du wirst schriftlich festgehalten, auf Papier. Das ist ein Gesetz.«

»Ein Gesetz«, wiederholte Homer Wells matt.

»Es ist Gesetz, daß es eine Urkunde über dich geben

muß«, sagte Melony. »Schriftlich – eine Urkunde, eine Akte. Du bist Geschichte, Sonnenstrahl.«

»Geschichte«, echote Homer Wells. Er sah in seiner Vorstellung Dr. Larch an der Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro sitzen; falls es Urkunden gab, dann mußten sie dort zu suchen sein.

»Falls du wissen willst, wer deine Mutter ist«, sagte Melony, »brauchst du nur nachzusehen. Du brauchst nur in deiner Akte nachzusehen. Du könntest auch meinetwegen nachsehen, wenn du schon dabei bist. Ein fixer Leser wie du, Sonnenstrahl, sieht das auf den ersten Blick. Und das wäre ein interessanterer Lesestoff als *Jane Eyre*. Allein meine Akte ist viel interessanter, da möchte ich wetten. Und wer weiß, was in deiner steht?«

Homer vergaß vorübergehend die Schlange und spähte durch ein Loch in den Bodendielen der Veranda vorbeischwimmendem Unrat nach; ein abgebrochener Ast vielleicht oder ein Männerstiefel – oder gar ein Männerbein – wurde im Fluß vorbeigeschwemmt. Als er ein pfeifendes Geräusch vernahm, wie von einer Peitsche, bereute er, seine Augen von der Schlange abgewandt zu haben; er zog den Kopf ein; Melony konzentrierte sich noch immer auf den Himmel. Sie ließ die Schlange um ihren Kopf kreisen und kreisen, doch ihre Aufmerksamkeit war ganz auf den Himmel gerichtet – nicht auf irgendein Zeichen, das dort aufgetaucht wäre, sondern auf einen Rotschulterbussard. Er hing über dem Fluß, in jenem träge wirkenden, spiraligen Schwebeflug der Bussarde, wenn sie Jagd machen. Melony ließ die Schlange über den Fluß hinaussegeln, der Bussard folgte ihr; noch bevor die Schlange im Wasser aufschlug und um ihr Leben zu schwimmen begann, setzte der Bussard zum Sturzflug an. Die Schlange kämpfte nicht

gegen die Strömung, sie schoß mit ihr dahin und suchte jenen Winkel zu finden, der sie sicher unter das abgewaschene Ufer oder ins überwucherte Brackwasser führen würde.

»Paß auf, Sonnenstrahl«, sagte Melony. Gute zehn Meter vom Ufer entfernt packte der Bussard die schwimmende Schlange und trug sie, die sich wand und zustieß, empor. »Ich will dir noch etwas anderes zeigen«, sagte Melony, ihre Aufmerksamkeit schon wieder vom Himmel abgewandt, jetzt, wo das Ergebnis klar war.

»Richtig«, sagte Homer Wells – ganz Auge, ganz Ohr. Anfangs schien es, als vereitelten das Gewicht der Schlange und ihre Bewegungen den Aufstieg des Bussards, doch je höher der Bussard stieg, desto leichter flog er – als sei weiter oben auch die Luft leichter als die Luft da unten, wo die Schlange ihr Leben gefristet hatte.

»Sonnenstrahl!« rief Melony ungeduldig. Sie führte ihn in das alte Gebäude hinein und die Treppe hinauf in eine der dunkleren Schlafkammern. Der Raum roch bewohnt – womöglich von jemand Lebendem –, aber es war zu dunkel, um die von Mäusen wimmelnden Matratzen oder gar einen menschlichen Körper zu sehen. Melony stemmte einen Fensterladen auf, der nur in einer Angel hing, und kniete sich auf eine Matratze vor einer Wand, die der offene Fensterladen ans Licht gebracht hatte. Genau über dem ehemaligen Kopfende des Bettes hing eine alte Photographie; die Heftzwecke war verrostet und hatte eine Rostspur über die Sepiatöne des Photos geblutet.

Homer hatte sich auf seinem Rundgang durch die Räume auch andere Photographien angesehen, doch diese hier mußte er übersehen haben. Alle anderen waren Babybilder gewesen und Bilder von Müttern und Vätern, wie er vermu-

tete – jene Sorte Familienphotographien, die für Waisen immer interessant sind.

»Komm, sieh dir das an, Sonnenstrahl«, sagte Melony. Sie versuchte, die Heftzwecke mit ihrem Fingernagel loszuzupfen, aber die Heftzwecke hatte seit Jahren dort gesteckt. Homer kniete sich neben Melony auf die faulige Matratze. Er brauchte eine Weile, bis er begriff, was auf der Photographie eigentlich dargestellt war; möglich, daß er abgelenkt wurde, weil ihm aufging, daß er Melony körperlich nicht mehr so nah gewesen war, seit er bei seinem letzten Dreibein-Wettlauf an sie gefesselt gewesen war.

Als Homer begriff, *was* auf der Photographie war (wenn auch nicht, *warum*), hatte er Mühe, die Photographie länger anzusehen, besonders mit Melony neben sich. Andererseits wollte er nicht als Feigling dastehen, wenn er wegschaute. Die Photographie war ein Beleg für jene Beschönigungen der Realität, wie sie in vielen photographischen Ateliers um die Jahrhundertwende ins Werk gesetzt wurden; das Bild war eingerahmt von falschen Wolken, von einem feierlichen Trauernebel; die Akteure schienen ihren sonderbaren Akt in einem sehr eleganten Himmel oder einer ähnlich eleganten Hölle auszuführen.

Homer tippte eher auf die Hölle. Die Akteure waren eine langbeinige junge Frau und ein stämmiges Pony. Die nackte Frau lag mit ihren langen Beinen hingeräkelt auf einem Teppich – einem wild verschlungenen Perser- oder Orientteppich (Homer kannte den Unterschied nicht) – und über ihr stand breitbeinig das Pony. Sein Kopf war geneigt, wie beim Saufen oder beim Grasen, direkt über dem sehr umfangreichen Schamhaarbüschel der Frau; der Gesichtsausdruck des Ponys war leicht kamerascheu oder verschämt, vielleicht auch einfach nur dumm. Der Penis des Ponys

schien länger und dicker zu sein als Homers Arm, doch die athletisch wirkende junge Frau verdrehte den Hals und hatte genügend Kraft in ihren Armen und Händen, um den Penis des Ponys zu ihrem Mund zu biegen. Ihre Wangen waren aufgebläht, als habe sie zu lange den Atem angehalten; ihre Augen quollen hervor; doch ihr Gesichtsausdruck blieb undurchdringlich, und man konnte nicht sagen, ob die Frau nun platzen wollte vor Lachen oder ob sie am Penis des Ponys zu ersticken drohte. Das zottige Gesicht des Ponys dagegen war voll gespielter Gleichgültigkeit – die gelassene Pose strapazierter Würde der Kreatur.

»Glückliches Pony, hm, Sonnenstrahl?« stichelte Melony, aber Homer Wells spürte einen Schauder durch seine Lenden rinnen, während er plötzlich den Photographen vor sich sah, wie er Frau, Pony, Himmelswolken und Höllenqualm zu einem üblen Arrangement verquickte. Die Nebel von Nirgendwo, jedenfalls nicht von dieser Welt, stellte Homer sich vor. Flüchtig und wie verwackelt erschien vor Homers innerem Auge das Bild des Dunkelkammergenies, das dieses Schauspiel inszeniert hatte. Was Homer länger blieb, war seine Vision von dem Mann, der auf dieser Matratze geschlafen hatte, wo er jetzt mit Melony kniete und dessen Götzen anbetete. Das Bild, unter dem irgendein Holzknecht aufzuwachen beschlossen hatte, wobei Pony und Frau auf dem Porträt dem Mann gleichsam die Familie ersetzten. Am qualvollsten war für Homer die Vorstellung des erschöpften Mannes in der Schlafbaracke in St. Cloud's, der sich zu dieser Frau und diesem Pony hingezogen fühlte – mangels freundlicherer Bilder –, der keine Babybilder, keine Bilder der Eltern, der Frau, der Geliebten, des Bruders oder eines Freundes zum Aufhängen hatte.

Trotz aller Qual konnte Homer Wells seinen Blick nicht

von der Photographie wenden. Mit überraschend mädchenhafter Behutsamkeit zupfte Melony noch immer an der rostigen Heftzwecke – auf so rücksichtsvolle Art, daß sie Homer nie den Blick auf das Bild verstellte.

»Falls ich das verdammte Ding von der Wand kriege«, sagte sie, »schenk ich's dir.«

»Ich will es nicht«, sagte Homer Wells, aber er war sich nicht sicher.

»Natürlich willst du«, sagte Melony. »Das ist nichts für *mich*. Ich interessiere mich nicht für Ponys.«

Als sie endlich die Heftzwecke aus der Wand gepult hatte, stellte sie fest, daß sie sich den Fingernagel gebrochen und das Deckhäutchen eingerissen hatte; ein dünner Klecks ihres Blutes tropfte auf die Photographie – und trocknete rasch zu einer bräunlichroten Farbe, ähnlich der Rostspur, die sich von der Mähne des Ponys bis über die Schenkel der Frau herabzog. Melony steckte den Finger mit dem gebrochenen Nagel in den Mund und reichte Homer Wells die Photographie.

Melony ließ ihren Finger ein wenig über die Unterlippe gleiten und drückte ihn gegen ihre unteren Zähne. »Du *kapierst* es, nicht wahr, Sonnenstrahl?« fragte sie Homer Wells. »Du siehst, was die Frau mit dem Pony macht, richtig?«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Wie würde es dir gefallen, wenn ich mit dir dasselbe machen würde wie die Frau mit dem Pony?« fragte ihn Melony. Sie schob ihren Finger bis zum zweiten Fingerglied in den Mund und umschloß ihn mit den Lippen; so verharrte sie und wartete auf Antwort, aber Homer Wells ließ die Frage auf sich beruhen. Melony zog ihren nassen Finger aus dem Mund und berührte mit seiner Spitze Homers stumme

Lippen. Homer bewegte sich nicht; er wußte, wenn er ihren Finger ansähe, würden seine Augen schielen. »Wenn du möchtest, daß ich es mit dir mache, Sonnenstrahl«, sagte Melony, »brauchst du nichts anderes zu tun, als mir meine Akte zu besorgen – meine Urkunden.« Sie drückte ihren Finger gegen seine Lippen, ein bißchen zu fest.

»Natürlich kannst du, wenn du wegen meiner Akte nachschaust, auch wegen deiner nachschauen – falls es dich interessiert«, fügte Melony hinzu. Sie zog ihren Finger zurück. »Gib mir deinen Finger, Sonnenstrahl«, sagte sie, aber Homer Wells, der die Photographie mit beiden Händen hielt, ließ diese Aufforderung auf sich beruhen. »Komm«, schmeichelte Melony. »Ich tu dir nicht weh.« Er gab ihr seine linke Hand, die Photographie mit der rechten haltend; tatsächlich streckte er ihr die geschlossene Faust entgegen, so daß sie seine Hand aufbrechen mußte, bevor sie seinen linken Zeigefinger in ihren Mund schieben konnte. »Schau das Bild an, Sonnenstrahl«, befahl sie ihm; er tat, wie ihm befohlen. Sie klopfte mit seinem Finger gegen ihre Zähne, während sie hervorstieß: »Besorge mir nur diese Akte, und du weißt, was du dafür bekommst. Behalt das Bild und denk darüber nach«, sagte Melony.

Homer dachte allerdings nur darüber nach, ob die Angst, die er beim Betrachten der Photographie verspürte, während er neben Melony auf der Matratzenwohnstatt zahlloser Mäuse kniete und Melony an seinem Finger lutschte, eine Ewigkeit dauern würde. Aber dann ertönte oben auf dem Dach ein so erschreckendes *Bums!* – wie ein fallender Körper, gefolgt von einem leichteren Bums (als wäre der Körper hochgeprallt) –, daß Melony ihn in den Finger biß, bevor er ihn instinktiv zurückziehen konnte. Immer noch auf den Knien, taumelten sie einander in die Arme; sie lagen

sich in den Armen und hielten den Atem an. Homer Wells spürte sein Herz gegen Melonys Busen pochen. »Was zum Teufel war *das*?« fragte Melony.

Homer Wells ließ diese Frage auf sich beruhen. Er stellte sich den Geist jenes Holzknechts vor, dessen Photographie er in der Hand hielt, den wirklichen Körper des Sägemühlenarbeiters, der dort auf dem Dach gelandet wäre, einen Mann mit einer rostigen Kerbsäge in jeder Hand und dessen Ohren in alle Ewigkeit nur das Winseln jener Sägeblätter aus der Holzfabrik hören würden. In diesem *Bums!* eines toten Gewichts auf dem Dach des verlassenen Gebäudes hörte Homer sogar das zähnefletschende Wimmern dieser längst vergangenen Sägen –; aber was war dieses schrille, beinah menschliche Geräusch, das er über den Kreissägen singen hörte? Es klang wie ein Schreien – die papierdünnen Klagerufe der Babys auf dem Hügel, jener ersten Waisen von St. Cloud's.

Seine heiße Wange spürte den flatternden Puls an Melonys Hals. Ganz leichte, fast zierliche Schritte schienen über das Dach zu schreiten – als habe sich der Körper des Geistes nach seinem Sturz wieder in ein Gespenst zurückverwandelt.

»Jesus!« sagte Melony und stieß Homer Wells so kräftig von sich, daß er gegen die Wand schlug. Das Gepolter, das Homer machte, ließ das Gespenst auf dem Dach eilig umhertrippeln und einen durchdringenden Zweisilbenschrei ausstoßen – den leicht erkennbaren Pfiff eines Rotschulterbussards.

»Kiii-chiii!« machte der Bussard.

Nicht erkennbar war der Schrei offenbar für Melony, die kreischte, aber Homer wußte sofort, was dort auf dem Dach war; er sauste die Treppe hinunter, über die Veranda

zu der wackeligen Brüstung. Er kam rechtzeitig, um den Bussard aufsteigen zu sehen; diesmal schien die Schlange leichter zu tragen – sie hing gerade herab, wie ein Leitungsrohr. Es war unmöglich, festzustellen, ob der Bussard die Macht über die Schlange verloren hatte oder ob der Vogel die Schlange absichtlich hatte fallen lassen – in der Erkenntnis, daß dies eine sichere, wenn auch nicht ganz professionelle Art war, sie zu töten. Egal: der lange Sturz auf das Dach hatte die Schlange eindeutig erledigt, und ihr totes Gewicht war jetzt leichter fortzuschleppen als vorhin, als sie gelebt und sich in den Krallen des Bussards gewunden und immer wieder gegen die Brust des Bussards gestoßen hatte. Homer stellte fest, daß die Schlange etwas länger war als der Penis des Ponys, wenn auch nicht ganz so dick.

Melony kam außer Atem neben Homer auf der Veranda an. Als der Bussard außer Sicht war, wiederholte sie ihm ihre Verheißung. »Behalt nur das Bild und denk darüber nach«, sagte sie.

Nicht, daß Homer einer Anweisung bedurft hätte, »darüber nachzudenken«. Er hatte eine Menge nachzudenken.

»Könnte es sein«, fragte sich Dr. Larch in seinem Miszellenjournal, »daß die Adoleszenz der Moment ist, in dem wir zum erstenmal in unserem Leben entdecken, daß wir etwas Schreckliches vor denen zu verbergen haben, die uns lieben?«

Zum erstenmal in seinem Leben verbarg Homer Wells etwas vor Dr. Larch – und vor Schwester Angela und Schwester Edna. Und mit der Photographie des Ponys mit seinem Penis im Mund der Frau verbarg Homer Wells auch seine ersten Zweifel hinsichtlich Sankt Larchs. Mit der Photographie verbarg er auch seine erste Begierde – nicht nur

auf die Frau, die an dem erstaunlichen Apparat des Ponys würgte, sondern auch auf die feurige Verheißung, die Melony ihm gegeben hatte. Mit der Photographie (die er unter seine Spitalbettmatratze an den Federrahmen heftete) verbarg Homer auch seine Angst vor dem, was er in den sogenannten Akten finden könnte – in der vermuteten Urkunde über seine Geburt in St. Cloud's. Und auch die Geschichte seiner Mutter lag in dieser Photographie verborgen, von der Homer sich immer mehr angezogen fühlte.

Drei- bis viermal am Tag holte er sie unter der Matratze hervor und betrachtete sie; und nachts, wenn er nicht schlafen konnte, betrachtete er sie bei Kerzenlicht, das die weitaufgerissenen Augen der Frau weniger glubschäugig erscheinen ließ und in dessen trägem Flackern sich die Wangen der Frau gleichsam zu bewegen schienen. Der flackernde Kerzenschein kräuselte auch die Mähne des Ponys. Eines Nachts, als er das Bild betrachtete, hörte er John Wilbur ins Bett nässen. Öfter noch betrachtete Homer das Bild zur Begleitmusik von Fuzzy Stones dramatischem Keuchen – die Kakophonie von Lunge, Wasserrad und Ventilator paßte ganz gut zu dem Frau-und-Pony-Akt, den Homer Wells sich so gründlich einprägte und vorstellte.

Irgend etwas war anders an Homers Schlaflosigkeit; Dr. Larch bemerkte den Unterschied, oder vielmehr kam Homer durch sein eignes scheinheiliges Treiben darauf, daß Dr. Larch ihn beobachtete. Wann immer Homer jedenfalls spätnachts auf Zehenspitzen zu Schwester Angelas Büro hinunterschlich, saß Dr. Larch an der Schreibmaschine – und merkte regelmäßig, wenn Homer vorsichtig den Korridor entlang schlich.

»Kann ich etwas für dich tun, Homer?« fragte Dr. Larch dann.

»Kann nur nicht schlafen«, antwortete Homer dann.

»Ist doch nichts Neues?« pflegte Dr. Larch zu fragen.

Schrieb der Mann denn die ganze Nacht? Tagsüber ging es in Schwester Angelas Büro geschäftig zu – es war der einzige Raum für Besprechungen und Telephongespräche. Es war auch voll von Dr. Larchs Papieren – seiner Korrespondenz mit anderen Waisenhäusern, mit Adoptionsagenturen, mit zukünftigen Eltern; seinem bemerkenswerten (wenn auch manchmal schalkhaften) Tagebuch, seinem Miszellenjournal, das er *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's* nannte. Diese war nicht mehr »kurz«, und sie wurde täglich länger – jede Eintragung getreulich beginnend mit: »Hier in St. Cloud's …« oder: »In anderen Teilen der Welt …«

Zu Dr. Larchs Papieren gehörten auch umfangreiche Familiengeschichten – aber nur von solchen Familien, die Waisen adoptierten. Entgegen Melonys Überzeugung wurden keine Urkunden über die wirklichen Mütter und Väter der Waisen aufbewahrt. Die Geschichte einer Waise begann mit dem Datum ihrer Geburt: Ihr Geschlecht, ihre Länge in Inches, das Gewicht in Pfunden, der von den Schwestern verliehene Name (falls es ein Junge war) oder der Name, den Mrs. Grogan oder die Sekretärin der Mädchenabteilung verliehen hatten (falls es ein Mädchen war) sowie ein Verzeichnis der Krankheiten und Impfungen der Waise – das war alles.

Eine wesentlich dickere Akte wurde über die Adoptionsfamilien der Waisen geführt; Dr. Larch legte Wert darauf, soviel wie möglich über diese Familien in Erfahrung zu bringen.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb er, »versuche ich mit jeder Regel, die ich aufstelle oder verletze, daran zu denken, daß meine erste Priorität die Zukunft einer Waise ist. So ge-

schieht es zum Beispiel für ihre oder seine Zukunft, daß ich alle Urkunden über die Identität ihrer oder seiner natürlichen Mutter vernichte. Die unglücklichen Frauen, die hier entbinden, haben eine sehr schwere Entscheidung getroffen; sie sollten in ihrem späteren Leben diese Entscheidung nicht noch einmal fällen müssen. Und in fast allen Fällen sollte den Waisen eine spätere Suche nach ihren leiblichen Eltern erspart bleiben; gewiß sollten die Waisen in der Regel nicht erfahren müssen, wer ihre leiblichen Eltern waren.

Ich denke an sie, immer nur an sie – nur an die Waisen! Natürlich werden sie es eines Tages wissen wollen; zumindest werden sie neugierig sein. Aber was hilft es, sich auf die Vergangenheit zu freuen? Wie wäre den Waisen gedient, müßten sie sich auf ihre Vergangenheit freuen? *Gerade* Waisen müssen sich auf ihre Zukunft freuen.

Und wäre einer Waise damit gedient, wenn ihre oder seine leibliche Mutter in späteren Jahren die Entscheidung bereute, hier entbunden zu haben? Gäbe es irgendwelche Urkunden, dann könnten die leiblichen Eltern ihre Kinder immer aufspüren. Es ist nicht mein Geschäft, Waisen mit ihren biologischen Anfängen wiederzuvereinen! Dies ist das Geschäft der Märchenerzähler. Mein Geschäft ist es, *für* die Waisen dazusein.«

Diesen Abschnitt aus *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's* zeigte Wilbur Larch Homer Wells, als er ihn in Schwester Angelas Büro dabei ertappte, wie er seine Papiere durchstöberte.

»Ich habe nur etwas gesucht, konnte es aber nicht finden«, stotterte Homer.

»Ich weiß, was du suchst, Homer«, sagte Dr. Larch zu ihm, »und es ist nicht zu finden.«

Das war's, was der Zettel besagte, den Homer Melony

zusteckte, als er am Abend zum Vorlesen in die Mädchenabteilung kam. Jeden Abend hatten sie ein wortloses Ritual aufgeführt: Melony pflegte ihren Finger in den Mund zu schieben – so weit, daß ihre Augen wie bei der Frau mit dem Pony dramatisch hervortraten –, und Homer Wells schüttelte immer nur den Kopf zum Zeichen, daß er noch nicht gefunden hatte, wonach er suchte. Der Zettel mit den Worten »Nicht zu finden« rief einen Ausdruck tiefen Argwohns in Melonys rastlosem Mienenspiel hervor.

»Homer«, hatte Dr. Larch gesagt, »ich erinnere mich nicht an deine Mutter. Ich erinnere mich nicht einmal an *dich*, als du geboren warst; du *wurdest* erst später du.«

»Ich dachte, es gäbe ein Gesetz«, sagte Homer. Er meinte Melonys Gesetz – ein Gesetz über Urkunden oder aufgeschriebene Historie –, aber Wilbur Larch war der einzige Historiker und das einzige Gesetz in St. Cloud's. Es war das Gesetz eines Waisenhauses: Das Leben einer Waise begann, sobald Wilbur Larch sich daran erinnerte; und falls eine Waise adoptiert wurde, bevor sie erinnernswert wurde (was zu hoffen war), dann begann ihr Leben mit denjenigen, die sie adoptiert hatten. Das war Larchs Gesetz. Immerhin hatte er die notwendige Verantwortung übernommen, das Common Law dahingehend zu befolgen, wann ein Fötus quick sei oder noch nicht quick; auch die Regeln, die bestimmten, ob er ein Baby rettete oder ob er eine Mutter rettete, waren *seine* Regeln.

»Ich habe über dich nachgedacht, Homer«, sagte Dr. Larch zu dem Jungen. »Ich denke immer mehr über dich nach, aber ich verschwende meine – oder deine – Zeit nicht mit der Frage, wer du warst, bevor ich dich kannte.«

Larch zeigte Homer einen Brief, den er gerade schrieb und der noch in der Schreibmaschine steckte. Es war ein

Brief an jemanden im Neuengland-Heim für kleine Vagabunden, das schon länger ein Waisenhaus war als St. Cloud's.

Der Brief klang freundlich und vertraut; Larchs Briefpartner schien ein alter Kollege zu sein, wenn nicht sogar ein alter Freund. Im Ton von Larchs Ausführungen lag auch das Feuer häufiger Debatten – als sei der Briefpartner jemand, der Larch oft als eine Art philosophischer Widerpart gedient hatte.

»Der Grund, weshalb Waisen vor der Adoleszenz adoptiert werden sollten, ist, daß sie geliebt werden und jemanden haben sollten, den sie lieben, bevor sie in jene notwendige Phase des Heranwachsens eintreten: nämlich die Arglist«, führte Larch in dem Brief aus. »Ein Heranwachsender entdeckt, daß Täuschung beinah so verführerisch ist wie Sex und viel leichter ins Werk zu setzen. Besonders leicht lassen sich die hintergehen, die man liebt – die Menschen, die dich lieben, sind am wenigsten darauf vorbereitet, eine Täuschung zu erkennen. Liebst du aber niemanden und hast das Gefühl, daß niemand dich liebt, so gibt es niemanden, der die Macht hätte, dich anzuspornen, indem er dir nachweist, daß du lügst. Wenn eine Waise nicht adoptiert ist, bis sie diese schwierige Phase der Adoleszenz erreicht hat, wird sie vielleicht immer fortfahren, sich selbst und andere zu täuschen.

Eine schreckliche Phase seines Lebens täuscht sich der Heranwachsende selbst; er glaubt, er könne die Welt austricksen. Er glaubt, er sei unverletzlich. Für einen Heranwachsenden, der in dieser Lebensphase Waise ist, besteht die Gefahr, nie erwachsen zu werden.«

Natürlich wußte Dr. Larch, daß es sich mit Homer Wells anders verhielt; der *wurde* geliebt – von Schwester Angela

und Schwester Edna, und von Dr. Larch, ob er es wollte oder nicht – und Homer wußte nicht nur, daß er geliebt wurde, er wußte wahrscheinlich auch, daß er diese Menschen liebte. *Sein* arglistiges Alter würde vielleicht segensreich kurz bleiben.

Melony war das perfekte Beispiel für die heranwachsende Waise, die Larch in seinem Brief an das Neuengland-Heim für kleine Vagabunden geschildert hatte. Das ging auch Homer auf, der – *bevor* er ihr die Nachricht zusteckte, daß ihre Geschichte »Nicht zu finden« sei – Melony gefragt hatte, wozu sie ihre Mutter finden wolle.

»Um sie zu töten«, sagte Melony ohne Zögern. »Vielleicht werde ich sie vergiften, aber falls sie nicht so groß ist wie ich, falls ich viel stärker bin als sie, und wahrscheinlich bin ich's, werde ich sie erwürgen.«

»Sie erwürgen«, wiederholte Homer Wells fassungslos.

»Was?« fragte Melony ihn. »Was würdest *du* tun, wenn du *deine* Mutter fändest?«

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Ihr ein paar Fragen stellen, wahrscheinlich.«

»Ihr ein paar Fragen stellen!« sagte Melony. Solchen Hohn hatte Homer nicht mehr in Melonys Stimme gehört, seit sie auf Jane Eyres »Sonnenstrahlen« so stark reagiert hatte.

Homer wußte, daß die einfache Nachricht – »Nicht zu finden« – sie niemals befriedigen würde, auch wenn Homer Dr. Larch, wie meistens, überzeugend gefunden hatte. Homer hielt aber auch etwas geheim, vor Dr. Larch wie auch bis zu einem gewissen Grad vor sich selbst. Die Photographie der Frau mit dem Pony war immer noch zwischen seiner Matratze und dem Federrahmen festgeheftet; vom vielen Anfassen war sie ganz weich geworden. Im Grunde war

Homer untröstlich. Denn daß er Melonys Geschichte nicht auftreiben konnte, hieß, daß sie ihm das offenbar einzigartige Erlebnis des Ponys für immer vorenthalten würde.

»Was meint er eigentlich: ›Nicht zu finden‹?« schrie Melony Homer an; sie waren auf der überhängenden Veranda des Gebäudes, wo die Frau und das Pony so viele Jahre miteinander verbracht hatten. »Was er meint, ist folgendes: Er spielt Gott – er gibt dir deine Geschichte, oder er nimmt sie dir weg! Wenn das nicht Gott-Spielen ist!«

Homer Wells ließ das auf sich beruhen. Dr. Larch spielte auf andere Weise Gott, dachte Homer; seiner wohlbedachten Überzeugung nach spielte Dr. Larch sogar ziemlich gut Gott.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Dr. Larch, »bin ich vor die Wahl gestellt worden, entweder Gott zu spielen oder praktisch alles dem Zufall zu überlassen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß praktisch alles die meiste Zeit dem Zufall überlassen bleibt; Menschen, die an Gut und Böse glauben und glauben, daß das Gute gewinnen soll, sollten auf solche Gelegenheiten achten, da es möglich ist, Gott zu spielen – wir sollten solche Gelegenheiten ergreifen. Es werden nicht viele sein.

Hier in St. Cloud's mag es mehr solche Gelegenheiten geben als überall sonst auf der Welt, aber nur, weil so vieles hier bisher dem Zufall überlassen worden ist.«

»Zum Teufel mit ihm!« kreischte Melony; aber der Fluß rauschte so laut wie immer, das leere Gebäude hatte schon Schlimmeres gehört, und Homer Wells ließ auch diese Bemerkung auf sich beruhen.

»Wie schade für dich, Sonnenstrahl«, keifte Melony ihn an. »Nicht wahr?« beharrte sie. Er ging auf Abstand.

»So!« gellte sie, und »O!« kam das Echo knapp von den Wäldern von Maine jenseits des Flusses zurück. Sie hob ihr massiges Bein und trat ein ganzes Stück der zerrütteten Verandabrüstung in den Fluß. »So, und damit basta!« schrie Melony, aber der Forst war zu dicht, um auch nur ein gekapptes Echo von »basta!« hervorzubringen. Wie Homer Wells ließen auch die Wälder von Maine Melonys Bemerkung auf sich beruhen. »Jesus!« schrie Melony, aber der Forst wiederholte nichts; möglicherweise knarrte das alte Gebäude, vielleicht seufzte es. Es war schwer, dieses Gebäude zu zerstören; die Zeit und andere Vandalen hatten es bereits zerstört; Melony suchte nach Teilen des Gebäudes, die sie noch zerstören konnte. Homer folgte ihr in sicherem Abstand.

»Sonnenstrahl«, sagte Melony, die eine noch nicht zertrümmerte Fensterscheibe gefunden hatte – und sie zertrümmerte. »Sonnenstrahl, wir haben *niemanden*. Wenn du mir sagst, daß wir einander haben, schlag ich dich tot.«

Homer war es nicht eingefallen, diesen Einwand – oder sonst einen – gegen Melony vorzubringen; er schwieg.

»Wenn du mir sagst, daß wir deinen Lieblingsdoktor haben – oder dies alles hier«, sagte sie und stampfte erst mit dem Fuß auf eine Bodendiele und riß dann die Bodendiele mit beiden Händen heraus, »wenn du mir dies sagst, werd ich dich foltern, bevor ich dich totschlage.«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

Mit der Bodendiele in beiden Händen bearbeitete Melony das Geländer im Treppenhaus; das Geländer war leicht zu zertrümmern, doch der Geländerpfosten, an dem das ganze Geländer in der Eingangshalle verankert war, widerstand. Melony ließ die Bodendiele fallen und packte ungestüm den Geländerpfosten.

»Zum Teufel mit euch!« fluchte sie kreischend – auf Dr. Larch, auf ihre Mutter, auf St. Cloud's, auf die Welt. Sie rang den Pfosten zu Boden; er war immer noch mit dem Hauptstützbalken unter den Bodendielen verbunden, aber Melony schwang ein Stück vom Treppengeländer wie eine Keule und hieb damit so lange auf den Pfosten, bis er sich lockerte. Als sie den Pfosten hochzuheben versuchte und es nicht konnte, wandte sie sich vorwurfsvoll an Homer.

»Siehst du denn nicht, daß ich Hilfe brauche?«

Gemeinsam hoben sie den Pfosten hoch und stießen damit wie mit einem Rammbock die Küchenwand ein.

»Wieso bist du nicht wütend?« fragte sie Homer. »Was ist mit dir los? Du wirst nie herausfinden, wer dir das angetan hat! Macht es dir gar nichts aus?«

»Ich weiß nicht«, sagte Homer Wells. Gemeinsam rammten sie den Pfosten frontal gegen einen ziemlich dicken Balken; vielleicht stützt er das obere Stockwerk, dachte Homer Wells. Drei Stöße versetzten sie dem Balken, und jedesmal prallten sie in eine andere Richtung zurück; beim vierten Versuch knackte er. Irgend etwas in dem Gebäude über ihnen schien sich zu verschieben. Melony ließ ihr Ende des Geländerpfostens fallen und umarmte den angeknacksten Balken wie ein Bär; sie versuchte mit dem Balken loszurennen, und ihr Schwung trug sie über die Türschwelle, hinaus auf die Veranda. Eine der oberen Schlafkammern stürzte in die Küche herunter; darauf brach ein Teil des Daches zusammen, und was von der Verandabrüstung übrig war, wurde in den Fluß geschleudert. Sogar Melony schien beeindruckt von so viel Zerstörung; sie nahm Homer beinahe sanft an der Hand und führte ihn ins obere Stockwerk – mehr als die Hälfte des oberen Stockwerks war immer noch das obere Stockwerk, einschließlich der Schlafkammer, wo

das Pony und die Frau einen ehemaligen Holzknecht von St. Cloud's amüsiert hatten.

»Hilf mir«, sagte Melony sanft zu Homer Wells. Sie gingen ans Fenster, und gemeinsam gelang es ihnen, den Fensterladen von der einen Angel loszureißen, die ihn noch hielt; sie sahen ihm nach, wie er geradewegs durch das Dach der Veranda fiel und von dort durch die Bodendielen rutschte und in den Fluß platschte. »Sauber, eh?« fragte Melony tonlos.

Sie setzte sich auf die Matratze, wo sie gekniet hatten, als die Schlange aufs Dach schlug. »Hilf mir«, sagte Melony abermals; sie bedeutete Homer, sich neben sie zu setzen.

»Hilf mir, sonst werde ich weglaufen«, sagte sie zu ihm, »hilf mir, sonst werde ich jemand totschlagen.« Dies schien in ihrer Vorstellung vage parallel zu laufen, wenn nicht dasselbe zu sein. In Melonys Fall war es eindeutig nicht einfach für Homer, »sich nützlich zu machen«, aber er wollte es versuchen.

»Schlag niemanden tot«, sagte er. »Lauf nicht weg.«

»Wozu bleiben?« entgegnete sie. »*Du* wirst nicht bleiben – ich meine nicht, daß du weglaufen wirst, ich meine, daß jemand dich adoptieren wird.«

»Nein, wird man nicht«, sagte Homer. »Außerdem würde ich nicht gehen.«

»Du wirst gehen«, sagte Melony.

»Werde ich nicht«, sagte Homer. »Bitte, lauf nicht weg – bitte, schlag niemanden tot.«

»Willst du damit sagen, wenn ich bleibe, bleibst du auch?« fragte ihn Melony. Will ich das sagen?, überlegte Homer Wells. Aber Melony ließ ihm, wie üblich, keine Zeit zum Nachdenken. »Versprich mir, daß du bleiben wirst, solange ich bleibe, Sonnenstrahl«, sagte Melony. Sie rückte näher an

ihn heran; sie nahm seine Hand und öffnete seine Finger und schob seinen Zeigefinger in ihren Mund. »Glückliches Pony«, flüsterte Melony, aber Homer war sich nicht sicher, ob das Pony so glücklich gewesen war. Das alte Gebäude stöhnte auf. Melony ließ seinen Zeigefinger in ihrem Mund ein und aus gleiten. »Versprich mir, daß du bleibst, solange ich bleibe, Sonnenstrahl«, sagte sie.

»Richtig«, sagte Homer Wells. Sie biß ihn. »Ich *verspreche* es«, sagte Homer. Mehr vom oberen Stockwerk stürzte in die Küche; man hörte ein mitfühlendes Knarren von den krummen Balken, die immer noch stützten, was vom Dach der Veranda übrig war.

War es dies, was ihn ablenkte – als Melony endlich seinen winzigen Penis fand und ihn in ihren Mund steckte? Er hatte keine Angst, daß das alte Gebäude zusammenbrechen und sie beide unter sich begraben könnte, obschon diese Angst begründet gewesen wäre. Er dachte nicht an die Geschichte der Matratze, auf der sie lagen; ihre Geschichte war selbst für Melonys Begriffe gewalttätig. Seine eigene verlorene Geschichte bedachte er nicht und ebensowenig, daß dieses Zusammensein mit Melony ein Verrat an Dr. Larch sein könnte. Zum Teil lenkte das Geräusch Homer ab; da war das Geräusch, das Melony mit ihrem Mund – und mit ihrem Keuchen – machte, und dann war da sein eigenes Keuchen. Dieses Geräusch der Leidenschaft erinnerte ihn an den kleinen Fuzzy Stone und die Energie jener Apparate, die Fuzzy am Leben hielten. Daß solche feuchten Atemanstrengungen um Fuzzys willen unternommen wurden, zeigte nur, wie brüchig sein Leben war.

Homer wurde nur ein bißchen größer in Melonys Mund; als er schrumpfte, steigerte Melony ihre Anstrengungen. Homers Hauptablenkung war die Photographie selbst, die

er ganz deutlich vor sich sah. Er sah sogar das staubfreie Rechteck an der Wand, wo die Photographie gehangen hatte. Sosehr die Photographie ihn anfangs inspiriert hatte, sich diesen Akt mit Melony vorzustellen, so sehr hemmte sie ihn jetzt. Und sosehr ihm die Frau auf der Photographie anfangs Mut gemacht hatte, an Melony zu denken, so sehr kamen ihm die Frau – und Melony – jetzt mißbraucht vor. Die rohe Fühllosigkeit des Ponys blieb die gleiche: die unangemessene Passivität der stummen Kreatur. Homer fühlte sich winziger werden, als er jemals gewesen zu sein glaubte.

Melony war gedemütigt; sie stieß ihn zurück. »Zum Teufel mit dir!« schrie sie ihn an. »Was ist mit dir los? Und erzähl mir ja nicht, daß mit mir etwas nicht stimmt!«

»Richtig«, sagte Homer.

»Darauf kannst du *wetten*, daß es das nicht tut!« schrie Melony, aber ihre Lippen sahen wund aus, und er sah Tränen der Wut in ihren Augen. Sie riß die Matratze unter ihm hervor; dann knickte sie sie zur Hälfte und warf sie zum Fenster hinaus. Die Matratze fiel auf das Dach und blieb halb in der Lücke stecken, die der Fensterladen geschlagen hatte. Das schien Melony zu empören: daß die Matratze nicht sauber bis in den Fluß durchgerutscht war. Sie begann die nächste Schlafkoje neben sich zu zertrümmern und weinte, während sie sie bearbeitete. Homer Wells wich vor ihr zurück, wie er damals vor ihrem Ausbruch über die »Sonnenstrahlen« zurückgewichen war. Er schlich sich die ramponierte Treppe hinunter; als er auf die Veranda hinaustrat, ließ sie ein schrilles Knirschen hören und sackte in Richtung des Flusses, was ihn für einen Augenblick aus dem Gleichgewicht brachte. Er hörte etwas, was sich anhörte, als landeten mehrere Kojenbetten oder das Stück einer Wand auf dem Dach über ihm; er flüchtete aufs freie

Gelände. Melony mußte ihn durch das Fenster im oberen Stockwerk gesehen haben.

»Du hast es mir versprochen, Sonnenstrahl«, schrie sie ihm nach. »Du hast versprochen, daß du mich nicht verlassen wirst. Solange ich bleibe, bleibst auch du!«

»Ich verspreche es!« rief er ihr zu, aber er wandte sich ab und fing an, am Ufer entlang flußabwärts zu laufen, auf schnellstem Wege zurück zu den bewohnten Gebäuden von St. Cloud's und zum Waisenhaus auf dem Hügel über dem Fluß. Er war noch auf dem Uferstreifen am Rande des Wassers, als es Melony gelang, die überhängende Veranda samt Verandadach loszustemmen; er stand da und sah buchstäblich das halbe Gebäude den Fluß hinabschwimmen. Homer stellte sich vor, daß Melony, wenn sie Zeit genug hätte, das Panorama der ganzen Stadt beiseite schaffen könnte. Aber er blieb nicht, um ihr weiteres Zerstörungswerk zu beobachten. Er lief direkt zu seinem Bett im Schlafsaal der Knabenabteilung. Er hob seine Matratze auf; er wollte die Photographie wegwerfen, doch sie war verschwunden.

»Ich war's nicht«, sagte Fuzzy Stone. Obwohl es mitten am Tag war, lag Fuzzy immer noch im Schlafsaal, in seinem befeuchteten Zelt, was für Homer der Hinweis war, daß Fuzzy einen sogenannten Rückfall hatte. Nachts war das Zelt Fuzzys Zuhause, aber wenn Fuzzy den Tag im Zelt verbrachte, galt das Zelt als seine »Therapie«. Ständig brauchte er auch sogenannte Untersuchungen und täglich eine Injektion. Homer stand neben dem flatternden, atmenden, keuchenden Apparat und fragte Fuzzy Stone, wo die Photographie sei. Homer wurde davon in Kenntnis gesetzt, daß John Wilbur sein Bett so gründlich eingenäßt habe, daß Schwester Angela ihm befahl, sich auf Homers Bett zu legen, während

sie die ruinierte Matratze durch eine neue ersetzte. John Wilbur habe die Photographie gefunden; er habe sie Fuzzy und einigen Jungen gezeigt, die gerade in der Nähe waren, unter anderen Wilbur Walsh und Snowy Meadows; Snowy hatte sich übergeben.

»Was ist dann passiert?« fragte Homer Fuzzy, der bereits außer Atem war. Fuzzy war neun; nach Homer Wells war er der älteste Waisenjunge in der Knabenabteilung. Fuzzy sagte, daß Schwester Angela mit der frischen Matratze für John Wilbur gekommen sei und *sie* die Photographie gesehen und an sich genommen habe. Natürlich habe John Wilbur ihr erzählt, wo er sie gefunden hatte. Inzwischen hatte sicher auch Schwester Edna sie gesehen und Dr. Larch ebenfalls. Homer erwog, John Wilbur zu suchen und ihn zu verdreschen, aber der Junge war zu klein – er würde nur Pipi machen; das wäre ein weiteres Indiz gegen Homer.

»Aber was *war* es?« röchelte Fuzzy Stone zu Homer.

»Ich dachte, du hast es gesehen«, sagte Homer.

»Ich hab's gesehen, aber was *war* es?« wiederholte Fuzzy. Er sah wirklich erschrocken aus.

Snowy Meadows habe geglaubt, daß die Frau die Eingeweide des Ponys aufaß, erklärte Fuzzy; Wilbur Walsh sei weggelaufen. Wahrscheinlich hat John Wilbur noch mehr Pipi gemacht, dachte Homer Wells. »Was *machten* sie?« flehte Fuzzy. »Die Frau«, sagte Fuzzy keuchend, »wie *konnte* sie! Wie konnte sie *atmen*?« fragte Fuzzy atemlos. Er keuchte schlimm, als Homer ihn verließ. Bei Tageslicht wirkte Fuzzy beinah durchsichtig, als könne man – wenn man ihn gegen eine ausreichend helle Lichtquelle hielt – durch ihn hindurchsehen, alle seine zerbrechlichen Organe sehen, wie sie sich mühten, ihn durchzubringen.

Dr. Larch war nicht in Schwester Angelas Büro, wo Ho-

mer ihn zu finden erwartet hatte; Homer war froh, daß Schwester Edna und Schwester Angela nicht in der Nähe waren; er schämte sich besonders, ihnen vor die Augen zu treten. Draußen vor der Spitalpforte sah er Schwester Angela mit dem Mann sprechen, der den nicht brennbaren Abfall fortschaffte. Der Gegenstand ihres Gesprächs war John Wilburs alte Matratze. Homer ging in die Apotheke, um Dr. Larch zu suchen.

Es war ein schwerer Tag gewesen für Wilbur Larch, der sich mit einem ungewöhnlich kräftig getränkten Mulltrichter auf seinem Spitalbett in der Apotheke ausgestreckt hatte. Die gemeldete Verwüstung der sogenannten Sägewerkerhütte machte Larch weniger zu schaffen, als sie gewisse Leute aus der Stadt empörte, die beobachtet hatten, wie Homer und Melony den Schaden anrichteten – hauptsächlich Melony, wie Larch richtig vermutete. Wozu sind verlassene Gebäude da? fragte sich Larch – wenn nicht, um von Kindern ein bißchen verwüstet zu werden? Die Meldung, daß das halbe Gebäude flußabwärts geschwommen sei, war sicherlich übertrieben.

Er atmete ein und dachte daran, was ihn wirklich beunruhigt hatte: diese Photographie. Diese Frau mit dem Pony.

Es hatte Larch nicht gestört, daß Homer Wells das Bild hatte: Halbwüchsige interessierten sich für solche Dinge. Larch wußte, daß Homer es niemals den kleineren Jungen gezeigt haben würde; daß Homer eine solche Photographie aufbewahrt hatte, bedeutete für Wilbur Larch, daß es an der Zeit war, Homer die ernsteren Pflichten eines Erwachsenen aufzutragen. Es war Zeit, die Lehrzeit zu verschärfen.

Die Photographie an sich war für Larch nicht gar so besorgniserregend. Immerhin hatte er einst im South End gearbeitet. Solche Photographien gab's überall; zu Wilbur

Larchs Zeiten an der Bostoner Entbindungsanstalt kosteten solche Bilder einen Nickel.

Was Larch beunruhigte, war die Frau auf der Photographie; er hatte Mrs. Eames' tapfere Tochter auf Anhieb wiedererkannt. Larch hatte ihre Wangen schon früher aufgebläht gesehen – sie war eine altgediente Zigarrenraucherin, nicht unbewandert im Einführen seltsamer Sachen in ihren Mund. Und als sie mit akuter Bauchfellentzündung vor seine Tür gebracht worden war, eine Folge wer weiß welch unsäglicher Verletzungen, die sie »abseits von Harrison« erlitten hatte, da waren ihre Augen herausgequollen. Beim Betrachten der Photographie mußte Larch an das Leben denken, das sie gehabt haben mußte; es erinnerte ihn auch daran, daß er ihr Leben ein bißchen weniger qualvoll hätte gestalten können, indem er ihr eine Abtreibung gewährte. Die Photographie erinnerte Larch an ein Leben, das er zumindest vorübergehend hätte retten können. Mrs. Eames' tragische Tochter hätte seine erste Abtreibungspatientin sein sollen.

Wilbur Larch betrachtete die Photographie und fragte sich, ob Mrs. Eames' Tochter für das Posieren mit dem Pony genug bezahlt bekommen hatte, um sich das Abtreibungshonorar »abseits von Harrison« leisten zu können. Wahrscheinlich nicht, schloß er – es war nicht mal eine besonders gute Photographie. Wer immer die Beteiligten in Pose gebracht hatte, war mit dem phänomenalen schwarzen Zopf der jungen Frau achtlos umgegangen; man hätte ihn über ihre Schulter drapieren können oder ihn neben der Brust liegen lassen, wo seine Schwärze das Weiß ihrer Haut betont hätte. Man hätte ihn nach hinten werfen können, hinter ihren Kopf, was zumindest die ungewöhnliche Dicke und Länge des Zopfes hervorgehoben hätte. Offensichtlich hatte sich

niemand über den Zopf Gedanken gemacht. Er lag seitlich neben dem Gesicht von Mrs. Eames' Tochter, zusammengerollt in einem Schatten, der von einem der stämmigen kurzen Zottelbeine des Ponys geworfen wurde. Für die Photographie war der Zopf verloren; man hätte Mrs. Eames' Tochter kennen müssen, um zu wissen, was dieses dunkle Gebilde neben dem angespannten Gesicht der Frau war.

»Tut mir leid«, sagte Larch und holte tief Luft. Mrs. Eames' Tochter antwortete nicht, darum sagte er abermals: »Tut mir leid.« Er atmete aus. Er meinte zu hören, wie sie ihn rief.

»Doktor Larch!«

»Reimt sich auf *screams*«, murmelte Wilbur Larch. Er atmete ein, den tiefstmöglichen Atemzug. Seine Hand ließ den Trichter fahren, der von seinem Gesicht und unters Bett rollte.

»Doktor Larch?« sagte Homer Wells abermals. Der Äthergeruch in der Apotheke kam Homer Wells stärker vor als sonst, während er sich durch das Labyrinth der Medizinschränke schob, um zu sehen, ob Dr. Larch auf seinem Bett lag.

»Scheißen Sie, oder runter vom Pott!« hörte er Dr. Larch sagen. (Einatmen, ausatmen.) »Tut mir leid«, sagte Dr. Larch, als Homer neben seinem Bett auftauchte. Er richtete sich zu schnell auf; ihm war schwindlig; der Raum schwamm. »Tut mir leid«, wiederholte er.

»Ist schon gut«, sagte Homer Wells. »Tut mir leid, daß ich Sie geweckt habe.«

»Reimt sich auf *screams*«, sagte Wilbur Larch.

»Wie bitte?« sagte Homer Wells.

In der geschlossenen Apotheke verbreitete eine duftende Mottenkugel ihre dunstige Botschaft.

»Setz dich, Homer«, sagte Dr. Larch, worauf ihm klar wurde, daß Homer bereits neben ihm auf dem Bett saß. Larch wünschte sich, sein Kopf wäre klarer für diese wichtige Auseinandersetzung mit dem Jungen. Homer erwartete, gemaßregelt zu werden, und zwar in nicht unbestimmten Worten, aber Larch fürchtete, er sei nicht in der besten Verfassung, um mit Bestimmtheit aufzutreten.

»Vandalismus!« legte Larch los. »Pornographie!« Nun, immerhin ein Anfang, dachte er, aber der neben ihm sitzende Junge wartete nur geduldig. Larch holte tief Luft – frischere Luft, wie er hoffte; der Ätherduft in der Apotheke war immer noch sehr penetrant; die Luft in seiner unmittelbaren Umgebung war abwechselnd einschläfernd oder funkelte von kleinen Sternen.

»Vandalismus ist eines, Homer«, sagte Larch. »Pornographie allerdings – was ganz anderes.«

»Richtig«, sagte Homer Wells. Erwachsenwerden bedeutete auch, daß er täglich etwas Neues dazulernte.

»Wichtiger für unsere Beziehung, Homer, ist die Frage, ob du mich hintergehst. Richtig?«

»Richtig«, sagte Homer.

»Gut!« sagte Larch.

Die Sterne funkelten so strahlend an der Zimmerdecke der Apotheke, daß Larch einen Moment lang meinte, ihr Dialog finde unter dem nächtlichen Firmament statt. Er legte den Kopf zurück, um den Dämpfen zu entfliehen, doch verlor er das Gleichgewicht und fiel rücklings auf das Bett.

»Geht es Ihnen nicht gut?« fragte Homer ihn.

»Doch, blendend!« brüllte Larch herzhaft. Dann fing er an zu lachen.

Es war das erstemal, daß Homer Wells Dr. Larch lachen hörte.

»Hör zu, Homer«, sagte Dr. Larch, aber er kicherte. »Wenn du alt genug bist, um ganze Bauwerke zu verwüsten und vor Bildern von Frauen zu masturbieren, die 'nem Pony einen blasen, dann bist du auch alt genug, um mein Assistent zu werden!« Larch krümmte sich auf dem Bett vor Lachen. Homer fand die Bemerkung ebenfalls spaßig und fing an zu lächeln. »Du kapierst nicht, wie?« fragte Larch, immer noch kichernd. »Du kapierst nicht, was ich meine.« Er warf sich auf den Rücken und strampelte mit den Füßen in der Luft, während das Sternenfirmament über ihnen kreiste.

»Ich werde dich Chirurgie lehren!« brüllte Larch Homer an, und beide lachten Tränen. »Geburtshilfetechniken, Homer«, sagte Larch; auch Homer fiel jetzt rücklings auf das Bett. »Gottes Werk *und* Teufels Beitrag, Homer!« sagte Larch johlend. »Den ganzen Krempel! Die *Werke*!« kreischte er. Homer fing vor Lachen an zu husten. Er war überrascht, als Larch die Photographie von der Frau und dem Pony hervorzauberte und sie vor ihm schwenkte. »Wenn du alt genug bist, an so etwas auch nur zu denken«, sagte Larch, »bist du alt genug, um einen Erwachsenenjob zu übernehmen!« Und nun prustete Larch dermaßen los, daß er die Photographie Homer Wells in die Hand drücken mußte – sonst hätte er sie fallen lassen.

»Hör zu, Homer«, sagte Larch. »Du wirst die Medical School hinter dir haben, bevor du auf die High-School gehst!« Homer fand dies besonders spaßig, aber Larch wurde plötzlich ernst. Er nahm Homer die Photographie aus der Hand. »Sieh dir das an«, befahl er. Sie saßen auf der Bettkante, und Larch stützte die Photographie auf sein Knie. »Ich werde dir etwas zeigen, was du nicht weißt. Sieh dir das an!« sagte er und deutete auf den Zopf, der im

Schatten des Ponybeins lag. »Was ist das?« fragte er Homer Wells. »Teenager: Ich dachte, ihr wißt alles«, sagte Larch drohend. Homer erfaßte den neuen Ton in der Stimme; er vertiefte sich in diesen Teil des Bildes, den er vorher nie beachtet hatte – ein Fleck auf dem Teppich vielleicht, oder war es eine Lache Blut aus dem Ohr der Frau?

»Na?« fragte Larch. »Es steht nicht im *David Copperfield*. Es steht auch nicht in *Jane Eyre* – was du wissen mußt«, fügte er beinah gehässig hinzu.

Die medizinische Wendung, die das Gespräch genommen hatte, ließ Homer zu der Überzeugung gelangen, daß das dort auf der Photographie eine Blutlache *war* – daß nur ein Arzt es so eindeutig erkennen konnte. »Blut«, sagte Homer. »Die Frau blutet.« Larch lief mit der Photographie zu der Lampe auf dem Apothekertisch.

»Blut?« sagte Larch. »Blut!« Er betrachtete aufmerksam die Photographie. »Das ist kein Blut, du Idiot! Das ist ein Zopf!« Er zeigte Homer Wells noch einmal die Photographie; es sollte Homers letzter Blick auf die Photographie sein, auch wenn Larch sie noch oft betrachten sollte. Er würde sie an die Blätter der *Kleinen Geschichte von St. Cloud's* geheftet verwahren; er bewahrte sie nicht aus pornographischem Interesse auf, sondern weil sie ihn an eine Frau erinnerte, die er zweimal mißbraucht hatte. Er hatte vor ihren Augen mit ihrer Mutter geschlafen, und er hatte ihr nicht den Dienst geleistet, den sie zu Recht von ihm verlangt hatte. Er war kein richtiger Arzt gewesen für sie, und er wollte sich an sie erinnern. Daß er gezwungen war, sich an sie mit einem Ponypenis im Mund zu erinnern, machte Dr. Larchs Irrtümer für ihn um so deutlicher zu Irrtümern; Larch wollte es so.

Er war ein harter Mann – auch gegen sich selbst.

Er nahm eine härtere Haltung ein gegen Homer Wells, als die Heiterkeit seiner Verheißungen gegenüber dem Jungen anfangs vermuten ließ – ihn »die Werke« zu lehren, wie Larch es nannte, war nicht so spaßig. Chirurgie, Geburtshilfetechniken – selbst eine normale Geburt, selbst eine einfache Ausschabung – verlangten erhebliche Schulung und Vorbereitung.

»Findest du es forsch, eine Frau mit einem Ponypenis im Mund anzusehen, Homer?« fragte Larch ihn am nächsten Tag – als er nicht mehr unter dem Einfluß des Äthers stand. »Du solltest dir etwas ansehen, das schwerer zu verstehen ist als so etwas. Hier«, sagte Larch und gab Homer das zerlesene Exemplar von *Grays Anatomie*, »sieh dir das an. Sieh es dir drei- oder viermal am Tag an, und jeden Abend. Vergiß die Ponys, und lerne das.«

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Dr. Wilbur Larch, »habe ich wenig Verwendung für meine *Grays Anatomie* gehabt; aber in Frankreich, im Ersten Weltkrieg, brauchte ich sie jeden Tag. Sie war die einzige Straßenkarte, die ich dort drüben hatte.«

Larch gab Homer auch sein persönliches Handbuch der Geburtshilfetechniken, seine Kolleghefte von der Medical School und aus seiner Assistentenzeit; er begann mit den Chemievorlesungen und dem Standardlehrbuch. Er reservierte eine Ecke der Apotheke für ein paar leichte Experimente in Bakteriologie, auch wenn der Anblick von Petrischalen in Larch einen altbekannten Schmerz auferstehen ließ; er fand keinen Gefallen an der Welt, die unter dem Mikroskop zu sehen war. Und Larch fand auch keinen Gefallen an Melony, und erst recht nicht an ihrer offensichtlichen Macht über Homer Wells. Larch ging davon aus, daß sie miteinander schliefen; er ging davon aus, daß Melony

ihn eingeweiht hatte, was stimmte, und ihn jetzt weiterzumachen zwang, was nicht der Fall war. Irgendwann würden sie miteinander schlafen, wenn auch nur routinemäßig, und jene Macht, die Melony nach Dr. Larchs Ansicht über Homer hatte, wurde aufgewogen durch eine Macht, die Homer über Melony hatte (Homers Versprechen an sie, was Larch nicht wissen konnte). Er wußte Melony in Mrs. Grogans Gewahrsam, und er sah nicht, wieso seine Verantwortung für Homer seine übrigen Verantwortungen überschatten sollte. Er schickte Homer zum Fluß, einen Frosch zu fangen; dann ließ er Homer ihn sezieren, auch wenn nicht alles an dem Frosch nach *Grays Anatomie* zu erklären war. Es war Homers erster Besuch am Fluß, seit er vor Melonys Verwüstung in der sogenannten Sägewerkerhütte geflohen war, und Homer war beeindruckt, als er sah, daß wahrhaftig das halbe Gebäude verschwunden war.

Homer war auch beeindruckt von der ersten Geburt, bei der er dabeisein mußte – nicht so sehr von irgendwelchen speziellen Fertigkeiten, die Dr. Larch offenbar abverlangt wurden, auch nicht von den wirksamen konventionellen Geburtshilfetechniken, die Schwester Angela und Schwester Edna einleiteten. Was Homer viel mehr beeindruckte, war der Vorgang selbst, der bereits weit fortgeschritten war, bevor Dr. Larchs Geburtshilfe begann; was Homer beeindruckte, war, wie sehr das, was mit der Frau und ihrem Kind geschah, im Innersten ihr eigener natürlicher Vorgang war – der tatsächlich vorhandene Rhythmus der Wehen (man konnte die Uhr danach stellen), die Macht der pressenden Muskeln der Frau, der Drang des Kindes, geboren zu werden. Das unnatürlichste daran war für Homer Wells, wie eindeutig feindselig das Kind diese Umwelt empfand, in der es zum erstenmal seine Lunge übte – wie eindeutig un-

freundlich, wenngleich nicht uninteressant die neue Welt des Kindes für das Kind war, dessen erste Entscheidung (hätte man ihm die Entscheidung überlassen) vielleicht gewesen wäre, zu bleiben, wo es war. Keine dumme Reaktion, hätte Melony vielleicht bemerkt, wenn sie dabeigewesen wäre. Wie sehr Homer es auch genoß, mit Melony Sex zu machen, war er doch beunruhigt darüber, daß der Akt so viel willkürlicher war als die Geburt. Wenn Homer in die Mädchenabteilung ging, um *Jane Eyre* vorzulesen, so erschien Melony ihm niedergeschlagen, nicht etwa besiegt oder resigniert; etwas in ihr war müde geworden, etwas in ihrem Aussehen wirkte erschöpft. Immerhin hatte sie sich geirrt, was die Existenz ihrer Geschichte in Dr. Larchs Händen betraf – und sich in wichtigen Dingen zu irren ist ermüdend. Sie war auch gedemütigt worden – zuerst durch das unwahrscheinliche Schrumpfen von Klein Homer Wells' Penis und später dadurch, wie schnell Homer Sex mit ihr als Selbstverständlichkeit hinzunehmen schien. Und Homer dachte, sie müsse wohl *körperlich* müde sein – hatte sie doch eigenhändig ein ansehnliches Stück von Menschenhand gemachter Geschichte des Städtchens St. Cloud's ausgetilgt. Sie hatte ein halbes Gebäude in den Strom der Zeit gestoßen. Sie hat ein Recht, erschöpft auszusehen, dachte Homer Wells.

Irgend etwas an der Art, wie er aus *Jane Eyre* vorlas, mutete Homer ebenfalls anders an, als stünde diese – und jede andere – Geschichte nunmehr im Zeichen der jüngsten Erfahrungen seines Lebens: zuerst eine Frau mit dem Penis eines Ponys im Mund, dann sein erstes sexuelles Versagen, sein erster Routinesex, *Grays Anatomie* und eine selbst miterlebte Geburt. Er konnte Janes angstvolle Sehnsucht, die ihn bisher beim Lesen immer angeödet hatte, nun besser

nachvollziehen. Und er dachte: Jane hat ein Recht darauf, so zu empfinden.

Es traf sich schlecht, daß er – nach allem, was er und Melony gemeinsam durchgemacht hatten – ausgerechnet da an jene Stelle in der Mitte des zehnten Kapitels kam, wo Jane sich vorstellt, wie sie bald ihr Waisenhaus verlassen wird, und wo sie erkennt, daß die wirkliche Welt »weit« ist und daß ihre eigene Existenz »nicht genüge«. Bildete Homer sich nur ein, daß da eine neue Ehrfurcht die Mädchenabteilung erfaßte, als er diesen Abschnitt vorlas – daß besonders Melony bei diesen Sätzen den Kopf neigte, als hörte sie sie zum ersten Mal? Und dann stieß er auf die Zeile: »An diesem Nachmittag entdeckte ich, daß mir die Gewohnheiten der letzten acht Jahre nun nichts mehr bedeuten können.«

Sein Mund wurde trocken, als er das las; er mußte schlucken, was der Zeile noch mehr Bedeutung verlieh, als er ihr geben wollte. Als er wieder ansetzte, unterbrach ihn Melony.

»Was war das? Lies das noch einmal, Sonnenstrahl.«

»An diesem Nachmittag entdeckte ich, daß mir die Gewohnheiten der letzten acht Jahre nun nichts mehr bedeuten können«, las Homer Wells noch einmal.

»Ich weiß genau, wie ihr zumute ist«, sagte Melony bitter, aber leise.

»Es tut mir weh, dich so etwas sagen zu hören, Melony«, rügte Mrs. Grogan sanft.

»Ich weiß genau, wie ihr zumute ist!« wiederholte Melony. »Und du auch, Sonnenstrahl! Klein Jane sollte es mal fünfzehn oder sechzehn oder siebzehn Jahre lang probieren«, erklärte Melony laut. »Sie sollte es probieren und sehen, ob ihr *diese* Gewohnheiten ›nichts mehr bedeuten‹ werden!«

»Du tust dir nur selber weh, Liebes, wenn du so weiter-

machst«, sagte Mrs. Grogan. Und es schien in der Tat so; Melony weinte. Sie war ein zu großes Mädchen, um ihren Kopf auf Mrs. Grogans Schoß zu legen und sich das Haar streicheln zu lassen; sie weinte nur leise weiter. Mrs. Grogan konnte sich nicht erinnern, wann sie Melony zuletzt auf dem Schoß gehalten hatte. Homer fing einen Blick von Mrs. Grogan auf, der ihm bedeutete, schleunigst zu verschwinden. Es war weder das Ende eines Kapitels noch das Ende einer Szene oder auch nur eines Absatzes. Es gab noch mehr zu lesen; die nächste Zeile begann:

»Ich sehnte mich nach Freiheit …«

Doch es wäre grausam gewesen, jetzt fortzufahren. Jane Eyre hatte bereits gesagt, was sie zu sagen hatte. Homer und Melony hatten bereits mehrere solcher Nachmittage gehabt – solcher Tage, die einem Überdruß für ein ganzes Leben verschaffen!

In dieser Nacht schien die Luft zwischen der Mädchen- und der Knabenabteilung geruchlos und bar aller Geschichte. Es war schlicht dunkel draußen.

Als er in die Knabenabteilung zurückkehrte, erzählte ihm Schwester Angela, daß John Wilbur fort sei – *adoptiert*!

»Eine nette Familie«, erzählte Schwester Angela Homer glückstrahlend.

»Der Vater der Familie war auch Bettnässer. Sie werden sehr verständnisvoll sein.«

Wie es Dr. Larchs Gewohnheit war, wenn jemand adoptiert wurde, wich er etwas von seinem gewohnten Segenswunsch für die Knaben in der Dunkelheit ab. Bevor er sie als »Prinzen von Maine« ansprach, als »Könige Neuenglands«, machte er eine sonderbar feierliche Ankündigung.

»Freuen wir uns für John Wilbur«, sagte Wilbur Larch. »Er hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, John«, sagte Dr. Larch, und die Jungen murmelten ihm nach:

»Gute Nacht, John!«

»Gute Nacht, John Wilbur.«

Und Dr. Larch pflegte eine respektvolle Pause zu machen, bevor er wie üblich sagte: »Gute Nacht, ihr Prinzen von Maine – ihr Könige Neuenglands!«

Homer Wells schaute noch ein wenig in *Grays Anatomie* – bei Kerzenlicht, das ihm gestattet war, bevor er einzuschlafen versuchte. Es war nicht nur John Wilburs Pipi, das diese Nacht fehlte; noch etwas anderes war verschwunden. Homer brauchte eine Weile, um zu merken, was fehlte; die Stille war es, die es ihm schließlich verriet. Fuzzy Stone und sein geräuschvoller Apparat waren ins Spital gebracht worden. Anscheinend bedurfte der Atemapparat – und Fuzzy – sorgfältiger Überwachung, und Dr. Larch hatte das Ganze in das Privatzimmer neben der Chirurgie verlegt, wo Schwester Edna beziehungsweise Schwester Angela Fuzzy genauer im Auge behalten konnten.

Erst als Homer Wells einige Erfahrung mit Dilatation und Kürette hatte, wurde ihm klar, wie Fuzzy Stone aussah: Er ähnelte einem Embryo – Fuzzy Stone sah aus wie ein laufender, sprechender Fötus. Das erklärte auch, warum man das Gefühl hatte, durch Fuzzys Haut hindurchsehen zu können; und es erklärte seine eingesunkene Gestalt; das ließ ihn so besonders verletzlich aussehen. Er sah aus, als lebte er noch nicht richtig, sondern befände sich immer noch in einem Entwicklungsstadium, das sich eigentlich im Mutterleib vollziehen sollte. Dr. Larch erzählte Homer, daß Fuzzy eine Frühgeburt gewesen sei und sich seine Lunge nie normal entwickelt habe. Homer hatte keine Vorstellung

davon, was dies bedeutete, bis er die wenigen noch erkennbaren Teile sah – bei seiner ersten Begegnung mit dem Standardeingriff zur Entfernung der Produkte der Empfängnis.

»Willst du mir zuhören, Homer?« fragte Wilbur Larch, als der Eingriff vorbei war.

»Ja«, sagte Homer Wells.

»Ich sage nicht, daß es *richtig* ist, verstehst du? Ich sage, daß es ihre Entscheidung ist – es ist die Entscheidung der Frau. Sie hat ein Recht darauf, sich so zu entscheiden, verstehst du?« fragte Larch.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

Als er nicht einschlafen konnte, dachte er an Fuzzy Stone. Als Homer zum Privatzimmer neben der Chirurgie hinunterging, hörte er den Atemapparat nicht. Er stand ganz still und lauschte; sonst konnte er Fuzzy immer an seinem Geräusch – Lunge, Wasserrad und Ventilator – erkennen, aber die Stille, in die Homer Wells hineinhorchte, machte ein für ihn schrecklicheres Geräusch als das Zischen jener Schlange, die auf das Dach aufschlug, während sein Finger in Melonys Mund war.

Arme Melony, dachte er. Sie lauschte jetzt *Jane Eyre*, als sei es ihre Lebensgeschichte, die ihr erzählt würde, und als sie Homer ein einziges Mal ansprach, war es, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. (»Du wirst nicht vor mir von hier fortgehen, du erinnerst dich? Du hast es versprochen.«)

»Wo ist er?« fragte Homer Dr. Larch. »Wo ist Fuzzy?«

Dr. Larch saß an der Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro, wo er fast täglich bis spät in die Nacht arbeitete.

»Ich habe darüber nachgedacht, wie ich es dir sagen soll«, sagte Larch.

»Sie sagten, daß ich Ihr Lehrling bin, richtig?« fragte

Homer ihn. »Wenn ich das bin, sollte man es mir sagen. Wenn Sie mich lehren, dürfen Sie nichts auslassen. Richtig?«

»Das ist richtig, Homer«, pflichtete ihm Dr. Larch bei. Wie hatte der Junge sich verändert! Woran merkt man das Verstreichen der Zeit in einem Waisenhaus? Wieso war es Larch nicht aufgefallen, daß Homer sich rasieren mußte? Wieso hatte Larch es ihm nicht gezeigt? Ich bin für alles verantwortlich – wenn ich überhaupt verantwortlich sein will, ermahnte Larch sich selbst.

»Fuzzys Lunge war nicht stark genug, Homer«, sagte Dr. Larch. »Sie hatte sich nie richtig entwickelt. Er war anfällig für jede Infektion der Atemwege, die ich nur je gesehen habe.«

Homer Wells ließ dies auf sich beruhen. Er bedauerte, daß Fuzzy die Photographie gesehen hatte. Homer wurde erwachsen; er kam allmählich dahin, sich für die Dinge verantwortlich zu fühlen. Diese Photographie hatte Fuzzy Stone beunruhigt; es gab nichts, was Homer oder sogar Dr. Larch für Fuzzys Lunge hätten tun können, aber die Photographie wäre nicht nötig gewesen.

»Was werden Sie den Kleinen sagen?« fragte Homer Dr. Larch.

Wilbur Larch sah Homer an; Gott, wie liebte er, was er da sah! In seinem Vaterstolz konnte er kaum sprechen. Seine Zuneigung zu Homer Wells hatte ihn geradezu ätherisiert. »Was soll ich ihnen denn sagen, Homer?« fragte Dr. Larch.

Es war Homers erste Entscheidung als Erwachsener. Er erwog sie sehr sorgfältig. Damals, 193–, war er bald sechzehn. Als er den Arztberuf erlernte, lernten die meisten Jungen seines Alters gerade Auto fahren. Homer lernte

nicht Auto fahren, da Wilbur Larch auch nicht Auto fahren konnte.

»Ich glaube«, sagte Homer Wells, »daß Sie den Kleinen sagen sollten, was Sie ihnen für gewöhnlich sagen. Sie sollten ihnen sagen, daß Fuzzy adoptiert worden ist.«

Wilbur Larch beobachtete Homer aufmerksam. In *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's* sollte er schreiben: »Wie verabscheue ich die Vaterschaft und alles, was damit verbunden ist! Sie ist das Ende jeglicher Objektivität, jeglichen Sinns für Fairneß. Ich fürchte, ich habe Homer Wells dazu veranlaßt, seine Kindheit zu überspringen – ich fürchte, er hat das Kindsein gänzlich übersprungen. Aber manchen Waisen fällt es leichter, die Kindheit zu überspringen, als im Kindsein zu schwelgen, wo sie doch Waisen sind. Falls ich Homer half, die Kindheit zu überspringen, habe ich ihm damit etwas Schlimmes erspart? Zum Teufel mit diesen verwirrenden väterlichen Gefühlen! Jemanden väterlich zu lieben ist eine Wolke, die einem den Blick auf das richtige Verhalten verstellt.« Als er diese Zeile schrieb, sah Wilbur Larch den im Photographenatelier erzeugten Nebel, den Nebel, der die Photographie von Mrs. Eames' Tochter mit dem Pony so falsch umrahmte; er begann einen Abschnitt über »Nebel«. (Das schreckliche Wetter in Maine; die Nebel von St. Cloud's und so weiter.)

Als Homer Wells Dr. Larch vorschlug, er solle den Kleinen sagen, Fuzzy Stone sei adoptiert worden, wußte Larch, daß Homer recht hatte; um diese Entscheidung gab es keinen Nebel. Am nächsten Abend befolgte Wilbur Larch den Rat seines jungen Lehrlings. Vielleicht weil er log, vergaß er die richtige Reihenfolge. Statt mit der Ankündigung wegen Fuzzy Stone anzufangen, sprach er den üblichen Segenswunsch; er brachte das ganze Geschäft durcheinander.

»Gute Nacht, ihr Prinzen von Maine – ihr Könige Neuenglands!« sprach Dr. Larch sie in der Dunkelheit an. Dann erinnerte er sich daran, was er sagen wollte. »Oh!« sagte er laut, mit einer erschrockenen Stimme, die manche der kleinen Waisen vor Angst im Bett auffahren ließ.

»Was ist los?« schrie Snowy Meadows, der sich immer weiter übergeben mußte; er übergab sich nicht nur vor dem Bild einer Frau mit vermeintlichen Ponygedärmen im Mund.

»Nichts ist los!« sagte Dr. Larch herzhaft, aber der ganze Saal voller Jungen war mit ängstlicher Erwartung aufgeladen. In diese nervöse Atmosphäre hinein versuchte Larch das Übliche über das Unübliche zu sagen. »Freuen wir uns für Fuzzy Stone«, sagte Dr. Larch. Homer Wells merkte, was die Redensart bedeutete, man könne eine Stecknadel fallen hören. »Fuzzy Stone hat eine Familie gefunden«, sagte Dr. Larch. »Gute Nacht, Fuzzy.«

»Gute Nacht, Fuzzy«, sagte jemand. Aber Homer Wells hörte eine Pause in der Luft; es war alles so durcheinandergeraten, und nicht alle waren überzeugt.

»Gute Nacht, Fuzzy!« sagte Homer Wells gewichtig, und einige der Stimmchen taten es ihm nach.

»Gute Nacht, Fuzzy!«

»Gute Nacht, Fuzzy Stone!«

Homer Wells wußte auch, was die Redensart bedeutete, daß ein Schweigen ohrenbetäubend sein könne. Nachdem Dr. Larch sie verlassen hatte, sprach der kleine Snowy Meadows als erster.

»Homer?« sagte Snowy.

»Hier«, sagte Homer Wells in die Dunkelheit.

»Wieso konnte jemand Fuzzy Stone adoptieren?« fragte Snowy Meadows.

»Wer konnte das tun?« sagte der kleine Wilbur Walsh.

»Jemand mit einer besseren Maschine«, sagte Homer Wells. »Jemand, der eine bessere Atemmaschine hatte als die, die Doktor Larch für Fuzzy gebaut hat. Es ist eine Familie, die alles über Atemmaschinen weiß. Es ist das Geschäft der Familie«, fügte er hinzu. »Atemmaschinen.«

»Glücklicher Fuzzy?!« sagte jemand in verwundertem Ton.

Homer wußte, daß er sie überzeugt hatte, als Snowy Meadows sagte: »Gute Nacht, Fuzzy.«

Homer Wells wanderte zum Fluß hinunter, der so viele Prinzen der Geschichte von St. Cloud's hinweggeführt hatte; er war noch keine sechzehn, Chirurgenlehrling und altgedient im Leid der Schlaflosigkeit. Das Rauschen des Flusses war ein Trost für Homer, tröstlicher als die Stille im Schlafsaal in dieser Nacht. Er stand am Flußufer, wo die Veranda der Sägewerkerhütte gewesen war, wo er den Bussard hatte vom Himmel fallen sehen, schneller als die Schlange zum Ufer schwimmen konnte – und die Schlange war sehr schnell gewesen.

Hätte Wilbur Larch Homer dort gesehen, hätte er sich erneut vorgeworfen, daß der Junge zu früh von seiner Kindheit Abschied nahm. Doch Dr. Larch hatte den Äther, der ihm beim Einschlafen half, und Homer Wells hatte kein Mittel gegen seine Schlaflosigkeit.

»Gute Nacht, Fuzzy«, rief Homer über den Fluß. Die Wälder von Maine ließen diese Bemerkung bezeichnenderweise auf sich beruhen, aber Homer beharrte darauf, gehört zu werden. »Gute Nacht, Fuzzy!« schrie er, so laut er konnte. Und noch lauter: »Gute Nacht, Fuzzy!« Er schrie es und schrie es – der erwachsene Junge, dessen Geschrei einstmals Legende gewesen war, oben am Fluß in Three Mile Falls.

»Gute Nacht, Fuzzy Stone!«

# 4

# *Der junge Dr. Wells*

»In anderen Teilen der Welt«, schrieb Wilbur Larch, »gibt es das, was die Menschen ›Gesellschaft‹ nennen. Hier in St. Cloud's haben wir keine Gesellschaft – hier gibt es nicht jene Entscheidungen, jene Vergleiche zwischen Besser-als und Schlechter-als, die sich fast unweigerlich in jeder Gesellschaft stellen. Hier ist es weniger kompliziert, weil die Entscheidungen und Vergleiche entweder offenkundig sind oder nicht vorhanden. So wenige Alternativen zu haben macht aber eine Waise so verzweifelt begierig, die Gesellschaft kennenzulernen – *jede* Gesellschaft, je geplagter von Intrigen, je versessener auf Klatsch, desto besser. Wo immer sich eine Gelegenheit bietet, stürzt sich die Waise in die Gesellschaft – wie ein Fischotter ins Wasser.«

Wilbur Larch fand, daß hinsichtlich solcher »Alternativen« Homer Wells keine freie Wahl hatte, was seine Lehrzeit oder Melony betraf. Er und Melony waren dazu verurteilt, so etwas wie ein Paar zu werden, weil sonst niemand da war, mit dem sie sich zu einem Paar verbinden konnten. In der Gesellschaft hätte es eine Rolle gespielt, ob sie zueinander paßten; daß sie *nicht* zueinander paßten, spielte in St. Cloud's keine Rolle. Und nachdem Homer die Möglichkeiten der armseligen Hauslehrer ausgeschöpft hatte, die in St. Cloud's beschäftigt wurden – was gab es da noch für ihn zu lernen außer der Chirurgie? Insbesondere geburtshilfliche Techniken. Und, was Dr. Larch ihm noch leichter beibringen konnte: Dilatation und Curettage.

Homer Wells führte seine Aufzeichnungen in einem von Dr. Larchs alten Kollegheften von der Medical School; Larch war ein knapper, sparsamer Notizenmacher gewesen, es gab also noch viel Platz. Nach Larchs Meinung brauchte Homer Wells nicht unbedingt ein eigenes Kollegheft. Larch mußte nur um sich schauen, um zu sehen, was Papier kostete. Die Bäume waren verschwunden; an ihrer Stelle gab es jetzt die Waisen – bloß wegen des Papiers.

Unter der Überschrift DILATATION & CURETTAGE schrieb Homer: »Am sichersten ist die Frau auf Beinstützen.« Bei Dr. Larch wurde sie auch rasiert.

»Die VAGINALregion wird mit einer ANTISEPTISCHEN LÖSUNG vorbereitet«, schrieb Homer Wells; er schrieb viel in GROSSBUCHSTABEN – es hing mit seiner Gewohnheit zusammen, die Satzenden oder die Schlüsselwörter zu wiederholen.

»Der UTERUS wird untersucht, um seine Größe zu schätzen. Eine Hand wird auf die BAUCHDECKE gelegt; zwei oder drei Finger der anderen Hand sind in der Vagina. Ein SPEKULUM, das wie ein Entenschnabel aussieht, wird in die Vagina eingeführt – durch welche die CERVIX sichtbar wird. (Die CERVIX«, schrieb er in Klammern, wie um sich zu erinnern, »ist der halsähnliche Teil des unteren, verjüngten Endes des UTERUS.) Das Loch in der Mitte der Cervix ist der Eingang zum UTERUS. Er ist wie ein kirschroter Rettungsring. Während der SCHWANGERSCHAFT ist die CERVIX geschwollen und glänzend.

Mit einem Satz STÄHLERNER DILATATOREN wird die CERVIX erweitert, um der OVUM-ZANGE Einlaß zu bieten. Dies ist eine Zange, mit der der Arzt ergreift, was im Innern des UTERUS ist. Er zieht heraus, so viel er kann.«

Dabei handelte es sich (das wollte Homer sagen) um Blut

und Schleim. »Die Produkte der Empfängnis«, so nannte er es.

»Mit einer CURETTE«, notierte Homer, »wird die WAND DES UTERUS leer geschabt. Daß sie leer ist, weiß man, wenn man ein knirschendes Geräusch hört.«

Sonst war über die Dilatation und den Vorgang der Curettierung in das Kollegheft nichts eingetragen. Als Fußnote zu dem Eingriff hatte Homer nur angefügt: »Die GEBÄRMUTTER, von der man in der Literatur liest, ist jener Teil des GENITALTRAKTS, in dem sich das befruchtete Ovum einnistet.« Eine Seitenzahl war am Rand des Kollegheftеintrags notiert – die erste Seite des Kapitels »Die weiblichen Fortpflanzungsorgane« in *Grays Anatomie*, das ausgesprochen hilfreiche Illustrationen und Beschreibungen enthält.

Damals, 194–, war Homer Wells (noch keine zwanzig) Hebamme bei unzähligen Geburten gewesen und chirurgischer Assistent bei den nicht ganz so zahlreichen Abtreibungen (eine auf vier Geburten); er hatte selbst viele Kinder entbunden, immer im Beisein von Dr. Larch, aber Larch hatte Homer nicht gestattet, eine Abtreibung auszuführen. Larch und Homer stimmten darin überein, daß Homer durchaus dazu in der Lage gewesen wäre, doch meinte Larch, Homer sollte zuerst die Medical School – eine regel*rechte* Medical School – absolvieren und seine Assistentenzeit in einem anderen Krankenhaus ableisten, bevor er die Operation ausführte. Nicht, daß sie kompliziert gewesen wäre; Larch war nur der Meinung, daß Homer frei entscheiden solle, daß er erst etwas über die Gesellschaft wissen müsse, bevor er – allein – die Entscheidung treffe, Abtreibungen auszuführen oder nicht.

Dr. Larch wollte sich auf die Suche nach einem Sponsor begeben, der Homer Wells fördern würde. Larch wünschte

sich jemanden, der den Jungen aufs College schickte, nicht nur, damit Homer den Übertritt in die Medical School schaffte, sondern auch, um Homer mit der Welt außerhalb von St. Cloud's in Berührung zu bringen.

Wie man für einen solchen Sponsor inserierte, war Wilbur Larch ein Rätsel. Sollte er seinen Kollegen und Briefpartner im Neuengland-Heim für kleine Vagabunden bitten, ob er die dortige umfangreiche Adressenkartei benutzen durfte?

ERFAHRENE HEBAMME & QUALIFIZIERTER ABTREIBER
SUCHT SPONSOR FÜR DIE COLLEGEZEIT
INKL. KOSTEN FÜR DIE MEDICAL SCHOOL

Wo war die Gesellschaft, in die Homer Wells hineinpassen würde? fragte sich Wilbur Larch.

Vor allem, das wußte Larch, mußte er Homer von Melony trennen. Die beiden zusammen deprimierten ihn maßlos! Sie erschienen dem Doktor wie ein müdes, liebloses Ehepaar. Was immer Melony in den ersten Jahren ihrer stürmischen jungen Liebe an sexueller Spannung aufzubauen vermocht hatte, schien jetzt ganz zu fehlen. Sexuellen Umgang pflegten sie, falls überhaupt, nur noch sporadisch und ohne Begeisterung. Beim Lunch saßen sie schweigend beieinander – vor den Augen der versammelten Kinder aus der Knaben- und der Mädchenabteilung; zusammen studierten sie das zerlesene Exemplar von *Grays Anatomie*, als wäre es eine verworrene Landkarte, der sie folgen mußten, um je einen Weg hinaus aus St. Cloud's zu finden.

Melony lief nicht einmal mehr fort. Larch schien es, als binde ein wortloser, freudloser Pakt Homer und Melony aneinander. Ihre Verdrießlichkeit erinnerte Dr. Larch an

Mrs. Eames' Tochter, die eine Ewigkeit mit dem Penis eines Ponys im Mund zugebracht hatte. Nie zankten sich Homer und Melony; nie debattierten sie; Melony schien es aufgegeben zu haben, die Stimme zu erheben. Falls sie noch sexuellen Kontakt hatten, so – das wußte Larch – höchstens zufällig und aus bedrückendster Langeweile.

Larch besorgte Melony sogar eine Arbeit als Haustochter mit Logis bei einer wohlhabenden alten Frau in Three Mile Falls. Nun war die Frau womöglich eine verschrobene Kranke, die sich über jede beklagt hätte; über Melony jedenfalls beklagte sie sich ausgiebig – Melony sei »unsensibel«, sagte sie, sie sei niemals »zuvorkommend« im Gespräch, und in bezug auf kleine Handreichungen, etwa wenn sie ihr beim Einsteigen in die Badewanne behilflich sein sollte, sei das Mädchen »unglaublich grob«. Dr. Larch glaubte es gern; Melony beklagte sich ihrerseits; sie sagte, sie wolle lieber in St. Cloud's wohnen; wenn sie schon eine Arbeit haben müsse, wolle sie lieber eine, bei der sie kommen und wieder gehen konnte.

»Ich will abends zu Hause sein«, sagte sie zu Mrs. Grogan und zu Dr. Larch. Zu Hause? dachte Larch.

Es gab eine andere Arbeit in der Stadt, die aber voraussetzte, daß Melony Auto fahren konnte. Zwar trieb Dr. Larch einen Jungen am Ort auf, der es Melony beibrachte, doch ihre Fahrweise erschreckte den jungen Mann sehr, und sie mußte die Führerscheinprüfung dreimal machen, bis sie sie schließlich bestand. Dann verlor sie die Arbeit – Ausfahren von Material und Werkzeug für einen Bauunternehmer. Sie war nicht imstande, die mehr als zweihundert Meilen zu erklären, die sich im Lauf einer Woche auf dem Fahrtenschreiber des Lieferwagens angesammelt hatten.

»Ich bin nur herumgefahren, weil mir langweilig war«,

sagte sie schulterzuckend zu Dr. Larch. »Und ich hab mich ein paarmal mit einem Burschen getroffen.«

Larch machte sich Sorgen, weil Melony, die beinah zwanzig war, nun nicht mehr adoptiert werden konnte und weil keine Arbeit für sie zu finden war; sie mußte unbedingt Homer Wells um sich haben, auch wenn ganze Tage verstrichen, an denen offenbar kein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde – tatsächlich schienen sie manchmal wochenlang über die schiere Anwesenheit hinaus nichts miteinander zu tun zu haben (wenn man in Melonys Fall von »schierer« Anwesenheit sprechen konnte). Weil Melony Dr. Larch so sehr deprimierte, nahm er an, daß ihre Anwesenheit für Homer Wells ebenfalls deprimierend sein müsse.

Wilbur Larch liebte Homer Wells – nie hatte er jemanden so geliebt wie diesen Jungen, und er konnte sich nicht vorstellen, ein Leben in St. Cloud's ohne ihn aushalten zu können –, aber der Doktor wußte, daß Homer Wells die wirkliche Begegnung mit der Gesellschaft brauchte, wenn er überhaupt je ein selbstbestimmtes Leben haben sollte. Larch träumte davon, daß Homer in die Welt hinausziehen und sich dann dafür entscheiden würde, nach St. Cloud's zurückzukehren. Aber wer wollte schon eine solche Wahl treffen? fragte sich Dr. Larch.

Maine hatte viele Städte; keine war so reizlos wie St. Cloud's.

Larch legte sich in der Apotheke nieder und schnüffelte ein wenig Äther. Er erinnerte sich an Portlands sicheren Hafen; in Gedanken hakte er die Städte östlich von Portland oder im Hinterland ab, und seine Lippen erprobten die Städte von Maine mit den guten Namen.

(Einatmen, ausatmen.) Wilbur Larch schmeckte geradezu diese Städte, ihre dunstigen Namen. Da gab es Kennebunk

und Kennebunkport, da gab es Vassalborough und Noblehero und Waldoboro, da gab es Wiscasset und West Bath, Damariscotta und Friendship, Penobscot Bay und Sagadahoc Bay, Yarmouth und Camden, Rockport und Arundel, Rumford und Biddeford und Livermore Falls.

Östlich von Cape Kenneth, der Touristenfalle, liegt Heart's Haven; im Hinterland der hübschen kleinen Hafenstadt, die sich Haven nennt, liegt die Stadt Heart's Rock. Den Felsen trägt sie in ihrem Namen wegen der unbewohnten Felseninsel, die wie ein toter Wal im sonst makellosen Hafen von Heart's Haven zu schwimmen scheint. Es ist ein das Auge beleidigendes Eiland, ungeliebt von den Leuten aus Heart's Haven; vielleicht sahen sie sich bemüßigt, die das Auge beleidigende Stadt Heart's Rock nach ihrem vogelverschissenen, fischbauchweißen Felsen zu benennen. Bei Hochwasser beinah bedeckt, ziemlich flach im Wasser liegend, hängt er etwas schief, daher sein Name: Dead Whale Rock. Es gibt eigentlich keinen Felsen in Heart's Rock selbst, einer Stadt, die es nicht verdient, von oben herab betrachtet zu werden; sie liegt nur fünf Meilen landeinwärts, und von manchen ihrer Hügel aus kann man das Meer sehen; fast überall in der Stadt weht eine frische Seebrise.

Verglichen aber mit Heart's Haven ist jede andere Stadt eine Promenadenmischung. Wenn die Leute von Heart's Haven über Heart's Rock schimpfen, sprechen sie nicht von der schlichten Antiquiertheit der zwei einzigen Kaufläden der Stadt, Sanborn's General Store und Titus Hardware and Plumbing. Sie meinen dann vielmehr den Drinkwater Lake und die Sommerhütten an seinen düsteren Ufern. Der nicht besonders frische Süßwassersee, eher ein Tümpel, ist ab Mitte Juli trüb vor lauter Algen und stinkt – aber mehr

als den Drinkwater-See hat Heart's Rock für Sommertouristen eben nicht zu bieten. Leute, die den Sommer am Drinkwater-See verbringen, sind nicht von weit hergereist; sie wohnen vielleicht anderswo in Heart's Rock – oder, rustikaler, in Kenneth Corners. Die Sommercamps und Hütten, die das Seeufer sprenkeln, werden auch an den Wochenenden der Jagdsaison im Herbst genutzt. Die Hütten und Camps tragen Namen von unbeirrbarem Wunschdenken; Echo's End und Buck's Last Stand (letztere ist mit Geweihen geschmückt); es gibt eine, die Endless Weekend heißt, mit einem schwimmenden Bootssteg; eine heißt Wee Three, was auf Bewohner von unausstehlicher Nettigkeit schließen läßt; und eine offene Installation heißt Sherman's Hole in the Ground, was eine zutreffende Beschreibung ist.

Damals, 194–, war der Drinkwater-See bereits überlaufen, und 195– herrschte dort ein unerträglicher Betrieb von Motorbooten und Wasserskiläufern. Verdreckte Schiffsschrauben und Ruder mit schleimgrünen Algengirlanden, die vom Grund aufgewirbelt wurden, hingen im Wasser. Der See liegt zu tief im Wald, um den Wind durchzulassen; Segelboote bleiben stehen auf dem totenstillen Wasserspiegel, der sich hervorragend eignet für brütende Mücken, und im Lauf der Jahre hat der See von dem vielen Kinderurin und dem Benzin einen ungesunden, schimmernden Glanz bekommen. Es gibt wundervoll einsame Seen in Maine, aber der Drinkwater-See gehörte nie zu ihnen. Der mitunter hierher verirrte Kanute wird auf seiner Suche nach Wildnis hier nicht fündig werden. Die waghalsigen Winkles (Gott hab sie selig) hätten den Ort nicht geschätzt. Auch wäre keiner bereit, das Wasser des Drinkwater-Sees zu trinken, und es gibt viele ermüdende Witze zu diesem Thema, alle erfunden in Heart's Haven, wo Heart's Rock

schon seit eh und je nach seinem einzigen elenden Gewässer beurteilt wird.

Als Homer Wells den Drinkwater-See zum erstenmal sah, sollte er sich vorstellen, daß, falls jemals ein Sommercamp für die glücklosen Waisen von St. Cloud's veranstaltet würde, dieses bestimmt in dem Morast zwischen Echo's End und Sherman's Hole in the Ground stehen würde.

Nicht alles in Heart's Rock war derartig häßlich. Es war eine Stadt von seßhaften Leuten auf ziemlich offenem, sauber bebautem Farmland; es war ein Milchkuhland, ein Obstbaumland. Damals, 194–, waren die Ocean-View-Obstgärten an der Drinkwater Road, die von Heart's Rock nach Heart's Haven führte, reich und ansehnlich, selbst nach den Maßstäben der verwöhnten und anspruchsvollen Leute von Heart's Haven. Obwohl die Ocean-View-Obstgärten in Heart's Rock lagen, sah hier alles ganz nach Heart's Haven aus; das Farmhaus hatte steingeflieste Terrassen, im Park wuchsen Rosensträucher – so wie vor den Häusern von Heart's Haven an der eleganteren Küste –, und die Rasenflächen, die sich vom Wohnhaus zum Swimmingpool und bis in den nächsten Apfelhain erstreckten, wurden gehegt und gepflegt von denselben Gartenarbeitern, die dafür sorgten, daß die Rasen von Heart's Haven so ganz nach Golfplatz-Grün aussahen.

Der Besitzer der Ocean-View-Apfelgärten, Wallace Worthington, hatte sogar einen nach Heart's Haven klingenden Namen – das heißt keinen einheimisch klingenden Namen. Und in der Tat kam Wallace Worthington aus New York. Er hatte sich aus dem Investmentgeschäft in den Obstbau geflüchtet, kurz bevor jedermanns Investitionen zusammenkrachten; und wenn er auch als Gentleman-

Farmer mit Herz und Seele (und der entsprechenden Kleidung) von Äpfeln nicht alles verstand, was es zu verstehen gab, so verstand er doch alles vom Geld und hatte für den Betrieb der Ocean-View-Obstgärten die richtigen Vorarbeiter angeheuert (Männer, die etwas von Äpfeln verstanden).

Worthington war ständiges Mitglied im Vorstand des Haven-Club; er war der einzige, dessen Sitz im Vorstand niemals zur Wahl gestellt wurde – und der einzige Einwohner von Heart's Rock, der Mitglied im Haven-Club war. Da seine Obstgärten die halbe Einwohnerschaft von Heart's Rock beschäftigten, genoß Wallace Worthington den seltenen Vorzug, in beiden Städten geachtet zu sein.

Wallace Worthington hätte Wilbur Larch an jemanden erinnert, den er bei den Channing-Peabodys getroffen haben könnte, wo Dr. Larch seine zweite Abtreibung durchführte – die Reiche-Leute-Abtreibung, wie Larch sie bei sich nannte. Homer Wells wäre Wallace Worthington aufgefallen, weil er wie ein *wirklicher* König Neuenglands aussah.

Man hätte in Heart's Rock oder in Heart's Haven leben und mit der Sozialgeschichte der Städte vertraut sein müssen, um zu wissen, daß Worthingtons Frau nicht mit jeder Faser eine Königin war; gewiß, sie sah aus wie eine Königin und verhielt sich dementsprechend – mit jeder Faser. Doch die Einwohner wußten, daß Olive Worthington – wiewohl in Heart's Haven geboren – aus dem falschen Teil der Stadt kam. So komplex ist die Gesellschaft, daß sogar Heart's Haven einen falschen Teil hat.

Olive Worthington war eine geborene Alice Bean; für die Eingeweihten war sie Bruce Beans (des Muschelsammlers) Tochter; sie war Bucky Beans (des Brunnenbauers) kluge

Schwester – was durchaus nicht heißen soll, daß Bucky unklug gewesen wäre; er war immerhin klüger als sein Vater Bruce. Brunnenbauen (das Handwerk von Schwester Angelas Vater; das Handwerk, das Homer Wells seinen Namen gab) war gutbezahlte Arbeit; Brunnenbauen schlägt Muschelsammeln nach Dollars und Meilen, wie man in Maine sagt.

Olive Worthington war damit aufgewachsen, Muscheln von der Ladefläche eines Lieferwagens zu verkaufen, von der das Eiswasser tröpfelte. Ihre Mutter Maud sprach kein Wort; sie hatte einen gesprungenen Schminkspiegel auf einem Hackblock an der überladenen Ecke einer Küchentheke. Zwischen ihre Kosmetika, von denen sie fasziniert war, verirrten sich immer wieder auch einzelne Muscheln. Manchmal hatte sich die schwarze knirschende Haut vom Rücken einer geputzten Muschel gelöst und klebte an ihrem Rouge-Fläschchen. Sie starb an Lungenkrebs, als Olive noch die High-School besuchte.

Alice Bean wurde eine Worthington, indem sie Wallace Worthington heiratete; eine Olive wurde sie, indem sie ihren Namen in der Stadtkanzlei von Heart's Haven ändern ließ. Es war ein ordnungsgemäßer Antrag auf Namensänderung, den sie ausfüllte – was einfach war, denn um aus Alice Olive zu machen, mußten lediglich zwei Buchstaben ausgetauscht werden. Die Leute liebten es ohne Ende, mit dem Namen *Olive* zu spielen, als bewegten sie die lästigen Steine dieser sonderbaren Frucht im Munde; und es gab viele, die sie hinter ihrem Rücken immer noch Alice Bean nannten, auch wenn nur ihr Bruder Bucky ihr Alice ins Gesicht sagen durfte. Alle anderen hatten genügend Respekt vor ihr, um Olive zu sagen, wo sie das nun mal hören wollte, und man war sich einig, daß sie, obwohl sie einen Worthington

geheiratet und folglich Äpfel und Geld erheiratet hatte, mit Wallace wirklich keinen guten Fang gemacht hatte.

Wallace Worthington war ein munterer, freundlicher und großzügiger Mensch, stets zu Späßen aufgelegt, und wußte das Leben zu genießen. Er bewunderte Olive und alles an ihr – ihre grauen Augen und ihr aschblondes Haar, das allmählich ins Perlmuttgraue überging, und ihren am College erworbenen neubritischen Akzent (der im Haven-Club oft nachgeahmt wurde). Bruder Buckys Erfolg als Brunnenbauer hatte für Olives College-Akzent bezahlt, ohne den Wallace Worthington vielleicht nicht verführt gewesen wäre, von ihr Notiz zu nehmen. Vielleicht tolerierte sie aus alter Dankbarkeit, daß Bucky sie weiterhin Alice nannte. Sie nahm sogar seine regelmäßigen Auftritte in Ocean View Orchards hin – seine Stiefel immer voller Schlamm und lehmfarbenem Dreck aus den Tiefen der Erde, jenem Zeug, das nur Brunnenbauer finden. Olive bemühte sich, nicht zusammenzuzucken, wenn er in seinen Stiefeln durchs Haus stapfte und sie »Alice Baby« nannte, und an heißen Sommertagen pflegte er mit all seinen Kleidern in den Swimmingpool zu tauchen, nachdem er nur seine Brunnengräberstiefel vor dem klaren Wasser abgestellt hatte (das er, in atlantischem Aufruhr schwappend und lehmfarben an den Rändern, wieder verließ). Bucky konnte im Swimmingpool einen Rand hinterlassen, wie ein schmutziges Kind in der Badewanne.

Bei allem, was Olive Worthington erspart geblieben war, indem sie der Alice Bean in sich selbst entfloh, war etwas nicht in Ordnung mit Wallace Worthington. Obwohl er ein wahrer Gentleman war und hervorragend im Hänseln der Republikaner im Haven-Club, obwohl er gerecht war zu seinen Obstgartenarbeitern (zu einer Zeit, da die meisten

Farmarbeiter in *allem* unter dem Mindeststandard existierten, verschaffte er ihnen auf eigene Kosten eine Krankenversicherung) – trotz Wallace Worthingtons liebenswerter Selbstdarstellung (alle privaten und Farmfahrzeuge in Ocean View Orchards trugen sein Monogramm, auf einem großen roten Apfel!), trotz all dessen, was großartig war an Wallace Worthington, schien er fortwährend betrunken zu sein, und er bewies eine derart kindische Hyperaktivität und Rastlosigkeit, daß alle in Heart's Haven und Heart's Rock sich einig waren: Es konnte keine Wonne sein, mit ihm zusammenzuleben.

Er war betrunken im Haven-Club, als er das Netz auf dem Tennis-Court (das er offenbar nicht richtig einstellen konnte) niedriger setzte, indem er es mit der Sägeklinge seines Klappmessers durchtrennte. Er war wieder betrunken im Haven-Club, als Dr. Darryrimple seinen Schlaganfall hatte; Wallace stieß den alten Herrn ins seichte Ende des Schwimmbeckens – um ihn »wiederzubeleben«, wie er später beteuerte. Der alte Knabe wäre fast ertrunken, zusätzlich zu seinem Schlaganfall, und die beleidigten Darryrimples waren so empört, daß sie ihre Mitgliedschaft aufkündigten. Und Wallace war betrunken in seinen eigenen Obstgärten, als er seinen Cadillac geradewegs auf den Fünfhundert-Gallonen-Hardie-Sprinkler zusteuerte, sich selbst mitsamt seinem austernweißen Cabriolet in Chemikalien badete, die ihm einen Ausschlag auf den Schenkeln bescherten und die scharlachroten Polster des Cadillac für immer bleichten. Und wieder war er betrunken, als er darauf bestand, den Traktor zu steuern, der den Tieflader mit der Hälfte von Ira Titcombs Bienenstöcken hinter sich herzog, wobei er prompt die Ladung – den Honig, die Stöcke und Millionen wütender Bienen – an der Kreuzung von

Drinkwater Road und Day Lane umwarf (und übel zerstochen wurde). Gestochen wurden auch Everett Taft und seine Frau Dot sowie Dots kleine Schwester, Debra Pettigrew, die zur Zeit des Unfalls im Obstgarten von Day Lane arbeiteten.

Und doch bezweifelte niemand, daß Wallace Worthington Olive treu war – die Zyniker sagten, er sei zu betrunken, um ihn bei einer anderen hochzukriegen, und möglicherweise auch, um ihn bei Olive hochzukriegen. Es war klar, daß er ihn wenigstens einmal bei ihr hochgekriegt hatte; er hatte einen Sohn gezeugt, der damals, 194–, gerade zwanzig geworden war, ebenso groß und ansehnlich und bezaubernd wie sein Vater, mit den rauchfarbenen Augen seiner Mutter und nicht ganz ihrer einstigen Blondheit (die seine war hellbraun, nicht aschblond); er hatte sogar etwas von ihrem neubritischen Akzent. Wallace Worthington junior sah zu stattlich aus, um Junior genannt zu werden (er wurde Wally genannt). Seit dem Tage von Wallys Geburt wurde Wallace Worthington Senior genannt, sogar von Olive und schließlich von Wally.

Und das alles ist nur der Anfang eines Verständnisses für die Gesellschaft von Heart's Haven und Heart's Rock. Hätte Dr. Larch nur so viel gewußt, er hätte womöglich versucht, Homer Wells von diesem Ort fernzuhalten; er hätte geahnt, daß Homers Leben dort kompliziert werden würde. Was wußte eine Waise schon über Klatsch und Tratsch, was kümmerte sie sich um soziale Klassen? Aber für Wilbur Larch waren Heart's Haven und Heart's Rock sehr hübsche Namen, die durch den Äther nur noch schöner wurden.

Hätte Dr. Larch einige Zeit in Senior Worthingtons Nähe verbracht, dann hätte Larch vielleicht durchschaut, daß

der Mann ungerecht beurteilt wurde; natürlich trank er zuviel – die meisten, die überhaupt trinken, trinken zuviel. Doch Senior war kein Trinker. Er wies die klassischen klinischen Anzeichen der Alzheimerschen Krankheit auf, und Wilbur Larch hätte sie als das erkannt, was sie war – ein progressiv verlaufendes organisches Hirnsyndrom. Die Alzheimersche Krankheit, eine präsenile Demenz, ist gekennzeichnet durch den Verfall der intellektuellen Fähigkeiten, das Aussetzen der Erinnerung und das auffällig rasche Altern um die Lebensmitte des Patienten, Symptome, die sich im Zeitraum von einigen Jahren immer mehr verstärken und endlich zum Tode führen. Rastlosigkeit, Hyperaktivität, nachlassendes Urteilsvermögen sind weitere Merkmale der Krankheit. Doch so scharfsinnig die Leute von Heart's Haven auch sein mochten, sie kannten den Unterschied zwischen Trunksucht und Morbus Alzheimer nicht; sie glaubten todsicher, sie hätten Wallace Worthington durchschaut.

Auch Olive Worthington beurteilten sie falsch. Sie hatte sich ihren Namen verdient. Sie mochte seinerzeit verzweifelt versucht haben, der Muschelseite ihres Lebens zu entkommen, aber sie wußte, was Arbeit ist; sie hatte gesehen, wie schnell das Eis im Lieferwagen schmolz, wie kurze Zeit nur die Muscheln frisch gehalten werden konnten. Sie kannte Handel und Wandel, sie hatte Know-how. Sie sah gleich, daß Wallace Worthington gut war im Umgang mit Geld, aber schwach mit Äpfeln, und darum nahm sie sich der Äpfel an. Sie fand heraus, wer die kenntnisreichsten Vorarbeiter waren, und erhöhte deren Lohn; sie feuerte die anderen und heuerte eine jüngere, zuverlässigere Mannschaft an. Sie buk Apfelkuchen für die Familien der Obstgartenarbeiter, die ihr gefielen, und gab das Rezept auch an

deren Frauen weiter. Sie stellte einen Pizzaofen im Apfelmarkt auf und konnte bald achtundvierzig Apfelkuchen auf einmal backen, in der Erntezeit ein wesentlicher Beitrag zum Geschäft über den Ladentisch, das sich vordem auf Apfelcider und Apfelgelee beschränkt hatte. Sie bezahlte reichlich für den Schaden an Ira Titcombs Bienenstöcken und konnte bald auch Apfelblütenhonig über die Theke verkaufen. Sie ging an die Universität und lernte alles über Kreuzbestäubung und Anpflanzung eines Baumschulenhains; sie lernte mehr über die Mäusebekämpfung und das Ausgeizen und das Ausdünnen und die neuen Chemikalien, als die Vorarbeiter wußten, und dann brachte sie es ihnen bei.

Olive hatte ihre stumme Mutter Maud vor Augen, wie sie gebannt durch ihr eigenes, verblassendes Bild in den Schminkspiegel starrte – rundherum überall Muscheln. Die Wattebällchen, verschmiert mit Kosmetika (von der Farbe des Lehms an Bruder Buckys fürchterlichen Schuhen), waren gesprenkelt mit Asche von den Zigaretten, die im Muschelschalenaschenbecher überquollen. Solche Bilder stärkten Olive. Sie kannte das Leben, dem sie entronnen war, und in den Obstgärten von Ocean View verdiente sie sich mehr als ihren Lebensunterhalt; sie nahm die Farm aus Seniors sorglosen Händen und führte sie sehr klug und umsichtig an seiner Stelle.

Abends, wenn sie aus dem Haven-Club nach Hause kamen (sie immer am Steuer), ließ Olive Senior gewöhnlich bewußtlos auf dem Beifahrersitz zurück, legte einen Zettel aufs Kopfkissen ihres Sohnes Wally und bat ihn, wenn er heimkäme, nicht zu vergessen, seinen Vater ins Bett hinaufzutragen. Das tat Wally immer; er war ein Goldjunge, nicht nur äußerlich. Eines Nachts, als Jung Wally zu viel getrun-

ken hatte, um seinen Vater ins Bett zu tragen, wies Olive Worthington ihren Sohn sofort auf sein Fehlverhalten hin.

»Du kannst meinetwegen deinem Vater in jeder Hinsicht gleichen, bis auf seine Trunksucht«, sagte sie Wally. »Falls du ihm in dieser Hinsicht gleichst, wirst du die Farm verlieren – und jeden einzelnen durch einen Apfel verdienten Penny. Glaubst du, dein Vater könnte mich daran hindern, dir so etwas anzutun?«

Wally sah seinen Vater an, den er die ganze Nacht auf dem – nunmehr von Spritzchemikalien gesprenkelten – Beifahrersitz des Cadillac hatte schlafen lassen.

»Nein, Mom«, sagte Wally respektvoll zu seiner Mutter – nicht nur, weil er wohlerzogen und höflich war (er hätte einen großartigen Lehrer für Tennis *und* gutes Benehmen im Haven-Club abgegeben), sondern auch, weil er wußte, daß seine Mutter, Olive Worthington, nicht mehr als ein bißchen Arbeitskapital »erheiratet« hatte. Die *Arbeit* war von ihr beigesteuert worden; Wilbur Larch hätte das respektiert.

Das Traurige war, daß auch Olive den armen Senior falsch beurteilte, der nur in zweiter Linie dem Alkoholismus, im wesentlichen jedoch der Alzheimerschen Krankheit zum Opfer fiel.

Es gibt Dinge, die die gesellschaftlichen Kreise einer Stadt über einen wissen, und Dinge, die ihnen entgehen. Senior war verblüfft über seinen eigenen Verfall, den auch er für die Folge seines Lasters hielt. Wenn er weniger trank – und sich am nächsten Morgen dennoch nicht erinnern konnte, was er am Abend zuvor gesagt oder getan hatte; dennoch nicht feststellen konnte, daß sich sein erstaunlich beschleunigter Alterungsprozeß verlangsamte; dennoch von einer Tätigkeit sprunghaft zur nächsten überging, hier eine

Jacke liegenließ, dort einen Hut, dazu die Autoschlüssel in der vergessenen Jacke –, wenn er weniger trank und sich dennoch wie ein Narr aufführte, so verwirrte ihn dies in einem solchen Ausmaß, daß er dazu überging, mehr zu trinken. Am Ende würde er der Alzheimerschen Krankheit *und* dem Alkohol zum Opfer fallen; ein glücklicher Säufer, mit unerklärlichen Stimmungsschwankungen. In einer besseren und besser informierten Welt hätte man ihn umsorgt wie einen mehr oder minder vorbildlichen Patienten, denn genau das war er.

In diesem einen Punkt hatten Heart's Haven und Heart's Rock Ähnlichkeit mit St. Cloud's: Für Senior gab es keine Rettung vor dem, was mit ihm nicht stimmte, ebensowenig wie vorher für Fuzzy Stone.

193– hatte Homer Wells mit *Grays Anatomie* angefangen – am Anfang. Er fing an mit Osteologie, mit dem Skelett. Er fing an mit den Knochen. 194– befand er sich auf seiner dritten Reise durch *Grays Anatomie*, ein Stück weit in Melonys Begleitung. Melony legte eine sprunghafte Konzentration an den Tag, auch wenn sie Interesse für die Komplexitäten des Nervensystems bekundete, insbesondere für die Beschreibung des zwölften, oder hypoglossalen, Nervs, des motorischen Nervs der Zunge.

»Was ist ein motorischer Nerv?« fragte Melony und streckte die Zunge heraus. Homer versuchte es zu erklären, doch er fühlte sich erschöpft. Er befand sich auf seiner sechsten Reise durch *David Copperfield*, auf seiner siebten durch *Große Erwartungen*, auf seiner vierten durch *Jane Eyre*. Erst letzten Abend war er an einer Stelle angelangt, die Melony immer zusammenzucken ließ – was Homer angst machte.

Sie steht fast am Anfang des zwölften Kapitels, wo Jane scharfsinnig bemerkt: »Umsonst sagt man, die Menschen sollten mit einem ruhigen Leben zufrieden sein. Sie müssen handeln können, und sie werden sich die Möglichkeit dazu schaffen, wenn sie sie nicht vorfinden.«

»Erinnere dich nur daran, Sonnenstrahl«, unterbrach Melony ihn. »Solange ich bleibe, bleibst du. Ein Versprechen ist ein Versprechen.«

Aber Homer Wells war es leid, daß Melony ihm angst machte. Er wiederholte den Satz, und diesmal las er ihn vor, als stoße er persönlich eine Drohung aus.

»Umsonst sagt man, die Menschen sollten mit einem ruhigen Leben zufrieden sein. Sie müssen handeln können, und sie werden sich die Möglichkeit dazu schaffen, wenn sie sie nicht vorfinden.« Der unheilverkündende Ton in seiner Stimme ließ Mrs. Grogan auffahren.

Er schrieb den Satz ab, in einer Handschrift, die beinahe so ordentlich und gedrängt war wie die von Dr. Larch; Homer tippte ihn auf Schwester Angelas Schreibmaschine ab, wobei er nur ein paar Fehler machte. Und als Wilbur Larch sich in der Apotheke »nur ausruhte«, schlich sich Homer an den müden Heiligen heran und legte den Bogen Papier mit dem Zitat aus *Jane Eyre* auf Dr. Larchs anschwellende und sinkende Brust. Dr. Larch fühlte sich weniger bedroht durch den eigentlichen Text des Zitats, als daß er ein allgemeines Unbehagen empfand: weil Homer über seine Äthersucht so genau Bescheid wußte, weil der Junge sich unbemerkt seinem Bett nähern konnte. Oder benutze ich etwa mehr von dem Stoff als früher? fragte sich Larch.

War es als Botschaft gemeint, daß Homer das Zitat aus *Jane Eyre* ausgerechnet mit der Ätherflasche auf Dr. Larchs Brust beschwert hatte?

»Die Geschichte«, schrieb Dr. Larch, »besteht aus den kleinsten, oft unbemerkten Irrtümern.«

Er hätte auf etwas so Kleines verweisen können wie den Apostroph, den jemand dem ursprünglichen St. Clouds hinzufügte. Seine Beobachtung wird auch erhellt durch das Wort Herz sowohl in Heart's Haven wie in Heart's Rock, ein ähnlicher Fall von Irrtum wie jener, der aus Melody für immer eine Melony machte. Der Forschungsreisende, dem die Entdeckung der schönen, anmutigen Hafenbucht von Heart's Haven zugeschrieben wird – ein Seefahrer namens Reginald Hart – war auch der erste Siedler von Heart's Rock, der Land rodete und Farmer wurde. Der allgemeine Analphabetismus jener Tage, und der Zeit nach Reginald Harts Tod, gab den Ausschlag; niemand kannte die unterschiedliche Schreibweise von Hart und Heart. Die ersten Siedler von Heart's Haven und Heart's Rock, die wahrscheinlich gar nicht wußten, daß Reginald *Hart* den *Hirsch* im Namen trug, benannten ihre Städte einfach nach einem Organ.

»Ein hohles, muskulöses Organ von konischer Form«, wie Homer Wells auswendig aus *Grays Anatomie* rezitieren konnte, »… eingeschlossen in die Höhle des PERIKARDIUM.« Damals, 194–, hatte Homer jedes der Herzen in den drei Leichen gesehen, die Dr. Larch für ihn erworben hatte (wobei jede Leiche ihre Nützlichkeit für Forschungszwecke etwa binnen zwei Jahren erschöpfte).

Es waren weibliche Leichen; es hätte schwerlich Dr. Larchs Zwecken gedient – nämlich Homer Wells in geburtshilflichen Techniken und Techniken verwandter Art zu unterrichten –, seinen Schüler männliche Leichen untersuchen zu lassen. Es war immer ein Problem, sich eine Leiche zu beschaffen (einmal wurde eine in Wasser geliefert,

das eigentlich Eis sein sollte; eine andere mußte beseitigt werden, weil die Balsamierungsflüssigkeit eindeutig zu alt oder zu schwach gewesen war). Homer erinnerte sich ganz deutlich an die drei Leichen. Erst bei der dritten hatte er genügend Sinn für Humor entwickelt, um ihr einen Namen zu geben; er nannte sie Clara, nach David Copperfields weinerlicher Mutter – dieser armen schwachen Frau, die sich und den kleinen David so sehr von dem schrecklichen Mr. Murdstone schikanieren ließ.

»Nenn sie doch Jane«, empfahl Melony Homer; Melony war abwechselnd angewidert von Jane Eyre oder identifizierte sich völlig mit ihr.

»Ich hätte sie Melony nennen können«, erwiderte Homer, aber Humor war bei Melony nicht zuverlässig vorauszusetzen, die lieber ihre eigenen Späße machte.

Leiche Nummer zwei bot Homer die entscheidende Praxis, die ihn auf seinen ersten Kaiserschnitt vorbereitete; bei diesem hatte er Dr. Larchs Augen so fest auf seine Hände geheftet gefühlt, daß seine Hände nicht mehr seine eigenen schienen – sie bewegten sich mit so glatter Zielstrebigkeit, daß Homer sicher war, Larch verfüge über eine Methode, um diesen perfekten, nicht-größer-als-nötigen Einschnitt in den Uterus mit seinen Gedanken zu führen (ohne überhaupt Hände zu benötigen).

Der leidenschaftliche Disput, der sich an der Bahnstation um die Ankunft jener Leiche entspann, die Homer Clara nennen sollte, vermittelte Homer seine erste Erfahrung mit eklamptischen Konvulsionen – oder Puerperalkrämpfen, wie man sie zu Wilbur Larchs Zeiten an der Bostoner Entbindungsanstalt nannte. Exakt im gleichen Moment, als Dr. Larch an der Bahnstation mit dem Bahnhofsvorsteher um die Freigabe der unglücklichen Clara stritt, versuchte Ho-

mer Wells in St. Cloud's die untere Schilddrüsenvene an Leiche Nummer zwei exakt zu lokalisieren. Obwohl er das nicht wußte, hatte er doch eine gute Entschuldigung dafür, sich zeitweilig verirrt zu haben; Leiche Nummer zwei war so mitgenommen, daß vieles an ihr nur schwer zu lokalisieren war. Ein paar Minuten später hätte er seinen Gray konsultiert, aber gerade jetzt platzte Schwester Edna zu ihm herein und kreischte (wie immer, wenn sie Homer mit Leiche Nummer zwei erblickte; gerade so, als hätte sie ihn bei irgend etwas mit Melony ertappt).

»Oh, *Homer*!« schrie sie, aber sie konnte nicht sprechen; sie fuchtelte wie ein aufgeregtes Huhn mit den Armen, bis es ihr gelang, Homer in Richtung der Apotheke zu weisen. Er rannte hin, so schnell er konnte, und fand eine Frau auf dem Boden liegen – ihre Augen starrten so wild und so ruhig blickleer, daß er sie zuerst für die Leiche hielt, die Dr. Larch, wie er wußte, aus der Hand des Bahnhofsvorstehers zu befreien suchte. Dann fing die Frau an, sich zu bewegen, und Homer begriff, daß sie kurz davor war, zur Leiche zu werden; die Krämpfe begannen mit einem Zucken in ihrem Gesicht, aber sie breiteten sich schnell aus über die ganze Skelettmuskulatur. Ihr Gesicht, das rot angelaufen war, wurde glänzend blauschwarz; ihre Hacken schlugen mit einer solchen Kraft auf den Boden, daß ihre Schuhe wegflogen – Homer sah gleich, daß ihre Knöchel riesig angeschwollen waren. Ihre Kiefer waren zusammengebissen; ihr Mund und ihr Kinn waren feucht von schaumigem Speichel, durchzogen von Blut, weil sie sich in die Zunge gebissen hatte – was immerhin günstiger war, als sie zu verschlucken. Ihr Atem ging schwer; sie stieß die Luft mit einem Zischen aus, und der Schaum spritzte ihm mit solcher Macht ins Gesicht, wie er es nicht mehr gespürt hatte, seit

er vom Ufer zurückgetreten war und beobachtet hatte, wie die Winkles fortgeschwemmt wurden.

»Eklampsie«, sagte Homer Wells zu Schwester Edna. Das Wort kommt aus dem Griechischen; Dr. Larch hatte ihm erzählt, daß es sich auf die Lichtblitze bezieht, die eine Patientin beim Einsetzen der Puerperalkrämpfe sieht. Bei einer vernünftigen pränatalen Versorgung, das wußte Homer, war Eklampsie in der Regel vermeidbar. Die Symptome waren ein leicht erkennbarer Anstieg des Blutdrucks, Eiweiß im Urin, das Anschwellen von Händen und Füßen, Kopfschmerzen, Erbrechen und natürlich diese Punkte und Blitze vor den Augen. Bettruhe, Diät, reduzierte Flüssigkeitsaufnahme und ein leichtes Abführmittel taten in der Regel ihre Wirkung; und wenn nicht, beugte eine vorzeitige Einleitung der Wehen fast immer den Krämpfen vor und förderte oft einen lebenden Säugling zutage.

Doch die Patientinnen, die Dr. Larch aufsuchten, kamen nicht wegen einer pränatalen Versorgung und hätten auch nicht gewußt, was das ist. Diese Patientin hier kam in allerletzter Minute, selbst nach Dr. Larchs Maßstäben.

»Doktor Larch ist an der Bahnstation«, sagte Homer ruhig zu Schwester Edna. »Jemand muß ihn holen. Sie und Schwester Angela sollten dableiben, um mir zu helfen.«

Beim Anheben der Frau und als er sie in den Entbindungssaal trug, spürte Homer ihre kalte, feuchte Haut, und er fühlte sich an Leiche Nummer eins und Leiche Nummer zwei erinnert (die letztere, fiel ihm ein, war auf dem Untersuchungstisch im Zimmer neben der Küche der Knabenabteilung liegengeblieben, das ihm derzeit für seine anatomischen Studien diente). Im vorigen Jahrhundert, das wußte Homer Wells, hätte ein Arzt dieser Patientin eine Äthernarkose gegeben und ihren Muttermund geweitet, um die

Geburt einzuleiten – eine Methode, die in der Regel den Tod der Patientin nach sich zog.

In der Bostoner Entbindungsanstalt hatte Wilbur Larch gelernt, den Herzmuskel mit Digitalisgaben zu stärken, was die Flüssigkeitsentwicklung in der Lunge zu unterbinden half. Homer lauschte dem wäßrigen Atem der Frau und erkannte, daß er zu spät kommen könnte, selbst wenn er sich richtig an die Technik erinnerte. Er wußte, daß man bei Eklampsie vorsichtig sein mußte; falls er gezwungen wäre, die Frau vorzeitig zu entbinden, mußte er die Wehen möglichst natürlich ablaufen lassen. Jetzt eben stöhnte die Frau; ihr Kopf und ihre Hacken knallten gleichzeitig auf den Operationstisch, ihr schwangerer Bauch schien zu schweben – und einer ihrer Arme flog willenlos, ohne absichtliche Richtung, empor und schlug Homer ins Gesicht.

Er wußte, daß eine Frau mitunter nur eine Puerperalkontraktion durchmachte; es gab Berichte, wonach einige Patientinnen bis zu hundert überlebt hatten. Nur wußte Homer natürlich nicht, ob er gerade die zweite Konvulsion dieser Frau beobachtete oder ihre neunzigste.

Als Schwester Edna mit Schwester Angela in den Entbindungssaal zurückkehrte, wies Homer die Schwestern an, der Patientin Morphium zu geben; Homer selbst injizierte Magnesiumsulphat in die Vene, um ihren Blutdruck wenigstens zeitweilig zu senken. In der Pause zwischen ihrer letzten und ihrer – wie Homer wußte – nächsten Konvulsion bat er Schwester Edna, der Frau eine Urinprobe abzunehmen, und er bat Schwester Angela, die Probe auf Eiweißspuren zu untersuchen. Er bat die Frau, ihm zu sagen, wie viele Konvulsionen sie bereits gehabt hatte; aber obwohl die Frau bei klaren Sinnen war und sogar Fragen vernünftig beantworten konnte, vermochte sie die Zahl der Konvulsio-

nen nicht genau anzugeben. Bezeichnenderweise erinnerte sie sich nicht an die Konvulsionen selbst – nur an ihr Einsetzen und an die zehrenden Nachwirkungen. Sie meinte, noch mindestens einen Monat Zeit bis zur Geburt ihres Babys zu haben.

Beim Einsetzen ihrer nächsten Konvulsion gab Homer der Frau eine leichte Äthersedation in der Hoffnung, dadurch die Macht des Anfalls zu lindern. Der Anfall verlief etwas anders als der vorige, obgleich er Homer nicht weniger heftig vorkam; die Bewegungen der Frau waren langsamer, aber – falls überhaupt möglich – noch kräftiger. Homer lag quer über ihrem Brustkorb, aber ihr Körper klappte plötzlich hoch – und hob ihn über den Operationstisch. In der nächsten Pause, während die Frau noch von der Äthersedation entspannt dalag, konnte Homer bei seinen Untersuchungen sehen, daß der Gebärmutterhals der Patientin nicht verkürzt, sein Mund nicht erweitert war; die Wehen hatten nicht eingesetzt. Er überlegte, ob er sie einleiten solle, und betete, daß er diese Entscheidung nicht treffen müßte, und fragte sich, wieso es so lange dauerte, Dr. Larch zu finden.

Ein Waisenjunge mit schlimmer Erkältung war beauftragt worden, Larch an der Bahnstation ausfindig zu machen; er kehrte zurück mit einem dicken Rotzbächlein in jedem Nasenloch und über die eine Backe gezogen, wie eine Strieme von einer Peitschenschnur. Sein Name (natürlich von Schwester Angela) war Curly Day, und er verkündete schniefend, daß Dr. Larch den Zug nach Three Mile Falls bestiegen habe – um der Leiche nachzureisen und sich ihrer zu bemächtigen, nachdem der Bahnhofsvorsteher (in perverser Schikane, bedingt durch religiöse Empörung) sie zum nächsten Zughalt weitergeleitet hatte. Der Bahnhofs-

vorsteher hatte sich einfach geweigert, die Leiche entgegenzunehmen. Larch, mittlerweile deutlich wütender als der Bahnhofsvorsteher, war mit dem nächsten Zug hinterhergefahren.

»Oh-ho«, sagte Schwester Edna.

Homer gab der Patientin ihre erste Dosis Digitalis; das würde er in Abständen wiederholen, bis er eine Auswirkung auf den Herzschlag der Frau feststellen konnte. Während er mit der Frau ihren nächsten Anfall abwartete, fragte er sie, ob sie entschlossen sei, ihr Baby zur Adoption freizugeben, oder ob sie nach St. Cloud's nur gekommen sei, weil es das nächste Spital war – kurz, ob es sich um ein erwünschtes oder ein unerwünschtes Baby handelte.

»Sie meinen, es wird sterben?« fragte die Frau.

Er schenkte ihr Dr. Larchs schönstes »Natürlich nicht!«-Lächeln; dabei dachte er, daß das Baby wahrscheinlich sterben würde, wenn er es nicht bald entbände, und daß die Frau wahrscheinlich sterben würde, wenn er die Entbindung beschleunigte.

Die Frau erzählte, daß sie per Anhalter nach St. Cloud's gefahren sei, weil es in ihrem Leben niemanden gebe, der sie herbringen konnte, und daß sie das Baby nicht behalten wolle – daß sie sich aber sehr, sehr wünsche, es möge am Leben bleiben.

»Richtig«, sagte Homer, als wäre diese Entscheidung seine eigene gewesen.

»Sie kommen mir ziemlich jung vor«, sagte die Frau. »Ich werde doch nicht sterben, oder?« fragte sie.

»Das ist richtig, Sie werden nicht sterben«, antwortete Homer Wells und brachte abermals Dr. Larchs Lächeln zum Einsatz; wenigstens ließ es ihn älter erscheinen.

Nach zwölf Stunden aber, als Dr. Larch nicht zurückge-

kehrt war und als der Körper der Frau sich – in ihrem vielleicht siebten Anfall – über dem Operationstisch wölbte, konnte sich Homer nicht mehr genau an den Gesichtsausdruck erinnern, der das beruhigende Lächeln bewirkte.

Er sah Schwester Angela an, die ihm zu helfen versuchte, die Frau festzuhalten, und er sagte: »Ich werde ihre Wehen einleiten. Ich werde die Fruchtblase sprengen.«

»Ich bin sicher, du weißt, was das Beste ist, Homer«, sagte Schwester Angela und brachte aber nur eine armselige Nachahmung von Dr. Larchs Zuversicht einflößendem Lächeln zustande.

Nach weiteren zwölf Stunden setzten die Wehen ein; Homer sollte sich nicht mehr an die genaue Zahl der Krämpfe erinnern, die die Frau während dieser Zeit durchlitt. Allmählich machte er sich mehr Sorgen um Dr. Larch als um die Frau, und um sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren, mußte er die Furcht niederkämpfen, daß Dr. Larch etwas passiert sein könnte.

Weitere zehn Stunden nach Beginn der Wehen kam die Frau mit einem Knaben nieder – vier Pfund, elf Unzen, in guter Verfassung. Die Besserung der Mutter verlief rasch – wie Homer erwartet hatte. Es traten keine Krämpfe auf, ihr Blutdruck normalisierte sich wieder, die Eiweißspuren in ihrem Urin waren minimal.

Am Abend des Tages nach jenem Morgen, als er zur Bahnstation gegangen war, um die Leiche zu holen, die der Bahnhofsvorsteher weder behalten noch herausgeben wollte, kehrte Wilbur Larch – mitsamt der geretteten Leiche, die alsbald Clara heißen sollte – erschöpft und triumphierend nach St. Cloud's zurück. Er war der Leiche nach Three Mile Falls gefolgt, aber der dortige Bahnhofsvorsteher hatte einen solchen Horror empfunden, daß die Leiche nicht vom

Zug abgeladen wurde; sie war weitergereist und Larch hinter ihr her, er traf am nächsten Bahnhof ein und dann wieder am nächsten, immer einen Zug im Rückstand. Niemand wollte Clara haben, außer um sie unter die Erde zu bringen, und man war der Meinung, daß dies mitnichten zu den Pflichten eines Bahnhofsvorstehers gehöre – der bestimmt nicht bereit war, auf seinem Bahnhof eine Leiche in Empfang zu nehmen, die niemand abholen gekommen war. Clara war eine eindeutig nicht für die Erde bestimmte Leiche. Das unheimlich schwappende Geräusch der Balsamierungsflüssigkeit, die lederartige Haut, die kosmischen Farben der mitunter bloßliegenden Arterien und Venen – »Was immer das sein mag, ich will's hier nicht haben«, sagte der Bahnhofsvorsteher in Three Mile Falls.

Und so fuhr Clara von Three Mile Falls nach Misery Gore, nach Moxie Gore, nach East Moxie – weiter und immer weiter. Larch bekam fürchterlich Krach mit dem Bahnhofsvorsteher in Harmony, Maine, wo Clara ein paar Minuten Aufenthalt genommen und den Eisenbahnbediensteten einen Schreck fürs Leben eingejagt hatte, bevor sie weitergeschickt worden war.

»Das war *meine* Leiche!« schrie Larch. »Sie trug *meinen* Namen, sie war für den Unterricht eines Medizinstudenten bestimmt, der bei *mir* in *meinem* Spital in St. Cloud's in Ausbildung steht. Sie gehört *mir*!« kreischte Larch. »Warum schicken Sie sie in die falsche Richtung? Warum schikken Sie sie dauernd fort von mir?«

»Sie ist hierhergekommen, nicht wahr?« sagte der Bahnhofsvorsteher. »In St. Cloud's ist sie anscheinend nicht angenommen worden.«

»Der Bahnhofsvorsteher in St. Cloud's ist verrückt!« brüllte Larch; er tat einen kleinen Luftsprung – einen klei-

nen Hopser, was auch ihn ein bißchen verrückt erscheinen ließ.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, sagte der Bahnhofsvorsteher in Harmony. »Ich weiß nur das eine, die Leiche ist hierhergekommen, und ich habe sie weitergeschickt.«

»Um Christi willen, sie ist doch nicht von Gespenstern verfolgt!« sagte Larch heulend.

»Hab ich nicht behauptet«, sagte der Bahnhofsvorsteher. »Vielleicht, vielleicht auch nicht – war nicht lange genug hier, um das festzustellen.«

»Idioten!« rief Larch und bestieg den Zug. In Cornville (wo der Zug nicht hielt) brüllte Wilbur Larch durchs Fenster ein paar Kartoffelbauern an, die dem Zug winkten. »Maine ist voll von Schwachköpfen!« keifte er im Weiterfahren.

In Skowhegan fragte er den Bahnhofsvorsteher, wohin, in Teufels Namen, die verdammte Leiche denn fahre. »Bath, schätze ich«, sagte der Bahnhofsvorsteher von Skowhegan. »Da ist sie auch hergekommen, und wenn niemand sie haben will am andern Ende, fährt sie wieder dorthin zurück.«

»Jemand *will* sie haben am anderen Ende!« kreischte Wilbur Larch. »*Ich* will sie haben.«

Die Leiche war vom Spital in Bath ans Spital in St. Cloud's geschickt worden; dort war eine Frau, die bereit gewesen war, ihren Körper freizugeben, gestorben, und der Pathologe am Bath Memorial Hospital wußte, daß Wilbur Larch einen frischen weiblichen Leichnam suchte.

Dr. Larch holte Clara in Augusta ein; Augusta war sehr zivilisiert für die Verhältnisse von Maine, und der Bahnhofsvorsteher nahm lediglich zur Kenntnis, daß die Leiche in die falsche Richtung fuhr.

»Gewiß fährt sie in die falsche Richtung!« zeterte Wilbur Larch.

»Dumme Geschichte«, sagte der Bahnhofsvorsteher. »Spricht man denn kein Englisch in Ihrer Gegend?«

»Man *versteht* kein Englisch!« gellte Larch. »Am liebsten möchte ich jedem dieser Städtchen einen Leichnam schikken – einen pro Tag!«

»Das würde wohl manche Leute rasend machen«, meinte trocken der Bahnhofsvorsteher und überlegte, wie »rasend« Dr. Larch noch werden wollte.

Auf der langen Rückfahrt nach St. Cloud's, mit Clara, konnte Larch sich nicht beruhigen. In jedem dieser Städtchen, die ihn beleidigt hatten – in Harmony vor allem, doch auch in East Moxie und Moxie Gore und allen anderen –, sagte er dem jeweiligen Bahnhofsvorsteher seine Meinung, während der Zug im Bahnhof hielt. »Blödmannstadt«, sagte er zu dem Bahnhofsvorsteher in Harmony. »Sagen Sie mir *eine* Sache, die hier *harmonisch* wäre – nur eine Sache!«

»Es war ziemlich harmonisch hier, bevor Sie mit Ihrer verfluchten Leiche kamen«, sagte der Bahnhofsvorsteher.

»Blödmannstadt!« rief Larch aus dem Fenster, während der Zug weiterfuhr. »Idiotenburg!«

Zu seiner großen Enttäuschung war, als der Zug in St. Cloud's anlangte, der Bahnhofsvorsteher nicht da. »Mittag«, sagte irgend jemand zu Dr. Larch, dabei war es früher Abend.

»Sie meinen wohl Abendbrot?« fragte Dr. Larch. »Vielleicht kennt der Bahnhofsvorsteher den Unterschied nicht«, sagte er gehässig; er heuerte zwei Kerle als Helfer an, die Clara den Hügel hinauf zur Knabenabteilung schleppten.

Er wunderte sich, in welcher Unordnung Homer Wells Leiche Nummer zwei hinterlassen hatte. In der Aufregung

um die Notaufnahme hatte Homer vergessen, Leiche Nummer zwei aufzuräumen, und Larch befahl den beiden Dummköpfen, Clara dort hineinzutragen – ohne die Einfaltspinsel auf den zerfledderten Leichnam vorzubereiten, der offen auf dem Tisch lag. Einer der Tölpel rumpelte gegen eine Wand, heulte fürchterlich los und hüpfte umher! Auf der Suche nach Homer rannte Larch brüllend durch das Waisenhaus.

»Ich jage einer neuen Leiche für dich nach – quer durch halb Maine –, und du läßt eine solche Schweinerei einfach offen herumliegen, wo jeder Trottel darüber stolpern kann! Homer!« kreischte Dr. Larch. »Gottverdammt«, murmelte er vor sich hin, »es ist eben doch ausgeschlossen, daß ein Halbwüchsiger vor der Zeit erwachsen wird – ausgeschlossen, daß man von einem Halbwüchsigen erwarten könnte, die Verantwortung eines Erwachsenen zu übernehmen, einen gottverdammten Erwachsenenjob auszuführen!« So lief er brummend durch die ganze Knabenabteilung, auf der Suche nach Homer Wells, aber Homer war auf Larchs weißem Eisenbett in der Apotheke zusammengebrochen und in Tiefschlaf gefallen. Die Aura von Äther, die dieses karge Bett unter dem östlichen Fenster umgab, hätte zu Homers Schläfrigkeit beitragen können, aber er brauchte gewiß keinen Äther, um einzuschlafen; er war beinah vierzig Stunden mit der Eklampsiepatientin wach gewesen – und hatte sie und ihr Kind gerettet.

Schwester Angela trat Larch in den Weg, bevor er Homer finden und aufwecken konnte.

»Was ist hier eigentlich los?« verlangte er zu wissen. »Interessiert sich denn keiner dafür, wo zum Teufel ich gewesen bin? Und warum läßt dieser Junge seinen Leichnam wie einen Kriegsgefallenen herumliegen? Ich bin eine Nacht fort – und sehen Sie, wie das Haus aussieht.«

Doch Schwester Angela klärte ihn auf. Sie erzählte ihm, daß es den schlimmsten Fall von Puerperalkonvulsionen gegeben hatte, den sie je gesehen habe – und sie habe einige gesehen, zu ihrer Zeit. Auch Wilbur Larch hatte einige gesehen. Zu seiner Zeit, an der Bostoner Entbindungsanstalt, hatte er viele Frauen durch Eklampsie verloren, und noch 194– war etwa ein Viertel der Todesfälle unter der Geburt auf diese Krämpfe zurückzuführen.

»Das hat Homer getan?« fragte Larch Schwester Angela und Schwester Edna; er las den Bericht; er hatte die Mutter untersucht, der es gutging, und den frühgeborenen Jungen, der normal entwickelt und gesund war.

»Er war fast so ruhig wie Sie, Wilbur«, sagte Schwester Edna bewundernd. »Sie können richtig stolz auf ihn sein.«

»Er ist ein Engel, meiner Meinung nach«, sagte Schwester Angela.

»Er sah ein wenig verbissen aus, als er die Fruchtblase sprengen mußte«, erinnerte sich Schwester Edna, »aber er machte alles ganz richtig.«

»Er war so sicher, wie im Winter Schnee fällt«, sagte Schwester Angela.

Er hat fast alles richtig gemacht, dachte Wilbur Larch; es war wirklich erstaunlich. Larch hielt es für einen kleinen Fehler, daß Homer die genaue Zahl der Wehen während der zweiten Zwölfstundenphase nicht festgehalten hatte (vor allem, da er sie in den ersten zwölf Stunden korrekt gezählt hatte), und er hatte auch die Zahl und Schwere der Konvulsionen während der Zehnstundenphase nicht festgehalten (oder ob es *überhaupt* welche gab), nachdem die Wehenkrämpfe der Patientin eingesetzt hatten und bevor sie niederkam. Kleinliche Kritik. Wilbur Larch war ein guter Lehrer; er wußte, daß er seine Kritik lieber für sich be-

halten sollte. Homer Wells hatte all die schwierigen Etappen richtig ausgeführt; seine Technik war vollkommen gewesen.

»Er ist noch keine zwanzig – nicht wahr?« fragte Larch. Doch Schwester Edna war zu Bett gegangen; sie war erschöpft; in ihren Träumen sollte sie Homers Heldentum mit ihrer ohnehin schon beträchtlichen Liebe zu Larch vermischen; sie sollte sehr gut schlafen. Schwester Angela war noch auf, in ihrem Büro, und als Dr. Larch sie fragte, warum das frühgeborene Kind keinen Namen bekommen habe, erzählte sie Larch, daß Schwester Edna an der Reihe sei und die sei zu müde gewesen.

»Nun, es ist nur eine Formsache«, sagte Wilbur Larch. »Geben *Sie* ihm also einen Namen – ich will, daß es einen Namen hat. Es wird Sie nicht umbringen, wenn Sie einmal aus der Reihe tanzen, oder?«

Aber Schwester Angela hatte eine bessere Idee. Es war Homers Baby – er hatte es gerettet, und die Mutter dazu. Homer Wells sollte dem Jungen einen Namen geben, sagte Schwester Angela.

»Ja, Sie haben recht, das sollte er«, erwiderte Dr. Larch, voll Stolz auf sein wunderbares Geschöpf.

Homer Wells erwachte an einem wahren Namens-Tag. An diesem Tag stand ihm bevor, Leiche Nummer drei und seinem ersten Waisenkind einen Namen zu geben. Die neue Leiche taufte er Clara, und wie hätte er den neuen kleinen Jungen anders nennen können als David Copperfield? Zu jener Zeit las er *Große Erwartungen*, und *Große Erwartungen* gefiel ihm als Buch besser als *David Copperfield*. Aber den Namen Pip wollte er niemandem geben, auch weil ihm die Figur des Pip nicht so gut gefiel wie der kleine David. Es war eine leichte Entscheidung, und an dem Morgen er-

wachte er sehr erfrischt und fähig zu anspruchsvolleren Entscheidungen als dieser.

Er hatte fast die ganze Nacht durchgeschlafen. Er erwachte nur einmal auf dem Apothekenbett, als er merkte, daß Larch zurückgekehrt war; Larch war im Zimmer, wahrscheinlich um nach ihm zu sehen, aber Homer hielt die Augen geschlossen. Irgendwie wußte er, daß Larch da war, wegen des süßen Ätherdufts, der Larch umgab wie Eau de Cologne, und wegen Larchs gleichmäßigen Atemzügen. Dann spürte er Larchs Hand, die Hand eines Arztes, die Fieber erfühlt, ganz leicht über seine Stirn streichen. Homer Wells, noch keine zwanzig – ziemlich erfahren in geburtshilflichen Techniken und kenntnisreich wie nur ein Arzt in der Fürsorge für »die weiblichen Fortpflanzungsorgane« –, lag ganz ruhig da und tat, als schliefe er.

Dr. Larch beugte sich über ihn und küßte ihn, ganz leicht, auf die Lippen. Homer hörte Larch flüstern: »Gute Arbeit, Homer.« Er spürte einen zweiten, noch leichteren Kuß. »Gute Arbeit, mein Junge«, sagte der Doktor, und dann verließ er ihn.

Homer Wells fühlte stumme Tränen in sich aufsteigen, viel mehr Tränen, als er sich erinnerte, beim letzten Mal geweint zu haben. Da hatte er geweint, weil Fuzzy Stone gestorben war und weil er Snowy Meadows und die anderen über Fuzzy belogen hatte. Er weinte und weinte, aber er gab keinen Laut von sich; am nächsten Morgen würde er Dr. Larchs Kopfkissenbezug wechseln müssen, so sehr weinte er. Er weinte, weil er seine ersten Vaterküsse empfangen hatte.

Natürlich hatte Melony ihn geküßt; inzwischen nicht mehr, aber sie hatte es getan. Und Schwester Edna und Schwester Angela hatten ihn scherzhaft geküßt, aber sie

küßten jeden. Dr. Larch hatte ihn noch nie geküßt, und jetzt hatte er ihn zweimal geküßt.

Homer Wells weinte, weil er nie erlebt hatte, wie schön Vaterküsse sein konnten, und er weinte, weil er bezweifelte, daß Wilbur Larch es je wieder tun würde – oder daß er es getan hätte, wenn er gewußt hätte, daß Homer wach war.

Dr. Larch ging, den guten Gesundheitszustand der Eklampsiepatientin zu bestaunen – und den ihres blühenden winzigen Kindes, aus dem am nächsten Morgen der Waisenjunge David Copperfield werden sollte (»David Copperfield, *junior*«, wie Dr. Larch zu sagen beliebte). Dann ging Larch zu der vertrauten Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro, doch er konnte nichts schreiben. Er konnte nicht einmal denken, so aufgeregt war er davon, Homer Wells geküßt zu haben. Wenn Homer Wells seine ersten väterlichen Küsse empfangen hatte, so hatte Dr. Larch die ersten Küsse gegeben, die er jemals – ganz gleich ob väterliche oder sonst welche – gegeben hatte seit jenem Tag in der Fremdenpension in Portland, als er sich von Mrs. Eames den Tripper eingefangen hatte. Und die Küsse, die er Mrs. Eames gab, waren eher forschender Natur gewesen als Gaben der Liebe. O Gott, dachte Wilbur Larch, was wird aus mir werden, wenn Homer gehen muß?

Dort, wo er hingehen sollte, herrschte keine vergleichbare Erregung, vergleichbare Herausforderung, vergleichbare Traurigkeit, vergleichbarer Trübsinn; dort, wo er hingehen sollte, ging es vielmehr freundlich zu, und was würde Homer, bei seiner Herkunft, mit etwas *Freundlichem* anfangen? Würde es ihn einfach verführen? Würde es denn nicht jeder gern *freundlich* haben?

Was wußten Heart's Haven oder Heart's Rock von

Kummer und Sorgen – und was tat man dort, um sich nützlich zu machen?

Ja, Olive Worthington litt unter Bruder Buckys Überfällen – unter seinem Brunnenbauerschlamm in ihrem Swimmingpool und seinen Streifzügen über ihre Teppiche. Na und? Ja, Olive sorgte sich, ob Jung Wally Mumm genug hätte – ob er wirklich etwas lernen und das Geschäft mit der Apfelzucht vorantreiben oder ob nicht doch ein allmählich bedauernswerter Lebemann wie Senior aus ihm werden würde. Was aber waren das für Sorgen, verglichen mit der Arbeit in St. Cloud's? Waren diese Sorgen nicht banal – im Vergleich mit dem Werk des Herrn und dem Beitrag des Teufels? War das Leben an *unfreundlichen* Orten nicht seicht?

Aber Kummer sucht auch freundliche Orte heim; Kummer geht auf Reisen, Kummer kommt zu Besuch. Kummer kann sogar Urlaub nehmen von Orten, wo er gedeiht, von Orten wie St. Cloud's. Der Kummer, der Heart's Haven und Heart's Rock heimsuchte, war eine ziemlich banale und verbreitete Form von Kummer; er begann, wie häufig, mit dem Sichverlieben.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb Wilbur Larch, »kann ich mir nicht vorstellen, daß jemand sich verliebt; sich hier zu verlieben, das wäre allzu offenkundig ein Luxus.« Larch wußte nicht, daß Schwester Edna seit dem ersten Tag in ihn verliebt gewesen war, aber er hatte recht in seiner Annahme, daß es nicht eben Liebe war, was zwischen Melony und Homer geschah. Und was an den beiden haftenblieb, nachdem die erste Leidenschaft vorbei war, das war gewiß keine Liebe. Und erst das Bild von Mrs. Eames' Tochter mit dem Ponypenis im Mund: Die Photographie war der älteste »Bewohner« von St. Cloud's – und trug gewiß keine Liebe

in sich. Dieses Bild war von Liebe so weit entfernt wie Heart's Haven und Heart's Rock von St. Cloud's.

»In andere Teilen der Welt«, schrieb Wilbur Larch, »kann ich mir vorstellen, daß Leute sich immerzu verlieben.«

Wenn schon nicht immerzu, so doch oft. Der junge Wally Worthington, zum Beispiel, glaubte zweimal verliebt gewesen zu sein, bevor er zwanzig wurde, und einmal, als er einundzwanzig war; jetzt, 194– (er war nur drei Jahre älter als Homer Wells), verliebte sich Wally mit aller Macht zum vierten Mal. Er wußte nicht, daß es diesmal fürs Leben sein würde.

Das Mädchen, das Jung Wallys Herz sich fürs Leben aussuchen sollte, war die Tochter eines Hummerfischers; er war kein gewöhnlicher Hummerfischer, und so konnte es nicht weiter überraschen, daß er eine außergewöhnliche Tochter hatte. Raymond Kendall war so gut im Hummerfischen, daß andere Hummerfischer ihm mit dem Fernglas zusahen, wie er eine Reuse aufzog und mit Ködern bestückte. Wenn er seine Muringleinen auswechselte, wechselten auch sie ihre aus. Wenn er nicht aufs Meer hinausfuhr, sondern zu Hause blieb oder an seinem Anlegeplatz Reusen reparierte, blieben auch sie zu Hause und reparierten die ihren. Aber sie konnten es ihm nicht gleichtun; er hatte so viele Reusen im Wasser, daß seine eigenen, schwarzorangenen Bojen den Hafen von Heart's Haven so kunterbunt sprenkelten wie für eine College-Regatta. Eine Abordnung von Yale-Absolventen aus dem Haven-Club hatte Raymond Kendall einmal angefleht, seine Farben in Blau und Weiß abzuändern, aber Kendall murmelte nur, er habe keine Zeit für Spielereien. Auch andere Abordnungen des Haven-Club flehten ihn an; wobei es allerdings kaum je um die Farbe seiner Hummerbojen ging.

Der Haven-Club lag über dem äußersten Ende der Hafenmole von Heart's Haven, wo Raymond Kendalls seit jeher sein Hummerbassin und seinen Anlegeplatz hatte. Kendall wohnte über dem Bassin, was einen oberflächlichen Mann verlockt haben könnte, den Bitten des Haven-Club zu entsprechen und seine unmittelbare Umgebung zu verschönern. Sein Anwesen galt, nach den Maßstäben von Sommertouristen, als Beleidigung fürs Auge an einer sonst naturschönen beziehungsweise kostspielig gepflegten Hafenfassade. Sogar sein Schlafzimmerfenster hing voller Bojen, die auf einen frischen Anstrich warteten. Die unterschiedlich reparaturbedürftigen Hummerreusen stapelten sich so hoch auf seinem Anlegeplatz, daß man vom Ufer unmöglich sehen konnte, ob an der anderen Hafenseite Boote festgemacht waren. Der Parkplatz vor dem Hummerbassin war fast immer vollgestellt – nur nicht von Kundenfahrzeugen (denn es gab nie genug Platz für die Kunden); er war voll von verschiedenen Lastwagen und Personenwagen, an denen Raymond Kendall »gerade arbeitete«, und voll von den riesigen, ölverschmierten Bordmotoren für seine Hummerboote.

Die ganze Umgebung von Raymond Kendalls Hafengrundstück wimmelte nur so vom Durcheinander einer technischen Generalüberholung; alles war in Umbau, unvollständig, auseinandergenommen, noch feucht, auf Ersatzteile wartend – und was den Lärm betraf, so gab es die beständig mahlenden Geräusche des Generators, der die Wassertanks für die Hummer im Bassin betrieb, und das fettige Rülpsen eines Bordmotors an der Anlegestelle. Und dann der Geruch: nach gepichten Tauen, nach der nicht-ganz-fischigen Fischigkeit der Hummer, nach dem Benzin und Motoröl, das die Meereswellen vor seinem Anlegeplatz

glättete (der von Seetang verfilzt, mit Uferschnecken übersät und mit gelbem, zum Trocknen aufgehängtem Öltuch bewimpelt war). Raymond Kendall *lebte* in seiner Arbeit; er liebte es, seine Arbeit sichtbar um sich zu haben; das Ende der Hafenmole von Heart's Haven war sein Künstleratelier.

Er war nicht nur ein Künstler in Sachen Hummer, er war auch ein Experte im Reparieren von Dingen – im Aufbewahren von allem, was jeder andere schleunigst weggeworfen hätte. Auf Anfrage hätte Raymond Kendall sich kaum als Hummerfischer bezeichnet; nicht, daß er sich dessen geschämt hätte, aber noch stolzer war er auf seine Fähigkeiten als Mechaniker. »Ich bin nur ein Bastler«, sagte er gerne.

Und wenn die Leute vom Haven-Club sich über die unentwegte Sichtbarkeit seiner Bastelei beklagten, die, wie sie schmerzlich empfanden, ihre herrliche Aussicht verunzierte, so klagten sie nicht zu sehr; denn Raymond Kendall reparierte auch bei ihnen. Zum Beispiel reparierte er das Filtersystem ihres Swimmingpools – damals, als noch niemand einen Pool besaß, als sonst keiner Hand anlegen wollte und Raymond Kendall selbst noch nie ein Filtersystem gesehen hatte. »Ich schätze, jetzt wird es tun, was es tun soll«, sagte er, nachdem er zehn Minuten für die Arbeit gebraucht hatte.

Das einzige, was Ray Kendall angeblich wegwarf, waren Essensreste, die er über Bord oder von der Spitze seines Stegs warf. »Nur um die Hummer zu ernähren, die mich ernähren«, pflegte er zu sagen, wenn jemand sich beklagte. »Nur um die Möwen zu füttern, die hungriger sind als Sie und ich.«

Man raunte sich zu, er besitze mehr Geld als Senior Worthington; es gab so gut wie keine Beweise dafür, daß er je welches ausgegeben hätte – außer für seine Tochter. Wie

die Kinder der Leute vom Haven-Club besuchte sie eine Privatschule; und Raymond Kendall bezahlte einen erheblichen Jahresbeitrag für eine Mitgliedschaft im Haven-Club – nicht für sich selbst (er ging nur auf Bestellung hin: um Sachen zu reparieren), sondern für seine Tochter, die im geheizten Becken dort schwimmen gelernt hatte und ihre Tennisstunden auf demselben Rasen genommen hatte, den auch der junge Wally Worthington mit seiner Anwesenheit beehrte. Kendalls Tochter hatte sogar ihr eigenes Auto – es wirkte etwas verfehlt auf dem Parkplatz des Haven-Club. Es war ein Wagen der Marke Hummerbassin-Parkplatz, ein Sammelsurium noch gebrauchsfähiger Teile aus anderen Autos; ein Kotflügel war unlackiert und mit Draht befestigt; es hatte ein Ford-Emblem auf der Motorhaube und ein Chrysler-Emblem am Kofferraum, und die Beifahrertür war zugeschweißt. *Seine* Batterie aber wurde niemals schlaff auf dem Parkplatz des Haven-Club; es war nicht so *antiquiert*, daß es nicht angesprungen wäre; wenn der Wagen von einem der Haven-Club-Mitglieder nicht starten wollte, ging man Raymond Kendalls Tochter suchen, die Überbrückungskabel in ihrem unverwüstlichen Wrack hatte und von ihrem Vater wußte, wie man damit umging.

Einiges von dem sagenhaften Geld, das Raymond Kendall angeblich besaß und hortete, wurde ihm als Gehalt von Olive Worthington bezahlt; neben seiner Hummerfischerei hielt Kendall die Fahrzeuge und Maschinen der Ocean View Orchards in Schuß. Olive Worthington zahlte ihm ein volles Vorarbeitergehalt, weil er fast genausoviel von Äpfeln verstand wie von Hummer (und als Mechaniker auf der Farm unersetzlich war), aber Ray war nicht bereit, mehr als zwei Stunden täglich zu arbeiten. Er suchte sich seine zwei Stunden sogar selber aus – und kam manchmal als erster an,

weil sich der Zeitpunkt für ihn nicht gut eignete, um aufs Meer zu fahren, manchmal erst gegen Ende des Arbeitstages, gerade rechtzeitig, um sich die Beschwerden der Obstgartenarbeiter anzuhören, weil mit der Spritze des Hardie oder mit der Pumpe des Bean-Sprinklers etwas nicht in Ordnung war, weil sich der Vergaser des Deere-Traktors verklemmt hatte oder die International-Erntemaschine nicht richtig wollte. Er sah sofort, was an den Klingen der Mähmaschine verbogen, im Gabelstapler verhakt, im Förderband verzogen, im Lieferwagen verlottert oder in der Ciderpresse aus der Reihe geraten war. Raymond Kendall schaffte binnen zwei Stunden, wofür ein anderer Mechaniker einen vollen Tag halbherziger Arbeit gebraucht hätte, und fast nie kam er zu Olive, um ihr zu sagen, daß sie dies oder jenes neu anschaffen müsse.

Es war stets Olive, die als erste den Vorschlag machte, daß etwas erneuert werden sollte.

»Muß denn die Kupplung am Deere-Traktor nicht dauernd nachgestellt werden, Ray?« pflegte sie ihn höflich zu fragen. »Würden Sie empfehlen, sie auszuwechseln?«

Doch Raymond Kendall war ein Chirurg unter den Bastlern – wie ein Arzt nahm auch er den Tod nicht einfach hin –, für ihn war die Erneuerung eines Teiles ein Eingeständnis der Schwäche, des Scheiterns. Fast immer pflegte er zu sagen: »Aber Olive – ich habe es bisher geflickt, ich kann es wieder flicken. Ich kann es immer weiter flicken.«

Olive respektierte Raymond Kendalls Verachtung für Leute, die sich nicht auf ihre Arbeit verstanden und »keine Fähigkeit hatten, egal zu welcher Arbeit«. Sie pflichtete ihm völlig bei, und sie war dankbar dafür, daß er niemals Senior oder Bruce Bean, ihren Vater, in seine Verachtung einbezog. Im übrigen konnte Senior Worthington so wunderbar

und ganz aus dem Handgelenk mit Geld umgehen, daß er viel Erfolg gehabt hatte – auch ohne mehr als eine Stunde täglich zu arbeiten: meistens am Telephon.

»Die Ernte«, pflegte Olive über ihre heißgeliebten Äpfel zu sagen, »kann sogar schlechtes Wetter zur Blütezeit überleben.« Womit sie Wind meinte; eine steife Küstenbrise würde Ira Titcombs Bienen in ihren Stöcken halten, und die wilden Bienen würden in die Wälder zurückgetrieben, wo sie alles andere als Apfelbäume befruchteten. »Die Ernte kann sogar einen schlechten Herbst überleben«, sagte Olive. Sie meinte vielleicht Regen, der die Früchte schlüpfrig macht, so daß sie herunterfallen, faule Flecken bekommen und nur noch für Cider taugen; oder sogar einen Hurrikan, der eine echte Gefahr für einen Obstgarten an der Küste ist. »Die Ernte könnte es sogar überleben, wenn *mir* etwas zustieße«, behauptete Olive – eine Bescheidenheit, gegen die Senior Worthington und Wally immer Protest einlegten. »Was aber die Ernte niemals überleben könnte«, pflegte Olive zu sagen, »wäre der Verlust von Ray Kendall.« Sie meinte, daß ohne Raymond nichts funktionieren würde, oder daß sie *alles* neu kaufen müßte und es dann bald nicht besser funktionieren würde als der alte Krempel, den nur Ray in Gang halten konnte.

»Ich bezweifle sehr, Mutter«, sagte Jung-Wally, »daß Heart's Haven oder Heart's Rock ohne Raymond Kendall überleben könnten.«

»Darauf möchte ich trinken«, sagte Senior Worthington, tat es prompt und gab Olive Veranlassung tragisch dreinzuschauen, was Wally bewog, das Thema zu wechseln.

Wenngleich Ray Kendall jeden Tag zwei Stunden auf Ocean View arbeitete, sah man ihn nie einen Apfel essen; nur selten aß er Hummer (er bevorzugte Hühnchen oder

Schweineschnitzel oder sogar Hamburger). Während einer Regatta des Haven-Club wollten einige Segler gerochen haben, daß Ray Kendall an Bord seines Hummerbootes Hamburger brutzelte, während er seine Hummerfallen aufzog.

Welche Legenden sich aber um die Arbeitsmoral rankten, die Ray vertrat, welches Gemecker sich auch über die allzu sichtbaren Zeichen seiner Arbeit erhob, mit denen Raymond Kendall sich gerne umgab, so war doch kein Fehler an seiner schönen Tochter zu finden – außer ihrem Namen, der nicht ihr Fehler war (wer hätte sich schon selbst Candice nennen wollen und daher bei allen Candy sein?) und der, wie jedermann wußte, der Name ihrer verstorbenen Mutter gewesen und daher auch nicht der Fehler der Mutter gewesen war. Candice »Candy« Kendall war nach ihrer Mutter benannt, die bei der Geburt gestorben war. Raymond hatte seine Tochter zum Andenken an seine verstorbene Frau so genannt, die jeder gut hatte leiden können und die – zu ihrer Zeit – die Umgebung des Hummerbassins und den Anlegeplatz ein wenig ordentlicher gehalten hatte. Wer konnte einen Fehler an einem Namen finden, der aus Liebe gegeben war?

Man mußte sie nur kennen, um zu wissen, daß sie keine Candy war; sie war lieblich, aber nicht auf falsche Art süß, sie war eine große, natürliche Schönheit, keine Schmeichlerin der Menge. Sie verkörperte eine ganz und gar praktische Verantwortlichkeit, war höflich, energisch und kam im Streit auf den Punkt, ohne je schrill zu werden. Sie beklagte sich nur über ihren Namen, trug ihn aber mit Humor (nie hätte sie die Gefühle ihres Vaters – oder die eines anderen Menschen – leichtfertig verletzt). Sie vereinigte in sich offenbar ihres Vaters frohe Bejahung der Arbeit mit der Bildung und

Vervollkommnung, die er ihr ermöglicht hatte – sie ging Arbeit wie geistige Verfeinerung mit großer Leichtigkeit an. Wenn andere Mädchen im Haven-Club (oder im Rest von Heart's Haven und Heart's Rock) eifersüchtig waren auf die Aufmerksamkeit, die der junge Wally Worthington ihr schenkte, so gab es doch keine, die sie abgelehnt hätte. Wäre sie als Waise zur Welt gekommen, und gar in St. Cloud's, so hätte sich die halbe Einwohnerschaft *dort* in sie verliebt.

Sogar Olive Worthington mochte sie gut leiden, und Olive mißtraute den Mädchen, die sich mit Wally trafen; sie fragte sich, was sie von ihm wollten. Sie konnte nie vergessen, wie sehr sie sich danach gesehnt hatte, aus ihrem Leben heraus und in die grüne, apfelrunde Existenz einer Worthington auf Ocean View hineinzugelangen, und diese Erinnerung an ihr jüngeres Ich schärfte Olives Auge für Mädchen, die vielleicht ein stärkeres Interesse an Ocean View als an Wally hatten. Olive wußte, daß das bei Candy nicht der Fall war, denn die schien ihr eigenes Leben über Ray Kendalls Bassin voller krabbelnder Hummer für vollkommen zu halten; sie liebte den Eigensinn ihres Vaters und war zu Recht stolz auf seinen Fleiß. Durch letzteren war sie gut versorgt. Sie hatte es nicht auf Geld abgesehen und lud Wally lieber zum Schwimmen im Meer ein – möglichst weit weg von der tückischen und vollgestopften Anlegestelle ihres Vater –, als im Becken des Haven-Club zu baden oder im privaten Swimmingpool der Worthingtons, wo sie stets willkommen war. In Wahrheit glaubte sie, daß Candy Kendall zu gut sein könnte für ihren Sohn, den sie als ziemlich unstet kannte, oder wenigstens als *nicht* sehr fleißig – daß er bezaubernd und wirklich gutmütig war, gab sie gern zu.

Und dann war da jener unbestimmte Schmerz, den Can-

dy in Olive durch die Erinnerung an ihre Mutter Maud (erstarrt zwischen ihren Kosmetika und Muscheln) auslöste: Olive beneidete Candy um ihre vollkommene Liebe zu *ihrer* Mutter (die sie nie gesehen hatte); die reine Tugend des Mädchens bescherte Olive Schuldgefühle dafür, daß sie ihre eigene Herkunft (das Schweigen ihrer Mutter, das Versagen ihres Vaters, die Vulgarität ihres Bruders) so sehr verabscheute.

Candy lebte in Anbetung vor den kleinen Schreinen für ihre Mutter, die Raymond Kendall in allen Räumen aufbaute – es wurden sogar richtige Altarbilder zusammengestellt –, droben im ersten Stock über dem Hummerbassin, wo die beiden über den blubbernden Hummertanks hausten. Und überall sammelten sich die Photographien von Candys junger Mutter, manche zusammen mit Candys jungem Vater aufgenommen (der so unkenntlich jugendlich war, dessen Lächeln auf den Bildern so unkenntlich dauerhaft war, daß Candy Ray zuweilen betrachtete, als sei er ihr ebenso fremd wie ihre Mutter).

Candys Mutter hatte, wie es hieß, Rays rauhe Kanten geglättet. Sie war ein sonniges Gemüt gewesen, hatte immer über den Dingen gestanden und dieselbe grenzenlose Energie gehabt, die Raymond Kendall bei seiner Arbeit an den Tag legte und von der auch Candy nur so sprühte. Am Kaffeetisch, in der Küche, neben einem auseinandergenommenen Zündspulenkasten und der Zündung (für den Evinrude) hing ein Triptychon mit Photos von Ray und Candice bei ihrer Hochzeit, dem einzigen Ereignis im Haven-Club, an dem Ray Kendall je anders teilgenommen hatte als im Arbeitsanzug, um etwas zu reparieren.

In Rays Schlafzimmer, auf dem Nachttisch, neben dem defekten Kippschalter für den Johnson (den Johnson-

Bordmotor; es gab auch einen Außenborder), hing ein Bild von Candice und Ray – beide in Ölzeug, beide beim Aufziehen der Reusen auf einer rauhen See (und jedem, besonders Candy, war klar, daß Candice schwanger war *und* hart an der Arbeit).

In ihrem eigenen Zimmer bewahrte Candy ein Bild von ihrer Mutter, als sie in Candys Alter gewesen war (was auch genau Homer Wells' Alter war): die junge Candice Talbot, von den Talbots aus Heart's Haven – den alteingesessenen Talbots aus dem Haven-Club. Sie trug ein langes weißes Kleid (ausgerechnet zum Tennis!) und sah genauso aus wie Candy. Das Bild war in dem Sommer aufgenommen, als sie Ray kennenlernte (ein Junge, älter als sie, stark, dunkelhaarig und entschlossen, alles zu reparieren, alles in Gang zu bringen); auch wenn er etwas linkisch wirkte oder ein wenig zu ernst, war er doch zumindest nicht verbissen bei all seinem Ehrgeiz, und die Jungen vom Haven-Club machten neben ihm den Eindruck von Tennisplatz-Dandys und verwöhnten Oberschicht-Laffen.

Candy hatte die Blondheit ihrer Mutter; diese war dunkler als Wallys Blondheit – und viel dunkler als die ihrer Mutter und als Olive Worthingtons ehemalige Blondheit. Sie hatte den dunklen Teint und die dunkelbraunen Augen ihres Vaters und seine Statur. Ray Kendall war ein großer Mann (ein Nachteil für einen Hummerfischer und Mechaniker, pflegte er launig zu sagen, wegen der Rückenbelastung beim Aufziehen der Hummerreusen – man muß viel heben bei dieser Arbeit – und weil ein Mechaniker dauernd unter die Dinge kriechen oder sich über sie beugen muß). Candy war extrem groß für eine Frau, was Olive Worthington – ein klein wenig – einschüchterte, von Olive jedoch als nur geringfügiger Makel in ihrer nahezu vollkommenen

Zufriedenheit mit Candy Kendall als der richtigen Wahl für Wally empfunden wurde.

Olive Worthington war selbst ziemlich groß (größer als Senior, besonders wenn Senior wankte), und irgendwie blickte sie unfreundlich auf jeden, der größer war als sie. Auch ihr Sohn Wally war größer als sie, was Olive manchmal immer noch schwierig fand – besonders wenn sie ihn maßregeln wollte.

»Ist Candy eigentlich größer als du, Wally?« fragte sie ihn einmal mit plötzlicher Unruhe in der Stimme.

»Nein, Mom, wir sind genau gleich groß«, sagte Wally zu seiner Mutter. Und noch etwas störte sie am Zusammensein der beiden: Sie schienen sich körperlich so gleich. War ihre gegenseitige Faszination nicht eine Art Narzißmus? sorgte sich Olive. Und da ja beide Einzelkinder waren, sahen sie ineinander vielleicht den Bruder oder die Schwester, die sie sich immer gewünscht hatten? Wilbur Larch hätte sich gut vertragen mit Olive Worthington: sie war die geborene Sorgenmacherin. Zusammen hätten sie den Rest der Welt im Besorgtsein ausgestochen.

Gemeinsam war ihnen auch die Vorstellung, daß es einen »Rest der Welt« *gab*, womit sie den *ganzen* Rest der Welt meinten – die Welt außerhalb des von ihnen selbst Geschaffenen. Beide waren sie klug genug, um zu wissen, warum sie diese andere Welt so sehr fürchteten: Sie hatten erkannt, daß sie beim besten Willen nur eine schwache Kontrolle über die gefährdeten, von ihnen selbst geschaffenen Welten ausüben konnten.

Als Candy Kendall und Wally Worthington sich ineinander verliebten, damals im Sommer 194–, hatte jeder in Heart's Haven und in Heart's Rock schon immer gewußt, daß das passieren würde – es war ein Wunder, daß sie so

lange gebraucht hatten, bis sie selbst darauf kamen. Seit Jahren hatten beide Städte sie als füreinander geschaffen angesehen. Sogar der bärbeißige Raymond Kendall war einverstanden. Ray fand, daß Wally ziellos sei, was nicht dasselbe war wie faul, und schließlich sah jeder, daß der Junge gutmütig war. Ray war auch mit Wallys Mutter einverstanden; er hatte eine tiefe Sympathie für die Art, wie Olive Worthington die Arbeit hochhielt.

Alle bedauerten, wie weit abseits von alledem der arme Senior zu stehen schien, wie sehr seine Trinkerei (so dachten sie) ihn über Nacht hatte altern lassen. »Nicht mehr lange, Alice, und der Kerl wird sich in aller Öffentlichkeit in die Hose pissen«, sagte der taktlose Bucky Bean zu Olive.

Und Candy fand, daß Olive Worthington eine perfekte Schwiegermutter sein würde. Wenn Candy von ihrer eigenen Mutter träumte – älter geworden, als sie in diesem Leben hatte werden dürfen, und auf natürliche Weise gealtert in einer besseren Welt –, dachte sie immer, daß ihre Mutter im Alter Olive Worthington hätte gleichen müssen. Candy hoffte zumindest, daß ihre Mutter es zu Olives Vervollkommnung gebracht hätte, wenn auch vielleicht nicht zu ihrem am College erlernten Neubritisch. Candy würde voraussichtlich in einem Jahr aufs College gehen, und sie hatte nicht die Absicht, sich dort einen Akzent anzueignen. Aber abgesehen vom Akzent, fand Candy Olive Worthington wundervoll; sie war traurig über Senior, doch der Mann war gewiß ganz reizend.

Mithin war jeder glücklich über diese Liebesgeschichte, aus der eine im Himmel geschlossene Ehe werden würde – so gewiß, wie nur je aus einer Liebesgeschichte, die man in Heart's Haven und in Heart's Rock gesehen hatte. Es war ausgemacht, daß Wally zuerst das College abschließen

würde und daß Candy das College absolvieren durfte – falls sie wollte –, bevor sie heirateten. Aber bei Olive Worthingtons Sinn für Sorgen durfte man wohl annehmen, daß Olive die möglichen Ursachen für eine Änderung solcher Pläne vorausgesehen hätte. Immerhin schrieb man das Jahr 194–; es gab Krieg in Europa; viele glaubten, daß es nicht lange dauern werde, bis mehr als Europa darin verwickelt sein würde. Olive jedoch hegte den Wunsch einer Mutter, den Krieg aus ihrem Denken fernzuhalten.

Wilbur Larch hatte den Krieg in Europa sehr wohl im Sinn; er war im vorigen Krieg gewesen, und er sah voraus, daß, falls es wieder Krieg geben sollte, Homer gerade im richtigen Alter sein würde, um hingehen zu müssen. Nachdem dies aber sowieso das falsche Alter gewesen wäre, hatte der gute Doktor bereits einige Mühe auf sich genommen, um dafür zu sorgen, daß Homer Wells nicht in einen Krieg ziehen müßte, falls es ihn denn geben sollte.

Immerhin war Larch der Historiker von St. Cloud's; er schrieb die einzigen Aufzeichnungen, die dort geführt wurden; meist schrieb er die nicht-ganz-einfache Geschichte des Hauses, aber er hatte sich auch schon in der Fiktion versucht. Im Fall Fuzzy Stones zum Beispiel – und in anderen, sehr seltenen Fällen von Waisen, die unter seiner Obhut verstorben waren – hatte Wilbur Larch keinen Gefallen am wirklichen Schluß der Geschichte gefunden, es hatte ihm widerstrebt, den wirklichen Ausgang dieser kleinen, abgekürzten Lebensläufe aufzuzeichnen. War es nicht nur gerecht, wenn Larch sich gewisse Freiheiten herausnahm – wenn er sich manchmal ein Happy-End gönnte?

Für die wenigen, die gestorben waren, erfand Wilbur Larch ein längeres Leben. Die Geschichte F. Stones zum Beispiel las sich wie die Geschichte eines Lebens, das sich

Wilbur Larch für Homer Wells *wünschte*. Anschließend an Fuzzys geglückte Adoption (alle Mitglieder der Adoptivfamilie wurden gewissenhaft geschildert) und an die erfolgreiche Behandlung und Heilung von Fuzzys Atemschwierigkeiten sollte der junge Mann seine Ausbildung an keinem anderen College als Bowdoin (Wilbur Larchs eigener Alma mater) fortsetzen und an der Harvard Medical School Medizin studieren – er sollte sogar in Larchs Fußstapfen treten, als Assistent am Massachusetts General und an der Bostoner Entbindungsklinik. Larch beabsichtigte, aus Fuzzy Stone einen aufopfernden und geschickten Geburtshelfer zu machen; die fiktive Geschichte des Waisenjungen war so sorgfältig ausgearbeitet wie alles, was Larch tat – von seiner Äthervorliebe einmal abgesehen, und Larch war besonders zufrieden, festzustellen, daß manche seiner erfundenen Geschichten überzeugender waren als das, was die Wirklichkeit zustande brachte.

Snowy Meadows zum Beispiel sollte dereinst von einer Familie in Bangor adoptiert werden, die den Namen Marsh trug. Wer hätte geglaubt, daß Wiesen *(meadows)* einmal zu einem Moor *(marsh)* versumpfen würden? Wilbur Larch war zufrieden mit sich, weil er sich bessere Geschichten ausdachte. Die Marshs waren im Möbelgeschäft, und Snowy (der phantasielos in Robert umbenannt wurde) sollte nur kurz die University of Maine besuchen, bevor er irgendeine Dorfschönheit heiraten und als Handelsvertreter ins Möbelgeschäft der Familie Marsh eintreten sollte.

»Es ist fürs Leben«, schrieb Snowy an Dr. Larch – über das Mädchen, das ihn bewog, die Hochschule zu verlassen. »Und ich liebe das Möbelgeschäft!«

Wann immer Snowy Meadows alias Robert Marsh an Dr. Larch schrieb, sollte er stets fragen: »Was ist eigentlich aus

Homer Wells geworden?« Als nächstes, dachte Larch, wird Snowy ein Ehemaligen-Treffen vorschlagen! Larch nörgelte tagelang vor sich hin und überlegte, was er Snowy Meadows über Homer sagen sollte; am liebsten hätte er mit Homers perfekter Behandlung der Eklampsiepatientin geprahlt, aber Larch war sich bewußt, daß sein Studienprogramm für Homer Wells – und die Sache mit dem Werk des Herrn und dem Beitrag des Teufels in St. Cloud's – nicht jedermanns Beifall finden würde.

»Homer ist immer noch bei uns«, sollte Larch zweideutig an Snowy schreiben. Snowy ist ein hinterhältiger Kerl, folgerte Larch – denn Snowy Meadows versäumte es nie, sich in seinen Briefen nach Fuzzy Stone zu erkundigen.

»Was ist inzwischen aus Fuzzy geworden?« fragte Snowy jedesmal, und Wilbur Larch überprüfte dann sorgfältig die Geschichte, die er für Fuzzy geschrieben hatte – nur um Snowy auf dem laufenden zu halten.

Snowys Frage nach Fuzzy Stones Adresse ignorierte Larch. Er hielt den jungen Möbelkaufmann Robert Marsh für einen halsstarrigen Narren, der – sobald er die Adressen anderer Waisen hätte – sie alle mit der Idee behelligen würde, einen Waisen-Club oder eine Waisen-Gesellschaft zu gründen. Larch beklagte sich sogar bei Schwester Edna und bei Schwester Angela über Snowy Meadows: »Ich wünschte, den hätte jemand von außerhalb Maines adoptiert, jemand von weit weg. Dieser Snowy Meadows ist so dumm; seine Briefe klingen, als ob ich eine Privatschule leiten würde! Als nächstes wird er mir mit dem Vorschlag kommen, eine Ehemaligen-Zeitschrift herauszugeben!«

Hinterher ging Larch auf, daß das eine etwas fühllose Bemerkung gegenüber Schwester Edna und Schwester Angela war. Diese beiden guten, doch sentimentalen Damen

wären begeistert gewesen von einer Ehemaligen-Zeitschrift; sie vermißten jede Waise, die sie jemals fortgegeben hatten. Wäre es nach ihnen gegangen, dann hätte jedes Jahr ein Ehemaligentreffen stattgefunden. Jeden *Monat*, dachte Larch und stöhnte.

Er legte sich in der Apotheke hin. Er dachte an eine geringfügige Änderung, die er in weiser Voraussicht an Homer Wells' Geschichte vorgenommen hatte; eines Tages würde er Homer davon erzählen, wenn es die Situation verlangte. Er war sehr mit sich zufrieden – wegen der geringfügigen Abwandlung, die er so geschickt mit der tatsächlichen Geschichte von Homer Wells verwoben hatte. Natürlich hatte er die ärztliche Ausbildung nicht mit einem Wort erwähnt; sich selbst hatte er oft genug belastet durch das, was er über die Abtreibungen geschrieben hatte, aber Larch wußte genau, daß Homer Wells aus *dieser* schriftlich fixierten Historie herausgehalten werden mußte. Wilbur Larch hatte allerdings über Homer Wells geschrieben, daß der Junge einen Herzfehler habe, ein seit der Geburt geschädigtes und geschwächtes Herz. Larch hatte sich sogar die Mühe gemacht, das als ersten Eintrag über Homer einzufügen, und deshalb ein paar alt aussehende Bögen Papier auftreiben und alle vergangene und gegenwärtige Geschichte gewissenhaft korrigieren und neu tippen müssen. Es gelang ihm aber, den Herzfehler an den richtigen, belanglosen Stellen einzuarbeiten, ihn immer unbestimmt und – ganz untypisch für ihn – ohne medizinische Präzision zu erwähnen; die Wörter »Fehler« und »geschädigt« und »geschwächt« wären nicht überzeugend gewesen für einen guten Detektiv oder einen guten Arzt, den Larch vermutlich eines Tages würde überzeugen müssen. In Wirklichkeit machte er sich sogar ein wenig Sorgen, ob er Homer davon würde über-

zeugen können – in Anbetracht dessen, was der Junge gelernt hatte. Das wollte Larch aber erst in Angriff nehmen, wenn und falls die Situation sich ergab.

Die Situation, an die Larch dachte, war der Krieg, der sogenannte Krieg in Europa; Larch und viele andere fürchteten, daß der Krieg nicht dort bleiben würde. (»Es tut mir leid, Homer«, hörte Larch sich schon zu dem Jungen sagen. »Ich möchte dich nicht beunruhigen, aber du hast ein schwaches Herz; einen Krieg würde es einfach nicht überstehen.«) Was Larch meinte, war, daß sein eigenes Herz es nicht überstehen würde, wenn Homer Wells in den Krieg zöge.

Wilbur Larchs Liebe zu Homer Wells ging so weit, daß er sogar die Historie frisierte, ein Fach, in dem er zugegebenermaßen Amateur war, das er aber gleichwohl achtete und sogar liebte. (In einer früheren Eintragung in Homer Wells' Krankengeschichte – eine Eintragung, die Dr. Larch beseitigt hatte, denn sie verriet einen falschen Tonfall, oder doch wenigstens einen für die Historie ungewöhnlichen Tonfall – hatte Dr. Larch geschrieben: »Nichts und niemanden liebe ich so sehr, wie ich Homer Wells liebe. Punktum.«)

Also war Wilbur Larch besser als Olive Worthington darauf vorbereitet, daß ein Krieg wichtige Pläne verändern konnte. Die andere (wahrscheinlichere) Ursache für eine Änderung der Hochzeitspläne ihres Sohns und Candy Kendalls – eine andere Art und Weise, wie die Pläne der jungen Liebenden sich ändern konnten – war von Olive vorausgesehen worden. Es war eine unerwünschte Schwangerschaft. Ein Jammer, daß sie von Candy oder Wally nicht vorausgesehen worden war.

Als Candy schwanger wurde (sie war natürlich Jungfrau gewesen), waren sie und Wally daher sehr bekümmert, aber

sie waren auch überrascht. Olive wäre bekümmert gewesen (wenn sie es gewußt hätte), aber überrascht wäre sie nicht gewesen. Schwanger zu werden, das wäre ganz und gar nicht überraschend gewesen für Wilbur Larch, der wußte, daß es passierte, und immer zufällig passierte. Doch Candy Kendall und Wally Worthington, so erfüllt von Schönheit und vom Augenblick und von ihrem Bestimmtsein füreinander, konnten es einfach nicht glauben. Sie waren nicht die Sorte von Leuten, die sich geschämt hätten oder unfähig gewesen wären, es ihren Eltern zu sagen; sie waren einfach niedergeschmettert bei der Aussicht, ihre perfekten Pläne entgleisen zu sehen – außerplanmäßig heiraten zu *müssen.*

*Brauchte* Wally Worthington einen College-Abschluß, um die Apfelgärten seiner Eltern zu erben? Natürlich nicht. *Mußte* Candy Kendall überhaupt aufs College gehen? Sie mußte nicht. Würde sie sich etwa nicht vervollkommnen, sich bilden, wenn sie auf sich selbst angewiesen wäre? Natürlich würde sie! Und war Wally nicht ohnehin kein besonders guter Student? Natürlich nicht.

Er studierte Botanik im Hauptfach, aber nur weil seine Mutter darauf bestanden hatte – Olive glaubte, das Studium der Pflanzen könnte ihrem Sohn mehr Begeisterung für die Apfelzucht und mehr Wissen darüber vermitteln.

»Es ist nur so, daß wir nicht *bereit* dazu sind«, sagte Candy zu Wally. »Ich meine, das sind wir nicht, oder? Fühlst *du* dich bereit?«

»Ich liebe dich«, sagte Wally. Er war ein tapferer Junge, und ein aufrichtiger, und Candy – die keine einzige Träne vergossen hatte bei der überraschenden Entdeckung, daß sie ein Kind erwartete –, sie liebte ihn auch.

»Aber es ist nicht der richtige Zeitpunkt für uns, oder, Wally?« fragte Candy ihn.

»Ich möchte dich heiraten, jederzeit«, sagte er aufrichtig, aber er fügte noch etwas hinzu, woran sie nicht gedacht hatte. Er hatte an den Krieg in Europa gedacht, auch wenn seine Mutter dies versäumt hatte. Er sagte: »Wie, wenn es Krieg gibt – ich meine, was ist, wenn wir hineingezogen werden?«

»Wenn *was*?« fragte Candy, aufrichtig schockiert.

»Ich meine, wenn wir Krieg hätten, würde ich gehen, ich müßte, ich würde *wollen*«, sagte Wally. »Nur, wenn ein Kind da wäre, dann wär's nicht richtig – in einen Krieg zu ziehen.«

»Wann wäre es richtig, in einen Krieg zu ziehen, Wally?« fragte Candy ihn.

»Na, ich meine, ich müßte einfach – wenn wir einen hätten«, sagte er. »Es ist doch unser Land, und außerdem, wegen dem Erlebnis – das möchte ich nicht verpassen.«

Sie schlug ihn ins Gesicht, dann fing sie an zu weinen – vor Wut. »Wegen dem *Erlebnis*! Du willst wegen dem Erlebnis in den Krieg ziehen!«

»Außer wenn wir ein Kind hätten – dann wäre es nicht richtig«, sagte Wally. »Oder?« Er war beinah so unschuldig wie der Regen und beinah so gedankenlos.

»Was wird aus *mir*?« fragte Candy, immer noch schokkiert – und außerdem erschrocken darüber, daß sie ihn geschlagen hatte. Sacht legte sie ihre Hand dorthin, wo seine Wange ganz rot war. »Mit oder ohne Kind, wie wäre es für mich, wenn du in den Krieg ziehst?«

»Nun, das ist doch alles nur wäre und wenn«, sagte Wally. »Wir müssen einfach darüber nachdenken«, fügte er hinzu. »Über die Sache mit dem Kind ganz besonders – glaube ich. Falls du verstehst, was ich meine«, sagte er.

»Ich glaube, wir sollten versuchen, das Baby *nicht* zu bekommen«, sagte Candy zu ihm.

»Ich möchte nicht, daß du in eines dieser Häuser gehst, wo es keinen richtigen Arzt gibt«, sagte Wally.

»Natürlich nicht«, pflichtete sie ihm bei. »Aber es gibt doch keine Ärzte, die es machen?«

»Nicht, daß ich davon wüßte«, gestand Wally ein. Er war zu sehr Gentleman, um ihr zu sagen, was er gehört hatte: daß es in Cape Kenneth einen Metzger gab, der es einem für fünfhundert Dollar machte. Man fuhr auf einen Parkplatz und legte sich eine Augenbinde um und wartete; man ging allein hin. Jemand holte einen ab und brachte einen zu dem Metzger; man wurde zurückgebracht, wenn der Metzger fertig war – man behielt die ganze Zeit die Augen verbunden. Und was noch schlimmer war, man mußte sich vor irgendeinem ziemlich würdigen Doktor aus der Gegend völlig hysterisch aufspielen, bevor der einem auch nur verraten wollte, wo der Parkplatz war und wie man sich mit dem Metzger in Verbindung setzte. Wenn man nicht verstört genug agierte, wenn man nicht völlig verrückt wurde, wollte der Doktor einen nicht mit dem Pfuscher in Verbindung bringen.

Dies war die Geschichte, die Wally gehört hatte, und er wollte nicht, daß Candy irgend etwas damit zu tun bekäme. Ohnehin bezweifelte er, daß Candy verstört genug agieren konnte. Da wollte Wally lieber das Baby bekommen; er würde Candy heiraten und sogar glücklich sein dabei; das wollte er ja ohnehin eines Tages.

Die Geschichte, die Wally gehört hatte, war teilweise richtig. Man mußte tatsächlich zu dem ziemlich würdigen Doktor am Ort gehen und sich in Raserei steigern, und wenn der Doktor meinte, daß man sich als nächstes ertränken wollte, dann verriet er einem die Lage des Parkplatzes, und wie man sich dem Metzger zu nähern habe. Was Wally

nicht kannte, war der humanere Teil der Geschichte. Wenn man ruhig und gesammelt und wohlartikuliert und offensichtlich geistig gesund war, übersprang der Doktor die ganze Geschichte mit dem Parkplatz und dem Metzger; wenn man wie eine vernünftige Frau wirkte – wie eine, die ihn später nicht anzeigen würde –, machte der Doktor einem einfach eine Abtreibung, gleich dort in seiner Praxis, für fünfhundert Dollar. Und wenn man sich aufführte wie eine Verrückte, machte er einem ebenfalls eine Abtreibung – gleich dort in seiner Praxis – für fünfhundert Dollar. Der einzige Unterschied war, daß man mit verbundenen Augen auf einem Parkplatz herumstehen und *glauben* mußte, man würde von einem Metzger operiert. Das war's, was einem das Verrücktspielen einbrachte. Entschieden ungerecht war nur, daß der Doktor in beiden Fällen fünfhundert Dollar verlangte.

Doch Wally Worthington informierte sich gar nicht erst richtig über diesen Doktor oder den angeblichen Metzger. Er hoffte, daß jemand ihm einen anderen Abtreiber empfahl, irgendwo, und er hatte eine vage Idee, wen er fragen wollte. Es hatte wenig Sinn, Mitglieder des Haven-Club um Rat anzugehen: ein Mitglied hatte angeblich wegen einer Abtreibung sogar schon eine Kreuzfahrt nach Schweden unternommen, aber das kam für Candy nicht in Frage.

Wally wußte, daß Leute vom Schlag der Obstgartenarbeiter von Ocean View Bedarf für weniger ausgefallene Mittel haben würden; er wußte auch, daß sie ihn gut leiden konnten und daß man ihnen, mit wenigen Ausnahmen, vertrauen konnte, daß sie die Angelegenheit streng vertraulich und als eine Sache unter Männern behandeln würden. Als erstes ging er zu dem einzigen Junggesellen in der Obstgartenmannschaft, in der Annahme, daß Junggesellen (der be-

treffende war ein berüchtigter Frauenheld) eher eine Verwendung für Abtreiber hätten als verheiratete Männer. Wally trat an Herb Fowler heran, einen aus der Apfelmannschaft, der nur wenig älter war als er selbst und der – auf eine allzu hagere, allzu grausame Art allerdings, mit einem allzu schmalen Schnurrbart auf seiner dunklen Oberlippe – gut aussah.

Herb Fowlers gegenwärtige Freundin arbeitete während der Ernte im Packhaus; während der Jahreszeit, da der Apfelmarkt offen war, arbeitete sie bei den anderen Marktfrauen. Sie war jünger als Herb, einfach ein Mädchen vom Ort, etwa in Candys Alter – ihr Name war Louise Tobey, und die Männer nannten sie Squeeze-(Drück-mich-)Louise, was Herb anscheinend nichts ausmachte. Es ging das Gerücht, er habe andere Freundinnen, und er hatte die widerwärtige Angewohnheit, massenweise Präservative mit sich herumzuschleppen – zu jeder Tages- und Nachtzeit –, und wann immer jemand etwas über Sex sagte, zog Herb Fowler einen Gummi aus seiner Hosentasche und warf ihn (in seiner Hülle aufgerollt natürlich) dem Sprecher zu. Er schnippte ihm einfach ein Präservativ zu und sagte: »Siehst du das da? Das rettet 'nem Burschen die Freiheit.«

Wally hatte sich schon etliche Gummis zuschnippen lassen, er hatte den Witz satt. Und er war nicht in der Stimmung, um als Zielscheibe dieses Witzes herzuhalten; aber seiner Meinung nach war Herb Fowler der richtige Mann für seine Frage, weil er trotz der Gummis dauernd Mädchen in Schwierigkeiten brachte. So oder so verhieß Herb Schwierigkeiten für jedes Mädchen unter der Sonne.

»He, Herb«, sprach Wally ihn an. Es war ein regnerischer Frühlingstag; das College war aus, und Wally arbeitete neben Herb im Lagerkeller, der über das Frühjahr leer war. Sie stri-

chen Leitern an, und wenn sie mit den Leitern fertig wären, würden sie anfangen, die Gleitschienen für die Förderbänder zu lackieren, die nonstop liefen, wenn im Packhaus Hochbetrieb war. Jedes Jahr wurde alles neu lackiert.

»Hicks – heiß ich«, sagte Herb. Eine Zigarette hing ihm ständig im Mundwinkel, seine Augen waren immer halb zusammengekniffen, und er hielt sein schmales Gesicht nach hinten hochgereckt, damit er das Rauchfähnchen durch die Nase einatmen konnte.

»Herb, ich habe mich gefragt«, sagte Wally. »Wenn du ein Mädchen schwanger machst, was würdest du dagegen tun? In Anbetracht deiner Ansichten«, fügte Wally schlau hinzu, »über die Freiheit eines Burschen?« Das brachte Herb um seine Pointe und machte ihn wahrscheinlich sauer; er hatte schon fast einen Gummi aus der Tasche gezogen, um ihn Wally zuzuschnippen und dabei seine übliche Bemerkung zum Thema zu machen, aber da Wally es an seiner Stelle sagte, mußte er mit der Bewegung seiner schnippenden Hand innehalten. Den Gummi brachte er nicht zum Vorschein.

»Wen hast du dick gemacht?« fragte Herb statt dessen.

Wally korrigierte ihn. »Ich habe nicht gesagt, ich hätte jemanden dick gemacht. Ich habe dich gefragt, was du tun würdest – *falls.*«

Herb Fowler enttäuschte Wally. Alles, was er wußte, war eben dieser mysteriöse Parkplatz in Cape Kenneth – etwas über eine Augenbinde, einen Metzger und fünfhundert Dollar.

»Vielleicht weiß Meany Hyde etwas«, fügte Herb hinzu. »Warum fragst du nicht Meany, was er tun würde, falls er jemanden dick gemacht hätte?« Herb Fowler lächelte Wally an – er war kein freundlicher Typ –, aber Wally tat ihm nicht den Gefallen. Wally lächelte einfach zurück.

Meany Hyde war ein freundlicher Mann. Er war mit einer Horde älterer Brüder aufgewachsen, die ihn ständig verprügelten und auch sonst mißhandelten. Seine Brüder hatten ihm den Spitznamen Meany angehängt – wahrscheinlich nur, um ihn zu verwirren. Meany war immer freundlich; er hatte eine freundliche Frau, Florence, die zu den Packhaus- und Apfelmarktfrauen gehörte; sie hatten so viele Kinder bekommen, daß Wally sich nicht an alle ihre Namen erinnern oder sie auseinanderhalten konnte, und darum konnte er sich nur schwer vorstellen, daß Meany Hyde überhaupt wußte, was eine Abtreibung ist.

»Meany hört immer nur zu«, sagte Herb Fowler zu Wally. »Hast du Meany noch nie beobachtet? Er tut nichts anderes als zuhören.«

Also ging Wally zu Meany Hyde. Meany war eben dabei, die Preßbretter für die Ciderpresse einzuwachsen; er war überhaupt verantwortlich für die Ciderpresse, und wegen seiner netten Art war er oft auch verantwortlich dafür, die Arbeiten im Ciderhaus zu beaufsichtigen – einschließlich der Wanderarbeiter, die während der Ernte im Ciderhaus wohnten. Olive gab sich alle Mühe, Herb Fowler in angemessener Entfernung von den armen Wanderarbeitern zu halten; Herb hatte keinen so liebenswürdigen Charakter.

Wally schaute Meany Hyde eine Weile beim Einwachsen zu. Der scharfe, aber saubere Duft des fermentierten Ciders und der alten Cideräpfel war an feuchten Tagen besonders stark, aber Meany schien er angenehm zu sein; Wally störte er auch nicht.

»Sag mal, Meany«, fing Wally nach einer Weile an.

»Ich dachte schon, du hättest meinen Namen vergessen«, sagte Meany fröhlich.

»Meany, was weißt du über Abtreibungen?« fragte Wally.

»Ich weiß, daß es eine Sünde ist«, sagte Meany Hyde, »und ich weiß, daß Grace Lynch eine hatte – und in ihrem Fall habe ich Verständnis für sie – falls du weißt, was ich meine.«

Grace Lynch war Vernon Lynchs Frau; Wally – und jeder andere – wußte, daß Vernon sie schlug. Sie hatten keine Kinder; es hieß, das käme davon, daß Vernon Grace so sehr geschlagen hatte, daß ihre Fortpflanzungsorgane (wie Homer Wells sie kannte) Schaden genommen hatten. Während der Ernte, wenn der Apfelmarkt geschäftig summte, machte Grace beim Kuchenbacken mit. Wally fragte sich, ob sie heute arbeitete. An den schönen Tagen im Frühling gab es viel zu tun in den Obstgärten; aber wenn es regnete, blieb nur Anstreichen oder Putzen, oder man konnte das Ciderhaus aufräumen, um es für die Ernte bereit zu haben.

Es war typisch für Meany Hyde, daß er die Bretter der Presse zu früh einwachste. Er würde sie noch einmal einwachsen müssen, kurz bevor es Zeit für die erste Pressung war. Aber Meany mochte das Anstreichen und Putzen nicht, und wenn es regnete, konnte er ganze Tage an seiner geliebten Ciderpresse hantieren.

»Wer, glaubst du denn, braucht eine Abtreibung, Wally?« fragte Meany Hyde.

»Der Bekannte eines Freundes von mir«, sagte Wally, was Herb Fowler zu seinem nächsten Gummigeschoß verleitet hätte, aber Meany war freundlich – er fand keinen Spaß am Pech anderer Leute.

»Es ist eine Schande, Wally«, sagte Meany. »Ich glaube, du solltest mit Grace darüber sprechen – aber sprich sie nicht an, wenn Vernon in der Nähe ist.«

Das brauchte man Wally nicht zu sagen. Zu oft hatte er die blauen Flecken an Grace Lynchs Oberarmen gesehen,

wo Vernon sie gepackt und geschüttelt hatte. Einmal hatte er sie an den Armen gepackt und zu sich her gerissen, dabei den Kopf gesenkt, um ihn ihr ins Gesicht zu stoßen. Was er, wie Wally wußte, wirklich gemacht hatte, denn Senior hatte den Zahnarzt für Grace bezahlt (Senior und Olive hatte sie erzählt, sie wäre die Treppe hinuntergefallen). Vernon hatte vor einigen Jahren in dem Obstgarten, der Old Trees hieß, auch einen der schwarzen Wanderarbeiter zusammengeschlagen. Die Männer hatten sich Witze erzählt, und der Schwarze hatte auch einen Witz erzählt. Vernon konnte es nicht leiden, daß ein schwarzer Mann Witze erzählte, die mit Sex zu tun hatten – er hatte Wally sogar erzählt, daß man die Schwarzen daran hindern sollte, Sex zu machen.

»Sonst wird es bald«, hatte Vernon erklärt, »zu viele von ihnen geben.«

Im Obstgarten namens Old Trees hatte Vernon den Mann von seiner Leiter geschubst, und als der Mann sich wieder hochrappelte, hielt Vernon ihn an beiden Armen fest und stieß ihn immer wieder ins Gesicht, immer und immer wieder, bis Everett Taft, einer der Vorarbeiter, und Ira Titcomb, der Bienenhalter, dazwischengingen und Vernon ruhigstellten. Der Schwarze mußte mit über zwanzig Stichen an Mund, Lippen und Zunge genäht werden; jeder wußte, daß Grace Lynch nicht die Treppe hinuntergefallen war.

Eigentlich hätte Vernon Meanys Namen tragen sollen, oder einen noch schlimmeren.

»Wally«, bat Meany ihn, als er das Ciderhaus verließ, »erzähle Grace nicht, daß ich dir gesagt habe, du sollst sie fragen.«

Also ging Wally Grace Lynch aufsuchen. Er fuhr im Transporter über einen verschlammten Hohlweg durch den

Obstgarten namens Frying-Pan, der mit gutem Grund so hieß, denn er lag in einem Tal, wo es im Sommer bei der Arbeit unerträglich heiß wurde. Nur im Doris, einem Obstgarten, den irgendwer nach seiner Frau benannt hatte, war es noch schlimmer. Er fuhr zu Gebäude Nummer zwei (es war einfach das zweite Gebäude zur Aufbewahrung der größeren Fahrzeuge; die Sprinkler wurden in Nummer zwei untergestellt, weil das Gebäude abgelegener war und weil die Sprinkler – und die zugehörigen Chemikalien – stanken). Vernon Lynch lackierte dort; er hatte eine Spritzpistole mit einer langen, nadelförmigen Düse und sprühte eine frische Schicht Apfelrot auf den 500-Gallonen-Hardie-Sprinkler. Vernon trug eine Atemmaske, um sich vor den Farbdämpfen zu schützen (die gleiche Maske, wie die Männer sie trugen, wenn sie die Bäume spritzten), und er hatte seine Schlechtwettersachen an – den Overall aus Ölzeug. Irgendwie wußte Wally, daß es Vernon war, obwohl kein einziger Gesichtszug von Vernon zu sehen war. Vernon hatte so eine unverkennbare Art, seine Arbeit buchstäblich in Angriff zu nehmen, und Wally fand, daß Vernon den Hardie lackierte, als ob er mit einem Flammenwerfer hantiere.

Wally fuhr weiter; er wollte Vernon lieber nicht fragen, wo seine Frau heute arbeitete. Wally schauderte bei dem Gedanken an einige von Vernons gehässigen Antworten.

In dem – außerhalb der Saison – leeren Apfelmarkt standen drei Frauen, die Zigaretten rauchten und schwatzten. Sie hatten nicht viel zu tun; und als sie den Sohn des Chefs kommen sahen, ließen sie weder ihre Kaffeebecher fallen, noch traten sie ihre Zigaretten aus oder zerstreuten sich in verschiedene Richtungen. Sie rückten nur ein wenig voneinander ab und lächelten Wally dämlich an.

Florence Hyde, Meanys Frau, tat nicht einmal so, als ob

sie mit irgend etwas beschäftigt wäre: Sie zog an ihrer Zigarette und rief Wally zu: »Hi, Schätzchen!«

»Hi, Florence«, sagte Wally lächelnd.

Die dicke Dot Taft, die in jener Nacht, als Senior Ira Titcombs Bienenkörbe umgeschmissen hatte, wie durch ein Wunder eine ganze Meile weit gerannt und dauernd gestochen worden war, legte ihre Zigarette ab und hob eine leere Kiste hoch; dann stellte sie die Kiste wieder hin und überlegte, wo sie ihren Besen gelassen hatte. »Hi, Hübscher«, begrüßte sie Wally fröhlich.

»Was gibt's Neues?« fragte Wally die Frauen.

»Nichts Neues hier«, sagte Irene Titcomb, Iras Frau. Sie lachte und wandte ihr Gesicht ab. Sie lachte immer – und wandte dabei die Gesichtshälfte mit dem Brandmal ab, als träfe sie einen zum erstenmal und könnte die Narbe verheimlichen. Der Unfall war vor Jahren passiert, und alle in Heart's Haven und Heart's Rock hatten Irene Titcombs Narbe längst gesehen und wußten haargenau, wie es dazu gekommen war.

Eines Nachts hatte sich Ira Titcomb mit Ölfackel und Schrotflinte in seinen Garten gesetzt; irgend jemand war an seinen Bienenstöcken gewesen – wahrscheinlich ein Bär oder ein Waschbär. Irene wußte wohl, daß Ira die ganze Nacht draußen bleiben wollte, und war doch überrascht, als sie wach wurde und ihn rufen hörte. Er stand auf dem Rasen und winkte mit der brennenden Fackel unter ihrem Fenster; das einzige, was sie sah, war die Fackel. Er bat sie, ihm doch Spiegeleier mit Speck zu machen, falls sie nichts dagegen hätte, denn vor lauter Warten auf was immer er zu schießen vorhatte, war er hungrig geworden.

Irene summte vor sich hin und schaute dem Speck beim Braten zu, als Ira ans Küchenfenster kam und an die Schei-

be pochte, um zu sehen, ob das Essen fertig war. Darauf, daß Ira in seinem Imkeranzug aus dem Dunkel auftauchte und mit der Fackel in den Händen in das schwache Licht vor dem Küchenfenster trat, war Irene nicht gefaßt gewesen. Schon oft hatte sie ihren Mann in seinem Imkeranzug gesehen, aber daß er ihn tragen würde, während er einem Bären oder Waschbären auflauerte, hatte sie nicht erwartet. Nie hatte sie gesehen, wie der Anzug im Feuerschein glänzte oder bei Nacht.

Ira hatte ihn angezogen, weil seine Schrotladung vielleicht einen der Stöcke durchlöchern würde und ein paar Bienen herausfliegen könnten. Er hatte nicht die Absicht gehabt, seine Frau zu erschrecken, aber die arme Irene blickte aus dem Fenster und sah etwas, was sie für eine flammendweiße Erscheinung hielt! Kein Zweifel, *das* war's, was sich an den Bienenstöcken zu schaffen gemacht hatte! Der Geist eines Imkers aus längst versunkenen Tagen! Wahrscheinlich hatte er den armen Ira getötet und war jetzt hinter ihr her! Die Bratpfanne flog in ihren Händen hoch und verspritzte das heiße Schinkenfett über ihr Gesicht. Irene hatte Glück, daß sie ihr Augenlicht nicht einbüßte. Oh, diese Haushaltsunfälle! Sie können einen wahrlich übel erwischen.

»Was willst du, Langer?« fragte Big Dot Taft. Die Apfelmarktfrauen hänselten Wally und flirteten ständig mit ihm; sie fanden ihn großartig und sehr spaßig, und diese drei kannten ihn seit er ein kleiner Junge war.

»Er will uns auf eine Spazierfahrt mitnehmen!« schrie Irene Titcomb, immer noch lachend – mit abgewandtem Gesicht.

»Ach, nimmst du uns mit ins Kino, Wally?« fragte Florence Hyde.

»O Gott, was würde ich nicht für dich tun, Wally«, sagte Dot Taft, »wenn du mich ins Kino einladen wolltest!«

»Willst du uns nicht glücklich machen, Wally«, fragte ihn Florence, leicht quengelnd.

»Vielleicht wird Wally uns *feuern*!« kreischte Irene Titcomb, und das gab den dreien den Rest. Dot Taft lachte so schallend, daß Florence Hyde am falschen Ende ihrer Zigarette zog und zu husten anfing, was Dot noch lauter losprusten ließ.

»Ist Grace heute hier?« fragte Wally beiläufig, als die Frauen sich wieder beruhigt hatten.

»O Gott, er will Grace!« sagte Dot Taft. »Was hat sie denn, was wir nicht hätten?«

Blaue Flecken, dachte Wally. Gebrochene Knochen, falsche Zähne – sicherlich echte Schmerzen und Qualen.

»Ich will sie nur etwas fragen«, sagte Wally mit schüchternem Lächeln – seine Schüchternheit war wohlerwogen, sein Verhalten gegenüber den Marktfrauen ausgesprochen gewandt.

»Ich wette, sie wird nein sagen«, kicherte Irene Titcomb.

»Nein, zu Wally sagt jede ja«, hänselte Florence Hyde.

Wally ließ das Gelächter verebben.

Dann sagte Dot Taft: »Grace putzt den Backofen.«

»Danke, meine Damen«, sagte Wally mit einer Verbeugung, verteilte Kußhände und ging rückwärts hinaus.

»Du bist schlimm, Wally«, rief Florence Hyde ihm zu. »Du bist nur gekommen, um uns eifersüchtig zu machen.«

»Diese Grace muß einen heißen Ofen haben«, sagte Dot Taft und entfesselte abermals Gelächter und Hustenanfälle.

»Brenn dir nichts an, Wally«, rief Irene Titcomb ihm noch hinterher, und er verließ die Marktfrauen, die nun in höherer Tonlage als vorher weiterschwatzten und rauchten.

Daß Grace Lynch die schlechteste Arbeit für einen Regentag erwischt hatte, überraschte Wally nicht. Die anderen Frauen hatten Mitleid mit ihr, aber sie war eben keine von ihnen. Sie stand abseits, als fürchtete sie sich vor allen, als könnte jeder plötzlich auf sie losgehen und sie so arg verprügeln wie Vernon, als hätten ihr die vielen Schläge in ihrem Leben den nötigen Sinn für Humor geraubt, um von gleich zu gleich mit Florence und Irene Klatschgeschichten auszutauschen.

Grace Lynch war viel magerer und ein bißchen jünger als diese Frauen; ihre Magerkeit fiel auf unter den gewöhnlichen Marktfrauen. Sogar Herb Fowlers Freundin (Drückmich-Louise) war kräftiger als Grace, und Debra Pettigrew, Dot Tafts kleine Schwester – die in der Kuchensaison, wenn das Fließband zum Packhaus auf vollen Touren lief, ganz gewöhnlich arbeitete –, selbst Debra hatte mehr Fleisch am Leibe als Grace.

Und seit sie neue Zähne verpaßt bekommen hatte, preßte Grace ihre Lippen noch verbissener zusammen als früher; eiserne Konzentration lag in der schmalen Linie ihres Mundes. Wally konnte sich nicht erinnern, daß er Grace Lynch jemals hatte lachen sehen – und irgendeine Form von Lachenkönnen war nötig, um die Langeweile im Leben der Apfelmarktfrauen erträglich zu machen. Grace war einfach der geprügelte Hund unter ihnen. Sie sah nicht so aus, als fände sie Gefallen am Kuchenessen – oder überhaupt an irgendwelchem Essen. Sie rauchte nicht, und damals, 194–, rauchte jeder – sogar Wally. Sie war lärmempfindlich und zuckte zusammen, wenn sie in die Nähe von Maschinen kam.

Wally hoffte, daß sie lange Ärmel tragen würde, damit er die blauen Flecken an ihren Armen nicht sehen müßte, aber

als Wally sie fand, steckte sie tief in einem der hinteren Fächer des Backofens; sie trug ein langärmeliges Hemd, hatte aber beide Ärmel bis über die Ellbogen aufgekrempelt, um das Hemd einigermaßen vor der Ofenschwärze zu schützen. Wally überraschte sie, mit dem Kopf und dem halben Oberkörper im Ofen, und Grace stieß einen spitzen Schrei aus und knallte, als sie vor Schreck zurückfuhr, mit einem Ellbogen gegen die Türangel.

»Tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe, Grace«, sagte Wally rasch – es war schwer, in Graces Nähe zu kommen, ohne daß sie irgendwo anstieß. Sie sagte nichts; sie rieb sich den Ellbogen; sie verschränkte ihre mageren Arme, um ihre sehr winzigen Brüste zu verstecken, oder fuchtelte wild in der Luft herum, um ihre blauen Flecken zu verbergen. Sie wollte Wally nicht in die Augen sehen; so ausgeglichen Wally auch war, verspürte er stets eine furchtbare Anspannung, wenn er mit ihr zu sprechen versuchte; er hatte das Gefühl, sie könnte plötzlich wegrennen oder sich genausogut auf ihn stürzen – mit vorgereckten Krallen oder um ihn mit stoßender Zunge zu küssen.

Er überlegte, ob sie seinen unvermeidlich tastenden Blick nach den neuen blauen Flecken auf ihrem Körper als sexuelles Interesse mißdeutete; vielleicht war das ja eine Ursache für die Schwierigkeiten zwischen ihnen.

»Die arme Frau ist einfach verrückt«, hatte Ray Kendall einmal zu Wally gesagt; vielleicht war das alles.

»Grace?« fragte Wally, und Grace zitterte. Sie drückte einen Ballen Stahlwolle so fest zusammen, daß die schmutzige Seifenlauge an ihrem Arm hinabrann und ihr Hemd an der Taille und ihre grobe Arbeitshose über der knochigen Hüfte feucht wurde. Ein einzelner Zahn, wahrscheinlich ein falscher, trat aus ihrem Mund hervor und kniff ein winziges

Stück ihrer Unterlippe. »Ähm, Grace«, sagte Wally. »Ich habe ein Problem.«

Sie starrte ihn an, als erschreckte sie diese Nachricht mehr als alles, was sie je gehört hatte. Sie schaute schnell weg und sagte: »Ich mache den Ofen sauber.« Wally dachte, er müßte sie festhalten, damit sie nicht auf der Stelle in den Ofen zurückkroch. Plötzlich wurde ihm klar, daß seine Geheimnisse – daß überhaupt jedes Geheimnis – bei Grace Lynch ganz sicher waren. Es gab absolut nichts, was sie zu erzählen gewagt hätte, und niemanden in ihrem Leben, dem sie es hätte erzählen können – selbst wenn sie sich getraut hätte.

»Candy ist schwanger«, sagte Wally zu Grace, die wankte, als sei Wind aufgekommen – oder als hätten die starken Ammoniakdämpfe des Ofenreinigers sie überwältigt. Wieder schaute sie Wally an, aus kugelrunden Kaninchenaugen.

»Ich brauche einen guten Rat«, sagte Wally zu ihr. Er dachte daran, daß für Grace, wenn Vernon Lynch ihn hier mit ihr sprechen sähe, wahrscheinlich die nächste Tracht Prügel ins Haus stand. »Bitte, sage mir nur, was du weißt, Grace.« Grace Lynch spuckte aus zwischen ihren sehr schmalen Lippen. »Saint Cloud's«, zischte sie; es war ein lautes Flüstern. Wally dachte, daß das der Name eines Mannes wäre – vielleicht eines Heiligen? Oder so etwas wie der Spottname für einen besonders schlimmen Abtreiber – St. Cloud's! Grace Lynch war wirklich kein Glückspilz. Falls sie bei einem Abtreiber gewesen war – mußte es nicht der allerschlimmste gewesen sein, den man sich nur vorstellen konnte?

»Ich weiß nicht, wie der Doktor heißt«, gestand Grace, immer noch flüsternd, und sah Wally nicht mehr an – sie sollte ihn nie wieder ansehen. »Der Ort heißt St. Cloud's,

und der Doktor ist gut – er ist so freundlich, er macht es richtig.« Für sie war das nahezu eine Predigt – zumindest eine Ansprache. »Aber laß sie nicht alleine fahren – ja, Wally?« sagte Grace und streckte tatsächlich den Arm nach ihm aus – zuckte aber sofort zurück, nachdem sie ihn berührt hatte, als ob Wallys Haut mindestens so heiß wäre wie der Backofen, wenn er aufgeheizt war.

»Nein, natürlich lasse ich sie nicht allein fahren«, versprach Wally.

»Frag nach dem Waisenhaus, wenn du aus dem Zug steigst«, sagte Grace. Sie kletterte in den Ofen zurück, bevor er ihr danken konnte.

Grace Lynch war allein nach St. Cloud's gefahren. Vernon hatte nichts davon gewußt, sonst hätte er sie wahrscheinlich dafür verprügelt. Aber weil sie über Nacht weggeblieben war, hatte er eben das als willkommenen Grund genommen, um sie zu verprügeln. Für seine Verhältnisse war es wohl eine fast schon harmlose Tracht Prügel gewesen.

Grace war am frühen Abend eingetroffen, kurz nach Einbruch der Dunkelheit; wie üblich, war sie nicht bei den Schwangeren untergebracht worden; sie war so zappelig gewesen, daß Dr. Larchs Beruhigungsmittel nicht viel ausrichtete, und sie hatte die Nacht hindurch wach gelegen und auf alles gelauscht. Es war vor Homers Lehrzeit gewesen, so daß Homer, sollte er sie gesehen haben, sich nicht an sie erinnern würde und Grace Lynch, sollte sie – eines Tages – Homer Wells zu Gesicht bekommen, ihn nicht wiedererkennen würde.

Es war eine normale Ausschabung zu einem sicheren Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft gewesen, ohne Komplikationen – außer in ihren Träumen. Es hatte nie irgendwelche

ernsthaften Komplikationen im Anschluß an eine Abtreibung gegeben, die Dr. Larch je ausführte, und keine bleibenden Schäden – außer etwas Innerliches und so sehr die Seele betreffend, daß Dr. Larch dafür nicht verantwortlich sein konnte.

Dennoch – und obwohl Schwester Edna und Schwester Angela ihr das Gefühl gegeben hatten, willkommen zu sein, und Larch, wie Grace Wally erzählte, freundlich gewesen war – dachte Grace Lynch ungern an St. Cloud's zurück. Nicht so sehr wegen ihrer eigenen Erfahrung oder ihres Kummers als vielmehr wegen der Atmosphäre des Ortes in jener langen Nacht, als sie wach gelegen hatte. Feuchtschwere Luft lastete auf ihr, der unruhige Fluß roch nach Tod, die Schreie der Babys waren unheimlicher als Schreie von Eistauchern – und die Eulen riefen, und jemand pinkelte, und jemand wanderte umher. Da war eine ferne Maschine (die Schreibmaschine) und ein Schrei aus einem anderen Gebäude, ein einziger langgezogener Klagelaut (möglicherweise war das Melony gewesen).

Als Wally wieder fort war, brachte Grace es nicht mehr fertig, den Ofen weiterzuputzen. Sie fühlte sich hundeelend – es war wie die Krämpfe, die sie damals gehabt hatte. Sie ging hinaus in den Apfelmarkt und bat die Frauen, die Arbeit am Ofen zu übernehmen; sie fühle sich einfach nicht gut, sagte sie. Niemand neckte Grace. Die dicke Dot Taft fragte noch, ob sie nach Hause gefahren werden wolle, und Irene Titcomb und Florence Hyde (die ohnehin nichts zu tun hatten) wollten den Ofen »im Handumdrehen« erledigen, wie man in Maine sagt. Grace Lynch ging Olive Worthington suchen und erzählte ihr, daß sie sich nicht wohl fühle und früher nach Hause wolle.

Olive reagierte wie immer verständnisvoll und mitfüh-

lend; als sie Vernon Lynch später sah, schaute sie ihn böse an – böse genug, daß Vernon sich unbehaglich fühlte. Er putzte eben die Düse der Spritzpistole unten bei Nummer zwei, als Olive in dem ausgebleichten Transporter vorbeirollte. Olive warf Vernon einen solchen Blick zu, daß er für einen Moment dachte, sie hätte ihn gefeuert und wolle ihm das allein durch diesen Blick mitteilen. Aber der Gedanke verflog rasch, wie die Gedanken bei Vernon Lynch zumeist verflogen. Er betrachtete die Schlammspuren, die Olives Transporter hinterlassen hatte, und sagte einen waschechten Vernon-Lynch-Satz. »Leck mich am Arsch, du reiche Schlampe!« Dann putzte er die Düse der Spritzpistole weiter.

An diesem Abend saß Wally mit Candy auf Ray Kendalls Dock und erzählte ihr das wenige, was er über St. Cloud's wußte. Er wußte zum Beispiel nicht, daß es da einen Apostroph gab. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich in Harvard zu bewerben; seine Noten waren noch nicht einmal gut genug für Bowdoin; an der University of Maine, wo er halbherzig im Hauptfach Botanik studierte, hatte er keine Grammatik gelernt.

»Ich wußte nur, daß es ein Waisenhaus ist«, sagte Candy.

Ihnen beiden war klar, daß sie für ihr Ausbleiben über Nacht keine gute Ausrede erfinden konnten, also lieh sich Wally für einen Tag Seniors Cadillac aus; sie würden sehr früh morgens aufbrechen müssen und kämen am gleichen Abend noch zurück. Wally erzählte Senior, daß es die beste Jahreszeit sei, um die Küste zu erkunden und vielleicht ein Stückchen ins Hinterland zu fahren; an der Küste würde es bald wimmeln von Touristen, je näher der Sommer kam, und das Hinterland würde zu heiß werden für eine angenehme Fahrt.

»Ich weiß, es ist ein Arbeitstag«, sagte Wally zu Olive. »Was macht schon ein Tag, Mom? Ich möchte nur mit Candy eine kleine Spritztour machen – nur ein freier Tag.«

Olive fragte sich, ob aus Wally jemals etwas werden würde.

Ray Kendall hatte seine eigene Arbeit, um die er sich kümmern mußte. Er wußte, Candy würde glücklich sein, mit Wally eine Spazierfahrt zu machen. Wally war ein guter Fahrer – ein bißchen schnell –, und der Cadillac, das wußte Ray besser als jeder andere, war ein sicheres Auto. Schließlich brachte er ihn immer in Ordnung.

Am Abend vor ihrem Ausflug gingen Candy und Wally früh ins Bett, aber beide lagen sie die ganze Nacht wach. Wie die meisten wahrhaft liebenden jungen Paare machte jeder sich Sorgen über die Auswirkung dieser Erfahrung auf den anderen. Wally befürchtete, daß eine Abtreibung Candy unglücklich machen könnte oder auch befangen beim Sex. Und Candy hatte Angst, daß Wallys Gefühle für sie hinterher nicht mehr dieselben sein würden.

In jener Nacht schliefen auch Wilbur Larch und Homer Wells nicht. Larch saß in Schwester Angelas Büro an der Schreibmaschine; durch das Fenster sah er Homer Wells draußen mit einer Öllampe in der Dunkelheit umhergehen. Was ist jetzt wieder los, fragte sich Larch und ging nachsehen, was Homer machte.

»Ich konnte nicht schlafen«, sagte Homer zu Larch.

»Was ist's denn diesmal?« fragte Larch Homer.

»Vielleicht nur eine Eule«, sagte Homer Wells. Die Öllampe strahlte nicht sehr weit in die Dunkelheit, und es wehte ein für St. Cloud's ungewöhnlich starker Wind. Als der Wind die Lampe ausblies, sahen der Doktor und sein Assistent, daß ein Lichtschein aus dem Fenster von Schwe-

ster Angelas Büro fiel und sie von hinten anleuchtete. Es war das einzige Licht meilenweit im Umkreis, und es machte ihre Schatten riesengroß. Larchs Schatten reichte über das öde, unbepflanzte Grundstück, die kahle Hügelflanke hinauf bis zu dem schwarzen Wald. Homer Wells' Schatten streifte den dunklen Himmel. Erst jetzt bemerkten die beiden Männer, daß Homer größer geworden war als Dr. Larch.

»Verdammt will ich sein«, murmelte Larch und breitete die Arme aus, so daß sein Schatten wie ein Magier aussah, der etwas hervorzaubern will. Larch flatterte mit den Armen wie eine große Fledermaus. »Sieh!« sagte er zu Homer. »Ich bin ein Zauberer!«

Auch Homer Wells, der Zauberlehrling, flatterte mit den Armen.

Der Wind war sehr stark und frisch. Keine feuchte Schwere lag in der Luft über St. Cloud's; die Sterne leuchteten hell und kalt; die Erinnerung an Zigarrenrauch und Sägemehl fehlte in dieser neuen Luft.

»Fühlen Sie diesen Wind«, sagte Homer Wells; vielleicht hielt der Wind ihn aufrecht.

»Er kommt vom Meer«, sagte Wilbur Larch; er schnupperte – tief – nach Spuren von Salz. Es war eine seltene Seebrise, dessen war Larch sich sicher.

»Woher auch immer, er tut gut«, beschloß Homer.

Beide Männer standen da und hielten die Nase in den Wind. Jeder dachte: Was wird aus mir werden?

# 5

# *Homer bricht ein Versprechen*

Der Bahnhofsvorsteher von St. Cloud's war ein einsamer, unsympathischer Mann – ein Opfer von Postversandkatalogen und einer ausgesprochen spleenigen Sekte, die ihre Religion per Postversand verbreitete. Ihre Zeitschrift, die ungefähr das Format von Comicheften hatte, wurde monatlich zugestellt; auf der Titelseite der Ausgabe vom letzten Monat zum Beispiel war ein wie ein Soldat gekleidetes Skelett abgebildet gewesen; es flog auf einem geflügelten Zebra über ein Schlachtfeld, das irgendwie an die Schützengräben im Ersten Weltkrieg erinnerte. Die anderen Postversandkataloge waren von der eher üblichen Sorte, doch der Bahnhofsvorsteher litt derart unter seinen abergläubischen Vorstellungen, daß sich in seinen Träumen die Bilder aus den Sektenblättchen häufig mit den Haushaltsgeräten, Stillbüstenhaltern, Klappstühlen und Riesenzucchinis vermischten, die er in den Katalogen angepriesen sah.

Daher war es für ihn nichts Ungewöhnliches, von nächtlichen Horrorvisionen aus dem Schlaf gerissen zu werden, in denen Särge aus einem Bilderbuchgarten emporschwebten – Leichen, die sich, umgeben von preisgekröntem Gemüse, in die Lüfte erhoben. Ein Katalog war ausschließlich diversem Angelzubehör gewidmet; so zeigten sich die Leichen des Bahnhofsvorstehers denn auch häufig in Gummistiefeln oder mit Angelruten und Käschern in der Hand. Und dann gab es noch die Wäschekataloge, in denen Büstenhalter und Strapsgürtel feilgeboten wurden. Vor allem

die fliegenden Toten in Büstenhaltern und Strapsgürteln jagten dem Bahnhofsvorsteher Angst ein.

Am bescheuertsten an der Religion per Postversand war, daß sie hartnäckig behauptete, es gäbe immer mehr ruhelose, heimatlose, unerlöste Tote; in dichter besiedelten Gegenden der Welt als St. Cloud's, so glaubte der Bahnhofsvorsteher, wimmelte es am Himmel von diesen unglücklichen Seelen. Die Ankunft von Dr. Larchs »Clara« paßte verhängnisvoll in die nächtlichen Horrorvisionen des Bahnhofsvorstehers und war mit schuld daran, daß er bei Ankunft jedes neuen Zuges besonders niedergeschlagen wirkte – auch wenn Larch dem Schwachkopf beteuert hatte, daß die nächsten ein bis zwei Jahre keine neuen Leichen mehr ankommen würden.

Für den Bahnhofsvorsteher war die Vorstellung vom Jüngsten Gericht etwas so Konkretes wie das Wetter. Den ersten Zug am frühen Morgen haßte er am meisten: den Milchzug mit den schweren Kannen, die bei jedem Wetter beschlagen waren. Die leeren Kannen, die auf den Zug gebracht wurden, erzeugten eine Art Totengeläut und einen hohlen, hallenden Klang, wenn sie gegen den hölzernen Bahnsteig knallten oder die eisernen Stufen hinaufgereicht wurden. Der erste Zug am Morgen war auch der Postzug; der Bahnhofsvorsteher war zwar begierig auf neue Kataloge, aber Angst vor der Post (beziehungsweise vor dem, was sie ihm bringen mochte) hatte er trotzdem: wenn schon keine in Balsamierungsflüssigkeit schwappende Leiche, dann zumindest die allmonatliche Mahnung seiner Postversandreligion, das Jüngste Gericht stehe bald bevor (immer noch eher als beim letztenmal erwartet und stets mit noch entsetzlicherer Wucht). Der Bahnhofsvorsteher lebte dafür, sich in Angst und Schrecken versetzen zu lassen.

Ein Loch in einer Tomate konnte bewirken, daß er sich noch mehr in seine frühmorgendlichen fieberhaften Betanfälle hineinsteigerte; tote Tiere ließen ihn (unabhängig von der Todesursache) erbeben – er fürchtete, daß die Seelen der Wesen die Luft verstopften, die er zum Atmen brauchte, oder daß sie in seinen Körper einfahren könnten. (Gewiß trugen sie zu seiner Schlaflosigkeit bei, denn der Bahnhofsvorsteher war schon ebenso lange schlaflos wie Wilbur Larch und Homer Wells, allerdings ohne alle Jugend, Bildung oder Äther.)

Diesmal hatte ihn bestimmt der Wind geweckt; etwas, vielleicht eine Fledermaus, war aus der Bahn geweht und gegen sein Haus geworfen worden. Ein fliegendes Tier mußte gegen seine Hauswand geprallt und gestorben sein, und nun kreiste seine Seele draußen umher und begehrte wütend Einlaß. Der Wind, der durch die Speichen am Fahrrad des Bahnhofsvorstehers strich, stöhnte plötzlich auf. Ein abrupter Windstoß warf das Fahrrad von seinem Kickständer; es schepperte auf den Ziegelweg, sein Daumenglöckchen klingelte schwach, als ob eine der rastlosen Seelen dieser Welt bei dem Versuch gescheitert sei, es zu stehlen. Der Bahnhofsvorsteher richtete sich im Bett auf und schrie.

Das Sektenblättchen empfahl Schreien als einen möglichen, wenn auch nicht sicheren Schutz vor heimatlosen Seelen. Tatsächlich blieb der Schrei des Bahnhofsvorstehers nicht ohne Wirkung; er gellte so laut, daß eine Taube von der Dachrinne des Hauses aufflog und (weil keine Taube gern nachts fliegt) geräuschvoll über das Dach des Bahnhofsvorstehers hüpfte und trippelte, auf der Suche nach einem ruhigeren Plätzchen. Der Bahnhofsvorsteher lag auf dem Rücken und starrte in sein Dach hinauf, als könnte die

wandernde Seele jeden Augenblick auf ihn herabstoßen. Das Gurren der Taube konnte nur der Schrei eines weiteren gepeinigten Sünders sein. Der Bahnhofsvorsteher stand auf und spähte aus seinem Schlafzimmerfenster hinaus auf den schmalen, vom Nachtlicht schwach beleuchteten Gemüseacker, den er vor kurzem umgegraben hatte. Die frische Erde entsetzte ihn, weil der Acker für ihn so aussah wie ein frisches Grab. Sie jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er sich schnell anzog und nach draußen stapfte.

Denn seine Postversandreligion hatte ihn auch gelehrt, daß die Seelen der Toten nicht in einen Körper einfahren können, der sich bewegt. Vor allem durfte man sich nicht im Schlaf überraschen lassen oder auch nur stillstehen. Und darum machte sich der Bahnhofsvorsteher flotten Schrittes und unerschrocken auf den Weg nach St. Cloud's. Drohend brummte er gegen die angeblichen Gespenster, die er überall erblickte. »Geht weg«, knurrte er – bei diesem Gebäude, bei jenem Geräusch, bei jedem unvertrauten Schatten. Ein Hund kläffte in einem Haus. Der Bahnhofsvorsteher überraschte einen Waschbär, der sich an einer Mülltonne zu schaffen machte, aber lebende Tiere störten ihn nicht; er zischte den Waschbär an und war zufrieden, als dieser zurückzischte. Um das verlassene Gebäude, wo dieser fette Alptraum von einem Mädel aus dem Waisenhaus so viel Schaden angerichtet hatte, machte er einen weiten Bogen. In *solchen* Gebäuden, das wußte er, waren die verlorenen Seelen besonders zahlreich und grimmig.

In der Umgebung des Waisenhauses fühlte er sich sicherer. Vor Dr. Larch hatte der Bahnhofsvorsteher zwar einen Heidenrespekt, doch an Kindern und deren mutmaßlichen Seelen ließ er seine Wut aus. Wie die meisten Leute, die sich leicht ins Bockshorn jagen lassen, entwickelte sich der

Bahnhofsvorsteher, sowie er Oberwasser bekam, zum Tyrannen. »Verfluchte Gören«, brummte er, als er an der Mädchenabteilung vorbeikam. Er konnte nicht an die Mädchenabteilung denken, ohne sich auszumalen, was er diesem großen, dicken Grobian von einem Mädchen – der Zerstörerin, wie er sie nannte – alles antun wollte. Sie war mehr als eine nächtliche Horrorvision; häufig diente sie ihm im Traum als Mannequin für die Büstenhalter und Strapsgürtel. Er blieb nur kurz vor der Mädchenabteilung stehen und schnupperte, in der Hoffnung, den Duft von Melony, der Bautenzerstörerin, zu riechen – doch der Wind war zu stark; der Wind war überall. Wie ein Wind des Jüngsten Gerichts! dachte er und ging schnell weiter. Er wollte nicht so lange stehenbleiben, bis eine der schrecklichen Seelen in ihn einfuhr.

Er war auf der falschen Seite der Knabenabteilung, um das erleuchtete Fenster von Schwester Angelas Büro zu sehen, aber er konnte über das Gebäude sehen, zum Hügel hinauf, und konnte das Licht aus dem Fenster sehen, das den zerklüfteten, unbepflanzten Hügel beleuchtete. Es beunruhigte ihn, daß er nicht sehen konnte, woher das Licht kam; es war unheimlich, wie ein Licht von nirgendwo einen kahlen Hügel (bis hinauf zum schwarzen Waldrand) erglühen lassen konnte.

Der Bahnhofsvorsteher hätte heulen mögen über seine Ängstlichkeit, doch statt dessen verfluchte er sich; so viel von seinem Schlaf ging an die Furcht verloren, und der erste Zug kam schon so früh am Morgen. Den größten Teil des Jahres traf der Zug noch bei Dunkelheit ein. Und diese Frauen, die mit ihm kamen, manchmal … Den Bahnhofsvorsteher schauderte. Diese Frauen in ihren weiten Kleidern, und immer fragten sie, wo das Waisenhaus sei – man-

che von ihnen fuhren noch am gleichen Abend zurück, mit aschfahlen Gesichtern, ähnlich jenen aus seinen nächtlichen Horrorvisionen. Ähnlich auch wie Claras Gesicht, obschon der Bahnhofsvorsteher natürlich nicht wußte, daß sie Clara hieß. Er hatte nur einen einzigen, kurzen Blick auf Clara geworfen, und es schien ihm ungerecht, daß er sie seither so oft sehen mußte; und jedesmal sah er mehr von ihr – in seinen Träumen.

Als der Bahnhofsvorsteher etwas hörte, was – wie er dachte – Stimmen waren, spähte er über die Knabenabteilung hinweg, nach der beleuchteten Hügelflanke über St. Cloud's, und da sah er die hohen Schatten von Wilbur Larch und Homer Wells – der eine ragte bis an den dunklen Waldrand, der andere geradewegs in den Himmel. Die beiden Riesengestalten flatterten mit ihren riesigen, hügelumspannenden Armen; der Wind trug dem Bahnhofsvorsteher das Wort »Zauberer« zu! Und jetzt wußte er, daß er die ganze Nacht wandern, sogar rennen konnte – aber *nicht* entfliehen, diesmal nicht. Der letzte Gedanke des Bahnhofsvorstehers war, daß für ihn und alle Welt die letzte Stunde geschlagen hatte.

Am nächsten Morgen wühlte der Seewind St. Cloud's immer noch auf. Sogar Melony bemerkte ihn; ihre sonstige Verdrießlichkeit war vorübergehend wie weggeblasen – sie wachte nur mühsam auf, obwohl sie eine schlaflose Nacht hinter sich hatte. Ihr war, als wäre ein Tier die ganze Nacht auf dem Gelände der Mädchenabteilung umhergeschlichen und hätte, wahrscheinlich im Müll, gestöbert. Und sie hatte die zwei Frauen beobachtet, die noch vor dem Morgengrauen vom Bahnhof den Hügel heraufgeschritten waren. Die Frauen sprachen nicht miteinander – sie kannten sich

wahrscheinlich nicht; sicherlich hatte die eine die Umstände der anderen erraten. Die Frauen schritten mit gesenktem Kopf dahin. Sie waren beide zu warm angezogen für den Frühling; der Wind drückte die unförmigen Wintermäntel gegen die Körper der Frauen. Sie *sahen* nicht schwanger *aus*, stellte Melony fest; sie nahm sich vor, an ihrem Lieblingsfenster auf dem Posten zu sein, wenn die Frauen den Hügel hinunter zum Abendzug gingen. Schließlich gaben sie doch etwas fort, überlegte Melony, und entsprechend leicht sollten ihre Schritte auf dem Rückweg sein, vor allem, da es bergab ging. Aber jedesmal schritten die Frauen schwerer den Hügel hinab, als sie ihn heraufgeschritten waren – als sei ihnen etwas aufgebürdet worden, was sie nun mit sich fortschleppten. Ihr Gang war das genaue Gegenteil dessen, was man bei einer Frau erwartete, die wahrhaft aus- und saubergekratzt worden war.

Vielleicht nicht ganz so sauber, dachte Melony. Homer hatte ihr zwar nichts erzählt – doch gab es einen Kummer, den Melony nicht kannte? Wo immer ein Unrecht glimmte, ein Fehler aufleuchtete oder Verlust, verlorene Hoffnung oder grausame Entscheidungen drohten, die immer möglich waren – Melonys geschultes Auge sah und erkannte es.

Sie hatte noch keinen Fuß nach draußen gesetzt und doch eine Veränderung gewittert. Sie konnte die Leiche des Bahnhofsvorstehers nicht sehen; er war neben dem selten benutzten Lieferanteneingang zur Knabenabteilung ins Unkraut gefallen; das Spital hatte einen separaten Lieferanteneingang.

Auch Dr. Larch hätte aus seinem Fenster-zur-Welt, aus Schwester Angelas Büro, das Unkraut nicht sehen können, wo der Bahnhofsvorsteher lag und langsam erstarrte. An diesem Vormittag hatte Dr. Larch andere Sorgen als die ab-

geschiedene Seele des Bahnhofsvorstehers. Er hatte schon früher schlaflose Nächte gehabt; Seewind war selten, trotzdem hatte er ihn gespürt. In der Mädchenabteilung hatte es eine Rauferei gegeben, die ein paar Stiche an der Lippe eines Mädchens und an der Augenbraue eines anderen Mädchens erfordert hatte, doch Wilbur Larch machte sich wegen dieser Mädchen keine Sorgen. Homer Wells hatte an der Lippe ausgezeichnete Arbeit geleistet; Larch hatte sich um die Augenbraue gekümmert, bei der eher die Gefahr einer bleibenden Narbe bestand.

Und die zwei Frauen, die auf ihre Abtreibung warteten, waren beide in einem frühen Stadium ihrer Schwangerschaft und wirkten – laut Schwester Edna – robust und vernünftig. Bei einer fast fröhlichen Frau aus Damariscotta hatten eben die ersten Wehen eingesetzt, und alles verlief normal; sie hatte schon einmal entbunden, völlig routinemäßig, und darum erwartete Larch bei ihr keine Komplikationen. Homer sollte die Frau aus Damariscotta entbinden, weil es problemlos schien und weil die Frau, laut Schwester Angela, Homer besonders ins Herz geschlossen hatte; jedesmal, wenn er in ihre Nähe kam, hatte sie wie ein Wasserfall auf ihn eingeschwatzt.

Was also ist verkehrt? dachte Wilbur Larch. Oder, wo nicht verkehrt, so doch anders?

Was machte es, wenn die Post sich verspätete und der Speisesaal meldete, daß keine Milch geliefert worden war? Larch konnte nicht wissen (und es hätte ihn auch nicht gekümmert), daß auf dem Bahnhof alles drunter und drüber ging, weil der Bahnhofsvorsteher nicht da war; er wußte nicht, daß der Bahnhofsvorsteher vermißt wurde. Wilbur Larch konnte keinen Aufruhr unter den Seelen am Himmel über St. Cloud's entdecken. Bei seiner Arbeit, die er als sei-

ne Berufung empfand, konnte Dr. Larch nicht viel über die Seele nachdenken.

Vor diesem Morgen hatte Homer Wells noch keinen Anlaß gehabt, über die Seele nachzugrübeln. Ein Studium der Seele war nicht Teil seiner Ausbildung gewesen. Und weil der Raum, in dem Homer seine Studien an Clara trieb, keine Fenster hatte, konnte ihn weder der Bahnhofsvorsteher noch dessen Seele überraschen.

Dr. Larch hatte Homer aufgefordert, einen Fötus zur Autopsie vorzubereiten.

Eine Frau aus Three Mile Falls war erstochen worden, oder sie hatte sich selbst erstochen; in Three Mile Falls kam das öfter vor, doch die Frau war hochschwanger gewesen – und eine tote Frau von einem lebenden Baby zu entbinden war sogar für Dr. Larch etwas Ungewöhnliches. Er hatte versucht, das Kind zu retten, aber das Kind (oder vielmehr der Fötus) war einer der Stichwunden erlegen. Wie die Mutter, so war auch das Kind (beziehungsweise der Fötus) verblutet. Es wäre ein Junge geworden – das war nicht nur für Homer Wells, sondern sogar für ein ungeschultes Auge leicht erkennbar; wie immer man es bezeichnete, es war ein beinah voll entwickeltes Baby. Dr. Larch hatte Homer gebeten, ihm zu helfen, herauszufinden, *wie* oder *woran* der Fötus verblutet war.

Homer Wells hatte sich schon von Dr. Larch die Sternum-Schere ausgeborgt, als ihm klar wurde, daß er nur eine kräftige normale Schere brauchte, um das Brustbein des Fötus zu öffnen. Er schnitt in der Mitte gerade hinauf und bemerkte sofort die aufgeschlitzte Pulmonalarterie; zu seiner Überraschung war die Wunde kaum einen halben Zoll von einem weit geöffneten Ductus entfernt – beim Fötus ist der Ductus arteriosus halb so groß wie die Aorta, aber

Homer hatte noch nie in das Innere eines Fötus geblickt; beim *Neugeborenen* ist der Ductus nach zehn Tagen nichts als ein faseriger Faden. Diese Veränderung wird nicht durch ein Wunder bewirkt, sondern durch den ersten Atemzug, der den Ductus schließt und die Lunge öffnet. Beim Fötus ist der Ductus eine Umleitung – das Blut umgeht die Lunge auf seinem Weg zur Aorta.

Es hätte kein Schock sein müssen für Homer Wells, als er den Beweis dafür fand, daß die Lunge eines Fötus wenig Blut braucht; ein Fötus atmet nicht. Dennoch war Homer schockiert; die Stichwunde, an der Basis des Ductus, sah aus wie ein zweites Auge neben der kleinen Öffnung des Ductus selbst. Es lag auf der Hand: der Ductus war weit geöffnet, weil dieser Fötus nie seinen ersten Atemzug getan hatte.

Das Leben eines Embryos ist nichts anderes als Entwicklungsgeschichte. Homer befestigte eine winzige, nadelfeine Klammer an der verletzten Pulmonalarterie. Er wollte im *Gray* das Kapitel ›Embryo‹ nachschlagen. Ein weiterer Schock war es für ihn, als ihm einfiel, daß der *Gray* nicht mit dem Embryo begann; er endete mit ihm. Der Embryo wurde als letztes behandelt.

Homer Wells hatte die Produkte der Empfängnis in vielen Stadien ihrer Entwicklung gesehen: manchmal in einigermaßen vollständiger, dann auch wieder in so wenig entwickelter Form, daß sie kaum als solche erkennbar waren. Er konnte nicht sagen, warum ihn diese alten, schwarzweißen Zeichnungen so stark berührten. Im *Gray* war der Kopf eines menschlichen Embryos im Profil abgebildet. Er war etwa siebenundzwanzig Tage alt, noch nicht quick, wie Dr. Larch erquickend sachlich festgestellt hätte, und auch noch nicht als menschlich erkennbar: was einmal die Wirbelsäule werden würde, war abgeknickt wie ein Handge-

lenk, und wo dereinst die Knöchel der Faust wären (über dem Handgelenk), war das unausgebildete Gesicht eines Fisches (jene alptraumhafte Sorte, die in lichtlosen Tiefen haust und niemals gefangen wird). Die Unterseite des Embryokopfes glotzte wie ein Aal; die Augen waren seitlich am Kopf, als könnten sie dadurch alle Angriffe bannen. Mit acht Wochen ist der Fötus zwar noch nicht lebensfähig, hat aber bereits eine Nase und einen Mund; er hat einen Gesichtsausdruck, dachte Homer Wells. Und mit dieser Entdeckung – daß ein Fötus bereits mit acht Wochen einen *Gesichtsausdruck* hat – fühlte sich Homer Wells in Gegenwart dessen, was andere eine Seele nennen.

Er präparierte die Pulmonalarterie des Babys aus Three Mile Falls auf einem flachen, weiß emaillierten Untersuchungstablett; er brauchte zwei Klammern, um den Schnitt in der Brust offenzuhalten, und eine weitere Klammer, um die zerfetzte Arterie hochzuheben und bloßzulegen.

Die Wangen des Babys wirkten hohl und eingefallen; unsichtbare Hände schienen das kleine Gesicht seitlich zusammenzudrücken; das Baby lag auf dem Rücken, die Ellbogen aufgestützt, die Unterarme steif und senkrecht vor der Brust. Die winzigen Hände waren leicht geöffnet – als wolle das Baby einen Ball fangen.

Homer kümmerte sich nicht um das ramponierte Aussehen des Nabelschnurstumpfes, der außerdem zu lang war; er schnitt ihn noch einmal kürzer und band ihn ordentlich ab. Ein wenig geronnenes Blut war auf dem winzigen Penis, und Homer wischte es weg. Ein alter Blutfleck an der strahlendweißen Kante des Emailletabletts ließ sich leicht entfernen, lediglich mit einem in Alkohol getupften Wattebausch. Die Farbe des toten Babys, vor allem gegen das Weiß des Tabletts, war bleich bis gräulich. Homer drehte

sich geschwind zum Ausguß und erbrach sich. Als er den Hahn laufen ließ, um den Ausguß zu säubern, klopften und jaulten die alten Rohre; er dachte, daß es die Rohre wären – oder sein Schwindelgefühl –, was den Raum, das ganze Gebäude beben machte. Er dachte nicht an den Wind von der Küste und wie stark er war!

Auch machte er Dr. Larch keinen Vorwurf. Homer fand, daß es hier nicht um so etwas Einfaches ging wie Schuld; es war nicht Larchs Schuld; Larch tat das, woran er glaubte. Für Schwester Angela und Schwester Edna war Wilbur Larch ein Heiliger, für Homer Wells aber war er ein Heiliger *und* ein Vater. Die Kategorien lebensfähig oder nichtlebensfähig gab es für Homer Wells nicht. Man mag es als Fötus bezeichnen, als Baby oder als Produkt der Empfängnis, dachte Homer Wells, aber wie immer man es bezeichnet, es lebt. Und was immer man damit machte, dachte Homer – und wie immer man das bezeichnet, was man damit macht –, man tötet es. Er betrachtete die verletzte Pulmonalarterie, die in der Brust des Babys aus Three Mile Falls so perfekt herauspräpariert war. Larch mag es bezeichnen, wie er will, dachte Homer Wells. Es ist seine Entscheidung; wenn es ein Fötus ist für ihn, gut. Für mich ist es ein Baby, dachte Homer Wells. Wenn Larch frei wählen kann, dann kann ich das auch.

Er nahm das fleckenlose Tablett und trug es auf den Flur, wie ein stolzer Kellner ein besonderes Gericht für einen bevorzugten Gast trägt. Curly Day lungerte schnoddernäsig wie immer im Korridor zwischen der Apotheke und Schwester Angelas Büro herum. Er durfte hier nicht spielen, aber Curly Day hatte diesen Alles-wird-so-schnell-langweilig-Blick und die Konzentrationsfähigkeit eines Kaninchens. Momentan schleppte Curly einen Pappkarton

durch den Korridor. In dem Karton waren die neuen Klistierbeutel gekommen, wie Homer erkannte, der ihn ausgepackt hatte.

»Was haste da?« fragte Curly Day Homer, der das Tablett und das tote Baby aus Three Mile Falls schulterhoch hielt; Curly Day reichte Homer bis zur Taille. Als Homer neben den Karton gekommen war, sah er, daß dieser nicht leer war; drin saß David Copperfield junior, und Curly Day fuhr ihn spazieren.

»Mach, daß du rauskommst hier, Curly«, sagte Homer.

»Gomer!« schrie David Copperfield.

»*Homer* heißt es, du Trottel«, sagte Curly Day.

»Gomer!« schrie David Copperfield.

»Macht, daß ihr rauskommt hier, bitte«, sagte Homer zu ihnen.

»Was haste da?« fragte Curly Homer. Er langte hinauf, nach der Kante des Tabletts, aber Homer pflückte seine schmutzige kleine Hand ab; er packte Curly am Handgelenk und drehte ihm den Arm auf den Rücken.

Geschickt balancierte Homer das Tablett und dessen Inhalt; Curly sträubte sich.

»Au!« schrie Curly. David Copperfield versuchte sich aus der Tiefe des Kartons aufzurichten, aber er verlor das Gleichgewicht und setzte sich wieder.

Homer zog Curly den Arm hinter dem Rücken hoch – nur ein wenig über den rechten Winkel hinaus –, was Curly zwang, sich zu bücken und seine Stirn auf den Rand des Klistierbeutelkartons zu stützen. »Hör auf«, sagte Curly.

»Du verschwindest, Curly – richtig?« fragte Homer.

»Jaaa, jaaa«, sagte Curly, und Homer ließ ihn los. »Harter Bursche«, sagte Curly.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Gomer!« brachte David Copperfield hervor.

Curly Day wischte sich die Nase an seinem zerschlissenen Ärmel. Er riß so plötzlich an dem Karton, daß David Copperfield zur Seite rollte. »Aaach!« schrie Klein Copperfield.

»Halt's Maul«, sagte Curly zu seiner Fracht. Schlurfend entfernte er sich von Homer Wells, dem er einen zutiefst verdrießlichen und anklagenden Blick gönnte – mehr nicht. Sein Körper ruckte hin und her, während er sich davonstahl, den Karton mit David Copperfield im Schlepptau. Homer fiel auf, daß Curly die Schuhe verkehrt herum trug und einen nicht zugebunden hatte, aber er kam zu dem Schluß, daß es unpassend wäre, Curly zu kritisieren, der ebenso unbeschwert wie schmutzig war. Und wog seine Unbeschwertheit nicht schwerer als seine Schlampigkeit – zumal er Waise war?

»Mach's gut, Curly«, sprach Homer zu dem gebeugten Rücken des Jungen; Curlys nicht eingestopftes Hemd reichte ihm bis an die Knie.

»Bis später, Homer«, sagte Curly mit abgewandtem Gesicht. Als er die Tür zur Apotheke passierte, tauchte Schwester Edna auf und schalt ihn.

»Du sollst hier nicht spielen, Curly«, sagte sie.

»Jaaa, jaaa«, sagte Curly. »Ich geh schon, ich geh schon.«

»Medna!« schrie David Copperfield mit seiner gedämpften Stimme aus der Tiefe des Klistierbeutelkartons.

»*Edna* heißt es, du kleiner Drecksack«, sagte Curly.

Dann war Homer an der Tür zu Schwester Angelas Büro, die offenstand. Er sah Dr. Larch an der Schreibmaschine sitzen; der Doktor schrieb nicht; er hatte kein Papier eingespannt. Dr. Larch schaute bloß aus dem Fenster. Im tranceartigen Gesichtsausdruck des Doktors erkannte Homer je-

ne friedvolle Distanz, die der Äther in solchen Momenten bescherte, wenn Homer ihn, der »nur mal ausruhte«, in der Apotheke vorfand. Vielleicht war der Geisteszustand, in dessen Genuß der Äther Dr. Larch manchmal brachte, in zunehmendem Maß ein Geisteszustand, den Larch heraufbeschwören konnte, indem er nur aus dem Fenster schaute. Homer vermutete, daß Dr. Larch ein bißchen Äther gebraucht hatte, weil er an irgendwelchen Schmerzen litt; er vermutete, daß beinah jeder in St. Cloud's an irgendwelchen Schmerzen litt und daß Larch, als Arzt, besonders qualifiziert sei, diese zu heilen. Der Geruch des Äthers war so widerlich und ekelerregend für Homer Wells, daß er kein Heilmittel war, für das er sich entschieden hätte. Er hatte sich noch nie überlegt, was eine Sucht war. Der Traumzustand war so gegenwärtig in Wilbur Larchs Gesicht, daß Homer Wells in der Tür stehenblieb, bevor er sein grauenvolles Präparat vorzeigte; beinah hätte er auf dem Absatz kehrtgemacht und das Baby aus Three Mile Falls wieder mitgenommen. Aber niemand erfährt die Gegenwart einer Seele als etwas so Beiläufiges, daß er das damit verbundene Sendungsbewußtsein unerwähnt verstreichen lassen könnte; und ein Sendungsbewußtsein verlangt meist nach etwas Demonstrativerem als einer beiläufigen Bemerkung. In der Tür zu Schwester Angelas Büro zögerte Homer; dann trat er vor und knallte das Metalltablett auf die Schreibmaschine. Das tote Baby aus Three Mile Falls lag in gleicher Höhe mit Dr. Larchs Kehle – zum Anbeißen nah, wie man in Maine sagt.

»Doktor Larch?« sagte Homer Wells. Larch wandte den Blick von seinem Traum ab; er schaute über das Baby hinweg auf Homer. »Die Ursache der Blutung war die Pulmonalarterie, die durchtrennt war – wie Sie sehen«, sagte Ho-

mer, während Larch den Blick auf das Präparat auf der Schreibmaschine senkte. Er starrte das Baby an wie etwas Geschriebenes, das auf sein Geheiß zum Leben gebracht und dann gestorben wäre.

Draußen vor dem Spital kreischte jemand, aber der Wind verwehte die Wörter zu einem unverständlichen Gebrabbel.

»Gottverdammt!« sagte Wilbur Larch und starrte die durchtrennte Arterie an.

»Ich muß Ihnen sagen, daß ich *keine* Abtreibungen ausführen werde, niemals«, sagte Homer Wells. Dies ergab sich logisch aus der aufgeschlitzten Arterie, das heißt, für ihn ergab es sich logisch, nicht aber für Dr. Larch.

»Du wirst nicht was?« fragte Larch verwirrt.

Draußen wurde das Kreischen lauter, aber nicht deutlicher. Homer Wells und Dr. Larch starrten einander über das Baby aus Three Mile Falls hinweg an.

»Ich komme, ich komme«, hörten sie Schwester Angela rufen.

»Das ist Curly Day«, erklärte Schwester Edna Schwester Angela. »Ich muß ihn und den kleinen Copperfield hier eben rauswerfen.«

»Niemals«, sagte Homer Wells.

»Du mißbilligst …?« fragte Dr. Larch Homer.

»Ich mißbillige nicht Sie«, sagte Homer Wells. »Ich mißbillige *es* – es ist nichts für mich.«

»Nun, ich habe dich nie gezwungen«, sagte Dr. Larch. »Und das werde ich auch nie. Es ist allein deine Entscheidung.«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

Eine Tür ging auf, aber was Curly Day kreischte, wurde nicht klarer. Dr. Larch und Homer Wells hörten die Reagenzgläser im Regal neben der Apothekentür klirren; durch

dieses Geläut, und zum erstenmal auch durch den Wind, drang das Wort »Tot!« zu ihnen durch.

»Tot! Tot! Tot!« kreischte Curly Day, während der kleine Copperfield unverständliche einsilbige Geräusche von sich gab.

»Wer ist tot, mein Schatz?« fragte Schwester Angela Curly zärtlich.

Curly Day hatte entdeckt, daß der Bahnhofsvorsteher tot war; Curly wußte nicht, daß es der Bahnhofsvorsteher war – Curly hatte nicht lange genug hingesehen.

»Ein Kerl ist tot!« sagte Curly zu Schwester Angela und Schwester Edna.

Wilbur Larch, der dies deutlich vernahm, stand von seinem Schreibtisch auf und trat, an Homer Wells vorbei, auf den Flur hinaus.

»Und nachdem beides einerlei ist für Sie«, sagte Homer Wells zu ihm, »möchte ich um die Erlaubnis bitten, *nicht* dabeizusein, wenn Sie tun, was Sie tun müssen. Ich möchte mich auf jede andere Art nützlich machen, und ich mißbillige Sie nicht«, sagte Homer. »Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich nicht zuschauen müssen.«

»Ich muß darüber nachdenken, Homer«, sagte Dr. Larch. »Laß uns sehen, wer tot ist, ja?« Während Homer Larch über den Flur folgte, bemerkte er, daß die Tür zum Entbindungssaal geschlossen war und daß die Türlampe brannte – was bedeutete, daß Schwester Edna oder Schwester Angela die beiden Frauen vorbereitet hatten, die auf ihre Abtreibungen warteten. Die Frau aus Damariscotta, deren Wehen immer noch langsam und regelmäßig kamen, würde den Entbindungssaal wahrscheinlich erst brauchen, wenn Larch mit den zwei Abtreibungen längst fertig war. Homer stimmte mit Dr. Larch überein, daß es grausam war,

die Frauen länger als unbedingt nötig auf die Abtreibungen warten zu lassen, zumal sie schon vorbereitet worden waren, und darum öffnete Homer die Tür zum Entbindungssaal und steckte den Kopf hinein, ohne eine der Frauen wirklich anzusehen. Er verkündete: »Der Doktor kommt gleich, machen Sie sich bitte keine Sorgen.«

Homer bereute seine Wahl des Zeitpunkts; bevor er die Tür zum Entbindungssaal schließen konnte, fing Curly Day mit seinem »Tot!«-Gesang wieder von vorn an.

Curly Day besaß jene Art von Rastlosigkeit, die ihn immer zu ungewollten Entdeckungen führen würde. Er war es leid gewesen, David Copperfield in dem Klistierbeutelkarton hinter sich herzuziehen, und darum hatte er sich ausgedacht, Klein Copperfield (in dem Karton) von der Laderampe am Lieferanteneingang der Knabenabteilung zu katapultieren. Es war mühsam gewesen, den Karton und Copperfield auf die Rampe hinaufzuschaffen; aber wenn er erst einmal dort oben über der wenig benutzten Zufahrt und dem hohen Unkraut angelangt war, könnte man Copperfield, so stellte Curly sich vor, beinah das Fliegen lehren. Es ging nicht weit hinunter; in dem Karton würde es kaum ein Sturz sein. Und auf dem unkrautbewachsenen Hügel, der sich von der Laderampe absenkte, würde der Klistierbeutelkarton wahrscheinlich gleiten. Allerdings sah Curly die mögliche Beschädigung des Kartons voraus – dessen Zerstörung würde ihn in David Copperfields Gesellschaft zurücklassen, allein, und die Aussicht auf Copperfield ohne einen Karton oder ein anderes Spielzeug war mächtig langweilig. Aber Curly war der Verwendungsmöglichkeiten eines Copperfield mit (oder im) Karton bereits überdrüssig; die ungefährlichen Dinge, die man anstellen konnte, hatte er bereits alle ausprobiert, und Copperfield hatte nicht ge-

klagt. Copperfield wußte nicht, daß er sich am Rande einer Laderampe befand; er konnte nicht über die Seiten des Kartons hinausblicken. Als Curly den Karton und Copperfield über die Kante stieß, paßte er auf, daß der Karton in aufrechter Stellung blieb, damit Copperfield nicht auf dem Kopf landete. Der Karton landete auf einer Ecke, die einknickte; und Klein Copperfield flog die mit hohem Unkraut bewachsene Böschung hinunter. Wie ein wackeliges Küken, das aus seiner Schale torkelt, kam er kurz auf die Beine, bevor er purzelte und immer weiter kugelte. Von der Rampe sah Curly Day, wie das Unkraut ihm winkte; das Unkraut zeigte ihm zwar, wo Copperfield steckte, war aber zu hoch, als daß Curly Copperfield auch tatsächlich sehen konnte.

Copperfield war unverletzt, aber er war etwas benommen und hatte die Orientierung verloren. Er sah Curly nicht und auch nicht den Karton – zu dem er eine Zuneigung gefaßt hatte. Als er aufhörte zu kugeln, wollte er aufstehen, aber sein Schwindelgefühl – zusammen mit dem unebenen Boden – brachte ihn aus der Balance, und er setzte sich hin. Worauf er sich setzte, war etwas Hartes und Rundes, etwas wie ein Stein, aber als er nachschaute, was es war, sah er, daß es der Kopf des Bahnhofsvorstehers war – mit nach oben gekehrtem Gesicht und offenen Augen, ein sonderbar hingebungsvolles Erschrecken in seinen erstarrten Gesichtszügen.

Ein größeres Kind, oder ein Erwachsener gar, wäre womöglich bestürzt gewesen, auf dem Gesicht des toten Bahnhofsvorstehers zu sitzen, doch der kleine David Copperfield betrachtete es, wie er auch den Rest der Welt betrachtete: mehr neugierig als überrascht. Als er aber das Gesicht anfaßte und dessen Kälte fühlte, zeigte sich die Rich-

tigkeit der kindlichen Empfindungen: Die Kälte war sicherlich falsch. Klein Copperfield sprang auf, kugelte, kam auf die Beine, rannte, stürzte, kugelte wieder. Endlich auf den Beinen, fing er an zu kläffen wie ein Hund. Curly Day fing an, ihn im hohen Unkraut zu suchen.

»Halt durch, halt durch, nur keine Aufregung!« rief Curly dem Jungen zu, aber Copperfield rannte und purzelte im Kreise herum und kläffte. »Bleib an deinem Platz, damit ich dich finde!« kreischte Curly. Er trat auf etwas, was unter seinem Schuh zur Seite rollte; es fühlte sich an wie ein frisch abgefallener Ast; es war der Arm des Bahnhofsvorstehers. Beim Versuch, die Balance zu halten, stützte Curly seine Hand auf die Brust des Bahnhofsvorstehers. Vom hohen Unkraut gegen den Wind abgeschirmt, schaute das starr blickende, unerschütterliche Gesicht ungerührt an Curly vorbei. Und nun gab es im Unkrautfeld zwei bellende Hunde, die darin wie in einem Labyrinth umherirrten. Es war ein Zeichen für Curly Days Tapferkeit und für sein grundsätzliches Verantwortungsgefühl, daß er nicht einfach aus dem Unkraut davonrannte, bevor er David Copperfield gefunden hatte.

Von ihrem Fenster aus beobachtete Melony das unerklärliche Hin-und-her-Wogen im Unkraut; sie hätte jederzeit Curly Day etwas zurufen und ihm David Copperfields Aufenthalt verraten können – an der Bewegung im Unkraut sah sie, welches bellende Wesen sich wo befand. Aber sie überließ es den beiden, sich allein zurechtzufinden. Erst als Curly Day den kleinen Copperfield über die Zufahrt hinaufschleppte, um die Knabenabteilung herum und zur Spitalpforte, fühlte sich Melony zu einem Kommentar veranlaßt.

»He, Curly, du Blödmann, du hast die Schuhe verkehrt

herum an!« rief Melony. Aber der Wind war zu stark. Curly konnte sie nicht hören; und sie konnte nicht hören, was Curly kreischte. Nur noch ein weiteres Wort sprach sie aus dem Fenster, zu niemandem im besonderen; sie fand, daß der Wind ihr gestattete, genau das zu sagen, was sie fühlte – aus tiefstem Herzen, so laut, wie sie wollte, auch wenn sie sich gar nicht die Mühe machte, laut zu sprechen. »Langweilig«, sagte sie.

Doch interessanter wurden die Dinge für Melony, als Wilbur Larch und Homer Wells – und Schwester Angela und Schwester Edna – an der Zufahrt vor dem Lieferanteneingang der Knabenabteilung auftauchten. Sie durchsuchten eindeutig das Feld mit dem hohen Unkraut.

»Was sucht ihr?« schrie Melony aus dem Fenster, doch der Wind, oder aber die Zielstrebigkeit, mit der die Suchenden durch das Unkraut stürmten, ließ ihre Frage ungehört verhallen. Melony beschloß, selbst nachsehen zu gehen.

Es behagte ihr nicht, wie dieser Tag sich entwickelte, aber gleichzeitig war sie dankbar, dafür, daß überhaupt etwas passierte – das war doch zumindest vielversprechend.

Dieses Gefühl konnten Candy Kendall oder Wally Worthington nicht teilen, die drei Stunden peinlichen Schweigens hinter sich hatten – sie waren zu angespannt und erwartungsvoll, um zu reden. Es war noch dunkel gewesen, als sie die Küste bei Heart's Haven verlassen und landeinwärts gefahren waren – fort von dem Wind, der allerdings auch hier noch überraschend heftig war. Am Vorabend hatte Wally die Landkarte so penibel studiert, daß der weiße Cadillac so zielstrebig vom Meer fortrollte, wie sich umgekehrt eine Auster oder ihre Perle resolut an die Küste schwemmen läßt. Eigentlich war es auch landeinwärts zu windig, um das Verdeck aufzuklappen, aber Wally

hatte den Cadillac lieber als echtes Cabriolet, und außerdem fiel bei aufgeklapptem Verdeck und beim lauten Brausen des Windes das Schweigen zwischen ihm und Candy weniger auf. Auch Candy war es lieber so; der Fahrtwind blies ihr das honigblonde Haar von allen Seiten ins Gesicht – in so wilden Haarwirbeln, daß ihr Gesicht manchmal völlig verdeckt war und Wally ihren Gesichtsausdruck nicht sehen konnte. Wally wußte ohnehin, wie ihr Gesichtsausdruck war; er kannte sie sehr gut.

Wally spähte nach dem ungelesenen Buch auf Candys Schoß; sie hob es immer wieder hoch, aber wenn sie das Buch dann erneut auf ihren Schoß sinken ließ, hatte immer dieselbe Seite ein Eselsohr. Das Buch war *Klein Dorrit* von Charles Dickens. Es war die Sommerpflichtlektüre für alle Mädchen in Candys zukünftiger Abschlußklasse; Candy hatte es vier- oder fünfmal angefangen, wußte aber noch immer nicht, wovon das Buch handelte, geschweige denn, ob es ihr gefiel.

Wally, der nicht gern las, registrierte nicht einmal den Autorennamen; er sah nur immer dieselbe eselsohrige Seite an und dachte an Candy. Auch dachte er an St. Cloud's. Er hatte die Abtreibung (in Gedanken) bereits hinter sich; Candy erholte sich gut; der Doktor erzählte Witze; alle Krankenschwestern lachten. In Wallys Vorstellung waren es genug Krankenschwestern, um einen Krieg zu gewinnen. Und die Waisen waren possierliche kleine Wichte, mit den passenden Lücken in ihren Grinsezähnen.

Im Kofferraum von Senior Worthingtons dahingleitendem Cadillac hatte Wally drei Apfelkisten, vollgestopft mit Süßigkeiten für die Waisen. Wäre es die rechte Jahreszeit gewesen, er hätte ihnen Äpfel und Cider mitgebracht; im Frühling gab es keine frischen Äpfel und auch keinen Ci-

der, aber Wally hatte das – seiner Meinung nach – Nächstbeste besorgt. Er hatte den Cadillac mit Krügen und noch mal Krügen voll von Worthingtons bestem Cidergelee und Holzapfelgelee beladen und mit Halbgallonentöpfen voll von Ira Titcombs bestem Apfelblütenhonig. Zu dieser Abtreibung, so stellte er sich vor, würde er eintreffen wie Santa Claus (ein unglücklicher Vergleich, bedenkt man Wilbur Larchs Erinnerungen an jenes Abtreibungslokal »abseits von Harrison«).

Wally stellte sich vor, wie sich Candy nach ihrer Abtreibung aufrichten würde, im Gesicht die Erleichterung von jemand, dem gerade ein garstiger Splitter gezogen worden war; seltsamerweise bevölkerte Wally den Abtreibungsraum mit jener Aura von Festlichkeit, den man mit der Geburt eines *willkommenen* Kindes in Verbindung bringen würde. Die Luft in Wallys Wunschdenken war geschwängert von Glückwünschen – und durch die unbeschwerte Szene tollten die niedlichen Waisen von St. Cloud's, jeder mit seinem eigenen Topf voll Gelee. Kleine Honigschlekker, glücklich wie junge Bärchen!

Candy klappte ihr Buch zu und ließ es wieder auf ihren Schoß sinken, und Wally hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen.

»Wie ist das Buch?« fragte er.

»Ich weiß nicht«, sagte Candy und lachte.

Er kniff sie in den Schenkel; doch das Lachen blieb ihm irgendwie in der Kehle stecken. Sie kniff ihn zurück, ebenfalls in den Schenkel, und ihr Kneifen war von derselben Leidenschaft und ähnlichem Druck wie vorher bei ihm. Oh, wie erleichtert war er, daß sie sich so ähnlich waren!

Sie kamen durch immer ärmere, immer gaffendere Städtchen, wie verlorene Königskinder rollten sie dahin, wäh-

rend die Sonne immer höher stieg – der austernweiße Cadillac mit seinen sinnbetörenden Insassen verdrehte allen den Kopf. Die scharlachroten Polster mit den seltsamen Sprenkeln seit Seniors Unfall mit den Chemikalien – einfach einmalig. Keiner, der sie vorbeifahren sah, würde sie je vergessen.

»Es ist nicht mehr allzu weit«, sagte Wally. Diesmal wußte er etwas Besseres, als sie in den Schenkel zu kneifen; er ließ einfach seine Hand auf ihren Schoß sinken, neben *Klein Dorrit*. Candy legte ihre Hand auf die seine – während Melony, mit mehr als üblicher Zielstrebigkeit durch die Vorhalle der Mädchenabteilung pirschte und Mrs. Grogans großzügiges und wachsames Auge auf sich zog.

»Was ist los, meine Liebe?« fragte Mrs. Grogan Melony.

»Ich weiß nicht«, sagte Melony schulterzuckend. »Sie dürfen wetten, daß es kein neuer Junge im Städtchen ist, oder so«, was eine fast fromme Bemerkung war für Melony; Mrs. Grogan dachte: Wieviel sanfter ist das Mädchen geworden! Sie *war* sanfter geworden – ein klein wenig.

Etwas in der Entschlossenheit dieser massigen jungen Frau veranlaßte Mrs. Grogan, ihr zu folgen. »O weh, welch ein Wind!« rief Mrs. Grogan. Wo kommst *du* denn her? dachte Melony, aber sie sprach kein Wort; sie war in einem Maß sanfter geworden, daß man es mit erlahmender Anteilnahme verwechseln konnte.

»Es ist der Bahnhofsvorsteher«, sagte Homer Wells, der als erster die Leiche fand.

»Dieser Schwachkopf!« murmelte Wilbur Larch.

»Nun, jedenfalls ist er tot«, informierte Homer Dr. Larch, der sich erst durchs Unkraut zu der Leiche durchkämpfen mußte. Dr. Larch sagte nicht, was ihm auf der Zunge lag, nämlich daß der Bahnhofsvorsteher durch die

Art seines Sterbens dem Waisenhaus nur weitere Unannehmlichkeiten bescheren wollte. Wenn Wilbur Larch sanfter geworden war, dann auch er nur ein klein wenig.

St. Cloud's war nicht der Ort, der einen sanfter werden ließ.

Homer Wells spähte über das Unkraut, das den toten Bahnhofsvorsteher verbarg, und sah Melony daherkommen.

Oh, bitte! spürte er sein Herz zu sich selber sagen. Oh, bitte, laß mich *fortgehen*! Der mächtige Wind strich ihm das Haar aus dem Gesicht; er stemmte seine Brust in den Wind, als ob er an Deck eines Schiffes stünde, das gegen den Wind steuerte und die Wellen eines Ozeans zerteilte, den er noch nicht gesehen hatte.

Wilbur Larch dachte an das schwache Herz, das er für Homer Wells erfunden hatte. Larch fragte sich, wie er es Homer sagen sollte, daß er ein schwaches Herz habe, ohne den jungen Mann zu erschrecken oder ihn an den Blick zu erinnern, der im Gesicht des Bahnhofsvorstehers erstarrt war. Was, zum Teufel, hatte dieser Narr sich eingebildet? fragte sich Dr. Larch, während er den anderen half, den erstarrten Körper zur Spitalpforte zu schleppen.

Curly Day, der es lustig fand, mit einer Aufgabe betraut zu werden, war schon zum Bahnhof geschickt worden; Klein Copperfield war mitgegangen, was Curly erheblich hemmte – aber Curly war dankbar für Gesellschaft. Curly war sich ein wenig im unklaren über die Botschaft, die er übermitteln sollte, und Copperfield gab wenigstens einen Versuchszuhörer für Curly ab. Curly studierte die Botschaft ein, die er übermitteln zu sollen glaubte, indem er sie David Copperfield laut vorsprach; die Botschaft machte

keinen sichtbaren Eindruck auf Copperfield, aber Curly fand die Wiederholung der Botschaft tröstlich, und beim Einstudieren begann er sie auch langsam zu verstehen – meinte er jedenfalls.

»Der Bahnhofsvorsteher ist tot!« verkündete Curly und zerrte Copperfield den Hügel hinab – Copperfields Kopf nickte entweder zustimmend oder baumelte nur locker zwischen den ruckenden Schultern des Jungen. Das Bergab-Tempo war schwierig für Copperfield, mit dessen Gleichgewicht es nicht zum besten stand, und seine linke Hand (von Curly Days Hand fest umklammert) wurde hochgerissen bis über sein linkes Ohr.

»Doktor Larch sagt, er hatte seit einigen Stunden einen Herzanfall!« setzte Curly Day hinzu, was sich für ihn nicht ganz richtig anhörte, doch nachdem er es einige Male wiederholt hatte, hörte es sich schon vernünftiger an. Was Larch gesagt hatte, war, daß der Bahnhofsvorsteher anscheinend vor einigen Stunden einen Herzanfall gehabt hatte, aber seine eigene Version klang in Curlys Ohren immer richtiger – je öfter er sie aufsagte.

»Sagen Sie den Verwandten und Bekannten, daß bald ein Automobil vorgenommen wird!« sagte Curly Day, und David Copperfields Kopf baumelte zustimmend. Dies hörte sich auch nicht ganz richtig an für Curly, ganz egal, wie oft er es wiederholte, doch er war sich ganz sicher, daß ihm aufgetragen worden war, so etwas zu sagen. Das Wort lautete »Autopsie«, nicht »Automobil«; einen Teil des Wortes hatte Curly richtig verstanden. Vielleicht, so dachte er, würde ein besonderes Auto kommen, um den Toten abzuholen. Es ergab ein bißchen Sinn, und ein bißchen Sinn war Sinn genug für Curly Day – es war mehr Sinn, als Curly in den meisten Dingen erkannte.

»Tot!« krähte David Copperfield fröhlich, als sie sich dem Bahnhof näherten. Die üblichen zwei Flegel lungerten auf der Bank, die mit dem Rücken zu den Gleisen stand; sie waren die Sorte von Lümmeln, die den ganzen Tag lang am Bahnhof herumhingen, als sei der Bahnhof ein Haus voll schöner Frauen und als wären die Frauen bekannt dafür, daß sie allen Haltlosen und Arbeitslosen der Stadt ihre Gunst gewährten. Die beiden schenkten Curly Day und David Copperfield keine Beachtung. (»Tot!« rief David Copperfield ihnen zu, ohne Wirkung.)

Der Gehilfe des Bahnhofsvorstehers war ein junger Mann, der sich für seinen besonders unliebenswürdigen Diensteifer den Diensteifer des Bahnhofsvorstehers zum Vorbild genommen hatte, so daß er bei aller Jugendlichkeit eine völlig inadäquate alt-knackerige, weinerliche und schäbige Art hatte – und obendrein noch die Bosheit eines Hundefängers, dem seine Arbeit Spaß macht. Er war ein einfältiger junger Mann, der mit dem Bahnhofsvorsteher das tyrannische Auftreten gemein hatte: er brüllte die Kinder an, gefälligst ihre Füße von den Sitzbänken zu nehmen, lächelte aber jeden blödsinnig an, der besser gekleidet war als er, und duldete jede Grobheit von Leuten, die ihm nur irgend etwas voraushatten. Ausnahmslos kalt und überlegen gab er sich gegenüber den Frauen, die aus dem Zug stiegen und nach dem Weg zum Waisenhaus fragten, und nicht *ein* Mal hatte er einer dieser Frauen den Arm gereicht oder seine Hilfe angeboten, wenn sie die Stufen des Zuges zur Heimfahrt hinaufstiegen; und die erste Stufe war hoch – viele der Frauen, die ausgeschabt worden waren, hatten offensichtliche Schwierigkeiten mit dieser ersten Stufe.

An diesem Morgen war der Bahnhofsvorstehergehilfe besonders tapfer und unliebenswürdig aufgelegt. Er hatte ei-

nem der Lümmel fünfzehn Cent gegeben, er solle zum Haus des Bahnhofsvorstehers laufen und ihn holen, aber der Trampel war nur mit der Nachricht zurückgekehrt, daß das Fahrrad des Bahnhofsvorstehers umgefallen und liegengeblieben sei, wo es hingestürzt war. Unheilvoll, dachte der Gehilfe, aber frustrierend. Halb war er verärgert, weil er die Aufgaben des Bahnhofsvorstehers erfüllen mußte, die er schlecht erfüllte, halb war er erregt bei der Aussicht, das Kommando zu übernehmen. Als er diese beiden verschmutzten Wichte aus dem Waisenhaus die Hauptstraße vor dem Bahnhof überqueren und herankommen sah, fühlte der Gehilfe des Bahnhofsvorstehers seine Autorität aufschwellen. Curly Day, der sich mit dem einen Arm die Nase wischte und mit dem anderen David Copperfield nachschleifte, machte schon den Mund auf, um zu sprechen, doch der Bahnhofsvorstehergehilfe kam ihm zuvor.

»Macht, daß ihr wegkommt«, sagte er. »Ihr gehört hier nicht hin.«

Curly blieb stehen; Klein Copperfield prallte gegen ihn und wankte unter der Plötzlichkeit des Zusammenpralls. Curly wollte gern glauben, daß er nirgends »hingehörte«, aber er kratzte sein Selbstvertrauen zusammen und übermittelte seine einstudierte Botschaft: »Der Bahnhofsvorsteher ist tot! Doktor Larch sagt, er hatte seit einigen Stunden einen Herzanfall! Sagen Sie den Verwandten und Bekannten, daß bald ein Automobil vorgenommen wird!«

Sogar die Lümmel merkten auf. Der Gehilfe wurde von einer Flut plötzlicher und widersprüchlicher Gefühle überwältigt: daß der Bahnhofsvorsteher tot war, konnte heißen, daß er, der Gehilfe, der nächste Bahnhofsvorsteher werden würde; daß jemand möglicherweise einen einige Stunden andauernden Herzanfall erlitt, war eine unvorstellbar schmerz-

liche Vorstellung; und was war das für eine Verheißung – oder Drohung – von einem Automobil?

Welche Verwandten, welche Freunde? fragten sich die beiden Lümmel.

»Was ist das für ein Automobil?« fragte der Gehilfe Curly Day. Curly fürchtete, daß er einen Fehler gemacht hatte, beschloß aber, sich durchzubluffen. Es war nicht ratsam, vor einem Tyrannen Schwäche oder Unentschlossenheit zu zeigen, und Curlys listige Überlebensinstinkte ließen ihn Selbstvertrauen über die Wahrheit stellen.

»Es bedeutet, daß ein Auto kommt wegen ihm«, sagte Curly Day. Die beiden Lümmel gafften milde beeindruckt; sie hatten nicht gedacht, daß der Bahnhofsvorsteher wichtig genug sei, um von einem Auto abgeholt zu werden.

»Du meinst einen Leichenwagen?« fragte der Gehilfe. Es gab einen Leichenwagen in Three Mile Falls – er hatte ihn einmal gesehen: ein langes schwarzes Auto, das so langsam fuhr, als würde es von Maultieren gezogen.

»Ich meine ein Auto«, sagte Curly Day, dem das Wort »Leichenwagen« gar nichts sagte. »Ich meine ein *Automobil.*«

Keiner rührte sich, keiner sprach; vielleicht setzten bei ihnen allen die Symptome eines besonderen Herzanfalls ein, der angeblich einige Stunden andauerte. Alle warteten sie ganz einfach auf das nächste Ereignis dieses Tages, als Senior Worthingtons austernweißer Cadillac langsam in Sicht kam.

In den vielen armen und einsamen Städtchen, durch die sie gerollt waren, hatten Wally und Candy mehr als genug Blicke auf sich gezogen, doch auf das betäubte Gaffen des Bahnhofsvorstehergehilfen – und das Übermaß an Gaffen, das sie den beiden Lümmeln entlockten, die wie festgena-

gelt auf der Bank vor dem Bahnhofsgebäude hockten – waren sie trotzdem nicht vorbereitet.

»Da sind wir: St. Cloud's«, sagte Wally zu Candy – mit geheuchelter Begeisterung. Candy konnte einfach nicht anders; sie langte nach seinem Bein und kniff ihn fest in den Oberschenkel, so daß *Klein Dorrit* von ihrem Schoß glitt, ihre verschränkten Fesseln streifte und auf dem Boden des Cadillac aufschlug. Die Gesichter von Curly Day und David Copperfield trafen Candy mit ungleich größerer Wucht. Trotz Schmutz und Ungepflegtheit leuchtete Curly Days Gesicht – sein Lächeln war wie ein Sonnenstrahl; es durchstieß den Unrat und offenbarte einen verborgenen Glanz. Die riesengroße Erwartung in Curlys schmutzigem Gesicht benahm Candy schier den Atem; ihre Augen flossen über, ihr Blick verschwamm – aber erst, nachdem David Copperfields weit offenes Gaffermäulchen sie vollends verblüfft hatte. Von der tränentropfenförmigen dicken Unterlippe hing ein durchsichtiger, gesunder Sabberfaden, der fast bis zu seinen fest geschlossenen Fäustchen hinabreichte, die er auf sein Bäuchlein preßte, als habe der blendendweiße Cadillac ihm die Luft genommen, körperlich, wie ein Magenschwinger.

Wally war sich nicht sicher, mußte aber davon ausgehen, daß der Bahnhofsvorstehergehilfe das Kommando über diese seltsame Menschenansammlung hatte. »Entschuldigen Sie«, sagte Wally zu dem Gehilfen, der keine Miene verzog und nicht mit der Wimper zuckte. »Könnten Sie mir den Weg zum Waisenhaus sagen?«

»Sie sind aber wirklich schnell gekommen!« sagte der Gehilfe leblos. Ein *weißer* Leichenwagen! dachte er. Ganz zu schweigen von der Schönheit der Leichenträger; der Gehilfe fand sich außerstande, das Mädchen anzusehen; nie

würde sein geistiges Auge den kurzen Blick vergessen, den es tatsächlich auf sie geworfen hatte.

»Wie bitte?« sagte Wally. Der Mann ist geistesgestört, dachte Wally; ich sollte mit jemand anderem sprechen. Ein flüchtiger, suchender Blick auf die Lümmel auf der Bank genügte, um Wally zu sagen, daß er sie besser gar nichts fragte. Und das kleinere der Kinder, das mit dem kristallklaren Geiferfaden, der jetzt wie ein Eiszapfen im Sonnenlicht funkelte und beinah bis zu den grasbefleckten Grübchen an den Knien des Kindes hinabreichte, schien zu klein, um sprechen zu können. »Hallo«, versuchte Wally es freundlich.

»Tot!« sagte David Copperfield, wobei sein Sabber wie Lametta an einem Weihnachtsbaum schaukelte.

Er nicht, dachte Wally und suchte Curly Days Augen; Curlys Augen waren leicht zu finden – sie waren auf Candy fixiert. »Hallo«, sagte Candy zu ihm, und Curly Day schluckte sichtlich – und mit sichtlicher Pein. Das nasse Ende seiner Nase sah wund aus, trotzdem aber rieb er es energisch.

»Könntest *du* uns den Weg zum Waisenhaus sagen?« fragte Wally Curly Day, der im Gegensatz zu den Lümmeln und zum Gehilfen wußte, daß der Cadillac mit den engelhaften Exemplaren menschlichen Lebens nicht gekommen war, um den unerwünschten Leichnam des toten Bahnhofsvorstehers abzuholen. Sie wollen zum *Waisenhaus*, dachte Curly Day. Sie sind hergekommen, um jemand zu *adoptieren*! verriet ihm sein pochendes Herz. O Gott, dachte Curly – mach, daß ich es bin!

David Copperfield, in seiner typischen Trance, streckte die Hand aus, um das perfekte Monogramm an der Tür des Cadillac zu berühren: Senior Worthingtons Goldmono-

gramm, auf der Backe eines leuchtenden Roten-Delicious-Apfels – mit einem Blatt von frühlingsgrünem Glanz, von der ungekünstelten Form einer Träne. Curly fegte Klein Copperfields Hand beiseite.

Ich muß das Kommando hier übernehmen, dachte Curly, wenn ich will, daß sie mich nehmen.

»*Ich* werde Ihnen das Waisenhaus zeigen«, sagte Curly Day. »Nehmen Sie uns mit.«

Candy lächelte und öffnete ihnen die hintere Tür. Sie war etwas überrascht, als Curly Klein Copperfield hochhob und in den Wagen stieß – nicht auf den Sitz, sondern auf den Fußboden. Copperfield schien ganz zufrieden auf dem Fußboden; ja, als er die sonderbar gesprenkelten Polster der Sitzbank berührte, zog er erschrocken das Händchen zurück, das noch nie Leder berührt hatte, und zuckte zusammen, als fürchtete er, die Sitzbank könne lebendig sein. Es war ein aufregender Tag gewesen für Klein Copperfield: den größten Teil des Vormittags eingesperrt in einen Klistierkarton; sein erster Flugversuch; sein langer Sturz durch das Unkraut; und dann auf dem Gesicht dieses Toten gesessen. Was würde als nächstes kommen? fragte sich Klein Copperfield. Als der Cadillac sich in Bewegung setzte, kreischte er. Er hatte noch nie in einem Auto gesessen.

»Er versteht nichts von Autos«, erklärte Curly Day Candy. Curly selbst hatte auch noch niemals Leder gefühlt, aber er bemühte sich, auf der luxuriösen Sitzbank zu sitzen, als sei er für diese Art zu reisen geboren. Er erkannte die ausgebleichten Flecken, die das Scharlachrot sprenkelten, nicht als Folge eines Unfalls mit Chemikalien – Curly Day würde leider noch oft einen Unfall mit etwas künstlich Beabsichtigtem verwechseln.

»Fahr langsam, Wally«, sagte Candy. »Der Kleine hat

Angst.« Sie beugte sich über die Lehne des Vordersitzes und streckte die Arme nach Klein Copperfield aus, dessen Heulen jäh abbrach. Er erkannte die Art wieder, wie ihr Haar zu beiden Seiten ihres Gesichts nach vorne fiel, dies – im Zusammenwirken mit ihren ausgestreckten Armen und einem gewissen Trost in ihrem Lächeln – war Copperfield vertraut von Schwester Angela und Schwester Edna. Männer, dachte Copperfield, hoben einen mit einem Arm hoch und trugen einen auf der Hüfte; mit »Männern« meinte er Homer Wells und Dr. Larch. Curly Day schleppte Copperfield manchmal auf diese Weise umher, aber Curly war nicht kräftig genug und ließ ihn oft fallen.

»Komm her, komm, hab keine Angst«, sagte Candy zu Copperfield und schwang ihn über den Sitz, um ihn auf ihren Schoß zu setzen. Copperfield lächelte und berührte Candys Haar; noch nie hatte er blondes Haar gefühlt, er war sich nicht recht sicher, ob es echt war. Er hatte auch noch nie jemand gerochen, der so gut roch; er drückte sein Gesicht an ihren Hals und schnüffelte einen großen, tiefen Schnaufer voll von ihr. Sie umarmte ihn sogar, sie küßte ihn tatsächlich auf das blaue Grübchen an seiner Schläfe. Sie sah Wally an und weinte beinah.

Curly Day hielt sich, krank vor Neid, am Ledersitz fest und überlegte, was er sagen könnte, damit die beiden *ihn* wollten. Warum sollte irgend jemand mich wollen? begann er sich zu fragen, aber er wehrte den Gedanken ab. Er suchte Wallys Augen im Rückspiegel des Cadillac; der Anblick von David Copperfield auf Candys Schoß war allzu qualvoll.

»Bist du einer der Waisenjungen?« fragte Wally – taktvoll, wie er hoffte.

»Darauf darfst du wetten!« sagte Curly Day, zu laut; es

hat sich zu begeistert angehört, dachte er. »Ich bin nicht nur einer von den Waisenjungen«, sprudelte er plötzlich los, »ich bin der *Beste*!« Dies brachte Candy zum Lachen; sie drehte sich auf dem Vordersitz um und lächelte ihn an, und Curly hatte das Gefühl, den Halt auf seinem Lederpolster zu verlieren. Er wußte, daß er noch etwas sagen sollte, doch seine Nase floß so mächtig, daß er überzeugt war, alles, was er sagte, würde sich komisch anhören; bevor er sich mit dem Ärmel übers Gesicht fahren konnte, erschien ihre Hand, die ihm ihr Taschentuch hinhielt. Und sie reichte ihm nicht einfach das Taschentuch, wie er erkannte; sie drückte ihm das Taschentuch wirklich an die Nase und hielt es genau an die richtige Stelle.

»Schnaub rein«, sagte Candy. Nur einmal hatte jemand so etwas für Curly getan – Schwester Edna vermutlich. Er schloß die Augen und schnaubte seine Nase – vorsichtig zuerst.

»Mach schon«, sagte Candy. »Schnaube sie richtig!« Er schnaubte sie richtig, schnaubte so nachdrücklich, daß sein Kopf augenblicklich klar wurde. Der köstliche Duft ihres Parfüms machte ihn schwindelig; er schloß die Augen und machte sich in die Hose. Er sah, daß er seine Nase auf ihre Hand geschnaubt hatte – und sie hatte nicht einmal böse geschaut; sie schaute besorgt, und das zwang ihn, noch ausgiebiger zu pinkeln. Er konnte nicht aufhören. Sie schaute völlig überrascht.

»Links oder rechts?« fragte Wally fröhlich und blieb an der Einfahrt zum Lieferanteneingang der Knabenabteilung stehen.

»Links!« schrie Curly; dann stieß er die Hintertür an Candys Seite auf und sagte zu ihr: »Tut mir leid! Ich mache nicht mal ins Bett. Habe ich nie! Ich bin kein Bettnässer.

Ich habe nur eine Erkältung! Und ich habe mich so aufgeregt! Ich hab einfach einen schlechten Tag. Ich bin wirklich *gut*!« rief er. »Ich bin der *Beste*!«

»Ist gut, ist gut, steig wieder ein«, sagte sie zu ihm, aber Curly spurtete bereits durch das Unkraut, um die andere Ecke des Hauses.

»Der arme Kleine hat sich einfach in die Hose gemacht«, sagte Candy zu Wally, der sah, wie Candy David Copperfield auf dem Schoß hielt, und ihm war, als würde er gleich zusammenbrechen.

»Bitte«, flüsterte er ihr zu, »du mußt das nicht tun. Du kannst das Baby bekommen. Ich *will* das Baby – ich will *dein* Baby. Es wäre gut. Wir können einfach umkehren«, flehte er sie an.

Aber sie sagte: »Nein, Wally. Mir geht's gut. Es ist nicht die richtige Zeit für uns für ein Baby.« Sie senkte ihr Gesicht in David Copperfields feuchten Nacken; der Junge roch süß und ein wenig moderig.

Das Auto stand still. »Bist du sicher?« flüsterte Wally ihr zu. »Du mußt nicht.« Sie liebte ihn dafür, daß er genau das Richtige im richtigen Moment gesagt hatte, aber Candy Kendall war praktischer veranlagt als Wally Worthington und ebenso hartnäckig wie ihr Vater, wenn sie sich einmal zu etwas entschlossen hatte; sie war keine Schwätzerin.

»Der Junge hat gesagt, fahr links«, sagte Candy zu Wally. »Fahr links.«

Mrs. Grogan stand auf der anderen Straßenseite im Eingang der Mädchenabteilung und beobachtete das zögernde Anrucken des Cadillac. Sie hatte Curly Day nicht aus dem Wagen flüchten sehen, und auch das kleine Kind auf dem Schoß des hübschen Mädchens erkannte sie nicht. Mrs. Grogan ging davon aus, daß das Kind dem hübschen Mädchen

gehörte – sie fragte sich, ob sie je ein so hübsches Mädchen gesehen hatte. Ihr junger Mann war allerdings auch hübsch – allzu hübsch für einen Ehemann, wie man in Maine sagt.

Auf Mrs. Grogan wirkten sie zu jung, um jemand zu adoptieren – schade, sinnierte sie, so wohlhabend wie sie aussahen. Ein Cadillac sagte Mrs. Grogan nichts; die Insassen kamen ihr teuer vor. Sie war verwirrt, wie bezaubert sie sich fühlte, wenn sie diese wundersamen Leute ansah. Ihre wenigen kurzen Blicke, die sie auf die Reichsten der Reichen geworfen hatte, hatten Mrs. Grogan früher nicht bezaubert; diese kurzen Blicke hatten ihr ein bitteres Gefühl gegeben – im Namen der unadoptierten Mädchen. Sie war nur für ihre Mädchen da, diese Mrs. Grogan; es war nichts Persönliches in ihrer Verbitterung – und eigentlich sehr wenig Persönliches in ihrem ganzen Leben.

Das Auto stand still und gewährte Mrs. Grogan einen langen Blick. Oh, die armen Schätzchen, dachte sie. Sie sind *nicht* verheiratet, sie haben dieses Kind zusammen bekommen, entweder er oder sie ist enterbt, und beide sind sie offensichtlich verstoßen worden – und jetzt sind sie gekommen, um ihr Kind herzugeben. Aber sie zögern! Sie wollte hinauslaufen und ihnen sagen: Behaltet das Kind! Fahrt weg! Sie fühlte sich gelähmt durch das Drama, das sie sich ausmalte. Tut es nicht! flüsterte sie und bot ihre ganze Kraft auf für ein mächtiges telepathisches Signal.

Dieses Signal war es, was Wally spürte, als er Candy sagte, daß sie nicht müßte. Dann aber fuhr das Auto wieder an – es wendete nicht, es fuhr geradewegs zur Spitalpforte der Knabenabteilung – und Mrs. Grogan sank das Herz. Junge oder Mädchen, fragte sie sich betäubt.

Was geht hier vor, verflucht noch mal, fragte sich Melony an ihrem sauertöpfischen Fenster.

Wegen des grellen Oberlichts im Schlafsaal konnte Melony ihr eigenes Gesicht im Fenster gespiegelt sehen; sie sah den weißen Cadillac auf ihrer Oberlippe halten. Curly Day entfloh über ihre Wange, und die Arme des hübschen blonden Mädchens umschlangen David Copperfield auf Melonys Kehle.

Es war fast, als schaute Melony in einen Spiegel. Nicht, daß sie beunruhigt gewesen wäre über die Lustlosigkeit ihres Gesichts, oder wie eng ihre Augen beisammenstanden, oder wie ihr Haar sich sträubte; es war ihr eigener Gesichtsausdruck, der sie bestürzte – die Leere, die mangelnde Energie (einstmals hatte sie doch zumindest Energie gehabt). Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich zum letztenmal im Spiegel angeschaut hatte.

Was sie jetzt beunruhigte, war, daß sie diese vertraute Leere eben in Homer Wells' Gesicht gesehen hatte, als er die Leiche des Bahnhofsvorstehers hochhob – es war nicht die mangelnde Spannung, es war dieser Ausdruck von Null-Überraschung. Melony fürchtete sich vor Homer. Wie sich die Dinge verändert haben! dachte sie. Sie hatte ihn an sein Versprechen erinnern wollen. Du wirst mich mitnehmen, wenn du wegläufst, hatte sie sagen wollen, aber ihre Vertrautheit mit seinem neuen Gesichtsausdruck hatte sie gelähmt (weil er ihren eigenen Gesichtsausdruck fast exakt widerspiegelte).

Wer sind die zwei Hübschen da? fragte sie sich. Was 'n Auto, dachte sie. Sie hatte ihre Gesichter nicht gesehen, aber schon ihre Hinterköpfe verursachten ihr Unbehagen. Das blonde Haar des Mannes bildete einen so perfekten Kontrast zu seinem glatten, gebräunten Nacken, daß es sie kalt überlief. Und wie konnte der Hinterkopf des Mädchens so perfekt sein – das Fallen und Schwingen ihres Haars so akkurat?

Gab es einen Trick, um die Länge des Haars so genau auf die geraden, doch schmalen Schultern des Mädchens abzustimmen? Und wie anmutig sie Klein Copperfield hochgehoben hatte und auf ihrem Schoß hielt – diese kleine Kröte, dachte Melony. Das Wort »Kröte« mußte sie laut gesprochen haben, denn ihr Atem beschlug in diesem Moment das Fenster; sie verlor ihren eigenen Mund und ihre Nase aus dem Blick. Als das Fenster wieder blank wurde, sah sie das Auto weiterfahren, zum Eingang des Spitals. Leute wie diese sind zu perfekt, um eine Abtreibung zu brauchen, stellte Melony sich vor. Sie sind zu perfekt, um zu ficken, dachte sie verbittert. Sie sind zu rein, um es zu tun. Das hübsche Mädchen wundert sich, warum sie nicht schwanger werden kann. Sie weiß nicht, daß man zuerst ficken muß. Sie überlegen sich, jemand zu adoptieren, aber hier werden sie niemand finden. Da ist keiner, der gut genug ist für sie, dachte Melony – und haßte sie. Sie spuckte direkt in ihr eigenes stumpfsinniges Spiegelbild und beobachtete, wie die Spucke über die Scheibe hinabfloß. Sie hatte nicht die Energie, sich zu bewegen. Es gab mal eine Zeit, dachte sie, da wäre ich wenigstens hinausgegangen und hätte am Cadillac herumgeschnüffelt. Vielleicht ließen sie etwas im Auto liegen – etwas, was man stehlen konnte. Jetzt aber konnte nicht einmal der Gedanke, etwas zu stehlen, Melony von ihrem Fenster fortbewegen.

Dr. Larch hatte mit Schwester Ednas Hilfe die erste Abtreibung durchgeführt; Larch hatte Homer gebeten, die Wehen der künftigen Mutter aus Damariscotta zu kontrollieren. Schwester Angela assistierte Larch bei der zweiten Abtreibung, doch Dr. Larch hatte auch auf Homers Anwesenheit bestanden. Er hatte Homers Äthernarkose überwacht; Dr. Larch hatte eine so leichte Hand mit dem Äther, daß die er-

ste Abtreibungspatientin während der ganzen Operation mit Schwester Edna gesprochen hatte, und doch hatte die Frau nichts gespürt. Sie redete und redete: eine Art luftiger Litanei zusammenhangloser Sätze, auf die Schwester Edna mit Begeisterung reagierte.

Homer hatte die zweite Frau wegtauchen lassen, und er war sichtlich verärgert, weil er die Frau stärker narkotisiert hatte als vorgesehen. »Besser zuviel als zuwenig«, sagte Schwester Angela aufmunternd, während ihre sanften Hände unwillkürlich die bleichen Schläfen der Frau massierten. Larch hatte Homer gebeten, das Vaginalspekulum einzuführen, und Homer starrte jetzt düster auf die glänzende Cervix der Frau, auf die vorgewölbte Öffnung des Uterus. In durchsichtigen Schleim gebadet, hatte sie eine Aura von Morgennebel, von Tautropfen, von den rosa Wolken eines Sonnenaufgangs um sich versammelt. Hätte Wally Worthington durch das Spekulum gespäht, hätte er den Anblick eher mit einem Apfel in irgendeiner blassen, ätherischen Phase seiner Entwicklung verglichen. Was aber ist diese kleine Öffnung?, hätte er sich vielleicht gefragt.

»Wie sieht's aus?« fragte Larch.

»Sieht gut aus«, sagte Homer Wells. Zu seiner Überraschung reichte Larch ihm den Cervix-Stabilisator – ein einfaches Instrument. Es war zum Greifen der oberen Lippe der Cervix und zum Stabilisieren der Cervix, die sodann in ihrer Tiefe sondiert und erweitert wurde.

»Haben Sie nicht kapiert, was ich Ihnen sagte?« fragte Homer Dr. Larch.

»Mißbilligst du es, die Cervix anzufassen, Homer?« fragte Larch. Homer griff nach der Cervixlippe der Frau und faßte sie korrekt. Ich werde keinen einzigen Dilatator anfassen, dachte er. Er wird mich nicht dazu bringen.

Aber Larch bat gar nicht darum. Er sagte: »Danke, das ist eine gewisse Hilfe.« Die Cervix sondierte und dehnte er selbst. Als er um die Kürette bat, reichte Homer sie ihm.

»Erinnern Sie sich, daß ich Sie fragte, ob es notwendig sei, daß ich auch nur dabei bin?« fragte Homer leise. »Ich sagte, wenn es Ihnen recht ist, würde ich lieber nicht zuschauen. Sie erinnern sich?«

»Es ist notwendig, daß du zuschaust«, sagte Wilbur Larch, auf das Kratzen seiner Kürette horchend; seine Atmung war flach, aber regelmäßig.

»Ich finde«, sagte Dr. Larch, »du solltest beteiligt sein bis zu dem Grad, daß du zuschaust, daß du eine gewisse amateurhafte Hilfe leistest, daß du den Vorgang verstehst, daß du ihn auszuführen lernst – ganz egal, ob du dich dereinst dafür entscheidest, ihn auszuführen oder nicht. Greife *ich* denn ein, wenn absolut hilflose Frauen mir sagen, daß sie einfach *keine* Abtreibung ertragen können, daß sie einfach durchhalten *müssen*, um noch ein – und noch ein weiteres – Waisenkind zu bekommen: Greife ich ein? Tue ich das? Ich tu's nicht«, sagte er, während er schabte. »Ich hole es auf die Welt, gottverdammt. Und glaubst du, es gibt eine überwiegend glückliche Geschichte für die Babys, die hier auf die Welt kommen? Glaubst du, die Zukunft dieser Waisen ist rosig? Glaubst du das? Du glaubst es nicht«, sagte Larch. »Aber sträube ich mich? Ich tu es nicht. Ich empfehle nicht einmal. Ich gebe ihnen, was sie wollen: eine Waise oder eine Abtreibung«, sagte Larch.

»Nun, ich bin Waise«, sagte Homer Wells.

»Fordere ich, daß wir die gleichen Gedanken haben? Ich tu es nicht«, sagte Larch.

»Sie wünschen es sich«, sagte Homer Wells.

»Den Frauen, die zu mir kommen, ist mit *Wünschen*

nicht geholfen«, sagte Wilbur Larch. Er legte die mittelgroße Kürette beiseite und streckte die Hand nach einer kleineren aus, die Homer Wells für ihn bereithielt und ihm automatisch reichte.

»Ich *will* mich ja nützlich machen«, fing Homer an, aber Larch wollte nicht zuhören.

»Dann darfst du dich nicht verstecken«, sagte Larch. »Dann darfst du den Blick nicht abwenden. Du selbst hast mir ganz richtig gesagt, daß du, wenn du dich nützlich machen wolltest, wenn du überhaupt beteiligt sein wolltest, alles wissen müßtest. Ich dürfe dir nichts vorenthalten. *Ich* habe das von *dir* gelernt! Nun, du hast recht«, sagte Larch. »Du *hattest* recht«, fügte er hinzu.

»Es ist lebendig«, sagte Homer Wells. »Das ist der springende Punkt.«

»Du bist in einen Prozeß einbezogen«, sagte Dr. Larch. »Eine Geburt, bei richtiger Gelegenheit, und bei anderer Gelegenheit ein Abbruch. Deine Mißbilligung wird zur Kenntnis genommen. Sie ist legitim. Es steht dir frei, zu mißbilligen. Aber es steht dir nicht frei, unwissend zu sein, den Blick abzuwenden, *un*fähig zu sein, es auszuführen – solltest du je deine Meinung ändern.«

»Ich werde meine Meinung nicht ändern«, sagte Homer Wells.

»Also gut«, sagte Dr. Larch, »solltest du, gegen deinen Willen, doch, zum Beispiel, um das Leben der Mutter zu retten … solltest du es also je ausführen müssen …«

»Ich bin kein Arzt«, sagte Homer Wells.

»Du bist kein fertiger Dr. med.«, sagte Dr. Larch, »und du könntest noch einmal zehn weitere Jahre bei mir lernen, und immer noch wärst du nicht fertig. Aber in bezug auf alle bekannten Komplikationen, die im Bereich der weibli-

chen Fortpflanzungsorgane auftreten, in bezug auf diese Organe – kannst du ein fertiger Chirurg sein. Punktum. Du bist bereits tüchtiger als die tüchtigste Hebamme, verdammt noch mal«, sagte Wilbur Larch.

Homer hatte das Herausziehen der kleinen Kürette vorhergesehen; er reichte Larch die erste von mehreren sterilen Schambinden.

»Ich werde dich nie zu etwas zwingen, was du mißbilligst, Homer«, sagte Dr. Larch. »Aber du wirst zuschauen, du sollst wissen, wie man es macht, was ich mache. Wozu wäre ich sonst gut?« fragte er. »Sind wir nicht auf diese Erde gestellt, um zu arbeiten? Zumindest um zu lernen, zumindest um zuzuschauen? Was, glaubst du, heißt es, sich nützlich zu machen?« fragte er. »Möchtest du in Ruhe gelassen werden? Glaubst du, ich sollte zulassen, daß du eine *Melony* wirst?«

»Warum lehren Sie nicht *sie*, wie man es macht?« fragte Homer Wells Dr. Larch.

Welch eine Frage, dachte Schwester Angela, aber der Kopf der Frau bewegte sich etwas in Schwester Angelas Händen; die Frau stöhnte, und Schwester Angela brachte ihre Lippen an das Ohr der Frau. »Es geht Ihnen sehr gut, meine Liebe«, flüsterte sie. »Jetzt ist alles vorbei. Ruhen Sie sich einfach aus.«

»Du verstehst doch, was ich meine, Homer?« fragte Dr. Larch.

»Richtig«, sagte Homer.

»Aber du stimmst nicht zu, oder?« fragte Larch.

»Wiederum richtig«, sagte Homer Wells.

Du verdammt mürrischer ichbezogener selbstmitleidiger arroganter unerfahrener nichtswissender *Halbwüchsiger*! dachte Wilbur Larch, aber laut sagte er zu Homer Wells:

»Vielleicht willst du dir das mit dem Arztwerden doch noch einmal überlegen.«

»Eigentlich habe ich es mir noch gar nie überlegt«, sagte Homer. »Ich habe nie gesagt, daß ich Arzt werden möchte.«

Larch schaute nach dem Blut auf dem Mull – die richtige Menge Blut, dachte er –, und als er die Hand nach einer frischen Binde ausstreckte, hielt Homer sie schon bereit. »Du möchtest nicht Arzt werden, Homer?« fragte Dr. Larch.

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Ich glaube nicht.«

»Du hattest nicht viel Gelegenheit, dir andere Dinge anzusehen«, sagte Larch mit Bedacht und wehen Herzens. »Es ist meine Schuld, ich weiß, ich habe die Medizin so unattraktiv gemacht.«

Schwester Angela, die viel härter war als Schwester Edna, meinte gleich weinen zu müssen.

»Nichts ist Ihre Schuld«, sagte Homer rasch.

Wilbur Larch kontrollierte abermals die Blutung. »Viel mehr ist hier nicht zu tun«, sagte er unvermittelt. »Falls du nichts dagegen hast, könntest du vielleicht einfach bei ihr bleiben, bis sie aus dem Äther kommt – du hast ihr aber auch eine Ladung verpaßt«, fügte er nach einem Blick unter die Augenlider der Frau hinzu. »Dann übernehme ich die Frau aus Damariscotta, sobald sie bereit ist. Mir war nicht bewußt, daß dir die ganze Sache nicht gefällt«, sagte Larch.

»Das ist nicht wahr«, sagte Homer. »*Ich* kann die Frau aus Damariscotta entbinden. Ich wäre glücklich, wenn ich sie entbinden dürfte.« Aber Wilbur Larch hatte sich von der Patientin abgewandt und verließ den Operationssaal.

Schwester Angela warf Homer einen raschen Blick zu; es war ein ziemlich neutraler Blick, gewiß nicht vernichtend oder auch nur leise mißbilligend, aber er war auch nicht

mitfühlend (oder gar wohlwollend, dachte Homer Wells). Sie ging hinter Dr. Larch her und ließ Homer bei der Patientin stehen, die sich langsam aus der Äthernarkose herauskämpfte.

Homer sah nach der Fleckenbildung auf der Binde; er spürte die Hand der Frau über sein Handgelenk streichen, als sie benommen sagte: »Ich warte hier, während du das Auto holst, Schatz.«

Im Duschraum der Knaben, wo es mehrere Toilettenkabinen gab, spritzte sich Wilbur Larch kaltes Wasser ins Gesicht und suchte im Spiegel nach Tränenspuren; genau wie Melony war er kein altgedienter Spiegelbeschauer, und Dr. Larch war überrascht von seinem Aussehen. Wie lange schon bin ich so *alt*?, fragte er sich. Hinter ihm im Spiegel erkannte er das Häufchen durchnäßter Kleider auf dem Boden als Curly Day gehörend. »Curly?« fragte er; er hatte geglaubt, er wäre allein, aber in einer der Toilettenkabinen weinte auch Curly Day.

»Ich habe einen sehr schlimmen Tag«, verkündete Curly.

»Laß uns darüber sprechen«, schlug Dr. Larch vor, was Curly aus der Kabine lockte. Er war in mehr oder minder frische Kleider gehüllt, aber Larch erkannte, daß es nicht Curlys Kleider waren. Es waren zum Teil Homers alte Kleider, die Homer inzwischen zu klein, Curly Day aber immer noch viel zu groß waren.

»Ich versuche, nett auszusehen für das nette Ehepaar«, erklärte Curly Day. »Ich will, daß sie mich nehmen.«

»Dich nehmen, Curly?« fragte Dr. Larch. »*Welches* nette Ehepaar?«

»Sie wissen doch«, sagte Curly, der glaubte, daß Dr. Larch alles wußte. »Die schöne Frau? Das weiße Auto?«

Das arme Kind hat Visionen, dachte Wilbur Larch, der

Curly in die Arme schloß und ihn auf den Rand des Waschbeckens setzte, wo er den Jungen genauer beobachten konnte.

»Oder sind sie hier, um jemand anders zu adoptieren?« fragte Curly traurig. »Ich glaube, die Frau mag Copperfield – aber der kann doch nicht mal sprechen!«

»Niemand wird heute jemand adoptieren, Curly«, sagte Dr. Larch. »Ich habe keine Verabredungen heute.«

»Vielleicht sind sie nur gekommen, um uns anzuschauen«, gab Curly zu bedenken. »Sie nehmen einfach den besten von uns.«

»So funktioniert es nicht, Curly«, sagte Dr. Larch beunruhigt. Glaubt das Kind etwa, ich führe ein Tierheim?, fragte sich Larch. Glaubt er, ich lasse die Leute kommen und sich mal umsehen?

»Ich weiß von nichts, wie es funktioniert«, sagte Curly und fing wieder an zu weinen.

Wilbur Larch, mit seiner frischen Erinnerung, wie alt er sich selbst im Spiegel gefunden hatte, dachte einen Moment, daß die Arbeit über seine Kräfte ging; er spürte, wie er strauchelte, wie er sich wünschte, jemand würde *ihn* adoptieren – ihn einfach mitnehmen. Er drückte Curly Days nasses Gesicht an seine Brust; er schloß die Augen und sah diese Flecken, die er regelmäßig sah, wenn er Äther inhalierte, nur daß diese Flecken ihn unsanft an die Fleckenbildung erinnerten, die ihm von den vielen kontrollierenden Blicken auf die sterilen Schambinden vertraut war.

Er sah Curly Day an und fragte sich, ob Curly jemals adoptiert werden würde oder ob Curly in Gefahr sei, ein neuer Homer Wells zu werden.

Schwester Angela zögerte vor der Tür zum Duschraum der Knaben; sie lauschte auf Dr. Larch, der Curly tröstete.

Sie machte sich mehr Sorgen um Dr. Larch als um Curly; eine Art hartnäckiger Stichelei hatte sich zwischen Dr. Larch und Homer Wells entwickelt, wie Schwester Angela sie nie bei zwei Menschen erwartet hätte, die einander so eindeutig liebten und brauchten. Es schmerzte sie, daß sie nicht vermitteln konnte. Sie hörte, wie Schwester Edna nach ihr rief, und war dankbar für die Unterbrechung; sie beschloß, daß es leichter wäre, mit Homer zu sprechen als mit Dr. Larch; doch was zu jedem von ihnen zu sagen wäre, beschloß sie noch nicht.

Homer beobachtete, wie die zweite Abtreibungspatientin aus der Äthernarkose auftauchte; er verlegte sie vom Operationstisch auf eine Liege; er klappte die Sicherheitsgitter hoch, für den Fall, daß die Frau taumelig wäre. Er warf einen Blick in den Nebenraum und sah, daß die erste Abtreibungspatientin bereits aufrecht dasaß, doch er befand, daß beide Frauen wohl lieber einen Augenblick allein wären, und darum ließ er die zweite Patientin im Operationssaal. Es war ohnehin noch zu früh für die Entbindung der Frau aus Damariscotta. Das winzige Spital kam ihm besonders gedrängt und übervölkert vor, und er sehnte sich nach einem eigenen Zimmer. Zuerst aber, das wußte er, mußte er sich dafür entschuldigen, daß er Dr. Larch weh getan hatte – das alles war ihm einfach entschlüpft, und er hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß er Dr. Larch irgendwie verletzt hatte. Er ging geradewegs über den Flur zur Apotheke, wo er – wie er glaubte – Dr. Larchs Füße über das Fußende des Spitalbettes ragen sah; die Medizinschränke aus der Apotheke versperrten den Blick auf den Rest des Bettes. Er sprach zu Dr. Larchs Füßen, die zu Homers Überraschung größer waren, als er sie in Erinnerung hatte; er war auch überrascht, daß Dr. Larch – ein ordentlicher

Mann – seine Schuhe angelassen hatte und daß seine Schuhe schlammig waren.

»Dr. Larch?« sagte Homer. »Es tut mir leid.« Als keine Antwort kam, dachte sich Homer ärgerlich, daß Dr. Larch unter einer zeitlich ungemein schlecht abgestimmten Äthernarkose stünde.

»Es tut mir leid, und ich liebe Sie«, fügte Homer, ein wenig lauter, hinzu. Er hielt den Atem an und lauschte auf Larchs Atemzüge, die er nicht hören konnte; beunruhigt ging er um die Schränke herum und sah den leblosen Bahnhofsvorsteher ausgestreckt auf Larchs Bett liegen. Es kam Homer nicht in den Sinn, daß dies vermutlich das erste Mal war, daß jemand zu dem Bahnhofsvorsteher gesagt hatte: »Ich liebe Sie.«

Schwester Angela und Schwester Edna hatten ihn nirgendwo sonst unterbringen können, nachdem sie ihn aus dem Operationssaal verlegen mußten. Es wäre grausam gewesen, ihn einer der Abtreibungspatientinnen zuzumuten oder ihn neben die künftige Mutter zu legen, und die Waisen wollten sie ebenfalls nicht erschrecken, indem sie den Bahnhofsvorsteher auf eines der Betten im Schlafsaal legten.

»Gottverdammt«, sagte Homer.

»Wie das?« fragte Larch. Er trug Curly Day auf den Armen und stand unter der Apothekentür.

»Nichts«, sagte Homer Wells. »Vergessen Sie es.«

»Curly hat einen sehr schlimmen Tag gehabt«, erklärte Dr. Larch.

»Wie schade, Curly«, sagte Homer.

»Jemand ist gekommen, um jemand zu adoptieren«, sagte Curly. »Sie kommen *einkaufen*, irgendwie.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Dr. Larch.

»Sag ihnen, ich bin der Beste, okay, Homer?« bat Curly.

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Du bist der Beste.«

»Wilbur!« rief Schwester Edna eben. Sie und Schwester Angela schwatzten an der Spitalpforte.

Sie schlenderten hinaus, um zu sehen, was los sei: der Doktor, sein unwilliger Lehrling und die zweitälteste Waise in der Knabenabteilung.

Um den Cadillac hatte sich ein kleiner, aber geschäftiger Menschenauflauf gebildet. Der Kofferraum war offen, und der hübsche junge Mann verteilte Geschenke an die Waisen.

»Tut mir leid, daß keine Saison ist für Äpfel, Kinder«, sagte Wally. »Oder für Cider. Ihr alle könntet etwas Cider vertragen!« sagte er fröhlich, während er die Honigtöpfe verteilte und das Holzapfel- und Cidergelee. Gierige schmutzige Hände griffen zu. Mary Agnes Cork, die zweitälteste Waise in der Mädchenabteilung, bekam mehr, als ihr zustand. (Melony hatte sie gelehrt, wie man sich an die Spitze einer Schlange vorarbeitet.) Mary Agnes war einer von Mrs. Grogans Lieblingsnamen, und Cork war die Grafschaft in Irland, wo Mrs. Grogan geboren war. Es gab eine ganze Reihe kleiner Corks in der Mädchenabteilung.

»Es ist genug da für alle«, sagte Wally optimistisch, während Mary Agnes zweimal Honig und einmal Holzapfel in ihre Bluse schob – und mehr verlangte. Ein Junge namens Smoky Fields hatte seinen Krug Cidergelee geöffnet und aß es mit der Hand aus dem Krug. »Eigentlich ist es am besten am Morgen auf Toast«, sagte Wally mahnend, aber Smoky Fields starrte Wally an, als ob Toast kein regulärer Bestandteil seiner Diät, kein normaler Artikel auf seinem Speiseplan wäre oder am Morgen nicht verläßlich zu haben. Smoky Fields wollte den Krug Gelee sofort an Ort und Stelle aufessen. Mary Agnes erspähte eine horngeränderte Haarspange auf dem Rücksitz des Cabriolets – es war eine, die Can-

dy beiseite gelegt hatte. Mary Agnes wandte sich zu Candy um und ließ einen zweiten Krug Holzapfelgelee vor Candys Füße fallen.

»Huch«, sagte Candy und bückte sich, um das Gelee für sie aufzuheben, während Mary Agnes die Haarspange klaute – und der kleine John Walsh ihre geschickten Handgriffe bewunderte. Eine Spur Blut, oder vielleicht Rost, auf Mary Agnes' nacktem Schienbein zog Candys Blick auf sich, und ihr wurde übel; sie mußte sich beherrschen, um nicht ihren Finger anzufeuchten und den Streifen abzurubbeln. Als sie sich aufrichtete und dem Mädchen seinen Krug Gelee reichte, schwindelte es Candy ein wenig. Mehrere Erwachsene kamen aus dem Eingang des Spitals, und ihre Anwesenheit half Candy, ihre Fassung wiederzuerlangen: Ich bin nicht gekommen, um mit den Kindern zu spielen, dachte sie.

»Ich bin Dr. Larch«, sagte der alte Mann eben zu Wally, der gebannt beobachtete, wie gierig Smoky Fields den Krug voll Cidergelee verschlang.

»Wally Worthington«, sagte Wally und schüttelte Dr. Larchs Hand und überreichte ihm einen Krug von Ira Titcombs Honig. »Frisch aus den Ocean-View-Obstgärten. Das liegt in Heart's Rock, aber wir sind ganz nah an der Küste – wir sind beinah in Heart's Haven.«

»Heart's Haven?« sagte Wilbur Larch und musterte den Honig. Eine Seebrise schien von dem Jungen auszugehen – so unverkennbar wie knisternd neue Hundertdollarscheine. Wessen Gesicht war doch eben auf einem Hundertdollarschein?, überlegte Larch.

»Sag's ihr«, sagte Curly Day zu Homer Wells und deutete auf Candy, aber das Deuten wäre nicht nötig gewesen. Homer hatte sie gesehen, und nur sie, seit dem Augenblick, als er aus der Spitalpforte aufgetaucht war. Klein Copper-

field umklammerte ihr Bein, aber dies schien ihren Liebreiz nicht zu vermindern – und nichts konnte ihr Strahlen beeinträchtigen. »Sag ihr, ich bin der Beste«, sagte Curly zu Homer.

»Hallo«, sagte Candy zu Homer, weil er die größte Person war, die anwesend war. Er war so groß wie Wally. »Ich bin Candy Kendall«, sagte sie zu ihm. »Ich hoffe, wir stören nicht bei irgend etwas.« Ihr stört bei zwei Abtreibungen, einer Geburt, einem Todesfall, zwei Autopsien und einem Streit, dachte Homer Wells, aber das einzige, was er sagte, war: »Er ist der Beste.« Zu automatisch! dachte Curly Day. Er hat nicht genug Überzeugungskraft!

»Ich«, sagte Curly Day und trat zwischen sie. »Er meint mich. Ich bin der Beste.«

Candy beugte sich über Curly und zauste sein klebriges Haar. »Natürlich bist du das«, sagte sie fröhlich. Und sich wieder aufrichtend, sagte sie zu Homer: »Und Sie arbeiten hier, oder sind Sie einer von …« War es höflich, zu sagen, von *ihnen*? fragte sie sich.

»Nicht eigentlich«, murmelte Homer und dachte: Ich arbeite hier *un*eigentlich, und ich bin *un*eigentlich einer von ihnen.

»Sein Name ist Homer Wells«, sagte Curly zu Candy, weil Homer versäumt hatte, sich vorzustellen. »Er ist zu alt, um adoptiert zu werden.«

»Das sehe ich!« sagte Candy und wurde verlegen. Ich sollte mit dem Arzt reden, dachte sie verwirrt; sie ärgerte sich über Wally, weil er solch einen Menschenauflauf verursacht hatte.

»Ich bin im Apfelgeschäft«, sagte Wally eben zu Dr. Larch. »Es ist das Geschäft meines Vaters. In Tat und Wahrheit«, fügte er hinzu, »ist es das Geschäft meiner Mutter.«

Was will dieser Narr? dachte Wilbur Larch.

»Oh, ich liebe Äpfel!« sagte Schwester Edna.

»Ich hätte jede Menge Äpfel mitgebracht«, sagte Wally, »aber es ist die falsche Jahreszeit. Sie sollten ihre eigenen Äpfel haben.« Er deutete auf die kahle Hügelflanke, die sich hinter ihnen erstreckte. »Sehen Sie sich diesen Hügel an«, sagte er. »Er wird abgeschwemmt. Sie sollten ihn bepflanzen. Ich könnte Ihnen sogar die Bäume besorgen. In sechs oder sieben Jahren würden Sie Ihre eigenen Äpfel haben; Sie könnten für mehr als hundert Jahre Äpfel haben.«

Was fange ich mit hundert Jahren Äpfeln an? dachte Wilbur Larch.

»Wäre das nicht fein, Wilbur?« fragte Schwester Edna.

»Und Sie könnten Ihre eigene Ciderpresse haben«, schlug Wally vor. »Den Kindern frische Äpfel geben und frischen Cider – sie hätten jede Menge zu tun.«

Sie brauchen nicht jede Menge zu tun, dachte Dr. Larch. Sie brauchen jede Menge zu Hause!

Sie sind von irgendeinem Wohltätigkeitsverein, dachte Schwester Angela und brachte ihre Lippen vorsichtig an Dr. Larchs Ohr: »Eine ansehnliche Stiftung«, flüsterte sie, nur damit Dr. Larch nicht grob wäre zu ihnen.

Sie sind zu jung, um ihr Geld zu verschenken, dachte Wilbur Larch.

»Bienen!« sagte Wally eben. »Sie sollten auch Bienen halten. Faszinierend für die Kinder und viel ungefährlicher, als die meisten glauben. Machen Sie Ihren eigenen Honig und geben Sie den Kindern einen Anschauungsunterricht – Bienen sind eine Modellgesellschaft, eine Lektion in Teamarbeit!«

Oh, halt den Mund, Wally, dachte Candy, wenn sie auch verstand, warum er nicht aufhören konnte zu plappern. Er

war Umgebungen nicht gewöhnt, die er nicht augenblicklich aufheitern konnte; er war nicht gewöhnt an einen Ort, der so verzweiflungsvoll war, daß er Schweigen verlangte. Er war nicht gewöhnt, einen Schock aufzufangen, ihn einfach in sich aufzunehmen. Wallys 100-Stundenkilometer-Gerede war gut gemeint; er glaubte daran, die Welt zu verbessern – er mußte alles heil, alles besser machen.

Dr. Larch sah die Kinder in der Runde, die sich mit Honig und Gelee vollstopften. Sind sie hierhergekommen, um einen Tag mit den Waisen zu spielen und alle krank zu machen? fragte er sich. Er hätte Candy ansehen sollen; dann hätte er gewußt, warum sie hergekommen waren. Er konnte Frauen schlecht in die Augen sehen, unser Wilbur Larch; er hatte zu viele von ihnen unter der grellen Lampe gesehen. Schwester Angela fragte sich manchmal, ob Dr. Larch wußte, daß er dazu neigte, Frauen zu übersehen; sie fragte sich, ob dies ein Berufsrisiko bei Gynäkologen sei oder ob Männer mit einer Neigung, Frauen zu übersehen, sich zur Gynäkologie hingezogen fühlten.

Homer Wells übersah Frauen nicht; er sah ihnen direkt in die Augen, was vielleicht der Grund war, warum er ihre Lage auf den Beinstützen so beunruhigend fand. Komisch, dachte Schwester Angela, er hat alles gesehen, was Dr. Larch tut, und doch mag er nicht zuschauen, wenn ich oder Schwester Edna eine rasieren. Er war so unnachgiebig im Streit mit Dr. Larch über das Rasieren der Frauen vor den Abtreibungen. Es sei nicht notwendig, pflegte Homer zu sagen, und die Frauen fanden bestimmt keinen Gefallen daran, sich rasieren zu lassen.

»*Gefallen?*« pflegte Dr. Larch zu sagen. »Bin ich denn in der Unterhaltungsbranche?«

Candy fühlte sich hilflos; niemand schien zu begreifen,

warum sie hier stand. Kinder rempelten sie in Hüfthöhe, und dieser verlegene, geheimnisvoll hübsche junge Mann, der wahrscheinlich so alt war wie sie, aber irgendwie älter wirkte … sollte sie *ihm* sagen, warum sie nach St. Cloud's gekommen war? Sah man es ihr denn nicht an? Dann sah Homer sie an auf diese Art; ihre Augen begegneten sich. Candy dachte, er habe sie schon viele Male gesehen, er habe sie aufwachsen sehen, habe sie nackt gesehen, habe sogar den Akt beobachtet, der verantwortlich war für die besondere Schwierigkeit, die sie nunmehr der heilenden Hand darbot. Für Homer war es niederschmetternd, im Gesichtsausdruck der schönen Fremden, in die er sich verliebt hatte, etwas so Vertrautes und Bemitleidenswertes wiederzuerkennen wie eine weitere ungewollte Schwangerschaft.

»Ich glaube, drinnen werden Sie es angenehmer haben«, murmelte er ihr zu.

»Ja, danke«, sagte Candy, unfähig jetzt, ihm in die Augen zu sehen.

Larch, der das Mädchen zum Eingang des Spitals gehen sah – und jene bedächtige Gangart wiedererkannte, die unvermeidlich jemanden befällt, der auf seine eigenen Füße achtet –, dachte plötzlich: Oh, es ist nur eine weitere Abtreibung, das ist alles. Er drehte sich um und folgte dem Mädchen und Homer, als Smoky Fields eben fertig war mit dem Krug Gelee und anfing, den Krug Honig aufzuessen. Smoky aß anscheinend ohne Befriedigung; aber er aß so systematisch, daß er, selbst als er von einer Waise neben ihm gerempelt wurde, niemals die Augen von seiner kleinen Pfote wandte, die sich in den Krug hineinschaufelte. Als er härter gerempelt wurde, ballte sich eine Art Knurren – oder Gurgeln – in seiner Kehle, und er krümmte die Schultern nach vorn, wie um den Krug vor anderen Raubtieren zu schützen.

Homer ging voraus zu Schwester Angelas Büro; auf der Schwelle sah er die Hände des toten Babys über den Rand des weiß emaillierten Untersuchungstabletts ragen, das immer noch auf Schwester Angelas Schreibmaschine stand. Die Hände des Babys warteten immer noch auf den Ball, doch Homers Reflexe waren schnell genug; er drehte sich unter der Tür herum und stieß Candy zurück auf den Flur. »Das ist Doktor Larch«, sagte Homer und machte die beiden miteinander bekannt, während er Candy über den Flur zur Apotheke geleitete. Wilbur Larch erinnerte sich nicht, daß auf der Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro ein totes Baby lag.

Er sagte ärgerlich zu Homer: »Sollten wir Miss Kendall nicht einen Stuhl anbieten?« Er erinnerte sich auch nicht, daß der tote Bahnhofsvorsteher in der Apotheke lag, und als er die schmutzigen Schuhe des Schwachkopfs sah, zog er Homer zur Seite und flüsterte ihm schroff zu: »Hast du kein Gefühl für dieses arme Mädchen?« Homer flüsterte zurück, seiner Ansicht nach sei die Teilansicht eines toten Mannes immer noch besser als die Gesamtansicht eines toten Babys.

»Oh«, sagte Wilbur Larch.

»Ich werde jetzt die Frau aus Damariscotta entbinden«, fügte Homer, immer noch mit Dr. Larch flüsternd, hinzu.

»Na, beeile dich nur nicht zu sehr«, flüsterte Dr. Larch.

»Ich meine, ich möchte nichts mit *dieser* hier zu tun haben«, flüsterte Homer zurück und sah Candy an. »Ich werde nicht einmal zuschauen bei ihr, verstehen Sie?«

Dr. Larch betrachtete die junge Frau. Er glaubte, verstanden zu haben – ein wenig. Sie war eine sehr schöne junge Frau, das sah sogar Dr. Larch, und noch nie hatte er Homer in Gegenwart von jemandem so erregt gesehen.

Homer bildet sich ein, daß er verliebt ist!, dachte Dr. Larch. Oder er bildet sich ein, daß er's gern wäre. Bin ich denn total unsensibel geworden?, fragte sich Larch. Ist der Junge noch immer Junge genug, um Frauen romantisieren zu müssen? Oder ist er schon Mann genug, auch die *Romanze* mit einer Frau zu begehren?

Wally machte sich mit Homer Wells bekannt. Wilbur Larch dachte: Schon wieder der mit den Äpfeln im Hirn; warum flüstert *er*? Es kam Larch nicht in den Sinn, daß Wally, nach seinem teilweisen Blick auf den Bahnhofsvorsteher, glaubte, daß der Bahnhofsvorsteher schlief.

»Dürfte ich wohl einen Moment ungestört bleiben mit Miss Kendall«, sagte Wilbur Larch, »wir können uns doch alle ein andermal kennenlernen. Edna wird mir, bitte, bei Miss Kendall assistieren, und Angela – würden Sie Homer bei der Frau aus Damariscotta helfen? *Homer*«, erläuterte Dr. Larch Wally und Candy, »ist eine recht erfahrene *Hebamme.*«

»*Bist* du das?« sagte Wally begeistert zu Homer. »Toll.«

Homer Wells schwieg. Schwester Angela, aufgebracht über das Wort »Hebamme« und über die Herablassung, die sie ganz richtig in Dr. Larchs Ton gehört hatte, streifte ganz sanft Homers Arm und sagte zu ihm: »Ich werde dir die Zahl der Wehen angeben.« Schwester Edna, ihre unkritische Liebe zu Dr. Larch hell strahlend wie immer, wies munter darauf hin, daß verschiedene Leute in andere Betten umgelegt werden müßten, um ein Zimmer für Candy frei zu machen.

»Dann tun Sie das, bitte«, sagte Dr. Larch. »Dürfte ich wohl einen Moment ungestört bleiben mit Miss Kendall«, wiederholte er, doch er sah, daß Homer wie angewurzelt stehenblieb; Homer war sich nicht bewußt, daß er Candy

anstarrte. Der Junge ist mir meschugge geworden, dachte Wilbur Larch, und er sah kein Anzeichen dafür, daß Apfelhirn beabsichtigte, die Apotheke zu verlassen. »Dürfte ich wohl Miss Kendall eben den Vorgang ein wenig erklären«, sagte Wilbur Larch zu Wally (Homer anzusprechen schien hoffnungslos). »Ich möchte sie gerne aufklären über die Blutung, später – zum Beispiel«, fügte Larch hinzu, in der Absicht, mit dem Wort »Blutung« eine gewisse Wirkung auf Wallys apfelstrahlende Gesichtsfarbe zu zeitigen. Das tat es – und die äthergeschwängerte Luft in der Apotheke tat vermutlich ein übriges.

»Wird man sie *schneiden*?« erkundigte er sich mit zitternder Stimme bei Homer; Homer packte Wally am Arm und zog ihn abrupt mit sich fort. Er zerrte ihn so rasch über den Flur und brachte ihn so schnell hinaus ins Freie, daß es Wally beinah ganz erspart blieb, sich zu übergeben. So aber, und einzig dank Homers guten Reflexen, erbrach sich Wally erst, als die beiden hinter der Knabenabteilung waren – genau an jener Hügelflanke, die Wally mit Apfelbäumen zu bepflanzen vorgeschlagen hatte, genau an jener Hügelflanke, wo Homer Wells' Schatten erst kürzlich den Doktor Larchs überflügelt hatte.

Die beiden jungen Männer schritten den Hügel auf und ab und kreuz und quer, in geraden Linien – die Baumreihen einhaltend, die Wally in seiner Einbildung pflanzte.

Homer erklärte höflich den Eingriff, dem Candy sich unterziehen würde, aber Wally wollte über Apfelbäume sprechen.

»Dieser Hügel eignet sich perfekt für das normale Vierzig-mal-vierzig-Feld«, sagte Wally, schritt vierzig Fuß in einer Richtung ab und machte dann eine perfekte 90-Grad-Kehre.

»Falls sie noch in den ersten drei Monaten ist«, bemerkte Homer, »sollte eigentlich die Zange nicht nötig sein, nur die normale Dilatation – das heißt, die Erweiterung des Eingangs zum Uterus – und dann die Kürettage, das heißt Ausschabung.«

»Ich würde vier Reihen Macintosh empfehlen, dann eine Reihe Roter Delicious«, sagte Wally. »Die Hälfte der Bäume sollten Macs sein. Den Rest würde ich mischen – vielleicht zehn Prozent Roter Delicious, weitere zehn bis fünfzehn Prozent Cortlands und Baldwins. Ein paar Northern Spies, wenn ihr wollt, und ich würde ein paar Gravensteiner dazwischensetzen – eignen sich vorzüglich für Apfelkuchen, und man kann sie früh pflücken.«

»Es wird nicht wirklich geschnitten«, sagte Homer zu Wally, »auch wenn es etwas bluten wird – wir nennen es ein Spotting, und zwar, weil es in der Regel keine starke Blutung ist. Doktor Larch hat eine sagenhaft leichte Hand mit dem Äther, also mach dir keine Sorgen – sie wird nichts spüren. Natürlich wird sie hinterher etwas spüren«, gestand Homer. »Es ist eine besondere Art von Krampf. Die übrigen Beschwerden, sagt Doktor Larch, sind psychologischer Art.«

»Du könntest mit uns nach Hause fahren, zur Küste«, sagte Wally zu Homer. »Wir könnten einen Lastwagen mit Babybäumchen beladen, und in ein paar Tagen könnten wir wieder hier sein und zusammen den Obstgarten anpflanzen. Es würde nicht allzu lange dauern.«

»Abgemacht«, sagte Homer Wells. Die *Küste*, dachte er. Ich werde die Küste sehen. Und das Mädchen. Ich werde in diesem Auto fahren, mit diesem Mädchen.

»Eine *Hebamme*, liebe Güte«, sagte Wally. »Ich schätze, du wirst wahrscheinlich Arzt werden?«

»Ich glaube nicht«, sagte Homer Wells. »Ich weiß noch nicht.«

»Na, Äpfel liegen bei mir in der Familie«, sagte Wally. »Ich werde aufs College gehen, aber ich weiß eigentlich nicht, was ich da soll.«

College, dachte Homer Wells.

»Candys Vater ist Hummerfischer«, erklärte Wally, »aber sie wird auch aufs College gehen.«

Hummer! dachte Homer Wells. Der Grund des Meeres!

Vom Grunde des Hügels winkte ihnen Schwester Angela.

»Damariscotta ist bereit!« rief sie Homer Wells zu.

»Ich muß gehen und für jemand ein Baby auf die Welt holen«, sagte Homer zu Wally.

»Liebe Güte«, sagte Wally. Er schien nicht gewillt, den Hügel zu verlassen. »Ich glaube, ich werde hier oben bleiben. Ich glaube, ich möchte nichts hören«, fügte er hinzu; er schenkte Homer ein liebenswürdiges und offenherziges Lächeln.

»Oh, da gibt es nicht viel zu hören«, sagte Homer; er dachte nicht an die Frau aus Damariscotta; er dachte an Candy. Er dachte an das knirschende Geräusch, das die Kürette machte, aber er ersparte seinem neuen Freund dieses Detail.

Er ließ Wally auf dem Hügel zurück und trabte zu Schwester Angela; einmal schaute er sich nach Wally um und winkte. Ein Junge in seinem Alter! Ein Junge von seiner Größe! Sie waren gleich groß, auch wenn Wally muskulöser war – vom Sport, hatte Dr. Larch vermutet. Er hat den Körper eines Helden, dachte Dr. Larch und erinnerte sich an die Helden, denen er in Frankreich zu helfen versucht hatte, im Ersten Weltkrieg. Schlank, aber mit guter Muskulatur; das war der Körper eines Helden – und von Schüssen

durchsiebt, dachte Wilbur Larch. Er wußte nicht, warum Wallys Körper ihn daran erinnerte.

Und Wallys Gesicht? dachte Wilbur Larch. Es war hübsch, auf eine feinere Art als Homers Gesicht, das ebenfalls hübsch war. Auch wenn Wallys Körper kräftiger war, waren seine Knochen doch irgendwie markanter – und zarter. Da gab es keine Spur von Zorn in Wallys Augen; es waren Augen voll guter Absichten. Der Körper eines Helden, und das Gesicht … das Gesicht eines Wohltäters! folgerte Wilbur Larch, eine blonde Schamhaarlocke wegbürstend, die nicht geradewegs in den Abfallbeutel gewandert, sondern an der Innenseite von Candys Schenkel haftengeblieben war, in der Nähe ihres erhöhten, angewinkelten Knies. Er vertauschte die mittelgroße Kürette gegen eine kleinere und bemerkte, daß die Augenlider des Mädchens flatterten, und bemerkte Schwester Ednas sanfte Daumen – die die Schläfen des Mädchens massierten – und die halb geöffneten Lippen des Mädchens; sie war erstaunlich ruhig gewesen für ein so junges Mädchen, und unter Äther war sie noch gesammelter. Die Schönheit in ihrem Gesicht, dachte Larch, lag daran, daß sie noch frei war von Schuld. Es überraschte Larch: daß Candy aussah, als würde sie immer frei davon bleiben.

Er war sich bewußt, daß Schwester Edna den musternden Blick bemerkte, den er dem Mädchen schenkte, und darum beugte er sich wieder über den Einblick, den ihm das Spekulum bot, und beendete seine Arbeit mit der kleinen Kürette.

Ein Wohltäter, dachte Wilbur Larch. Homer ist seinem Wohltäter begegnet!

Homer Wells dachte in paralleler Richtung. Ich bin einem Prinzen von Maine begegnet, dachte er; ich habe einen

König Neuenglands gesehen – und ich bin eingeladen auf sein Schloß. Nach all seinen Reisen durch *David Copperfield* verstand er schließlich des kleinen David ersten Eindruck von Steerforth: »›In meinen Augen war er eine Person von großer Macht‹, beobachtete der kleine junge Copperfield. ›Keine verschleierte Zukunft umschimmerte ihn trübe im Mondlicht. Ich sah kein schattiges Bild seiner Fußstapfen in dem Garten, in dem ich im Traume die ganze Nacht spazierenging.‹«

Keine verschleierte Zukunft, dachte Homer Wells. Ich werde zur *Küste* fahren!

»Pressen«, sagte er zu der Frau aus Damariscotta. »Ist Damariscotta an der Küste?« fragte er die Frau, deren Hals straff war vor Anspannung – und die Schwester Angelas Hand mit einem knöchelweißen Griff umklammert hielt.

»In der Nähe!« schrie die Frau und stieß ihr Kind hinaus nach St. Cloud's – sein glitschiger Kopf perfekt aufgefangen in der Fläche von Homers sicherer rechter Hand. Er ließ seinen Handballen unter den zerbrechlichen Nacken des Babys gleiten; seine linke Hand hob den Hintern des Babys, während er das Baby »nach draußen« geleitete – wie Dr. Larch sagen würde.

Es war ein Junge. Steerforth, so würde Homer Wells diesen hier nennen – seine zweite Solo-Entbindung. Homer durchtrennte die Nabelschnur und lächelte, als er Klein Steerforths gesundes Plärren hörte.

Candy, die sich aus der Narkose herauskämpfte, hörte die Schreie des Babys und schauderte; hätte Dr. Larch in diesem Moment ihr Gesicht gesehen, er hätte vielleicht ein wenig Schuld darin entdeckt. »Junge oder Mädchen?« fragte sie lallend. Nur Schwester Edna verstand sie. »Warum weint es?« fragte Candy.

»Es war nichts, meine Liebe«, sagte Schwester Edna. »Jetzt ist alles vorbei.«

»Ich möchte gern ein Baby haben, eines Tages«, sagte Candy. »Wirklich, das möchte ich.«

»Aber natürlich, meine Liebe«, sagte Schwester Edna zu ihr. »Sie können so viele haben, wie Sie wollen. Ich bin sicher, Sie würden sehr schöne Kinder haben.«

»Sie würden Prinzen von Maine haben!« sagte Dr. Larch plötzlich zu Candy. »Sie würden Könige Neuenglands haben!«

Oha, der alte Ziegenbock, dachte Schwester Edna – er flirtet! Ihre Liebe zu Dr. Larch geriet einen Moment ins Wanken.

Welch sonderbare Idee, dachte Candy – ich kann mir nicht vorstellen, wie sie aussehen würden. Ihre Gedanken schweiften ein Weilchen. Warum weint das Baby? fragte sie sich. Wilbur Larch, der alles aufräumte, entdeckte ein zweites lockiges Büschel von ihrem Schamhaar; es war von demselben hellbraunen Ton wie Candys Haut, was zweifellos der Grund war, warum Schwester Edna es übersehen hatte. Er lauschte den Schreien des Babys der Frau aus Damariscotta und dachte, daß er nicht selbstsüchtig sein durfte; er mußte Homer dazu ermutigen, sich mit dem jungen Paar anzufreunden. Er warf einen verstohlenen Blick auf das schlummernde Mädchen; Chancen leuchteten um sie wie ein Licht.

Und die Menschen werden immer Äpfel essen, dachte er – es muß ein gutes Leben sein.

Der Apfel, der auf die Tür des Cadillac emailliert – und mit goldenem Monogramm verziert – war, interessierte Melony, der es gelungen war, sich zu Taten aufzuraffen, besonders; sie versuchte den Apfel an der Tür zu stehlen, be-

vor sie erkannte, daß er nicht abging. Als Mary Agnes in der Mädchenabteilung eintraf, die dürren Arme voller gehamsterter Gelee- und Honigkrüge, wollte Melony selbst nachsehen, was los war. Typisch, sie haben mir wieder mal nichts übriggelassen, dachte sie säuerlich, nicht mal einen Blick auf die zwei Hübschen; sie hätte nichts dagegen gehabt, sie noch einmal anzusehen. Es gab nichts Stehlenswertes, das sah sie auf einen Blick – nur ein altes Buch; später meinte sie, es sei Schicksal gewesen, daß der Titel des Buches und der Name seines Autors ihr ins Auge stachen. Das Buch schien achtlos auf den Boden des Wagens geworfen. *Klein Dorrit* sagte Melony nichts, aber Charles Dickens war ein Name, den sie wiedererkannte – für Homer Wells war er so was wie ein Held. Ohne zu bedenken, daß dies die erste selbstlose Tat ihres Lebens war, stahl sie das Buch – für Homer. Gleichzeitig dachte sie gar nicht daran, wie es ihn beeindrucken und sie in seinen Augen aufwerten könnte. Sie dachte nur hochherzig: Sieh da, ein Geschenk für Sonnenstrahl!

Es bedeutete mehr für sie, als sie sich eingestehen konnte: daß Homer versprochen hatte, niemals ohne sie von St. Cloud's wegzugehen.

Dann sah sie Wally; er ging zu dem Cadillac, in die Richtung des Eingangs zum Spital, aber er drehte sich immer wieder um und schaute nach dem Hügel. In Gedanken sah er den Obstgarten zur Erntezeit – die langen Leitern standen in den Bäumen, die Pflücker waren die Waisen selbst. Die Bushel-Kisten standen in Reihen gestapelt zwischen den Bäumen; zwischen zwei Baumreihen zog ein Traktor einen Anhänger, schwer bereits von Äpfeln. Es schien eine gute Ernte zu sein.

Woher werden sie einen Traktor kriegen? fragte sich

Wally. Er stolperte, fing sich wieder, schaute, wohin er ging – zu dem verlassenen Cadillac. Melony war verschwunden. Sie hatte den Mut verloren. Der Gedanke, diesem hübschen jungen Mann gegenüberzustehen, allein – sie war sich nicht sicher, ob sie seine Gleichgültigkeit ertragen hätte. Wäre er eindeutig angewidert gewesen von ihrem Äußeren, Melony hätte sich nicht darum gekümmert; es machte ihr vielmehr Spaß, Menschen zu schockieren. Doch sie hätte es nicht ertragen können, wenn er sie gar nicht beachtet hätte. Und hätte er ihr einen Topf Honig gereicht, sie hätte ihm den Schädel eingeschlagen damit. Niemand schmiert mir Honig ums Maul, dachte sie, und *Klein Dorrit* glitt in ihr Hemd, an ihr pochendes Herz.

Sie überquerte die Straße zwischen der Knaben- und Mädchenabteilung, als eben der Bahnhofsvorstehergehilfe dieselbe Straße zum Spital heraufgeschritten kam. Zuerst erkannte sie ihn nicht – so herausgeputzt war er. Für Melony war er immer nur der Einfaltspinsel im Overall, ein Wichtigtuer, der sich bemühte, seinen Eigendünkel zu nähren mit der (in Melonys Augen) dümmsten Arbeit der Welt: Züge kommen zu sehen und dann zu sehen, wie sie wegfuhren. Die Einsamkeit des Bahnhofs deprimierte Melony; sie mied diesen Ort. Dorthin ging man nur zu einem Zweck: um wegzufahren. Aber den ganzen Tag lang dort herumzustehen, sich vorzustellen, wie man wegfuhr – konnte es etwas Traurigeres, etwas Dümmeres geben als das? Und da stand nun ausgerechnet dieser Dummkopf, der seit Jahren an einem Schnurrbart herumlaborierte, herausgeputzt wie für einen Mord – ach, nein, so erkannte Melony: er war herausgeputzt für ein Begräbnis.

So war es: der häßliche, aber ehrgeizige Junge war beeindruckt gewesen von dem weißen Cadillac; er hatte sich aus-

gedacht, der Posten des Bahnhofsvorstehers würde ihm automatisch zufallen, wenn er eine schickliche und erwachsene Feierlichkeit in bezug auf das Ableben des Bahnhofsvorstehers bezeugte. Vor Dr. Larch hatte er einen Heidenrespekt, und schon beim Gedanken an eine schwangere Frau wollte er davonlaufen; doch er bildete sich ein, daß seine Respektbezeugung im Waisenhaus, wo der Leichnam des Bahnhofsvorstehers aufgebahrt lag, ein quälender, aber unumgänglicher Tribut sei, den er leisten mußte. Beim Geruch von Erbrochenem, den er mit Babys in Verbindung brachte, ekelte ihn sogar; in das Waisenhaus führte ihn jetzt eine ungewohnte Tapferkeit, die seinem törichten jungen Gesicht eine beinah erwachsene Gefaßtheit gab – einmal abgesehen von jenem seidigen Klecks, der seine Oberlippe verunzierte und der all sein Bemühen um Männlichkeit der Lächerlichkeit preisgab. Auch stieg er schwer belastet den Hügel hinan, da er all jene Kataloge mitgebracht hatte; der Bahnhofsvorsteher würde sie jetzt nicht mehr brauchen, und sein Gehilfe stellte sich vor, wie beliebt er sich bei Dr. Larch machen könnte, wenn er ihm die Kataloge mitbrachte, als Geschenk, als eine Art Friedensgabe. Ob Dr. Larch überhaupt Bedarf haben könnte für Sämereien und Damenwäsche, hatte er sich gar nicht erst überlegt und ebensowenig, wie der alte Doktor auf Offenbarungen in bezug auf die Bedrohung der Seelen reagieren würde – seiner eigenen und so vieler rastloser anderer.

Die zwei Waisen, die der Bahnhofsvorstehergehilfe am meisten verabscheute, waren Homer und Melony. Homer, weil seine heitere Gelassenheit ihm ein sicheres und erwachsenes Auftreten gab, zu dem sich der Gehilfe außerstande fühlte; und Melony, weil sie sich über ihn lustig machte. Und um den schlimmen Tag noch schlimmer zu

machen, mußte nun ausgerechnet Melony sich ihm in den Weg stellen.

»Was ist das auf deiner Lippe? Ein Pilz?« fragte Melony. »Vielleicht solltest du's abwaschen.« Sie war größer als der Bahnhofsvorstehergehilfe, besonders jetzt, da sie am Hang über ihm stand. Er versuchte, sie nicht zu beachten.

»Ich bin gekommen, um den Körper in Augenschein zu nehmen«, sagte er würdevoll – jeder, der nur einen Funken Verstand besaß, wußte, daß diese Worte falsch gewählt waren im Umgang mit Melony.

»Willste *meinen* Körper in Augenschein nehmen?« fragte sie ihn. »Ich mache keinen Spaß«, fügte sie hinzu, als sie sah, wie perplex er war, wie verängstigt. Melony nutzte sonst instinktiv alle Schwächen ihrer Gegner aus, aber im Fall des Bahnhofsvorstehergehilfen ließ sie sich erweichen. Der wäre auf der Straße stehengeblieben, bis er vor Erschöpfung umfiel, und darum trat sie für ihn beiseite und sagte: »Ich *habe* Spaß gemacht.«

Errötend stolperte er weiter und hatte fast die Ecke der Knabenabteilung erreicht, als sie ihm nachrief: »Du müßtest dich rasieren, bevor ich dich *ließe*!« Er kam ins Straucheln, was Melony über ihre Macht staunen ließ; dann bog er um die Ecke und fühlte sich innerlich gehoben durch den schimmernden Cadillac – durch den vermeintlichen weißen Leichenwagen. Wäre in diesem Moment ein Chor in himmlischen Gesang ausgebrochen, der Gehilfe wäre auf die Knie gefallen und hätte die Kataloge um sich verstreut. Dasselbe Licht, das den Cadillac segnete, schien von dem blonden Haar des kraftvoll wirkenden jungen Mannes auszustrahlen: des Fahrers des Leichenwagens. Nun, *das* war eine Verantwortung, die dem Bahnhofsvorstehergehilfen Ehrfurcht einflößte!

Er näherte sich Wally vorsichtig. Wally lehnte rauchend an seinem Cadillac, lebhaft vertieft in den Anblick eines Obstgartens in St. Cloud's. Der Bahnhofsvorstehergehilfe, der wie ein leichenschänderischer Lakai eines Leichenbestatters wirkte, überraschte Wally.

»Ich bin gekommen, um den Körper in Augenschein zu nehmen«, sagte der Gehilfe.

»Den Körper?« sagte Wally. »*Welchen* Körper?«

Der Bahnhofsvorstehergehilfe war wie gelähmt vor Angst, sich zu blamieren. Die Welt bestand aus ihm unverständlichen Anstandsregeln; anscheinend war es taktlos gewesen, den Körper des Verblichenen zu erwähnen, zumal vor dem Mann, der dafür verantwortlich war, den Toten sicher wegzuchauffieren.

»Tausendmal Verzeihung!« haspelte der Gehilfe hervor; es war etwas, was er gelesen hatte.

»Tausendmal *was*?« sagte Wally, zunehmend verunsichert.

»Wie gedankenlos von mir«, sagte der Bahnhofsvorstehergehilfe, salbungsvoll sich verneigend und nach dem Eingang des Spitals davonkriechend.

»Ist jemand *gestorben*?« fragte Wally ängstlich, aber der Gehilfe schaffte es, ins Innere des Spitals zu schlüpfen, wo er sich rasch in einem Winkel in der Mauer verbarg und sich fragte, was er als nächstes tun würde. Zweifellos hatte er die hochempfindlichen und feinabgestimmten Gefühle des Leichenwagenfahrers verletzt. Ein delikates Geschäft, dachte der Gehilfe und versuchte sich zu beruhigen. Welchen Fehler werde ich als nächstes machen? Er kauerte sich in den Winkel im Flur in der Nähe der Apotheke, aus der der Äthergeruch in Schwaden zu ihm herausdrang; er hatte keine Ahnung, daß der Körper, den er in »Augenschein«

nehmen wollte, keine fünfzehn Fuß von ihm entfernt lag. Er glaubte sogar, Babys zu riechen – er hörte eines plärren. Er glaubte, die Babys würden geboren, während die Frauen ihre Beine kerzengerade hochreckten, die Fußsohlen gegen die Zimmerdecke gestreckt; diese Vision nagelte ihn fest in seinem Winkel im Flur. Ich rieche Blut! bildete er sich ein und versuchte, seine Panik unter Kontrolle zu bringen. Er klebte an der Wand, fast wie Gips – fast so sehr, daß Wally ihn nicht bemerkte, als er, in Sorge, wer da gestorben sei, zum Eingang des Spitals hereinkam. Wally trat in die Apotheke, vom Äther wie magisch angezogen – auch wenn er gleich wieder seine Übelkeit spürte. Er entschuldigte sich bei den Füßen des Bahnhofsvorstehers.

»Oh, entschuldigen Sie«, flüsterte Wally und taumelte auf den Flur zurück.

Er hörte Schwester Angela mit Candy sprechen, die bereits aufrecht sitzen konnte. Wally stürzte zu ihnen hinein, aber der Blick der Erleichterung in seinem Gesicht – als er sah, daß Candy nicht die Totgesagte war – war so rührend für Schwester Angela, daß sie ihm nicht einmal böse war, weil er hereingeplatzt war.

»Bitte, kommen Sie rein«, sagte sie zu Wally, mit ihrer besten Krankenhausstimme, die in der ersten Person Plural sprach: »Wir fühlen uns schon viel besser«, sagte Schwester Angela. »Wir können zwar noch nicht herumtanzen, aber wir sitzen schon ganz ordentlich aufrecht – nicht wahr?« fragte sie Candy, die lächelte. Candy freute sich so unverkennbar, Wally zu sehen, daß Schwester Angela das Gefühl hatte, sie sollte die beiden allein lassen. St. Cloud's hatte keine große und zärtliche Geschichte aufzuweisen, was die Anwesenheit von glücklichen Paaren in diesem Operationssaal betraf, und Schwester Angela war ebenso überrascht

wie froh, einen Mann und eine Frau zu sehen, die sich liebten. Ich kann später aufräumen, dachte sie – oder ich werde Homer bitten, es zu tun.

Homer und Dr. Larch sprachen miteinander. Schwester Edna hatte die Frau aus Damariscotta in ihr Bett auf die Mütterstation zurückgebracht, und Dr. Larch untersuchte das Baby, das Homer Wells entbunden hatte – den kleinen Steerforth (ein Name, den Larch bereits kritisiert hatte; es lag eine gewisse Niederträchtigkeit in Steerforths Charakter – oder hatte Homer jenen Teil vergessen? –, und es gab auch einen Todesfall durch Ertrinken; Steerforth war, nach Dr. Larchs Meinung, eher ein Brandmal denn ein Name). Aber sie sprachen nicht mehr über Steerforth.

»Wally sagt, es würde nur ein paar Tage dauern«, sagte eben Homer Wells. »Wir werden einen Lastwagen aufladen müssen, schätze ich. Es werden vierzig Bäume sein. Und ich möchte gern die Küste sehen.«

»Natürlich solltest du fahren, Homer – es ist eine große Chance«, sagte Dr. Larch. Er pikte Steerforth mit einem Finger in den Bauch; dann verlockte er Steerforth, einen seiner anderen Finger zu greifen; dann leuchtete er mit einer kleinen Lampe in Steerforths Augen.

»Ich würde nur zwei Tage fort sein«, sagte Homer Wells.

Wilbur Larch schüttelte den Kopf; zuerst dachte Homer, daß etwas nicht in Ordnung sei mit Steerforth. »*Vielleicht* nur zwei Tage, *Homer*«, sagte Dr. Larch. »Du solltest die Gelegenheit beim Schopf packen, du darfst dir diese Chance nicht entgehen lassen – in nur zwei Tagen.«

Homer starrte Dr. Larch an, aber Larch spähte in Steerforths Ohren. »Wenn dieses junge Pärchen an dir Gefallen findet, Homer, und du an ihnen … nun«, sagte Larch, »so wirst du wohl auch ihre Eltern kennenlernen, und wenn ih-

re Eltern an dir Gefallen finden … nun«, sagte Dr. Larch, »ich meine, du solltest versuchen, ihre Eltern dazu zu *bringen*, daß sie an dir Gefallen finden.«

Er sah Homer nicht an, der ihn anstarrte; Dr. Larch untersuchte das abgebundene Ende der Nabelschnur, während Steerforth schrie und schrie.

»Ich glaube, wir wissen beide, daß es gut wäre für dich, länger als nur zwei Tage fort zu sein, Homer«, sagte Dr. Larch. »Du verstehst, ich spreche nicht von einer Adoption, ich spreche von der Chance eines Sommerjobs – als Anfang. Jemand könnte dir die Chance bieten, mehr als zwei Tage fortzubleiben – das ist alles, was ich sagen will –, wenn du magst.« Dr. Larch sah Homer an; sie starrten einander an.

»Richtig«, sagte Homer endlich.

»Vielleicht *möchtest* du ja in zwei Tagen zurückkommen!« sagte Larch munter – aber sie wandten den Blick voneinander ab, als wollten sie damit auch diese Möglichkeit ausschließen. »In welchem Falle«, fuhr Larch fort, während er sich die Hände wusch, »du hier immer willkommen bist.« Er verließ den Raum und Homer mit dem Baby – wieder zu schnell, als daß Homer hätte sagen können, wie sehr er ihn liebte. Der kauernde Bahnhofsvorstehergehilfe beobachtete, wie Wilbur Larch Schwester Angela und Schwester Edna in die Apotheke mitnahm.

Trotz der Anwesenheit des Bahnhofsvorstehers war die ätherisierte Atmosphäre tröstlich für Wilbur Larch und half ihm, seinen treuen Krankenschwestern zu sagen, was er zu sagen hatte.

»Ich möchte, daß wir unsere Barschaft zusammenwerfen«, sagte Wilbur Larch. »Ich möchte, daß der Junge so viel Geld hat, wie wir zusammenkratzen können, und auch etwas halbwegs Anständiges zum Anziehen.«

»Nur für zwei Tage, Wilbur?« fragte Schwester Edna.

»Wieviel Geld braucht der Junge für zwei Tage?« fragte Schwester Angela.

»Es ist eine Chance für ihn, seht ihr das denn nicht?« fragte Dr. Larch. »Ich glaube nicht, daß er in zwei Tagen wiederkommt. Ich hoffe, daß er *nicht* wiederkommt – wenigstens nicht so bald«, sagte Wilbur Larch, dessen brechendes Herz ihn an etwas erinnerte, was er vergessen hatte: die Geschichte von Homers »schwachem« Herzen. Wie sollte er es ihm sagen? Wo und wann?

Er überquerte den Flur, um nach Candy zu sehen. Er wußte, daß sie und Wally möglichst bald aufbrechen wollten; sie hatten eine lange Fahrt vor sich. Und wenn Homer Wells mich verläßt, dachte Wilbur Larch, sollte er mich schleunigst verlassen – auch wenn zwanzig Jahre, wie Dr. Larch wußte, nicht eben das waren, was man als beschleunigten Aufbruch bezeichnen könnte. Homer mußte jetzt schleunigst aufbrechen, weil Dr. Larch sehen mußte, wie er je darüber hinwegkommen wollte.

Ich glaube nicht, dachte er. Er kontrollierte die Fleckenbildung auf der sterilen Schambinde – während Wally zur Decke starrte, auf seine Hände, auf den Fußboden. »Ihnen geht's gut«, sagte Dr. Larch zu Candy. Eigentlich wollte er ihr noch sagen, daß Homer sie wegen der zu erwartenden Krämpfe beraten und auch das Spotting kontrollieren könne, aber er wollte Homer mit dieser Verantwortung verschonen. Auch hätte Dr. Larch in diesem Moment den Namen Homers nicht aussprechen können.

»Sie nehmen *dich*?« fragte Curly Day Homer, als Curly Homer packen sah.

»Ich werde *nicht* adoptiert, Curly«, sagte Homer Wells. »In zwei Tagen komme ich wieder.«

»Sie nehmen *dich*!« sagte Curly Day; sein Gesicht wirkte so verletzt, daß Homer sich abwenden mußte.

Dr. Larch war als Historiker ein Amateur, aber er wußte dennoch um die Macht indirekt empfangener Informationen. Aus diesem Grund erzählte er Candy und Wally von Homers schwachem Herzen. Es war nicht nur leichter für Dr. Larch, als Homer zu belügen; auf lange Sicht, vermutete Larch, würde das Märchen auch überzeugender sein.

»Ich habe ihn noch niemals fortgehen lassen – nicht einmal für zwei Tage –, ohne ein wenig über seinen *Zustand* zu sagen«, erzählte Dr. Larch Candy und Wally. Ein herrliches Wort: *Zustand*. Die Wirkung des Wortes aus Arztes Mund ist wahrhaft erstaunlich. Candy schien zu vergessen, daß sie eben erst eine Abtreibung gehabt hatte; in Wallys Gesicht kehrte die Farbe zurück. »Es geht um sein Herz«, sagte Wilbur Larch. »Ich habe ihm nichts gesagt, weil ich ihn nicht beunruhigen wollte und weil sich sein Zustand verschlimmern könnte, wenn er darum wüßte und sich Sorgen machte«, vertraute Dr. Larch den beiden gutherzigen Unschuldslämmern an, die ihm ergriffen Aufmerksamkeit zollten.

»Man darf ihn also nichts allzu Anstrengendem aussetzen, keiner allzu intensiven sportlichen Betätigung – und nichts allzu Schockierendem«, sagte Wilbur Larch, der eine perfekte Geschichte erfunden hatte für jemand, der einfach vorsichtig sein sollte – der die Gefahr meiden sollte. Larch hatte seine Lieblingswaise mit einer Geschichte ausgestattet, die ihn, wie er hoffte, verschonen würde. Er war sich bewußt, daß es eine Geschichte war, wie ein Vater sie sich für seinen Sohn ausdenken würde – falls ein Vater seinen Sohn dazu bringen konnte, sie zu glauben.

Homer Wells konnte sich in diesem Augenblick weder

eine Geschichte noch sonst etwas ausdenken, was Curly Day hätte trösten können, der sich unter mehreren Kopfkissen und einer Decke vergrub und schluchzte.

»Wozu mußt *du* adoptiert werden?« schrie Curly. »Du bist praktisch ein *Doktor*!«

»Es ist nur für zwei Tage«, wiederholte Homer Wells; mit jeder Wiederholung klang sein Versprechen weniger glaubhaft.

»Sie nehmen *dich*! Ich kann's nicht glauben!« schrie Curly Day.

Schwester Angela kam und setzte sich neben Homer auf Curlys Bett. Gemeinsam betrachteten sie den schluchzenden Hügel unter der Bettdecke.

»Es ist nur für zwei Tage, Curly«, sagte Schwester Angela lahm.

»Doktor Larch hat gesagt, daß Homer da ist, um uns zu *beschützen*!« schrie Curly. »Schöner Schutz!«

Schwester Angela flüsterte Homer zu: falls er es übernehmen wolle, den Operationstisch zu säubern, würde sie bei Curly sitzen bleiben, bis der sich besser fühlte; sie habe den Tisch nicht aufräumen wollen, während das nette junge Pärchen gern allein bleiben wollte. »Deine Freunde hatten anscheinend einen schönen Augenblick miteinander«, flüsterte Schwester Angela Homer Wells zu. Meine *Freunde*! dachte er. Ist es möglich, daß ich *Freunde* haben werde?

»Du bist nicht der *Beste*, Homer!« schrie Curly unter der Bettdecke.

»Richtig«, sagte Homer; er versuchte Curly zu tätscheln, aber Curly machte sich steif und hielt die Luft an. »Mach's gut, Curly«, sagte Homer.

»Verräter!« schrie Curly Day. Curly erkannte anscheinend die Berührung von Schwester Angelas Hand; sein stei-

fer Körper entspannte sich, und er überließ sich einem beharrlichen Schluchzen.

Schwester Edna hatte endlich Klein Steerforth von seinem Weinen abgebracht, oder sie war einfach ausdauernder gewesen als das Baby, das jetzt gewaschen und angezogen und beinah schlafend in Schwester Ednas Armen lag. Er hatte genug Milchpulverlösung zu sich genommen, um Schwester Edna zufriedenzustellen, und darum legte sie ihn in sein Bettchen und fuhr fort, den Raum zu säubern, wo er zur Welt gebracht worden war. Kaum hatte sie ein frisches Laken über den Tisch gebreitet – sie wischte gerade die schimmernden Beinstützen –, als Dr. Larch in den Raum wankte, den steifen Körper des Bahnhofsvorstehers wie ein etwas schwankendes Brett über der Schulter.

»Wilbur!« sagte Schwester Edna mißbilligend. »Dabei sollten Sie sich von Homer helfen lassen.«

»Es ist Zeit, sich daran zu gewöhnen, daß Homer nicht da ist«, entgegnete Dr. Larch knapp und ließ den Körper des Bahnhofsvorstehers auf den Tisch fallen. Oh, du liebe Güte, dachte Schwester Edna, uns stehen harte Zeiten bevor.

»Ich vermute, auch Sie haben die Sternum-Schere nicht gesehen?« fragte Dr. Larch sie.

»Den Kneifer?« fragte sie.

»Die *Schere* heißt es«, sagte er. »Wenn Sie ihn bitte entkleiden wollen, dann kann ich Homer fragen gehen.«

Homer klopfte, bevor er in den Operationssaal eintrat, wo Candy sich mit Wallys ungeschickter Hilfe angekleidet hatte und jetzt in einer sonderbar feierlichen Pose dastand – als habe das Paar soeben einen Tanzwettbewerb absolviert und warte auf den Applaus der Kampfrichter.

»Ihr könnt jetzt beruhigt sein«, sagte Homer Wells, der

Candy noch immer nicht direkt ins Gesicht sehen konnte. »Vielleicht wollt ihr etwas an die frische Luft? Ich werde nicht lange brauchen; ich muß nur noch den Tisch säubern.« Verlegen, als hätte er sich's anders überlegt, setzte er an Candy gewandt hinzu: »Sie fühlen sich doch gut, nicht wahr?«

»O ja«, sagte sie, und ihre Augen glitten rasch an Homer vorbei; sie lächelte Wally aufmunternd zu.

Das war der Moment, als Dr. Larch hereinkam und Homer fragte, ob er wisse, wo die Sternum-Schere sei.

»Sie ist bei Clara«, gestand Homer. »Tut mir leid«, fügte er schnell hinzu. »Ich hatte sie dort, weil ich dachte, ich würde sie brauchen für die Autopsie. An dem Fötus«, fügte er hinzu.

»Man benützt keine Sternum-Schere bei einem Fötus«, sagte Dr. Larch.

»Ich weiß – ich habe die kleine Schere benutzt«, sagte Homer Wells, der merkte, daß die Wörter »Fötus« und »Autopsie« wie Blutstropfen auf Wally und Candy fielen. »Ich hole Ihnen die Schere«, sagte Homer zu Dr. Larch.

»Nein, mach hier fertig«, sagte Larch. »Ihr beide solltet etwas an die frische Luft gehen«, sagte er zu Wally und Candy, die seinen Vorschlag als Befehl auffaßten – was er auch war. Sie verließen den Operationssaal; auf dem Flur zum Eingang des Spitals hätten sie den Bahnhofsvorstehergehilfen entdecken können, wäre der Gehilfe durch den Anblick von Dr. Larch, wie er den Leichnam des Bahnhofsvorstehers aus der Apotheke schleppte, nicht so entnervt gewesen, daß er vorsichtig versucht hatte, dieser beängstigenden Vision zu folgen. In seiner Angst bog er um die falsche Ecke und fand sich in der Apotheke wieder. Er stand am Fußende des Bettes und starrte auf das verschmutzte Laken, als Wally Candy nach draußen führte.

»Wenn Sie so sicher sind, daß es sein Herz war«, fragte Homer Wells Dr. Larch, »warum haben Sie es dann so eilig, die Autopsie vorzunehmen?«

»Ich muß tätig bleiben«, sagte Dr. Larch, erstaunt über den kaum gezügelten Ärger in seiner eigenen Stimme. Jetzt hätte er Homer sagen können, daß er ihn sehr liebte und daß er eine sehr aktive Tätigkeit brauchte, um sich von Homers Abreise abzulenken. Er hätte Homer beichten können, daß er sich sehr gerne auf seinem eigenen Bett in der Apotheke etwas ausgestreckt hätte, um sich ein wenig Äther zu verabreichen, daß er dies aber nicht gut tun konnte, solange der Bahnhofsvorsteher sein Bett besetzt hielt. Er wollte Homer in die Arme schließen und ihn herzen und küssen, aber er konnte nur hoffen, daß Homer verstand, wie sehr Dr. Larchs Selbstachtung abhängig war von seiner Selbstbeherrschung. Und darum sagte er nichts; er ließ Homer allein im Operationssaal, während er die kleine Schere suchen ging.

Homer scheuerte den Tisch mit Desinfektionslösung. Er hatte den Abfallbeutel schon versiegelt, als er die beinah durchsichtige Blondheit des Schamhaarbüschels bemerkte, das an seinem Hosenbein haftete – eine dichte, frische Lokke von Candys besonders feinem Haar hatte sich an seinem Knie verfangen. Er hielt sie ans Licht, dann steckte er sie in seine Tasche.

Schwester Edna weinte, während sie den Bahnhofsvorsteher entkleidete. Dr. Larch hatte ihr und Schwester Angela gesagt, daß es kein großes Abschiednehmen mit tausend guten Wünschen geben werde bei Homer Wells' Abreise – nichts, was Candy und Wally argwöhnen lassen könnte, daß Homer auch nur daran dachte, er könnte für länger als zwei Tage mitkommen. »Nichts«, hatte Dr. Larch gesagt.

Keine Umarmungen, keine Küsse, dachte Schwester Edna und weinte. Ihre Tränen hatten keinen Effekt auf die Miene des Bahnhofsvorstehers, dessen Gesicht von Furcht ergriffen blieb; Schwester Edna beachtete den Bahnhofsvorsteher gar nicht. Sie widmete sich ihrem Schmerz, nicht überströmen zu dürfen beim Abschiednehmen von Homer Wells.

»Wir werden uns ganz zwanglos verabschieden«, hatte Dr. Larch gesagt. »Punktum.«

Zwanglos! dachte Schwester Edna. Der Bahnhofsvorsteher war nackt bis auf die Socken, als Dr. Larch mit der kleinen Schere hereinmarschierte.

»Es wird nicht geheult«, sagte er streng zu ihr. »Wollen Sie denn alles vermasseln?« Da riß sie dem Bahnhofsvorsteher die Socken herunter und warf sie nach Dr. Larch; darauf ließ sie ihn mit der Leiche allein.

Homer Wells unterzog den Operationstisch einer gründlichen Inspektion, einer letzten Prüfung – einem letzten Blick. Er verlegte das Büschel von Candys Schamhaar aus seiner Hosentasche in seine Brieftasche; er zählte noch einmal das Geld, das Dr. Larch ihm gegeben hatte: fast fünfzig Dollar.

Er kehrte in den Schlafsaal der Knaben zurück; Schwester Angela saß immer noch auf der Kante des Bettes, wo Curly Day immer noch schluchzte. Sie küßte Homer, ohne in der Bewegung ihrer Hand innezuhalten, die durch die Bettdecke hindurch Curly Day den Rücken rieb; Homer küßte sie und verließ sie ohne ein Wort.

»Ich kann nicht glauben, daß sie *ihn* genommen haben«, murmelte Curly Day unter seinen Tränen hervor.

»Er wird wiederkommen«, flüsterte Schwester Angela besänftigend. *Unser* Homer! dachte sie – ich weiß, er wird wiederkommen! Weiß er denn nicht, wo er hingehört?

Schwester Edna, die sich zu fassen suchte, trat in die Apotheke, wo sie auf den zitternden Gehilfen des Bahnhofsvorstehers traf.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte Schwester Edna, die sich innerlich sehr zusammennehmen mußte.

»Ich bin gekommen, um den Körper in Augenschein zu nehmen«, murmelte der Gehilfe.

Von jenseits des Flurs hörte Schwester Edna das vertraute Knacken der Sternum-Schere, die den Brustkorb des Bahnhofsvorstehers spaltete. Sie bezweifelte, daß der Gehilfe Wert darauf legte, den Körper in seinem gegenwärtigen Zustand in Augenschein zu nehmen. Was sie zu dem Gehilfen sagte, war: »Doktor Larch ist mit der Autopsie noch nicht fertig.«

»Ich habe Dr. Larch ein paar Kataloge mitgebracht«, sagte der Gehilfe und überreichte Schwester Edna das schäbige Bündel.

»Ach, danke«, sagte sie, doch der junge Tolpatsch in seinem Begräbnisstaat machte keine Anstalten zu gehen. Vielleicht brachte der Äther in der Apothekenluft ihn durcheinander. »Möchten Sie lieber warten?« fragte Schwester Edna. Er starrte sie an. »Um die Leiche in Augenschein zu nehmen«, erinnerte sie ihn. »Sie könnten in Schwester Angelas Büro warten.« Er nickte dankbar, während Schwester Edna ihm draußen auf dem Flur den Weg zeigte. »Die letzte Tür rechts«, sagte sie zu ihm. »Machen Sie es sich bequem.«

Befreit von den Katalogen des Bahnhofsvorstehers, hatte der Gehilfe einen leichteren, entspannteren Schritt, als er zielbewußt losstapfte. Er war hocherfreut, als er in Schwester Angelas Büro eine Auswahl an Stühlen antraf, auf die man sich setzen konnte. Natürlich wagte er nicht, sich auf

den Schreibtischstuhl hinter der Schreibmaschine zu setzen, aber es gab auch zwei niedrigere, bequemer wirkende Sessel, in denen sonst die künftigen Pflegeeltern beim Vorstellungsgespräch saßen. Es waren zwei ungleiche Lehnstühle aus Velours, und der Bahnhofsvorstehergehilfe wählte den niedrigeren, den mit den tieferen Polstern. Er bedauerte seine Wahl, sobald er spürte, wie niedrig der Lehnstuhl war. Alles in dem vollgestopften Büro schien ihn zu überragen. Hätte Dr. Larch am Schreibtisch gesessen, an der Schreibmaschine, er hätte den Gehilfen in seinem tiefkuhligen Sessel bei weitem überragt.

Der Gehilfe sah eine Art Pfanne oder Tablett aus weißem Emaille auf der Schreibmaschine, aber er saß so niedrig, daß er den Inhalt der Pfanne nicht in Augenschein nehmen konnte. Zwei winzige Händchen griffen über den Rand des Untersuchungstabletts, aber für den Bahnhofsvorstehergehilfen waren nur die Fingerspitzen des toten Babys aus Three Mile Falls sichtbar. Er hatte weder je einen Fötus noch ein neugeborenes Baby gesehen; er war nicht darauf gefaßt, wie klein die Finger sein können. Aus seiner tiefen Kuhle und zunehmend unbequemen Haltung sah er sich in dem Raum immer wieder um, doch seine Augen kehrten immer wieder zu den Fingerspitzen zurück, die sich über den Rand des Untersuchungstabletts streckten. Er konnte nicht glauben, daß das, was er sah, wirklich Finger waren.

Was immer es ist, es sieht aus wie *Finger*, dachte er. Allmählich hörte er auf, die anderen Dinge im Raum zu betrachten. Er starrte die Fingerspitzen an; ein Teil seines Gehirns sagte: Steh auf und sieh nach, was das ist! Ein anderer Teil seines Gehirns gab seinem Körper das Gefühl, eingesunken zu sein in dem Sessel und dort durch ein schweres Gewicht festgehalten zu werden.

Es können nicht *Finger* sein! dachte er; er starrte immer weiter und blieb sitzen.

Schwester Edna wollte Dr. Larch sagen, daß er doch einmal seine Gefühle sprechen lassen sollte – daß er Homer Wells sagen sollte, was er fühlte –, doch sie stand reglos lauschend vor der Tür zum Operationssaal. Der Brustkorb des Bahnhofsvorstehers knackte noch einige Male. So etwas brachte Schwester Edna nicht aus der Fassung, dafür war sie zu sehr Profifrau, und an der Präzision der Schnitte, die sie hörte, konnte sie feststellen, daß Dr. Larch sich entschlossen hatte, seine Gefühle mit einer Aufgabe zu beschäftigen. Es ist *seine* Entscheidung, sagte sie sich. Sie ging nach draußen, um zu sehen, was das nette junge Pärchen machte.

Der junge Mann machte das, was alle jungen Männer machen, wenn sie unter die Motorhauben von Autos spähen, und das Mädchen ruhte halb angelehnt, halb ausgestreckt auf dem geräumigen Rücksitz des Cadillac. Das faltbare Verdeck war immer noch unten.

Schwester Edna beugte sich über Candy und flüsterte ihr zu: »Sie sind bildschön!« Candy lächelte herzlich. Schwester Edna sah, wie erschöpft das Mädchen war. »Hören Sie, meine Liebe«, sagte Schwester Edna vertraulich zu ihr. »Genieren Sie sich nicht – falls Sie beunruhigt sind wegen der Fleckenbildung, oder falls Sie Krämpfe bekommen, sprechen Sie mit Homer darüber. Versprechen Sie mir, daß Sie sich nicht genieren werden, meine Liebe. Und erst recht nicht, falls Sie Fieber bekommen – versprechen Sie's mir«, sagte Schwester Edna.

»Ich verspreche es«, sagte Candy errötend.

Melony plagte sich mit dem Eintragen einer Widmung in das Exemplar von *Klein Dorrit*, das sie für Homer gestoh-

len hatte, als sie hörte, wie Mary Agnes sich in der Toilette übergab.

»Halt die Schnauze!« rief Melony, aber Mary Agnes fuhr fort zu würgen. Sie hatte zwei Krüge Cidergelee aufgegessen, einen Krug Honig und noch einen voll Holzapfelgelee. Der Honig war's, dachte sie, der mich geschafft hat.

Smoky Fields hatte sich schon erbrochen. Er hatte alle seine Krüge aufgegessen, einen von jeder Sorte, und einen Krug, der einem der kleinen Walshs gehörte. Er lag elend auf seinem Bett und lauschte auf Curly Days Weinen und Schwester Angelas Reden und Reden.

FÜR HOMER »SONNENSTRAHL« WELLS
FÜR DAS VERSPRECHEN,
DAS DU MIR GEGEBEN HAST

schrieb Melony. Sie spähte aus dem Fenster, aber da war nichts los. Es war noch nicht dunkel; es war für die beiden Frauen, die am Morgen gekommen waren, noch nicht Zeit, den Hügel hinab zum Zug zu gehen – zurück – wohin auch immer.

IN LIEBE – MELONY

fügte Melony hinzu, während Mary Agnes wieder stöhnte und keuchte.

»Du dumme kleine Schweinehündin!« rief Melony.

Homer Wells kam in den Operationssaal marschiert, als es Wilbur Larch eben gelungen war, das Herz des Bahnhofsvorstehers freizulegen. Larch war nicht überrascht, keine Anzeichen eines Herzleidens zu sehen, kein totes

Muskelgewebe (»Kein Infarkt«, sagte er zu Homer, ohne zu ihm aufzublicken) – kurz, keinerlei Herzschaden.

»Der Bahnhofsvorsteher hatte ein gesundes Herz«, verkündete Dr. Larch. Kein »schwerer« Herzanfall hatte den Bahnhofsvorsteher gefällt, wie Dr. Larch vermutet hatte. Anscheinend war eine ganz plötzliche Änderung des Herzrhythmus eingetreten. »*Arrhythmie*, glaube ich«, sagte Dr. Larch zu Homer Wells.

»Sein Herz ist einfach stehengeblieben, richtig?« fragte Homer.

»Ich glaube, daß er einen Schock erlitten hat oder einen Schreck«, sagte Wilbur Larch.

Homer Wells glaubte es gern – er brauchte nur das Gesicht des Bahnhofsvorstehers anzusehen.

»Richtig«, sagte er.

»Natürlich könnte ein Gerinnsel im Gehirn sein«, sagte Wilbur Larch. »Wo soll ich nachsehen?« fragte er Homer ungezwungen.

»Im Gehirnstamm«, sagte Homer Wells.

»Richtig«, sagte Wilbur Larch. »Bravo, mein Junge.«

Als Homer Wells den Gehirnstamm des Bahnhofsvorstehers freigelegt sah, dachte er, daß Dr. Larch – mit beiden Händen – tätig genug sei, so daß er ihm gefahrlos sagen könne, was er auf dem Herzen hatte.

»Ich liebe Sie«, sagte Homer Wells. Er wußte, er mußte den Raum jetzt verlassen – während er noch die Tür sehen konnte –, und darum schickte er sich an zu gehen.

»Ich liebe dich auch, Homer«, sagte Wilbur Larch, der noch einige Minuten lang keinen Blutpfropfen im Gehirnstamm hätte sehen können, falls dort einer zu sehen gewesen wäre. Er hörte, wie Homer »richtig« sagte, bevor er hörte, wie die Tür geschlossen wurde.

Nach einer Weile konnte er den Gehirnstamm deutlich erkennen; da war kein Gerinnsel.

»Arrhythmie«, wiederholte Wilbur Larch für sich. »Richtig«, fügte er dann hinzu, als spräche er jetzt für Homer Wells. Dr. Larch legte seine Instrumente beiseite; lange hielt er den Operationstisch umklammert.

Draußen schob Homer Wells seine Tasche in den Kofferraum des Cadillac, lächelte Candy auf dem Rücksitz zu, half Wally das Verdeck hochklappen. Bald würde es dunkel sein, und kalt, besonders für Candy auf dem Rücksitz, wenn sie das Dach unten ließen.

»Wir sehen uns in zwei Tagen!« sagte Schwester Edna zu Homer, zu laut.

»In zwei Tagen«, wiederholte Homer, zu leise. Sie hauchte ihm einen Kuß auf die Wange; er tätschelte ihr den Arm. Dann wandte Schwester Edna sich ab und rannte zum Eingang des Spitals; Candy und Wally schienen beide beeindruckt, daß die Frau sich so schnell bewegen konnte. Als sie im Innern des Spitals war, lief Schwester Edna geradewegs in die Apotheke und warf sich auf das Bett. Auch wenn sie ein weiches Herz hatte, so hatte sie doch einen starken Magen – sie kümmerte sich kaum darum, daß der Körper des Bahnhofsvorstehers einen Großteil des Tages auf diesem Bett zugebracht oder daß der Schlamm von seinen Stiefeln das Oberlaken beschmutzt hatte.

Dr. Larch hielt noch immer den Operationstisch umklammert, als er den Gehilfen des Bahnhofsvorstehers schreien hörte. Es war nur ein einzelner Schrei, gefolgt von einer längeren Reihe von wimmernden Lauten. Homer und Candy und Wally hörten den Schrei nicht mehr; Wally hatte bereits den Wagen angelassen.

Der Gehilfe hatte längere Zeit gewartet, bevor er sich aus

dem tiefen, niedrigen Sessel hochhievte. Er hatte nicht den Wunsch gehabt, den Inhalt des weiß emaillierten Untersuchungstabletts näher zu betrachten, aber die kleinen Finger hatten ihm zugewinkt, und er hatte sich von dem Tablett angezogen gefühlt, wo eine volle, nähere Betrachtung des aufgeschnittenen Fötus ihn (wie Curly Day) zwang, seine Hose naß zu machen. Er schrie, als er entdeckte, daß seine Beine sich nicht mehr bewegten; die einzige Möglichkeit, wie er Schwester Angelas Büro verlassen konnte, war: auf allen vieren; wimmernd kroch er über den Flur wie ein geprügelter Hund. Vor der Tür zum Operationssaal trat ihm Dr. Larch in den Weg.

»Was ist los mit Ihnen?« herrschte er den Gehilfen an.

»Ich habe Ihnen alle seine Kataloge mitgebracht!« brachte der Bahnhofsvorstehergehilfe, noch immer auf allen vieren, gerade noch heraus.

»Kataloge?« sagte Larch mit sichtlichem Abscheu. »Stehen Sie auf, Mann! Was fehlt Ihnen?« Er packte den zitternden Gehilfen unter den Achseln und zog ihn, selber zitternd, auf die Füße.

»Ich wollte nur die Leiche in Augenschein nehmen«, protestierte der Assistent schwach.

Wilbur Larch zuckte mit den Schultern. Was ist nur los mit dieser Welt, daß der Tod eine solche Faszination auf sie ausübt?, fragte er sich. Dann trat er beiseite und führte den Gehilfen in den Operationssaal, wo der Bahnhofsvorsteher mit freigelegtem Herzen und Gehirnstamm dalag.

»Eine plötzliche Änderung des Herzrhythmus«, erläuterte Wilbur Larch. »Irgend etwas hat ihn zu Tode erschreckt.« Es fiel dem Gehilfen nicht schwer, sich vorzustellen, wie man zu Tode erschreckt werden konnte, auch wenn er glaubte, daß der Bahnhofsvorsteher anscheinend

von einem Zug überfahren worden oder aber demselben Verhängnis zum Opfer gefallen war, das für das schauerliche Baby auf der Schreibmaschine verantwortlich war.

»Danke«, sagte der Gehilfe flüsternd zu Dr. Larch, und dann rannte er so schnell über den Flur und nach draußen, daß seine Schritte Schwester Edna im Weinen innehalten ließen; vor lauter Weinen hatte sie die Schreie des Gehilfen und sein Wimmern vorher überhört.

Schwester Angela sah ein, daß nichts Curly Day trösten konnte, und darum versuchte sie, es sich auf seinem schmalen Bett bequem zu machen, im Bewußtsein, daß ihr eine lange Nacht bevorstand.

Dr. Larch saß an seinem üblichen Platz, an der Schreibmaschine; der von Homer Wells präparierte Fötus störte ihn nicht im mindesten. Vielleicht wußte er zu schätzen, daß Homer etwas zurückgelassen hatte, was Aufmerksamkeit verlangte – tätige Arbeit, tätige Arbeit, gib mir tätige Arbeit, dachte Wilbur Larch. Kurz bevor die Nacht anbrach, beugte er sich auf seinem Stuhl weit genug vor, um die Schreibtischlampe einzuschalten. Dann lehnte er sich zurück auf dem Stuhl, auf dem er so viele Abende verbracht hatte. Er schien auf jemanden zu warten. Es war noch nicht dunkel, aber er hörte eine Eule draußen – sehr deutlich. Also hatte der Wind von der Küste sich gelegt.

Während es immer noch hell war, schaute Melony aus ihrem Fenster und sah den Cadillac vorbeifahren. Die Beifahrerseite des Wagens war der Mädchenabteilung zugekehrt, und Melony erkannte auf dem Beifahrersitz Homer Wells' Profil. Er saß steif, als hielte er den Atem an; das tat er auch. Hätte er sie gesehen (oder noch schlimmer: hätte er mit ihr sprechen müssen, um seine Flucht endgültig zu machen), hätte er es nicht fertiggebracht, ihr zu sagen, daß er

bereits in zwei Tagen zurückkäme. Melony wußte, was eine Lüge war und was ein Versprechen war, und sie wußte, in welchem Moment ein Versprechen gebrochen wurde. Sie sah einen Schimmer von dem schönen Mädchen mit den langen Beinen auf dem Rücksitz des Wagens, und sie nahm an, daß der hübsche junge Mann am Steuer saß; einen längeren, besseren Blick hatte sie auf Homer Wells' Profil. Als sie das gestohlene Exemplar von *Klein Dorrit* krachend zuklappte, war die Tinte noch feucht, und ihre Widmung wurde verschmiert. Sie warf das Buch gegen die Wand, was nur Mrs. Grogan hörte – Mary Agnes übergab sich noch immer kräftig und war zu sehr mit ihren eigenen Geräuschen beschäftigt.

Melony legte sich ohne Abendbrot gleich ins Bett. Mrs. Grogan trat voller Sorge an Melonys Bett und befühlte ihre fiebrige Stirn; doch Mrs. Grogan konnte Melony noch nicht einmal dazu überreden, etwas zu trinken. Alles, was Melony sagte, war: »Er hat sein Versprechen gebrochen.« Später sagte sie: »Homer Wells hat St. Cloud's verlassen.«

»Du hast ein wenig Fieber, meine Liebe«, sagte Mrs. Grogan, aber als Homer Wells an diesem Abend nicht kam, um aus *Jane Eyre* vorzulesen, fing Mrs. Grogan an, aufmerksam zu werden. An diesem Abend erlaubte sie Melony, den Mädchen vorzulesen. Melonys Stimme war sonderbar flach und leidenschaftslos. Melonys Art, aus *Jane Eyre* vorzulesen, deprimierte Mrs. Grogan, besonders als sie diese Stelle las:

… es ist Verrücktheit bei allen Frauen, eine heimliche Liebe in sich aufflammen zu lassen, die, wenn sie unerwidert oder unentdeckt bleibt, das Leben verzehren muß, das sie nährt …

Ach, das Mädchen zuckte nicht einmal mit der Wimper! beobachtete Mrs. Grogan.

Schwester Angela hatte mit ihrer Art, *Dickens* vorzulesen, in der Knabenabteilung ebenfalls wenig Erfolg. Die Dickensschen Schilderungen waren zu anstrengend für sie – sie verirrte sich in den längeren Passagen – und während sie immer wieder zum Anfang zurückkehren mußte, sah sie, daß die Jungen ihr Interesse verloren.

Schwester Edna tat ihr Bestes beim abendlichen Segenswunsch; Dr. Larch weigerte sich, Schwester Angelas Büro zu verlassen; er sagte, er lausche einer Eule und wolle weiterlauschen. Schwester Edna fühlte sich äußerst verlegen bei dem Segenswunsch, den sie überhaupt nie ganz verstanden hatte – sie hielt ihn für eine Art vertraulichen Scherz zwischen Dr. Larch und dem Universum. Ihre Stimme war zu schrill und schreckte den kranken kleinen Smoky Fields aus dem Schlaf und entlockte Curly Day ein langes, lautes Jammern, bevor er wieder zu seinem beharrlichen Schluchzen zurückkehrte.

»Gute Nacht, ihr Prinzen von Maine! Ihr Könige Neuenglands!« piepste Schwester Edna. »Wo ist Homer?« flüsterten mehrere Stimmen, während Schwester Angela in der Dunkelheit fortfuhr, Curly Day zwischen den Schulterblättern zu reiben.

Schwester Edna war immer noch äußerst aufgebracht über Dr. Larchs Verhalten und wild entschlossen, geradewegs in Schwester Angelas Büro zu marschieren und Dr. Larch zu sagen, er solle sich gefälligst eine gute Nase voll Äther und eine Mütze voll guten Schlafes gönnen! Doch je näher Schwester Edna dem einsamen Licht kam, das aus dem Büro schimmerte, desto zaghafter wurde sie. Schwester Edna wußte nichts von der Fötalautopsie, und als sie

eher vorsichtig in Schwester Angelas Büro spähte, versetzte der grausige Fötus ihr einen ziemlichen Schreck. Dr. Larch saß nur reglos an der Schreibmaschine. Er verfaßte im Geiste den ersten von vielen Briefen, die er Homer Wells schreiben würde. Er versuchte, seine Ahnungen nicht laut werden und seine Gedanken zur Ruhe kommen zu lassen. Bitte, bleib gesund, bitte, sei glücklich, bitte, sei vorsichtig, dachte Wilbur Larch – und die Dunkelheit drängte um ihn herein, und die Hände des ermordeten Babys aus Three Mile Falls streckten sich flehend nach ihm aus.

# 6

## *Ocean View*

In den ersten zwei Wochen, die Homer Wells fort war von St. Cloud's, ließ Wilbur Larch die Post unbeantwortet, Schwester Angela plagte sich mit Charles Dickens' langen und dichten Sätzen (die einen sonderbaren Effekt auf die Aufmerksamkeit der Jungen hatten; sie klebten an jedem ihrer Worte, hielten den Atem an wegen der Fehler, die sie kommen sahen), und Mrs. Grogan ertrug Melonys ausdruckslose Wiedergabe von Charlotte Brontë. Gegen Ende des siebenundzwanzigsten Kapitels entdeckte Mrs. Grogan doch noch ein Mindestmaß von Jane Eyres »unbezähmbarem« Geist in Melonys Stimme.

»*Ich* kümmere mich um mich«, las Melony. »Je einsamer, je freudloser, je mehr auf mich selbst angewiesen ich bin, desto mehr will ich mich selbst achten.«

Gutes Mädchen, dachte Mrs. Grogan, bitte sei ein gutes Mädchen. Sie erklärte Dr. Larch, daß Melony, deren Vorlesestimme sie maßlos deprimierte, aufgemuntert werden müßte und daß sie mehr Verantwortung tragen sollte.

Schwester Angela sagte, sie würde Dickens am liebsten aufgeben. Dr. Larch verblüffte sie alle. Als Homer drei Wochen fort war, verkündete Dr. Larch, daß er sich einen Dreck darum schere, wer wem was vorlese. Er hatte überhaupt aufgehört, den Segenswunsch auszusprechen, und so blieb – auch wenn es bei ihr nie ganz natürlich klang – Schwester Edna unbeirrt bei ihrem Abendgruß an die vorgeblichen Prinzen von Maine, »die lieben kleinen Könige Neuenglands«.

Mrs. Grogan war so erschüttert über Melonys Lesestimme, daß sie Melony jetzt in die Knabenabteilung begleitete und mit den zappeligen Jungen lauschte, wie Melony Dickens vorlas. Melonys Stimme war zu eintönig für Dickens; sie schleppte sich vorwärts – sie machte zwar keine Fehler, paßte aber ihren Tonfall nie richtig an; sie trug buntes Treiben und Sonnenschein mit dem gleichen schwerfälligen Ausdruck vor wie Trübsal und Nebel. An ihrer ernsten Miene sah Mrs. Grogan, daß Melony analysierte, während sie las – doch der Gegenstand ihrer Analyse war nicht Charles Dickens; Melony durchforschte Dickens nach bestimmten Charakterzügen, die sie mit Homer Wells in Verbindung brachte. Manchmal schien Melony allein durch die äußerste Konzentration in ihrem Gesicht nahe daran, Homers Verbleib in England etwa oder gar in einem anderen Jahrhundert aufzuspüren. (Dr. Larch hatte Melony gesagt, daß Homers gegenwärtiger Verbleib sie nichts angehe.)

Ganz gleich, ob Melony allen Dickensschen Esprit mit ihrem Ingrimm hinmordete oder ob die reichen und farbigen Details der Charaktere und Schauplätze eintönig und grau wurden durch ihre Stimme. »Das Mädchen hat keinen Schwung«, klagte Schwester Edna. Die Jungen hatten einfach Angst vor Melony und achteten deshalb mehr auf sie, als sie je auf Homer Wells geachtet hatten. Manchmal gilt das Interesse an Literatur nicht der Literatur – die Knabenabteilung war ein Publikum wie jedes andere: Eigeninteresse, persönliche Erinnerungen, geheime Ängste mischten sich in die Wahrnehmung dessen, was die Jungen hörten (ganz gleich, was Charles Dickens getan hatte und was Melony ihm antat).

Nicht gänzlich beruhigt bei dem Gefühl, die Mädchenab-

teilung unbeaufsichtigt zu lassen, während sie in die Knabenabteilung eilte, um Melony vorlesen zu hören, entwickelte Mrs. Grogan die Gewohnheit, dem Abschnitt aus *Jane Eyre* ein kurzes Gebet nachzuschicken, das so wohlig wie unheilverkündend an den bleichen und fleckigen Bettdecken, auf denen das Mondlicht glühte, haftenblieb, lange nachdem Melony und Mrs. Grogan die Mädchen sich selbst überlassen hatten. Sogar Mary Agnes Cork wurde zum Schweigen – wenn auch nicht eben zu Wohlverhalten – gebracht durch Mrs. Grogans Gebet.

Hätte Mrs. Grogan gewußt, daß es das Gebet eines Engländers war, dann hätte sie es vielleicht nicht verwendet; sie hatte es im Radio gehört und im Gedächtnis behalten, und sie sprach es sich vor dem Einschlafen immer selbst vor. Das Gebet war von Kardinal Newman verfaßt. Als Melony anfing, den Jungen vorzulesen, machte Mrs. Grogan ihr privates Gebet publik.

»O Herr«, sagte sie unter der Flurbeleuchtung, in der offenen Tür, während Melony unruhig neben ihr stand. »O Herr, steh uns bei diesen Tag, bis die Schatten länger werden und der Abend kommt und die geschäftige Welt verstummt und die Hast des Lebens vorbei ist und unsere Arbeit getan. Dann gewähre uns in deiner Güte ein Dach über dem Kopf und gesegnete Ruhe und endlich Frieden.«

»Amen«, kam dann Melonys Einsatz – nicht eben schalkhaft, aber gewiß auch nicht ehrfürchtig. Sie sagte es so, wie sie aus Charlotte Brontë und aus Charles Dickens vorlas. Es ließ Mrs. Grogan frösteln, obwohl die Sommerabende warm und feucht waren und sie auf jeden von Melonys Schritten zwei machen mußte, um mitzuhalten bei ihrem entschlossenen Gang in die Knabenabteilung. Melony sagte »Amen« so, wie sie alles sagte. Ihre Stimme ist ohne Seele,

dachte Mrs. Grogan mit klappernden Zähnen, während sie auf einem Stuhl in der Knabenabteilung saß, etwas abseits vom Licht, hinter Melony, in den Anblick ihres breiten Rückens versunken. Etwas in Mrs. Grogans gebannter Körperhaltung mochte schuld sein an dem Gerücht, das in der Knabenabteilung in Umlauf kam, möglicherweise durch Curly Day: daß Mrs. Grogan niemals zur Schule gegangen, sogar Analphabetin sei und unfähig, allein Zeitung zu lesen – und daher Melony ausgeliefert.

Die kleinen Jungen lagen verängstigt in ihren Betten und spürten, daß auch sie Melony ausgeliefert waren.

Schwester Edna war so beunruhigt durch Melonys Vorlesen, daß sie es kaum erwarten konnte, ihren Refrain von den Prinzen von Maine und Königen Neuenglands loszuwerden (auch wenn sie nicht wußte, was er bedeutete). Schwester Edna gab Melony die Schuld an der Zunahme von Alpträumen in der Knabenabteilung und fand, daß sie ihrer Pflichten als Vorleserin entbunden werden sollte. Schwester Angela widersprach; wenn Melony beharrlich das böse Spukgespenst spielte, so doch nur, weil ihr die richtigen Aufgaben fehlten. Auch gab es vielleicht gar nicht mehr Alpträume: seit Homer Wells fort war (nun schon einen Monat), war es vielleicht einfach so, daß nun Schwester Edna und Schwester Angela die Jungen hörten, die unter nächtlichem Horror litten – in der Vergangenheit hatte Homer sie als erster gehört und sich um sie gekümmert.

Mrs. Grogan war dafür, Melony mehr Pflichten aufzutragen; sie meinte, das Mädchen stünde an der Schwelle einer Veränderung – sie könnte sich entweder über ihre eigene Verbitterung erheben oder noch tiefer in sie versinken. Schwester Angela schlug Dr. Larch schließlich vor, daß Melony sich doch nützlich machen könnte.

»*Noch* nützlicher, meinen Sie?« fragte Dr. Larch.

»Richtig«, sagte Schwester Angela, aber Dr. Larch mochte es nicht, wenn jemand die Sprechweise von Homer Wells nachahmte; er warf Schwester Angela einen so strengen Blick zu, daß sie nie wieder »Richtig« sagte. Und genausowenig mochte er den Vorschlag, daß Melony nach und nach Homers Platz einnehmen könnte – auch nicht im Sichnützlich-Machen.

Schwester Edna vertrat Melonys Sache. »Wenn sie ein *Junge* wäre, Wilbur«, sagte Schwester Edna, »hätten Sie ihr bereits mehr zu tun gegeben.«

»Das Spital hängt mit der Knabenabteilung zusammen«, sagte Larch. »Was hier passiert, ist unmöglich vor den Jungen geheimzuhalten. Aber mit den *Mädchen* ist das eine andere Sache«, endete er wenig überzeugend.

»Melony weiß, was hier passiert«, sagte Schwester Angela.

Wilbur Larch fühlte sich in die Ecke getrieben. Auch war er wütend auf Homer Wells – er hatte dem Jungen die Erlaubnis gegeben, seine Abwesenheit von St. Cloud's möglichst lange auszudehnen, aber er hatte nicht erwartet, daß er beinah sechs Wochen nichts (kein Wort!) von Homer hören würde.

»Ich weiß nicht, ob ich noch die Geduld habe, mit einer Halbwüchsigen zu arbeiten«, sagte Larch mürrisch.

»Ich glaube, Melony ist vierundzwanzig oder fünfundzwanzig«, sagte Mrs. Grogan.

Wie konnte jemand in dem Alter noch immer in einem Waisenhaus sein?, fragte sich Larch. Genauso, wie *ich* immer noch hier bin, gab er sich selbst die Antwort. Wer sonst würde die Arbeit erledigen? Wer sonst würde für Melony sorgen? »Nun gut. Fragen wir sie, ob sie Interesse hat«, sagte Larch.

Er fürchtete die Begegnung mit Melony; er konnte nicht anders, aber er gab ihr die Schuld für die Widerspenstigkeit, die sich in Homers Wesen eingeschlichen, und für die Auflehnung, die Homer ihm gegenüber plötzlich an den Tag gelegt hatte. Larch wußte, daß er ungerecht war, und empfand Schuldgefühle; er fing an, die Post zu beantworten.

Da war ein langer (wenn auch geschäftsmäßiger) Brief von Olive Worthington, und ein Scheck – eine recht ansehnliche Spende für das Waisenhaus. Mrs. Worthington sagte, sie sei erfreut, daß ihr Sohn so »hingerissen« gewesen sei von dem guten Werk in St. Cloud's, daß er es für richtig befunden habe, einen von Dr. Larchs »Jungs« mit nach Hause zu bringen. Es sei den Worthingtons recht, daß Homer über den Sommer bleibe. Oft heuerten sie »Schülerhilfen« an, und sie sei offen gestanden dankbar dafür, daß ihr Sohn Wally »die Chance hat, mit jemand in seinem Alter – aber aus weniger privilegierten Verhältnissen – Umgang zu pflegen«. Olive Worthington wolle Larch wissen lassen, daß sie und ihr Gatte Homer für einen guten Jungen hielten, höflich und ein fleißiger Arbeiter, und daß er »insgesamt von mäßigendem Einfluß auf Wally« zu sein scheine. Abschließend hoffte sie, »Wally wird durch seine Nähe zu Homer auch den Wert täglicher Arbeit kennenlernen«, und daß Homer »eindeutig profitiert hat von einer strengen Ausbildung« – dieses Urteil gründete sie auf Homers Fähigkeit, das Apfelgeschäft zu erlernen, »als sei er anspruchsvollere Studien gewöhnt«.

Olive wollte Dr. Larch wissen lassen, daß Homer darum gebeten habe, in Form einer monatlichen Spende an St. Cloud's entlohnt zu werden, abzüglich lediglich dessen, was sie berechtigterweise als seine Ausgaben veranschlagen würde; nachdem er ein Zimmer mit Wally teile und in Wal-

lys Kleider passe und nachdem er seine Mahlzeiten mit der Familie Worthington esse, seien die Ausgaben des Jungen, wie Olive Worthington sagte, minimal. Sie sei entzückt, daß ihr Sohn »so männliche und ehrenhafte Gesellschaft« über den Sommer habe, und sie wolle sehr gern das wenige, was sie vermochte, zum Wohle der Waisen von St. Cloud's beitragen. »Die Kinder«, sagte Olive (so bezeichnete sie Wally und Candy), »sagen mir, daß Sie dort große Dinge verrichten. Sie sind so froh, zufällig über Sie gestolpert zu sein.«

Olive Worthington hatte offensichtlich keine Ahnung, daß sie ihre Apfelbäume von einem erfahrenen Geburtshelfer pflegen ließ, und Wilbur Larch brummte etwas von »strenger Ausbildung« vor sich hin, die an Homer Wells – angesichts seiner gegenwärtigen Beschäftigung – verschwendet worden sei, aber Dr. Larch beruhigte sich schließlich und schrieb einen herzlichen, wenn auch förmlichen Brief als Antwort an Mrs. Worthington.

Ihre Spende werde sehr dankbar entgegengenommen, und er sei froh, daß Homer seine Erziehung in St. Cloud's so positiv darstelle – er erwarte auch nichts anderes von dem Jungen, und Mrs. Worthington möge so freundlich sein, ihm das auszurichten. Auch daß es schön wäre, wenn Homer schreiben wollte. Dr. Larch sei glücklich, daß es eine so gesunde Sommerbeschäftigung für Homer gebe; der Junge werde vermißt in St. Cloud's, wo er sich stets nützlich gemacht habe, doch unterstrich Larch seine Freude über Homers Glück. Er gratulierte Olive Worthington zu den guten Manieren und der Großzügigkeit ihres Sohnes; er sagte, jene »Kinder« wären ihm stets willkommen in St. Cloud's – jederzeit. Welch ein Glück – für alle! –, daß sie zufällig über das Waisenhaus »gestolpert« wären.

Wilbur Larch knirschte mit den Zähnen und versuchte

sich einen Ort vorzustellen, wo man härter stolpern konnte als in St. Cloud's; er riß sich zusammen und schaffte es, mit dem Teil des Briefes fortzufahren, den zu schreiben er länger als einen Monat gewartet hatte.

»Es gibt da etwas, was ich Ihnen in bezug auf Homer Wells sagen muß«, schrieb Wilbur Larch. »Er hat einen kleinen Herzfehler«, schrieb der Arzt; er holte weit aus. Er ging behutsamer vor als damals im Gespräch mit Wally und Candy; er versuchte, so deutlich und dabei so ausweichend zu sein, wie er schließlich, das wußte er, würde sein müssen, wenn er Homer Wells sein Leiden schilderte. Sein Brief an Olive Worthington über Homers Herz war eine Art Aufwärmübung. Er säte die Saat (eine aufreizende Floskel, aber sie kam ihm unwillkürlich in den Sinn – seit er die Kataloge vom Bahnhofsvorsteher geerbt hatte); er wollte, daß Homer mit Samthandschuhen angefaßt würde, wie man in Maine sagt.

Olive Worthington hatte erwähnt, daß Homer Fahrstunden bei Wally und Schwimmlektionen bei Candy nahm – letztere im geheizten Becken des Haven-Club. Letzteres – Schwimmlektionen bei diesem Mädchen! – entlockte Wilbur Larch ein Knurren, und er schloß seine mahnende Mitteilung wegen Homers Herzen mit der Empfehlung, daß Homer »es beim Schwimmen gemächlich angehen« solle.

Dr. Larch teilte Olive Worthingtons Meinung nicht, daß »jeder Junge Auto fahren und schwimmen können sollte«; Dr. Larch konnte keines von beiden.

»Hier in St. Cloud's«, schrieb er an sich selbst, »ist es erforderlich, über gute geburtshilfliche Techniken zu verfügen und eine Dilatation und Kürettage ausführen zu können. In anderen Teilen der Welt lernt man Auto fahren und schwimmen!«

Er zeigte Schwester Angela und Schwester Edna Olive Worthingtons Brief, die beide Tränen darüber vergossen. Sie waren der Meinung, daß Mrs. Worthington sich »bezaubernd« und »warmherzig« und »intelligent« anhöre, doch Larch murrte, wie seltsam es doch sei, daß *Mister* Worthington so wenig ins Bild komme; was war los mit ihm? »Wieso führt seine Frau die Farm?« fragte Larch seine Krankenschwestern, die ihn beide tadelten, weil er so bereitwillig annahm, daß etwas nicht in Ordnung sei, wann immer eine Frau die Verantwortung trage. Sie erinnerten ihn an seine Verabredung mit Melony.

Melony hatte sich für ihre Begegnung mit Dr. Larch in die richtige Verfassung hineingesteigert. Sie bereitete sich vor, indem sie im Bett lag und immer wieder die Widmung las, die sie in das gestohlene Exemplar von *Klein Dorrit* geschrieben hatte:

FÜR HOMER »SONNENSTRAHL« WELLS
FÜR DAS VERSPRECHEN,
DAS DU MIR GEGEBEN HAST
IN LIEBE – MELONY

Dann versuchte sie immer wieder, unter wütenden Tränen, das Buch anzufangen.

Die Vorstellung einer starrenden, lodernden Sonne in Marseille – der bedrückende Glanz – war ebenso verwirrend wie rätselhaft für Melony. Was wußte sie schon, was ihr hätte helfen können, eine Sonne von solcher Helligkeit zu begreifen? Und das Zusammentreffen von so viel *Sonnenstrahl* (eingedenk ihres Spitznamens für Homer Wells) war zuviel für sie. Sie las, verirrte sich, fing wieder an, verirrte sich wieder; und wurde nur immer wütender.

Dann kramte sie in ihrem Stoffbeutel mit Toilettenartikeln und sah, daß die horngeränderte Haarspange, die Mary Agnes Candy gestohlen hatte – und die Melony aus Mary Agnes' Haar gerissen und an sich genommen hatte –, wieder gestohlen war. Sie marschierte zu Mary Agnes Corks Bett und fischte die elegante Haarspange unter ihrem Kopfkissen hervor. Melonys Haar war zu kurz geschoren, als daß sie die Haarspange hätte verwenden können, doch so ganz im klaren war sie sich über deren Verwendung sowieso nicht. Sie stopfte sie in die Tasche ihrer knallengen Jeans, und es pikste ein bißchen. Sie ging in den Duschraum der Mädchen, wo Mary Agnes Cork sich gerade die Haare wusch, und drehte das heiße Wasser so auf, daß Mary Agnes beinah verbrüht wurde. Mary Agnes stürzte sich aus der Dusche; rot und zappelnd lag sie am Boden, wo Melony ihr den Arm hinter den Rücken verdrehte und dann mit ihrem ganzen Gewicht auf Mary Agnes' Schulterblatt trat. Melony hatte ihr nichts brechen wollen; sie war angewidert von dem Geräusch, das Mary Agnes' nachgebendes Schlüsselbein machte, und sie trat rasch zurück von dem jüngeren Mädchen, dessen nackter Körper sich von sehr rot zu sehr weiß verfärbte. Sie lag auf dem Boden des Duschraums, zitternd und stöhnend, und wagte sich nicht zu bewegen.

»Zieh dich an, ich bringe dich ins Spital«, sagte Melony. »Du hast etwas gebrochen.«

Mary Agnes zitterte. »Ich kann mich nicht bewegen«, flüsterte sie.

»Das hab ich nicht gewollt«, sagte Melony, »aber ich hab dir gesagt, bleib weg von meinem Kram.«

»Deine Haare sind viel zu kurz«, sagte Mary Agnes. »Du kannst sie sowieso nicht tragen.«

»Willst du, daß ich dir noch etwas breche?«

Mary Agnes versuchte den Kopf zu schütteln und hielt sofort inne. »Ich kann mich nicht bewegen«, wiederholte sie. Als Melony sich bückte, um ihr aufzuhelfen, kreischte Mary Agnes: »Faß mich nicht an.«

»Mach, was du willst«, sagte Melony und ließ sie liegen. »Bleib nur weg von meinem Kram.«

Im Vorraum der Mädchenabteilung, unterwegs zu ihrem Treffen mit Dr. Larch, erzählte Melony Mrs. Grogan, daß Mary Agnes »etwas gebrochen« habe. Mrs. Grogan nahm natürlich an, daß Melony meinte, Mary Agnes habe eine Lampe zerbrochen, oder ein Fenster oder sogar ein Bett.

»Wie gefällt dir das Buch, meine Liebe?« wollte Mrs. Grogan von Melony wissen, die immer noch *Klein Dorrit* bei sich trug; sie war nicht über die erste Seite hinausgekommen.

»Fängt irgendwie langweilig an«, sagte Melony.

Als sie in Schwester Angelas Büro ankam, wo Dr. Larch auf sie wartete, war sie leicht außer Atem und schwitzte.

»Was ist das für ein Buch?« fragte Dr. Larch.

»*Klein Dorrit*, von Charles Dickens«, sagte Melony; sie spürte, wie die Haarspange sie ins Bein stach, als sie sich hinsetzte.

»Woher hast du es?« fragte Dr. Larch.

»Es war ein Geschenk«, sagte Melony, und das war nicht einmal gelogen.

»Wie schön«, sagte Wilbur Larch.

Melony zuckte die Schultern. »Fängt irgendwie langweilig an«, sagte sie.

Sie musterten einander eine Weile vorsichtig. Larch lächelte etwas. Melony versuchte zu lächeln, aber sie war sich unsicher, wie das auf ihrem Gesicht aussah – und so ließ sie

es wieder sein. Sie rutschte auf dem Stuhl herum; die Haarspange in ihrer Tasche tat ihr ein bißchen weniger weh.

»Er kommt nicht zurück, nicht wahr?« fragte Melony Dr. Larch, der sie mit einer Mischung aus Respekt und Mißtrauen betrachtete und sich wohl fragte, ob sie seine Gedanken lesen konnte.

»Er hat einen Sommerjob«, sagte Dr. Larch. »Natürlich kann sich danach noch etwas anderes ergeben.«

Melony zuckte die Schultern. »Er könnte zur Schule gehen, nehme ich an«, sagte sie.

»Oh, ich *hoffe* es«, sagte Larch.

»Sie wollen bestimmt, daß er Arzt wird«, sagte Melony.

Larch zuckte die Schultern. Jetzt war es an ihm, Gleichmut vorzutäuschen. »Falls er das will.«

»Ich habe einmal jemand den Arm gebrochen«, sagte Melony. »Oder vielleicht war es etwas im Brustkorb.«

»Im Brustkorb?« fragte Larch. »Wann hast du das getan?«

»Vor gar nicht langer Zeit«, sagte Melony. »Vor ziemlich kurzem. Ich habe es nicht gewollt.«

»Wie ist es passiert?« fragte Larch sie.

»Ich habe ihr den Arm auf den Rücken gedreht – sie lag am Boden –, und dann bin ich ihr auf die Schulter getreten, auf der Seite, wo der Arm verdreht war.«

»Autsch«, sagte Dr. Larch.

»Ich hab's gehört«, sagte Melony. »Ihr Arm oder ihr Brustkorb.«

»Vielleicht ihr Schlüsselbein«, mutmaßte Larch. Der Körperhaltung nach mußte es eigentlich das Schlüsselbein gewesen sein.

»Na, egal, jedenfalls hab ich es knacken gehört«, sagte Melony.

»Wie fühltest du dich dabei?« fragte Wilbur Larch. Melony zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Widerlich, schätze ich, aber stark«, fügte sie hinzu. »Widerlich und stark«, sagte sie.

»Vielleicht möchtest du gern mehr zu tun haben?« fragte Larch sie.

»Hier?« fragte Melony.

»Warum nicht?« sagte Larch. »Ich könnte mehr für dich zu tun finden – wichtigere Dinge. Natürlich kann ich mich auch nach Arbeit umsehen für dich – draußen, meine ich. Außerhalb.«

»Sie wollen mich fortschicken oder mir mehr Pflichten übertragen, ist es das?«

»*Ich* will dir gar nichts übertragen, was du nicht willst. Du hast mir einmal gesagt, daß du nicht wegwillst – und ich werde dich niemals dazu zwingen. Nur, ich dachte mir, du suchst vielleicht nach einer Veränderung.«

»Es gefällt Ihnen nicht, wie ich vorlese, he?« fragte Melony. »Ist es das?«

»Nein!« sagte Dr. Larch. »Ich möchte, daß du weiter vorliest, aber du könntest hier auch noch ganz andere Dinge tun.«

»Sie wollen, daß ich das mache, was Homer Wells gemacht hat?«

»Homer hat sehr viel *gelernt*«, sagte Dr. Larch. »Vielleicht könntest du Schwester Angela und Schwester Edna assistieren, und mir. Vielleicht hättest du Interesse, einfach zu beobachten – zu sehen, ob es dir gefällt.«

»Ich finde es widerlich«, sagte Melony.

»Du mißbilligst es?« fragte Larch, und Melony schaute echt verwirrt drein.

»Was?« fragte sie.

»Du findest, wir sollten keine Abtreibungen ausführen?« fragte Larch. »Du bist gegen den Schwangerschaftsabbruch, gegen die Abtreibung des Fötus?«

Melony zuckte die Schultern. »Ich glaube nur, es wäre mir widerlich«, wiederholte sie. »Babys auf die Welt holen – bäh«, sagte sie. »Und Babys aus Leuten herausschneiden – noch einmal bäh!«

Larch war verwirrt. »Aber nicht, weil du es falsch findest?« fragte er.

»Was ist falsch daran?« fragte sie zurück. »Ich finde es widerlich. Blut, so Zeug, das den Leuten aus dem Körper fließt – ihhh«, sagte Melony. »Es riecht schlecht hier«, fügte sie hinzu und meinte die Spitalluft – den Geruch nach Äther und geronnenem Blut.

Wilbur Larch starrte Melony an und dachte: Ach, sie ist nur ein großes Kind! Sie ist einfach ein Rabauke.

»Ich will nicht im Spital arbeiten«, sagte Melony entschieden. »Ich werde Laub rechen oder so etwas – so 'n Zeug ist okay, falls Sie wollen, daß ich mehr arbeite, für mein Essen, oder so.«

»Ich will, daß du glücklicher wirst, Melony«, sagte Dr. Larch behutsam. Er fühlte sich elend beim Anblick des vernachlässigten Geschöpfs vor ihm.

»Glücklicher!« sagte Melony und hüpfte von ihrem Stuhl hoch. Die gestohlene Haarspange bohrte sich in sie hinein. »Sie müssen blöde sein, oder verrückt.« Dr. Larch war nicht schockiert; er nickte und erwog beides.

Er hörte Mrs. Grogan auf dem Flur schreien, draußen vor der Apotheke.

»Doktor Larch! Doktor Larch!« rief sie. »Wilbur?« fügte sie hinzu, was Schwester Edna einen Stich versetzte, weil sie in bezug auf den Gebrauch dieses Namens ein gewisses

Vorrecht zu haben glaubte. »Mary Agnes hat sich den Arm gebrochen!« Larch starrte Melony an, die zum ersten Mal ein Lächeln zustande brachte.

»Du hast gesagt, das sei ›vor gar nicht langer Zeit‹ passiert?«

»Ich sagte: ›vor ziemlich kurzem‹«, gab Melony zu.

Larch ging in die Apotheke, wo er Mary Agnes' Schlüsselbein untersuchte. Es war gebrochen. Dann wies er Schwester Angela an, das Kind zum Röntgen vorzubereiten.

»Ich bin auf dem Boden des Duschraums ausgerutscht«, stöhnte Mary Agnes. »Es war echt naß.«

»Melony!« rief Dr. Larch. Melony lungerte auf dem Flur herum. »Melony, möchtest du zusehen, wie wir ein Schlüsselbein einrichten?« Melony schlenderte in den kleinen, beengten Apothekenraum, wo jetzt auch noch Schwester Edna und Mrs. Grogan herumstanden und Schwester Angela Mary Agnes zum Röntgen wegbrachte. Als Larch sie alle versammelt sah, fiel ihm auf, wie alt und gebrechlich er und seine Mitarbeiterinnen neben Melony aussahen. »Möchtest du vielleicht mithelfen beim Einrichten eines gebrochenen Schlüsselbeins, Melony?« fragte Larch die stämmige und imposante junge Frau.

»Nööö«, sagte Melony. »Hab zu tun.« Sie schwenkte – ein wenig drohend – das Exemplar von *Klein Dorrit*. »Und ich muß nachsehen, was ich heute abend vorlesen werde.«

Sie kehrte in die Mädchenabteilung zurück und setzte sich an ihr Fenster, während Dr. Larch Mary Agnes' Schlüsselbein einrichtete. Melony versuchte noch einmal, die Macht der Sonne von Marseille zu begreifen.

»Selbst der Staub war braun gebrannt«, las sie sich selber vor, »und es lief ein Zittern durch die Atmosphäre, als ob die Luft vor Hitze ächzte.« Oh, Sonnenstrahl, dachte sie,

warum hast du mich nicht mitgenommen, irgendwohin? Es hätte nicht Frankreich sein müssen, obwohl das hübsch gewesen wäre.

Sie träumte, während sie las, und verpaßte den Übergang vom allumfassenden Sengen der Sonne in Marseille zur dortigen Gefängnisatmosphäre. Plötzlich fand sie sich im Gefängnis wieder. »Alles trug den Stempel des Kerkers …«, las sie. »Wie ein Brunnen, ein Kellergewölbe, eine Gruft wußte der Kerker nichts von dem hellen Sonnenschein draußen …« Sie hörte auf zu lesen. Sie ließ *Klein Dorrit* auf ihrem Kopfkissen liegen. Sie streifte einen Kopfkissenbezug von einem Bett, das ordentlicher war als ihres, und in den Kopfkissenbezug stopfte sie ihren Stoffbeutel mit Toilettenartikeln und ein paar Kleidungsstücke. Sie stopfte auch *Jane Eyre* in den Sack. In Mrs. Grogans ziemlich spartanischem Zimmer fand Melony mühelos den Geldbeutel, stahl Mrs. Grogan ihr Geld (was nicht viel war) und nahm auch Mrs. Grogans schweren Wintermantel mit (im Sommer würde der Mantel nützlich sein, wenn sie auf dem Erdboden schlafen mußte). Mrs. Grogan war immer noch im Spital und um Mary Agnes Corks Schlüsselbein bemüht; Melony hätte Mrs. Grogan gerne Lebewohl gesagt (sogar nachdem sie sie bestohlen hatte), aber sie wußte den Zugfahrplan aus dem Kopf – tatsächlich wußte sie ihn aus dem Ohr; das Geräusch jeder Ankunft und Abfahrt drang an ihr Fenster.

Am Bahnhof kaufte sie bloß eine Fahrkarte bis Livermore Falls. Sie wußte, daß sogar der neue und dumme junge Bahnhofsvorsteher fähig sein würde, sich daran zu erinnern, und Dr. Larch und Mrs. Grogan erzählen würde, daß Melony nach Livermore Falls gefahren war. Sie wußte auch, daß sie sich im Zug eine Karte bis zu einem viel weiter entfernten Ort als Livermore Falls kaufen konnte. Kann

ich mir Portland leisten? fragte sie sich. Die Küste war es, die sie letzten Endes würde erforschen müssen – denn unter dem goldenen Monogramm auf jenem Roten-Delicious-Apfel des Cadillac, aufgeprägt (ebenfalls in Gold) auf das leuchtendgrüne Apfelblatt im Hintergrund, hatte sie gelesen OCEAN VIEW ORCHARDS. Das mußte in Sichtweite der Küste sein, und der Cadillac hatte ein Nummernschild aus Maine. Es machte Melony nichts aus, daß es im Staate Maine einige tausend Meilen Küste gab. Während ihr Zug aus St. Cloud's davonrollte, sagte Melony zu sich selbst – so leidenschaftlich, daß ihr Atem das Fenster beschlug und die verlassenen Gebäude in dieser vergessenen Stadt vor ihrem Blick verhüllte –: »Ich werde dich finden, Sonnenstrahl.«

Dr. Larch versuchte Mrs. Grogan zu trösten, die immer nur wünschte, sie hätte mehr Geld zum Stehlen für Melony dagehabt. »Und mein Mantel ist nicht imprägniert«, jammerte Mrs. Grogan. »Sie sollte einen richtigen Regenmantel haben in diesem Staat.«

Dr. Larch versuchte Mrs. Grogan zu beruhigen. Er versicherte ihr, daß Melony kein kleines Mädchen mehr sei. »Sie ist vierundzwanzig oder fünfundzwanzig«, erinnerte Larch Mrs. Grogan.

»Ich glaube, ihr Herz ist gebrochen«, sagte Mrs. Grogan kläglich.

Dr. Larch wies darauf hin, daß Melony *Jane Eyre* mitgenommen hatte; er nahm das als hoffnungsvolles Zeichen – wohin Melony auch immer ging, sie würde nicht ohne Führung, nicht ohne Liebe sein, ohne Vertrauen. Sie hatte ein gutes Buch bei sich. Wenn sie es nur immer wieder lesen und es noch einmal lesen wollte, dachte Larch.

Das Buch, das Melony zurückgelassen hatte, war ein Rätsel für Mrs. Grogan und für Dr. Larch. Sie lasen die Widmung für Homer »Sonnenstrahl« Wells, die Mrs. Grogan tief berührte.

Sie beide hatten auch kein Glück mit der Lektüre von *Klein Dorrit*. Mrs. Grogan sollte nie über das schändliche Gefängnis hinauskommen; die sengende Sonne in Marseille starrte auf sie nieder und blendete allzu mächtig. Dr. Larch, der in Homer Wells' *und* Melonys Abwesenheit seine Pflichten als abendlicher Vorleser in der Knaben- wie in der Mädchenabteilung wiederaufnahm, versuchte den Mädchen aus *Klein Dorrit* vorzulesen; war nicht die Hauptfigur ein Mädchen? Doch der Gegensatz zwischen der sonnenversengten Luft von Marseille und dem Moderhauch im Gefängnis ließ die Mädchen so schlaflos werden, daß Larch erleichtert war, als er das Buch beim dritten Kapitel aus der Hand legen konnte. Es trug den für Waisen unglücklichen Titel »Daheim« und fing an mit einer Schilderung Londons an einem Sonntagabend – gehetzt von Kirchenglocken.

»Schwermütige Straßen in einem Büßergewand von Kohlenruß«, las Dr. Larch, und dann hielt er inne; wir brauchen hier nicht noch mehr Traurigkeit, dachte er.

»Wollen wir hier nicht lieber eine Pause machen und noch einmal *Jane Eyre* lesen?« fragte Dr. Larch; die Mädchen nickten eifrig.

Da der schöne Junge mit dem Gesicht eines Wohltäters offenbar eine Mutter hatte mit einem Herzen, das jenen *wohlwollte*, die (wie sie selbst geschrieben hatte) in »weniger privilegierten Verhältnissen« lebten, schrieb Dr. Larch an Olive Worthington.

Meine liebe Mrs. Worthington,

Wir hier in St. Cloud's hängen sehr an unserem kargen Luxus und glauben (und beten), daß er uns für immer erhalten bleibe. Wären Sie doch so freundlich, Homer zu sagen, daß seine Freundin Melony uns verlassen hat – ihr Aufenthalt ist unbekannt – und daß sie unser einziges Exemplar von *Jane Eyre* mitgenommen hat. Die Waisen in der Mädchenabteilung waren es gewöhnt, abends aus diesem Buch vorgelesen zu bekommen – von Homer, um genau zu sein. Falls Homer ein Ersatzexemplar auftreiben könnte, würden die kleinen Mädchen und ich ihm ewig zu Dank verpflichtet sein. In anderen Teilen der Welt gibt es Buchhandlungen …

Hiermit hatte Larch, wie er wußte, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Olive Worthington selbst würde ihm eine Ersatz-*Jane Eyre* schicken (er bezweifelte sehr, daß es ein gebrauchtes Exemplar sein würde), und Homer würde die wichtige Nachricht erhalten: Melony war los, losgelassen auf die Welt. Larch dachte, daß Homer das wissen sollte, daß er vielleicht die Augen nach ihr offenhalten wollte.

Schwester Edna las Melonys Widmung in *Klein Dorrit* und weinte. Sie war keine große Leserin, diese Edna; sie drang nicht weiter vor als bis zu der Widmung. Schwester Angela hatte bereits vor Dickens die Waffen gestreckt; sie blinzelte einmal kurz in die Sonne von Marseille und vergaß, die Seite umzublättern.

Jahrelang sollte Candys ungelesenes Exemplar in Schwester Angelas Büro liegen. Leute, die nervös auf eine Unterredung mit Dr. Larch warteten, pflegten *Klein Dorrit* in die Hand zu nehmen, wie sie nach einer Zeitschrift greifen würden – fahrig, unaufmerksam. Selten ließ Larch jeman-

den über das erste Sengen der Sonne hinaus warten, und die meisten zogen es vor, das merkwürdige Sortiment von Katalogen durchzublättern. Die Sämereien, die Angelausrüstung, die wunderliche Unterwäsche – letztere vorgeführt als unheimliche Modenschau: an jenen kopflosen, beinlosen, armlosen Stümpfen, die als Vorläufer unserer heutigen Standardschneiderpuppen damals gebräuchlich waren.

»Anderswo auf der Welt«, begann Dr. Larch einmal, »hat man Stillbüstenhalter.« Doch dieser Gedanke führte ihn nirgendwohin; er fiel als Fragment zwischen die vielen, vielen Blätter der *Kurzen Geschichte von St. Cloud's.*

*Klein Dorrit* schien zu einem ungelesenen Leben verurteilt. Selbst Candy, die Ersatz fand für ihr gestohlenes Exemplar (und sich stets fragte, wo es wohl abgeblieben war), sollte das Buch nie zu Ende lesen, obwohl es in ihrer Klasse Pflichtlektüre war. Auch sie vermochte nicht über den ersten Ansturm der Sonne auf ihre Sinne hinauszusteuern; ihre Schwierigkeiten mit dem Buch schienen ihr mit seiner Macht zusammenzuhängen, sie an ihre Unannehmlichkeiten auf der langen Reise nach und von St. Cloud's zu erinnern – und daran, wie es ihr dort ergangen war.

Ganz besonders erinnern sollte sie sich an die Fahrt zurück zur Küste, wie sie ausgestreckt auf dem Rücksitz lag und nur die Armaturenbeleuchtung des Cadillac und Wallys glühende Zigarette hell, aber winzig in der Dunkelheit aufleuchteten. Die Reifen des großen Wagens brummten beschwichtigend; sie war dankbar für Homers Gegenwart, weil sie nicht mit Wally reden – oder ihm zuhören – mußte. Sie hörte nicht einmal, was Wally und Homer einander erzählten. »Geschichten aus dem Leben«, sollte Wally ihr später sagen. »Der Junge hat vielleicht ein Leben gehabt! Aber das soll er dir lieber selbst erzählen.«

Der Rhythmus ihres Gesprächs war so einlullend wie der Gesang der Reifen, doch so müde Candy auch war, sie konnte nicht schlafen. Sie dachte daran, wie sehr sie blutete – vielleicht mehr, als sie sollte, überlegte sie beunruhigt. Zwischen St. Cloud's und der Küste bat sie Wally dreimal, den Wagen anzuhalten. Sie überprüfte immer wieder ihre Blutung und wechselte die Binde; Dr. Larch hatte ihr ziemlich viele Binden mitgegeben – aber würden sie reichen, und wieviel Blutung war zuviel? Sie betrachtete Homers Hinterkopf. Falls es morgen schlimmer ist oder übermorgen genauso schlimm, dachte sie, werd ich ihn fragen müssen.

Als Wally auf die Toilette ging und sie im Wagen allein ließ, sprach Homer mit ihr, aber er drehte sich nicht um. »Du hast jetzt wahrscheinlich Krämpfe, ungefähr so schlimm, wie wenn du deine Periode hast«, sagte er. »Du blutest wahrscheinlich, aber nicht so stark wie während deiner Periode – nicht annähernd so stark wie an den schwersten Tagen. Wenn die Flecken auf der Binde nur zwei bis drei Zoll im Durchmesser sind, dann ist's okay. Das ist zu erwarten.«

»Danke«, flüsterte Candy.

»Die Blutung sollte morgen nachlassen und übermorgen noch viel leichter werden. Falls du beunruhigt bist, kannst du mich gern fragen«, sagte er.

»Okay«, sagte Candy. Es kam ihr so seltsam vor, daß ein Junge in ihrem Alter so viel von ihr wußte.

»Ich habe noch nie einen Hummer gesehen«, sagte Homer Wells, um das Thema zu wechseln – um ihr zu ermöglichen, die Expertin zu sein.

»Dann hast du auch noch nie einen gegessen«, sagte Candy fröhlich.

»Ich weiß nicht, ob ich etwas essen möchte, was ich noch

nie gesehen habe«, sagte Homer, und Candy lachte. Sie lachte noch, als Wally wieder in den Wagen stieg.

»Wir sprechen über Hummer«, erklärte Homer.

»Oh, sie sind spaßig«, sagte Wally, und alle drei lachten.

»Warte, bis du einen siehst«, sagte Candy zu Homer. »Er hat noch nie einen gesehen«, erzählte sie Wally.

»Sie sind sogar noch lustiger, wenn du sie siehst«, sagte Wally. Das Lachen tat Candy weh; sie hielt ganz plötzlich inne, aber Homer lachte weiter. »Und warte, bis sie versuchen, mit dir zu sprechen«, fügte Wally hinzu. »Hummer hauen mich einfach immer um, wenn sie zu sprechen versuchen.«

Als er und Wally zu lachen aufhörten, sagte Homer: »Ich habe noch nie den Ozean gesehen, weißt du.«

»Candy, hast du das gehört?« fragte Wally, aber auf Candy hatte das kurze Lachen befreiend gewirkt; sie schlief fest. »Du hast *niemals* den Ozean gesehen?« fragte Wally Homer.

»Ja, richtig«, sagte Homer Wells.

»Das ist nicht lustig«, sagte Wally ernst.

»Richtig«, sagte Homer.

Ein wenig später sagte Wally: »Möchtest du eine Weile fahren?«

»Ich kann nicht Auto fahren«, sagte Homer.

»Wirklich?« fragte Wally. Und noch später – es war beinah Mitternacht – fragte Wally: »Äh, hast du schon mal mit einem Mädchen – Liebe gemacht mit einer, weißt du?« Aber auch Homer hatte sich befreit gefühlt: er hatte laut gelacht mit seinen neuen Freunden. Der junge, aber erfahrene Schlaflose war eingeschlafen. Ob Wally überrascht gewesen wäre, zu hören, daß Homer auch noch nie mit Freunden gelacht hatte? Und möglicherweise wäre es Homer schwer-

gefallen, seine Beziehung mit Melony als etwas zu schildern, das auf Liebemachen beruhte.

Was für ein neues Gefühl der Sicherheit hatte Homer in diesem Augenblick des Lachens mit Freunden empfunden, in der eingekapselten Dunkelheit des rollenden Wagens! Und was für ein Gefühl der Freiheit schenkte ihm das Auto selbst – sein scheinbar müheloses Dahinreisen war wie ein Wunder für Homer Wells, für den die Idee der Fortbewegung (geschweige denn der Veränderung) bisher nur ausnahmsweise und unter gewaltigen Anstrengungen Wirklichkeit geworden war.

»Candy?« flüsterte Wally. Und ein wenig später flüsterte er: »Homer?« Ihm gefiel der Gedanke sehr, diese beiden durch die verdunkelte Welt zu steuern, ihr Führer zu sein durch die Nacht und ihr Beschützer vor dem, was immer dort liegen mochte – jenseits der Scheinwerfer.

»Na, Kumpel«, sagte Wally zu dem schlafenden Homer Wells, »es wird höchste Zeit, daß du ein bißchen *Spaß* hast.«

Fast einen Monat später – er wartete immer noch auf Nachricht von Homer Wells und war nach wie vor zu stolz, den ersten Brief zu schreiben – fragte sich Wilbur Larch, welchen »Spaß« Homer haben mochte. Schwimmlektionen! dachte er. Was zieht man an zum Schwimmen in einem beheizten Becken? Wie beheizen sie das Becken, und wie warm mag das Wasser dann sein?

Damals, 194–, war das Becken im Haven Club der erste beheizte Swimmingpool von Maine. Obwohl Raymond Kendall es lächerlich fand, Wasser zu anderen Zwecken zu erhitzen als zum Kochen und zum Baden, hatte er ein Heizsystem für das Becken im Haven-Club erfunden. Für Ray war es eine kleine Fingerübung in Mechanik.

»Wenn du im Meer schwimmen lernst«, sagte Ray zu Homer, »wirst du lernen, mit dem Körper richtig zu reagieren auf das viele Wasser.«

»Aber *du* kannst nicht schwimmen, Daddy«, sagte Candy.

»Das meine ich doch«, sagte Ray und zwinkerte Homer Wells zu. »Du brauchst nur einmal einen Fuß ins Meer zu setzen oder hineinzufallen, dann wirst du vernünftig genug sein, nie wieder den Fuß hineinzusetzen – es ist zu kalt.«

Homer mochte Candys Vater, vielleicht weil die Chirurgie die Mechanik der Medizin ist und weil Homer Wells sehr früh in seinem Leben einiges über Chirurgie gelernt hatte. Er konnte sich augenblicklich identifizieren mit den Maschinen, mit denen Ray Kendall arbeitete, sowohl mit den Geräten auf der Apfelfarm wie mit den Apparaturen, die dazu dienten, die Hummer heraufzuziehen und sie am Leben zu erhalten.

Im Gegensatz zu Wallys Verheißung hinsichtlich des Humors der Hummer war Homer wenig belustigt bei seinem ersten Anblick dieser Geschöpfe. Sie waren zusammengepfercht in Ray Kendalls Hummerbassin, krabbelten mit ihren fest zusammengeklemmten Zangen übereinander und fuchtelten unter Wasser damit herum wie mit wirkungslosen Keulen. Homer hatte einen guten Grund gesehen für das Schwimmenlernen: Wenn man ins Meer fiel, wollte man lieber nicht bis auf den Boden sinken, wo diese Geschöpfe lebten. Es dauerte eine Weile, bis Homer erfuhr, daß die Hummer den Meeresboden nicht in der gleichen Dichte bevölkerten, wie sie den Tank bewohnten. Die erste Frage, die ihm in den Sinn kam, bezog sich nicht darauf, wie ein Hummer fraß oder sich fortpflanzte, sondern wozu er überhaupt lebte.

»Es muß jemand geben, der aufsammelt, was herumliegt«, klärte Ray Kendall Homer auf.

»Er ist das Müllmonster des Meeresbodens«, sagte Wally lachend – er lachte immer, wenn er über Hummer sprach.

»Die Seemöwe putzt die Küste«, sagte Ray Kendall. »Der Hummer macht den Boden sauber.«

»Hummer und Seemöwen«, sagte Candy. »Sie nehmen, was übrigbleibt.«

Wilbur Larch hätte anmerken können, daß sie das bekamen, was sonst den Waisen zustand. Auch Homer Wells dachte daran, und er stellte fest, daß er seine Zeit damit verbringen konnte, die Hummer zu beobachten, zwar mit Furcht, die Seemöwen hingegen mit Freude – daß er jedenfalls beide mit Ehrfurcht und Respekt beobachtete.

Jahre später sollte Olive Worthington, als sie stolze Besitzerin des ersten Fernsehgeräts in Heart's Rock wurde, erklären, daß Homer Wells der einzige Mensch sei, der jemals einen Stuhl herangezogen und sich vor den Hummertank in Ray Kendalls Hummerbassin gesetzt hatte, »als schaute er Nachrichten im Fernsehen«.

Sonntags zog Homer mit Candys Vater Hummer herauf – nicht gegen Entgelt, sondern um draußen auf dem Wasser und mit Ray zusammenzusein. An den sechs Werktagen arbeitete Homer mit Wally in den Obstgärten. Der Ozean war nur von einem der vielen Obstgärten von Ocean View aus zu sehen, aber spüren konnte man die Nähe des Meeres überall auf der Farm, besonders im frühmorgendlichen Nebel und wenn eine Seebrise die Sommerhitze erfrischte – und wegen der Seemöwen, die landeinwärts kreisten und manchmal in den Bäumen hockten. Noch lieber als über die Äpfel machten sie sich über die Blaubeeren her, doch ihre Gegenwart war ein ständiges Ärgernis für Olive, die seit ih-

rer frühen Kindheit zwischen lauter Muscheln nichts übrig hatte für die heiseren Vögel, die mit den Krähen um das kleine Blaubeerbeet zankten, das sie angepflanzt hatte – die Blaubeeren wurden mit niedrig hängenden Netzen geschützt, aber die Möwen und Krähen waren schlau genug, unter den Netzen hindurchzuspazieren.

Unter Waisen, dachte Homer Wells, sind die Möwen den Krähen überlegen – nicht an Intelligenz oder Charakter, wie er beobachten konnte, sondern weil sie frei sind und die Freiheit lieben. Als Homer Wells den Seemöwen zusah, kam ihm zum erstenmal in den Sinn, daß er frei war.

Wilbur Larch wußte, daß Freiheit die gefährlichste Illusion war für eine Waise, und als er endlich von Homer hörte, überflog er den sonderbar förmlichen und in seinem Mangel an Einzelheiten enttäuschenden Brief. In bezug auf Illusionen und alles übrige gab es einfach keinen Anhaltspunkt. »Ich lerne schwimmen«, schrieb Homer Wells. (Ich weiß! Ich weiß! *Erzähle* mir davon! dachte Wilbur Larch.) »Im Auto fahren bin ich besser«, fügte Homer Wells hinzu.

»Mrs. Worthington ist sehr nett.« (Das hätte ich erraten können!, dachte Wilbur Larch.) »Sie weiß alles über Äpfel.«

»Auch Candys Vater ist sehr nett«, schrieb Homer an Dr. Larch. »Er nimmt mich mit hinaus in seinem Hummerboot, und er zeigt mir, wie ein Motor funktioniert.« (Trägst du eine Rettungsweste in dem Hummerboot? wollte Wilbur Larch wissen. Meinst du, ein Motor sei etwas so Besonderes? Ich könnte dir zeigen, wie das *Herz* funktioniert, dachte Wilbur Larch – während sein eigenes ihm etwas über ihn selber zeigte, und zwar viel mehr als nur seine Muskelfunktion.)

»Candy und Wally sind wunderbar!« schrieb Homer. »Ich fahre überallhin mit ihnen. Ich schlafe in Wallys Zim-

mer. Ich trage seine Kleider. Es ist fabelhaft, daß wir gleich groß sind, obwohl er kräftiger ist. Candy und Wally werden eines Tages heiraten, und sie wollen viele Kinder haben.« (Erzähle mir von den Schwimmlektionen, dachte Wilbur Larch. Sei vorsichtig bei den Schwimmlektionen.)

»Armer Mr. Worthington – alle nennen ihn Senior«, schrieb Homer. (Ah-*ha*! dachte Wilbur Larch. Also doch etwas, das nicht perfekt ist, oder? Was ist so »arm« an Mr. Worthington?)

Er fragte Schwester Angela und Schwester Edna, wie ihnen der Name »Senior« vorkäme. Sie fanden ihn auch ungewöhnlich.

»Für mich klingt er blöde«, sagte Wilbur Larch.

Schwester Angela und Schwester Edna hielten ihm vor, er wäre ungerecht. Der Junge sei mit seinem Segen fortgegangen – mehr noch, er habe ihn dazu ermuntert. Sie fanden auch, Homer hätte früher schreiben können und den Brief früher abschicken als nach sechs Wochen, aber sie wandten ein, daß dies nur beweise, wie glücklich er sei – wie tätig, und auch wie froh, tätig zu sein. Und welche Erfahrung hatte Homer Wells denn schon im Briefeschreiben, oder im Schreiben überhaupt? wollten sie wissen.

»Sie wollen, daß er Arzt wird, Wilbur«, sagte Schwester Edna, »aber es ist sein Leben.«

»Erwarten Sie, daß er auch Schriftsteller wird?« fiel Schwester Angela ein.

»Und niemals heiratet?« fragte Schwester Edna bedrohlich.

Ich erwarte von ihm, daß er sich *nützlich* macht, dachte Wilbur Larch erschöpft. Und ich möchte, daß er bei mir ist; dieser letzte Wunsch, das wußte er, war unfair. In der Apotheke ruhte er sich aus von der Sommerhitze. All das Glas

und der Stahl wirkten irgendwie kühlend, und die Ätherdämpfe verdunsteten langsamer in der Feuchtigkeit. Er schien jetzt weiter fort und auch länger zu reisen in seinen Ätherträumen. Wenn er aus dem Äther auftauchte, schien er langsamer aufzutauchen. Ich werde alt, sagte er sich immer wieder.

Ein wunderschönes und unberührtes Exemplar *Jane Eyre* traf ein von Mrs. Worthington, und Wilbur Larch las den Mädchen wieder voller Schwung vor – die Neuheit der Erzählung erfrischte ihn. Sie ließ ihn sogar seine griesgrämige Einstellung zu dem traurigen Schluß von *Große Erwartungen* revidieren. (Den Abschnitt, wo es darum ging, daß Pip und Estella glücklich würden für immer, hatte er nie geglaubt; das glaubte er von niemandem.)

Allmählich pendelten sich im Briefverkehr zwischen Wilbur Larch und Homer Wells gewisse Regeln ein. Homer pflegte die nackten Fakten seines Lebens in Heart's Rock und Heart's Haven zu skizzieren; er gab Dr. Larch einen flüchtigen Einblick, fern wie die Sicht auf den Ozean von dem einzigen Obstgarten von ganz Ocean View, der den Ausblick aufs Meer erlaubte. Er sandte Dr. Larch eine Seite, manchmal zwei, einmal pro Woche oder alle zwei Wochen. Auf diesen Punkt am Horizont antwortete Dr. Larch mit dem vollen Instrumentarium des geschriebenen Wortes: mit Fragen (die nie beantwortet wurden) hinsichtlich bestimmter Angaben, die in Homers letztem Brief fehlten (»Was ist genau los mit Mr. Worthington?«), und mit einer Flut von Einzelheiten über die täglichen Unbilden in St. Cloud's. Sosehr Dr. Larch auch Snowy Meadows klatschsüchtigen Sinn für das »Kontakthalten« mit dem Waisenhaus verabscheute, lieferte er Homer Wells doch jeweils praktisch einen Ehemaligen-Rundbrief mitsamt Chronik aus dem Spital- und

dem geselligen Leben. Seine Briefe an Homer Wells waren länger als seine längsten Eintragungen in *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's* und wurden geschrieben und zur Post getragen, einen Tag nachdem auch nur das kleinste Gekritzel von Homer bei Dr. Larch eingetroffen war.

»Sie dürfen von dem Jungen nicht erwarten, daß er mit Ihnen Schritt hält, Wilbur«, ermahnte Schwester Edna Dr. Larch.

»Sie dürfen nicht von ihm erwarten, daß er sich mit Ihnen mißt«, sagte Schwester Angela.

»Was zum Teufel fehlt diesem Senior Worthington?« fragte Dr. Larch.

»Homer hat gemeint, es sei ein Alkoholproblem, Wilbur«, erinnerte ihn Schwester Edna.

»Was wollen Sie wissen – die Marke des Fusels?« fragte Schwester Angela.

Aber Wilbur Larch erwartete von seinem jungen Lehrling doch nur, was er ihm, wie er meinte, beigebracht hatte: klinische Analyse, die exakte Definition der Kennzeichen für leichtes, mittleres und schweres Trinken. Sprechen wir über einen Burschen, der sich auf Partys zum Narren macht?, fragte sich Wilbur Larch. Oder ist es etwas Ernstes und Chronisches?

Weil Homer Wells noch nie einen Trinker gesehen hatte, ließ er sich – anfangs – durch Senior Worthingtons Auftreten ähnlich täuschen wie Seniors engster Familien- und Freundeskreis; und ähnlich wie sie nahm auch Homer den Verfall von Seniors geistigen Kräften bereitwillig als natürliche Folge des Alkoholismus hin. Einst ein Mann, der in Heart's Rock und Heart's Haven seit jeher bewundert worden war, insbesondere für sein herzliches Wesen, war Senior heftig geworden, reizbar und manchmal sogar ag-

gressiv. Nach dem Zwischenfall mit der Grasshopper-Pastete wollte ihn Olive nicht mehr allein in den Haven-Club lassen: Senior hatte eine ganze Grasshopper-Torte einem netten jungen Bademeister an die Brust geklatscht, und dann mußte man ihn daran hindern, die blaßgrünen Ingredienzen weiter über den Hintern einer netten jungen Kellnerin zu verschmieren. »Er hat sich aufgespielt«, sagte Senior über den Bademeister. »Er *stand einfach nur da*«, erläuterte er.

»Und die Kellnerin?« fragte Olive. Senior schien verwirrt und fing an zu weinen.

»Ich hab sie mit jemand verwechselt«, sagte er matt. Olive hatte ihn nach Hause gebracht; Wally hatte das mit der Kellnerin wieder ausgebügelt, und Candy hatte den Bademeister bezirzt und beschwichtigt.

Senior verirrte sich, wenn er woandershin fuhr als an altvertraute Stellen; Olive ließ ihn nie den Wagen nehmen, wenn nicht Wally oder Homer mit ihm fuhren. Schließlich verirrte er sich, wenn er versuchte, altvertraute Stellen zu erreichen; Homer mußte ihn von Ray Kendalls Hummerbassin nach Ocean View zurückbringen – selbst Homer, der das Netz aus kleinen Straßen zur Küste und zurück nicht gut kannte, merkte, wann Senior eine falsche Abzweigung genommen hatte.

Bei jedem komplizierteren Handgriff am Motor machte Senior verheerende Fehler. Als er den Vergaser des Cadillac putzte – eine einfache Arbeit, die Ray Kendall ihm viele Male vorgemacht hatte – verschmutzte er die Schläuche mit Gas und kleinen Kohlepartikeln (er saugte am Schlauch, statt hineinzublasen).

Seniors Kurzzeitgedächtnis war so schwer beeinträchtigt, daß er eine Stunde lang in seinem eigenen Schlafzimmer

umherwanderte und es nicht fertigbrachte, sich anzuziehen; dauernd verwechselte er seine Sockenschublade mit der Schublade für Olives Unterwäsche. Eines Morgens wurde er so wütend über seinen Mißgriff, daß er am Frühstückstisch auftauchte, beide Füße fest umwickelt mit je einem Büstenhalter. Normalerweise freundlich zu Homer und zärtlich im Umgang mit Wally und Olive, beschuldigte er Wally lauthals – er, sein eigener Sohn, trüge die Socken seines Vaters, die er sich unerlaubt genommen hatte – und tobte gegen Olive, sie habe sein Domizil in ein Findelheim verwandelt, ohne ihn dafür um Erlaubnis zu fragen.

»Du wärest besser aufgehoben in St. Cloud's als in diesem Diebesnest«, sagte er zu Homer.

Kaum war es ihm entfahren, brach Senior Worthington in Tränen aus und bat Homer um Verzeihung; er legte den Kopf an Homers Schulter und weinte. »Mein Gehirn sendet Gift in mein Herz«, sagte er zu Homer, der es seltsam fand, daß Senior vor dem Spätnachmittag nicht zu trinken schien und doch beinah jederzeit betrunken wirkte.

Zuweilen kam es vor, daß Senior drei Tage nichts trank, wobei ein Teil von ihm immerhin noch merkte, daß seine Verdrehtheit nicht weniger heftig gedieh. Dennoch vergaß Senior, seine Beobachtung Olive oder sonst jemandem mitzuteilen, bis er schwach wurde und einen Drink zu sich nahm. Als ihm dann einfiel, zu sagen, daß er *nicht* getrunken hatte, war er betrunken. Warum vergesse ich alles, fragte er sich und vergaß es.

Sein Langzeitgedächtnis war jedoch ziemlich intakt. Er sang Olive College-Lieder vor (auf deren Verse sie sich nicht besinnen konnte) und rief ihr sentimental die romantischen Abende ihrer Verlobungszeit ins Gedächtnis; er erzählte seinem Sohn Geschichten über Wally als Baby; er

unterhielt Homer, indem er fröhlich vom Anpflanzen irgendwelcher älterer Obstbaumgärten erzählte, einschließlich des einsamen Obstgartens, von dem aus das Meer sichtbar war.

»Dort wollte ich damals eigentlich das Haus bauen, Homer«, sagte Senior. Es war Mittagspause. Wally und Homer waren beim Ausgeilen im Obstgarten: beim Ausschneiden der inneren Äste eines Baumes oder aller neu sprießenden Zweige (oder »geilen« Triebe), die sich nach innen wandten, statt sich aufwärts zur Sonne zu recken. Wally hatte die Geschichte schon gehört; er war abgelenkt; er goß Coca-Cola auf einen Ameisenhügel. Das Ausgeilen setzt so viele Zweige wie möglich dem Licht aus; es läßt das Licht durch den Baum einfallen.

»Man läßt einen Apfelbaum nicht wachsen, wie er will«, hatte Wally Homer erklärt.

»Wie einen Sohn!« hatte Senior lachend gebrüllt.

»Olive fand es hier zu windig für ein Haus«, sagte Senior zu Homer. »Frauen fühlen sich mehr durch den Wind belästigt als Männer«, vertraute Senior ihm an. »Das ist eine Tatsache. Jedenfalls …« Er machte eine Pause. Er gestikulierte gegen das Meer, als sei es ein weit entferntes Publikum, das er durch seine ausholende Handbewegung einbeziehen wollte. Er wandte sich an die Apfelbäume in der Runde … Sie waren ein etwas stilleres Publikum und schenkten ihm mehr Aufmerksamkeit. »Der Wind …«, fing er an und machte abermals eine Pause, vielleicht in der Erwartung, daß der Wind etwas beisteuere. »Das Haus …«, fing er an.

»Du kannst diesen Obstgarten vom ersten Stock unseres Hauses sehen. Wußtest du das?« fragte er Homer.

»Richtig«, sagte Homer. Wallys Zimmer war im ersten

Stock. Aus Wallys Fenster konnte er den Obstgarten mit dem Blick aufs Meer erkennen. Aber das Meer selbst war von Wallys Fenster aus – wie von jedem anderen Fenster des Hauses auch – nicht zu sehen.

»Ich nannte den ganzen Ort Ocean View«, erklärte Senior, »weil ich mir dachte, daß hier das Haus sein würde. Genau hier«, wiederholte er. Er blickte auf das schäumende Coca-Cola, das Wally langsam auf den Ameisenhügel goß.

»Man nimmt Gifthafer und Giftmais, um die Mäuse zu töten«, sagte Senior. »Es stinkt.« Wally sah zu ihm auf; Homer nickte. »Man streut das Zeug aus für die Feldmäuse, aber um die Fichtenmäuse zu erwischen, muß man die Löcher suchen und es in die Gänge schütten«, sagte er.

»Das wissen wir, Pop«, sagte Wally sanft.

»Feldmäuse sind dasselbe wie Wiesenmäuse«, erläuterte Senior Homer, der das nicht zum erstenmal hörte.

»Richtig«, sagte Homer.

»Wiesenmäuse ringeln einen Baum, und Fichtenmäuse fressen die Wurzeln an«, rezitierte Senior aus seiner fernen Erinnerung.

Wally hörte auf, Coke auf den Ameisenhügel zu gießen. Er und Homer wußten nicht, warum Senior über die Mittagspause zu ihnen gestoßen war; sie hatten den ganzen Vormittag im Ocean-Obstgarten ausgegeilt, und Senior war eben dazugekommen. Er fuhr den alten Jeep, der keine Nummernschilder hatte und ausschließlich zum Herumfahren in den Obstgärten benutzt wurde.

»Pop?« fragte Wally. »Was machst du hier draußen?«

Senior starrte seinen Sohn ausdruckslos an. Er schaute Homer an; er hoffte, Homer könne ihm die Antwort sagen. Er betrachtete sein Publikum – die Apfelbäume, den weit entfernten Ozean.

»Hier wollte ich das Haus bauen, *genau hier*«, sagte er zu Wally. »Aber deine herrschsüchtige Hexe von einer Alles-nach-ihrem-Kopf-Mutter ließ mich nicht – sie ließ mich nicht, die Fotze!« schrie er. »Muschelfischerfotze, Brunnenbohrer*flitsche*!« brüllte er. Er stand auf, er wirkte desorientiert; Wally stand mit ihm auf.

»Komm, Pop«, sagte er. »Ich fahr dich nach Hause.«

Sie nahmen Wallys Pick-up. Homer folgte ihnen mit dem alten Jeep, auf dem er Auto fahren gelernt hatte, nachdem Wally ihm versichert hatte, daß das Vehikel unverwüstlich war.

Alkohol, dachte Homer Wells; das kann einen sicher kaputtmachen.

Senior hatte auch all die anderen Symptome. Er war fünfundfünfzig; er sah aus wie siebzig. Er hatte Schübe von Paranoia und Größenwahn, von Quasselsucht. Seine wenigen unangenehmen Eigenarten – die er immer gehabt hatte – traten überdeutlich hervor; in seinem Fall das Nasenbohren. Er konnte eine Stunde lang ein Nasenloch erforschen. Er wischte Rotz an seine Hosenbeine und an die Möbel. Olives ordinärer Bruder, Bucky Bean, behauptete, Senior hätte einen Brunnenbohrer abgeben können. »So wie der in seinem Rüssel rumgräbt«, sagte er, »da könnte ich ihn wohl gebrauchen zum Brunnenbohren.«

Der Bademeister im Haven-Club, dessen Brust die volle Wucht der Grasshopper-Torte abgekriegt hatte, erwies sich als nicht gänzlich besänftigt. Er hatte etwas dagegen, daß Candy Homer im seichten Ende des Beckens das Schwimmen beibrachte; ausgerechnet am späten Nachmittag. Dann sei das Becken überfüllt, klagte er. Schwimmunterricht wäre normalerweise am frühen Morgen eingeplant, und er – der Bademeister – erteile ihn normalerweise – gegen eine

Gebühr. Er wollte sich nicht einreden lassen, daß er sich eben anpassen sollte. Homer arbeite den ganzen Tag in Ocean View, machte Candy geltend. Am Spätnachmittag, wenn Wally nach der Arbeit Tennis spiele, sei die ideale Zeit, um Homer Unterricht zu geben.

»Ideal für *dich*«, wandte der Bademeister gegen Candy ein; er war ganz offensichtlich in sie verknallt. Auf Wally Worthington eifersüchtig zu sein war wohl eine Sache – das war jeder –, doch etwas ganz anderes war es, die Aufmerksamkeit zu erdulden, die Candy Kendall dem »unglücklichen Fall aus St. Cloud's« schenkte. Im Haven-Club – niemals in Candys Anwesenheit oder in Anwesenheit eines der Worthingtons – wurde Homer nicht als das Findelkind oder der Waisenknabe bezeichnet, sondern als »der unglückliche Fall aus St. Cloud's« – »Worthingtons unglücklicher Fall«, so wurde es manchmal ausgedrückt.

Homer sagte zwar, daß er nichts dagegen hätte, im privaten Schwimmbecken der Worthingtons in Ocean View zu üben, aber es wäre doch nett, wenn er und Candy im Haven-Club sein könnten, wenn Wally sein Tennisspiel beendete; dann könnten sie zusammen fortgehen, zum Strand, zu Ray Kendalls Anlegeplatz, wohin auch immer. Auch bekam man es *im* Schwimmbecken der Worthingtons mit Senior zu tun; zunehmend versuchte Olive, Senior im Hause festzuhalten, fern vom Haven-Club. Sie fand, daß sie ihn am besten ruhigstellen konnte, wenn sie ihm Gin und Tonicwater einflößte und ihn im Schwimmbecken festhielt – auf einer Luftmatratze treibend. Aber der eigentliche Grund, weshalb es (wie alle meinten) eine schlechte Idee war, daß Homer im *un*beheizten Swimmingpool der Worthingtons schwimmen lernte, war, daß das kalte Wasser seinem Herzen einen Schock versetzen könnte.

Olive beschloß, daß sie Homers Unterricht von Candy übernehmen würde; sie wußte, daß der Bademeister im Haven-Club es nicht wagen würde, sich bei ihr zu beschweren; sie und Candy und Wally stimmten darin überein, daß die unaufgewärmte Erfahrung für Homer gefährlich werden könnte.

»Ich möchte nicht, daß ihr meinetwegen Unannehmlichkeiten habt«, sagte Homer verwirrt und zweifellos enttäuscht darüber, daß die Hände unter seinem Bauch, während er mit Armen und Beinen herumruderte, nicht mehr Candys, sondern Olives Hände waren. »Es ist nicht zu kalt für mich in eurem Becken, Wally«, sagte Homer.

»Es ist schwerer zu lernen, wenn's kalt ist«, sagte Candy.

»Ja, das ist richtig«, sagte Olive.

»Nun, ich möchte im Meer schwimmen, sobald ich's gelernt habe«, erzählte Homer ihnen. »Und im Meer ist es viel kälter als in eurem Swimmingpool.«

Oje, sorgte sich Olive. Sie schrieb an Dr. Larch wegen des »Herzfehlers«, worauf Larch sich schuldig fühlte und leicht in die Enge getrieben. Tatsächlich, so schrieb er ihr, bewirke kaltes Wasser nicht die Sorte Schock, wegen der er sich Sorgen mache; die Sorte Schock, die mit einem Unfall einhergehe – »einem Beinah-Ertrinken, zum Beispiel« –, die müßte Homer seiner Ansicht nach schon eher zu vermeiden suchen.

Alles Lügen! dachte Larch, aber dennoch gab er den Brief an Mrs. Worthington zur Post, und Olive konnte feststellen, daß Homer sehr schnell schwimmen lernte. »Er war wohl ganz knapp davor, es zu kapieren, als ich dich ablöste«, sagte sie zu Candy; in Wahrheit aber lernte Homer bei Olive schneller, weil der Unterricht selbst nicht so vergnüglich war.

Bei Candy hätte er womöglich nie schwimmen gelernt; wenigstens hätte er es hinausschieben und die Übungsstunden über den Rest des Sommers ausdehnen können.

Homer Wells hätte diesen Sommer über den Rest seines Lebens ausdehnen wollen, wenn er gekonnt hätte. So vieles gab es in seinem Leben in Ocean View, was ihn glücklich machte.

Er schämte sich nicht dafür, daß er den von Wand zu Wand gespannten Teppichboden der Worthingtons liebte; dort, woher er kam, gab es nackte Holzwände und viele Schichten Linoleum, zwischen denen man das Sägemehl unter den Füßen rieseln fühlte. Man konnte nicht behaupten, daß große Kunst an den Wänden der Worthingtons gehangen hätte, doch Homer hatte noch nie Bilder an Wänden gesehen (abgesehen von dem Porträt der Pony-Frau); auch der vollendete Kitsch von Ölgemälde mit der Katze im Blumenbeet (in Wallys Schlafzimmer) gefiel ihm – und sogar die Blumenbeettapete hinter dem Bild. Was wußte er schon von Kunst oder Tapeten? Er fand jede Tapete wunderbar.

Nie, glaubte er, würde er aufhören können, Wallys Zimmer zu lieben. Was wußte er schon von College-Diplomen und Footballs, die in flüssiges Gold getaucht und mit der Trefferzahl eines wichtigen Spiels graviert wurden? Und von Tennistrophäen und alten Jahrbüchern und von in den Rahmen des Spiegels gesteckten, abgerissenen Billetts (vom ersten Kino, zu dem Wally Candy eingeladen hatte)? Was wußte er schon vom Kino? Wally und Candy nahmen ihn mit ins erste Autokino von Maine. Wie hätte er sich so etwas vorstellen können? Und was wußte er schon von Menschen, die jeden Tag zusammenkamen und miteinander arbeiteten, offenbar aus freien Stücken? Seine Kollegen in Ocean View waren für Homer Wells ein Wunder; anfangs liebte er sie al-

le. Meany Hyde liebte er am meisten, weil Meany so freundlich war und so viel Freude fand am Erklären, wie alles gemacht wurde – sogar Dinge, bei denen Homer – oder jeder andere – sehen konnte, wie sie gemacht wurden, auch ohne Erklärung. Doch Homer hörte Meany besonders gern zu, wenn er das Offenkundige erklärte.

Er liebte Florence, Meany Hydes Frau, und die anderen Frauen, die den Sommer damit verbrachten, den Apfelmarkt und das Ciderhaus für die Ernte vorzubereiten. Er liebte die dicke Dot Taft, auch wenn das wabbelige Fleisch an ihren Oberarmen ihn an Melony erinnerte (an die er nie dachte, auch nicht, als er erfuhr, daß sie St. Cloud's verlassen hatte). Er mochte Debra Pettigrew, Big Dot Tafts kleine Schwester, die so alt war wie er und hübsch, auch wenn ihre Molligkeit irgendwie kompakt wirkte und vermuten ließ, daß sie die Veranlagung hatte, eines Tages so dick zu werden wie die dicke Dot.

Big Dots Ehemann, Everett Taft, zeigte Homer alles über das Mähen. Man mähte die Reihen zwischen den Bäumen zweimal im Sommer; dann harkte und wendete man die Reihen; dann band man das Heu zu Ballen und verkaufte es an die Milchfarm in Kenneth Corners. Das lose Heu wurde zum Mulchen rund um die jüngeren Bäume verwendet. In Ocean View gab es für alles eine Verwendung.

Homer mochte Ira Titcomb, den Bienenhalter und Ehemann jener Irene vom wundersamen Brandmal: Ira seinerseits erklärte Homer alles über die Bienen. »Sie mögen es bei mindestens 13 Grad, kein Wind, kein Hagel, kein Frost«, sagte Ira. »Eine Biene lebt ungefähr dreißig Tage und leistet mehr als manche Männer in ihrem ganzen Leben – ohne daß ich hier jetzt Namen nennen möchte. Aller Honig«, sagte Ira Titcomb, »ist Treibstoff für die Bienen.«

Homer lernte, daß Bienen den Löwenzahn lieber mögen als Apfelblüten, weshalb man den Löwenzahn abmähte, kurz bevor die Bienen in den Obstgarten kamen. Er lernte, warum es in einem Obstgarten mehr als eine Baumsorte geben mußte, wegen der Kreuzbestäubung – die Bienen sollten den Blütenstaub von einer Baumsorte zur anderen tragen. Er lernte, daß man die Bienenstöcke am besten nachts hinaus in den Obstgarten brachte; in der Nacht schliefen die Bienen, und man konnte die kleine Gittertür vor den Latten am Boden des Kastens schließen, der den Bienenstock barg; wenn man die Stöcke trug, wachten die Bienen auf, konnten aber nicht heraus. Die Bienenstöcke waren leicht, wenn sie vom Tiefladeanhänger getragen und über die Obstgärten verteilt wurden, und schwer vom Honig, wenn sie eine Woche später eingesammelt und wieder auf den Anhänger gepackt werden mußten. Manchmal war ein Stock zu schwer für einen allein. Wenn man die Bienenstöcke anstieß, fingen die Bienen drinnen an zu summen; man spürte ihre Erregung durch das Holz. Wenn Honig durch die Latten sickerte, konnte sich eine einzelne Biene in einem Honigtropfen verfangen, und das war die einzige Möglichkeit, wie man gestochen werden konnte.

Einmal, als Homer, einen Bienenstock an die Brust gedrückt, vorsichtig auf den Anhänger zumarschierte, spürte er ein Vibrieren an den harten Brettern, die den Bienenstock bargen; sogar in der kühlen Nachtluft waren die Bretter warm; die Aktivität des Bienenstocks hatte Wärme erzeugt – wie eine Infektion, dachte Homer plötzlich. Er erinnerte sich an den harten Bauch der Frau, die er vor den Krämpfen gerettet hatte. Er dachte an die Aktivität im Uterus, die sowohl Wärme als auch Härte im Unterleib produzierte. Auf wie viele Unterleiber hatte Homer seine Hand

gelegt, bevor er zwanzig war? Apfelanbau ist mir lieber, dachte er.

In St. Cloud's war Wachstum unerwünscht, auch wenn es zur Welt gebracht wurde, und nur zu oft wurden Schwangerschaften abgebrochen.

Jetzt aber war es seine Aufgabe, die Dinge wachsen zu lassen. Daß alles so nützlich und alles erwünscht war, mochte Homer sehr an dem Leben in Ocean View.

Er meinte sogar Vernon Lynch zu mögen, auch wenn die andern ihm erzählt hatten, daß Vernon seine Frau verprügelte, und obwohl Grace Lynch Homer so anschaute, daß ihm immer angst und bang wurde. Aus ihrem Blick konnte er nicht erkennen, ob es Verlangen oder Argwohn war oder einfach Neugier, was er sah. Grace sandte jene Art von Blicken aus, die man noch spürt, nachdem man aufgehört hat, sie zu erwidern.

Vernon Lynch zeigte Homer, wie man spritzte. Es paßte gut zu Vernon Lynch, daß er für die Pestizide verantwortlich war, für Vernichtung.

»Kaum sind die ersten Blätter da, schon gibt es Ärger«, sagte Vernon zu ihm. »Das ist im April. Man fängt im April an zu spritzen, und man hört nicht auf bis Ende August, wenn es ans Pflücken geht. Man spritzt jede Woche oder alle zehn Tage. Man spritzt gegen Schorf und gegen Insekten. Wir haben zwei Sprinkler hier, einen Hardie und einen Bien, und beide fassen fünfhundert Gallonen. Man trägt eine Atemmaske, um den Dreck nicht einzuatmen, aber die nützt einem nichts, wenn sie nicht richtig eng anliegt.« Gesagt, getan; schon legte Vernon Lynch die Atemmaske um Homers Kopf; Homer spürte seine Schläfen pochen. »Wenn du das Tuch in der Maske nicht dauernd wäschst, kannst du ersticken«, sagte Vernon. Er legte seine flache

Hand über Homers Mund und Nase; Homer verspürte akuten Luftmangel. »Und deck dein Haar ab, wenn du nicht kahl werden willst.« Vernons Hand blieb über Homers Mund und Nase liegen. »Und behalt die Schutzbrille auf, wenn du nicht blind werden willst«, fügte er hinzu. Homer dachte daran, sich zu wehren, beschloß aber, seine Kräfte zu sparen, und während er sich innerlich darauf vorbereitete, in Ohnmacht zu fallen, fragte er sich, ob es wahr sei oder nur eine Redensart, daß die Lungen barsten. »Wenn du, wie man so sagt, eine offene Wunde hast, einen Schnitt vielleicht, und der Dreck kommt da rein, kannst du steril werden«, sagte Vernon Lynch. »Das heißt, keinen lausigen Steifen mehr.« Homer klopfte Vernon auf die Schulter und winkte ihm zu, als wolle er ihm einen allzu komplizierten Sachverhalt durch Zeichensprache vermitteln. Ich kann nicht atmen! Ich kann nicht atmen! Hallo, da draußen!

Als Homers Knie nachgaben, riß Vernon die Maske von seinem Gesicht – das Kopfband zerrte seine Ohren nach oben und zerzauste sein Haar.

»Hast du jetzt 'ne Vorstellung?« fragte Vernon.

»Richtig!« rief Homer, und seine Lungen japsten.

Er mochte sogar Herb Fowler. Er war mit Herb kaum zwei Minuten zusammen, als auch schon das erste Präservativ in seine Richtung segelte und ihn an der Stirn traf. Das einzige, was Meany Hyde gesagt hatte, war: »He, Herb, das hier ist Homer Wells – er ist Wallys Kumpel aus St. Cloud's.« Und schon hatte Herb den Gummi in Homers Richtung geschnalzt.

»Würde nicht so viele Waisen geben, wenn die Leute diese da über ihren Zapfen ziehen wollten«, sagte Herb.

Homer Wells hatte noch nie ein Präservativ in kommer-

zieller Verpackung gesehen. Dr. Larch bewahrte wohl welche auf im Spital und verteilte sie großzügig, aber die waren mit einer klaren, durchsichtigen Hülle überzogen, so ähnlich wie Wachspapier; ohne schmückende Firmennamen oder Markenzeichen. Dr. Larch klagte dauernd, er wisse gar nicht, wo all die Gummis blieben, aber Homer wußte, daß Melony sich bei vielen Gelegenheiten bedient hatte. Natürlich hatte Melony Homer gezeigt, wie man damit umging.

Herb Fowlers Freundin, Louise Tobey, war zweifellos professionell im Hantieren mit Herbs Präservativen. Wenn Homer selbst Hand an sich legte, dachte er an Drück-mich-Louise – er dachte an ihre Behendigkeit mit einem Präservativ, an ihre geschickten und hurtigen Finger, an die Art, wie sie einen Pinsel hielt und die Zähne zusammenbiß, wie sie dick Farbe auf die Regale im Apfelmarkt klatschte und sich mit ihrem säuerlichen Zigarettenatem eine Haarlocke aus der Stirn pustete.

Homer gestattete sich nicht, beim Masturbieren an Candy zu denken. Er berührte sich nicht in Wallys Zimmer, wenn Wally tief atmend und friedlich schlafend neben ihm lag. Wann immer Homer sich dennoch vorstellte, daß Candy neben ihm schlief, berührten sie einander niemals intim, sondern hielten sich nur in keuscher Zuneigung fest umschlungen. (»Nichts Geschlechtliches«, wie Melony zu sagen pflegte.)

Candy rauchte, aber so affektiert und übertrieben, daß sie oft ihre Zigarette auf ihren Schoß fallen ließ und dann lachend aufsprang und hektisch die Funken wegbürstete.

»Oh, was bin ich doch für ein Tolpatsch!« schrie sie. Wenn, dachte Homer, dann nur beim Rauchen.

Louise Tobey verschlang ihre Zigaretten; sie saugte den Rauch tief ein und blies so wenig davon heraus, daß Homer

sich fragte, wo er geblieben war. Die älteren Apfelmarktfrauen waren hartnäckige Raucherinnen (alle, bis auf Grace Lynch, die – nicht von ungefähr – entschlossen war, niemals ihre Lippen zu öffnen), doch Florence und Irene und Big Dot Taft rauchten schon so lange, daß es ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen war. Nur Debra Pettigrew, Dots Schwester, rauchte so selten und unbeholfen wie Candy. Squeeze Louise rauchte mit rascher, selbstbewußter Heftigkeit, angefeuert, wie Homer sich ausmalte, durch Herb Fowlers Hopplahopp-Gebrauch der Gummis.

In ganz Heart's Rock und Heart's Haven – vom salzigen Gluckern des Hummerlebens bis hin zur chlorierten Sicherheit des Swimmingpools im Haven-Club, von der vorbereitenden Geschäftigkeit im Apfelmarkt bis hin zur Arbeit auf den Feldern – gab es nichts, was bei Homer auch nur eine einzige, jähe Erinnerung an St. Cloud's geweckt hätte, nichts, bis zu jenem ersten Regentag, als er, zusammen mit einer Gruppe von Scheuerfrauen und Anstreicherinnen, zum Ciderhaus geschickt wurde.

Nichts an diesem Gebäude – von außen betrachtet – hatte ihn gewarnt. Oft war er, auf oder in den verschiedenen Vehikeln der Farm, daran vorbeigeschaukelt – an einem langen, schmalen, einstöckigen Flachdachgebäude in Form eines rechtwinklig liegenden Armes; am Ellbogen des Gebäudes, wo es einen Eingang mit Schwingtüren gab, waren die Ciderkelter und die Presse (das Quetschwerk, die Pumpe, der Pumpenmotor und der Mahlwerksmotor) sowie der 1000-Gallonen-Tank.

Ein Flügel des Gebäudes stand voller Kühlaggregate: der Kühlraum für den Cider. In dem anderen Flügel war eine kleine Küche, hinter der sich zwei lange Reihen von eisernen Betten im Krankenhausstil erstreckten, jedes mit Decke

und Kopfkissen. Matratzen lagen ordentlich zusammengerollt auf jedem der mehr als zwanzig Betten. Manchmal umgab eine an Drahtrollen aufgehängte Decke ein Bett oder eine Bettenparzelle und schuf eine scheinbare Ungestörtheit, wie Homer sie mit der Station eines Spitals in Verbindung brachte. Unlackierte Sperrholzregale zwischen den Betten bildeten primitive, aber stabile Kleiderkästen, die auch jene verbeulten, schwanenhalsförmigen Leselampen bargen, wo immer sich eine vereinzelte Steckdose fand. Das Mobiliar war abgenutzt, aber ordentlich, wie von der Straße aufgelesen oder ausgemustert aus Krankenhäusern und Büros, wo es eine schonungslose, aber pflegliche Behandlung genossen hatte.

Dieser Flügel des Ciderhauses hatte die funktionale Sparsamkeit einer Kaserne, nur wies er zu viele private Züge auf, um etwas Anstaltsmäßiges zu haben. Es gab zum Beispiel Gardinen, und Homer konnte sehen, daß sie, wiewohl verblichen, durchaus vor die Wohnzimmerfenster der Worthingtons gepaßt hätten – woher sie auch stammten. Bekannt kam Homer auch eine besonders übertriebene Friedlichkeit in gewissen blumenreichen Landschaftsgemälden und Tierporträts vor, die an den Gipsplattenwänden hingen – an so unglaublichen Stellen (manchmal zu hoch, manchmal zu niedrig), daß es für Homer keinen Zweifel gab, warum sie aufgehängt worden waren: um Löcher zu verdecken, Stiefellöcher vielleicht oder Faustlöcher, vielleicht auch ganze Kopflöcher. Für Homer strahlte der Raum etwas von der Wut und Angst eines Gemeinschaftsschlafsaals aus, die er nach beinah zwanzig Jahren in der Knabenabteilung von St. Cloud's nur allzu gut kannte.

»Was ist das hier?« fragte er Meany Hyde, während über ihm Regen auf das Blechdach prasselte.

»Das Ciderhaus«, sagte Meany.

»Aber wer *schläft* hier – wer wohnt hier? *Leben* hier Menschen?« fragte Homer. Es war bemerkenswert sauber, aber alles machte einen so abgenutzten Eindruck, daß Homer sich an die alten Schlafkojenkammern in St. Cloud's erinnert fühlte, wo die Holzknechte und Sägewerker sich aus ihrem erschöpften Leben fortgeträumt hatten.

»Es ist das Mannschaftsquartier für die Pflücker«, sagte Meany Hyde. »Während der Ernte wohnen hier die Pflükker – die Wanderarbeiter.«

»Es ist für die Farbigen«, sagte Big Dot Taft und ließ Mop und Eimer fallen. »Jedes Jahr machen wir es behaglich für sie. Wir putzen alles, und wir streichen alles mit frischer Farbe an.«

»Ich muß die Bretter der Presse einwachsen«, sagte Meany Hyde und stahl sich fort, weil er das hier für Frauenarbeit hielt – dabei machten ja auch Homer und Wally an den meisten Regentagen im Sommer ganz normal beim Anstreichen und Putzen mit.

»Neger?« fragte Homer Wells. »Die Pflücker sind Neger?«

»Schwarz wie die Nacht, manche von ihnen«, sagte Florence Hyde. »Sie sind in Ordnung.«

»Sie sind freundlich!« rief Meany Hyde.

»Manche von ihnen sind freundlicher als andere«, sagte die dicke Dot Taft.

»Genau wie manche Leute, die ich kenne«, sagte Irene Titcomb kichernd und hielt die Hand vor ihre Narbe.

»Sie sind freundlich, weil Mrs. Worthington freundlich zu ihnen ist!« rief Meany Hyde von der verdreckten Ecke mit der Ciderpresse her.

Das Gebäude roch nach Essig – nach altem, sauer ge-

wordenem Cider. Es war ein starker Geruch, der aber nichts Beklemmendes oder Unsauberes an sich hatte.

Debra Pettigrew lächelte Homer an, über den Eimer hinweg, den sie zusammen benutzten; vorsichtig erwiderte er ihr Lächeln, fragte sich dabei, wo Wally heute im Regen arbeiten mochte, und dachte an Ray Kendall bei seiner Arbeit. Ray war entweder draußen auf der kabbeligen See, in seinem glänzenden Südwester, oder er arbeitete am Gestänge der International-Erntemaschine, in dem Gebäude, das Nummer zwei hieß.

Grace Lynch scheuerte die Linoleumtheken in der Küche des Ciderhauses. Homer fragte sich, wieso er sie dort nicht früher bemerkt hatte, wieso er gar nicht gewußt hatte, daß sie zu seinem Trupp gehörte. Louise Tobey, die eben eine Zigarette bis auf den Stummel geraucht und die Kippe durch die Tür des Pflückerquartiers geschnippt hatte, stellte fest, daß ihr Mop-Wringer aus dem Leim gegangen war. »Er klemmt oder so, irgendwie«, sagte Drück-mich-Louise verärgert.

»Louises Mop-Wringer ist aus den Fugen«, spöttelte Big Dot Taft.

»Arme Louise – dein Mop-Wringer klemmt, he?« sagte Florence Hyde und lachte, was die dicke Dot Taft in brüllendes Gelächter ausbrechen ließ.

»Oh, hört doch auf!« sagte Louise. Sie gab ihrem Mop-Wringer einen Tritt.

»Was ist los da draußen?« rief Meany Hyde.

»Louise hat ihren Wringer überstrapaziert«, sagte Big Dot Taft. Homer sah Louise an, die verärgert war; dann sah er Debra Pettigrew an, die errötete.

»Strapazierst du deinen armen Wringer so arg, Louise?« fragte Irene Titcomb.

»Louise, wahrscheinlich steckst du zu viele Mops in deinen Wringer, mein Schatz«, sagte Florence Hyde.

»Benehmt euch, ihr alle!« rief Meany Hyde.

»Zu oft *einen* Mop, das ist mal sicher«, sagte Big Dot Taft. Das fand sogar Louise komisch. Als sie Homer Wells anschaute, schaute er weg; Debra Pettigrew beobachtete ihn, darum schaute er auch weg von ihr.

Als Herb Fowler in der Mittagspause kam, stapfte er ins Ciderhaus und sagte: »Uff! Man riecht die Nigger hier noch ein ganzes Jahr später.«

»Ich glaube, es ist nur der Essig«, sagte Meany Hyde.

»Willst du mir etwa erzählen, daß ich die Nigger nicht rieche?« fragte Herb Fowler. »Riechst du sie?« fragte Herb Louise. Sie zuckte die Schultern. »Und du?« fragte Herb Homer. »Riechst du sie?«

»Ich rieche Essig, alte Äpfel, alten Cider«, sagte Homer.

Er sah den Gummi rechtzeitig heransegeln, um ihn aufzufangen.

»Weißt du, was die Nigger mit denen machen?« fragte ihn Herb. Er schnippte einen zweiten Gummi nach Louise Tobey, die ihn geschickt auffing – sie mußte stündlich damit rechnen, daß Präservative in ihre Richtung geflogen kamen. »Zeig ihm, was ein Nigger damit macht, Louise«, sagte er. Die anderen Frauen waren gelangweilt; ihr Leben lang hatten sie diese Vorstellung gesehen; Debra Pettigrew schaute Homer nervös an und schaute absichtlich nicht in Louises Richtung; Louise selbst schien nervös und gelangweilt zugleich. Sie wickelte den Gummi aus seiner Verpakkung und steckte ihren Zeigefinger hinein, ihr Fingernagel stach aus dem Gummi hervor, die scharfe Spitze ihres Nagels prangte am nippelförmigen Ende.

»Einmal sagte ich den Niggern, sie sollten ihren Zapfen

in diese Gummis stecken, wenn sie sich keine Krankheit einfangen oder neue Babys haben wollten«, sagte Herb. Er packte Louises Finger in der Gummihülle und hielt ihn hoch, so daß alle ihn sehen konnten. »Und das nächste Jahr erzählten mir die Nigger, daß die Gummis nichts taugten. Sie sagten, sie hatten ihre Finger reingesteckt, wie ich es ihnen gezeigt hatte, und *trotzdem* hatten sie Krankheiten und neue Babys gekriegt, jedesmal, wenn sie sich umdrehten!«

Niemand lachte; niemand glaubte es; es war ein alter Witz für alle, außer für Homer Wells; und dem kam die Vorstellung, daß Leute jedesmal Babys kriegen, wenn sie sich umdrehen, nicht besonders komisch vor.

Als Herb Fowler anbot, sie alle auf ein warmes Mittagessen zum Kiosk an der Drinkwater Road zu fahren, sagte Homer, daß er nicht mitkommen wolle; Mrs. Worthington bereitete jeden Morgen für ihn und Wally eine Mittagsmahlzeit vor, und Homer fühlte sich verpflichtet, sie aufzuessen – es schmeckte immer. Er wußte auch, daß die Arbeiter sich nicht zur Mittagspause aus dem Obstgarten entfernen sollten, schon gar nicht in einem der Ocean-View-Fahrzeuge, und Herb Fowler fuhr den grünen Lieferwagen, den Olive oft benutzte. Es war keine *strenge* Vorschrift, aber Homer wußte, wenn Wally im Ciderhaus dabeigewesen wäre, dann hätte Herb den Vorschlag nicht gemacht.

Homer aß sein Mittagessen, wie es sich gehörte, in der Küche des Ciderhauses; als er diesen länglichen Raum mit den zwei Reihen schmaler Betten betrachtete, fand er, daß die aufgerollten Matratzen und Decken ganz so aussahen wie Menschen, die dort schliefen – nur daß diese Gestalten auf den Eisenbetten zu reglos waren, um Schläfer zu sein. Sie sind wie Leichen, die darauf warten, identifiziert zu werden, fand Homer Wells.

Obwohl es regnete, ging er hinaus, um sich die Sammlung kaputter Autos und ausgedienter Traktoren- und Anhängerteile anzusehen, die wie Girlanden die Schotterzufahrt vor dem Ciderhaus schmückten. Im Hintergrund war ein zerwühltes Feld voll ausgebleichten Unkrauts, wo Trester und Maische aus den ausgepreßten Äpfeln hingeworfen wurden. Ein Schweinefarmer aus Waldoboro kam den ganzen Weg herübergefahren, um das Zeug zu holen, hatte Meany Hyde Homer erzählt; die Maische sei prima für die Schweine.

Manche der Autowracks hatten Nummernschilder aus South Carolina. Homer Wells hatte nie eine Landkarte der Vereinigten Staaten gesehen; er hatte einen Globus gesehen, aber nur einen primitiven – die einzelnen Staaten waren nicht eingezeichnet. Er wußte, daß South Carolina weit unten im Süden lag; die Neger kamen von dort auf Lastwagen, hatte Meany Hyde gesagt, oder sie fuhren mit ihren eigenen Autos, aber manche ihrer Autos waren so alt und klapprig, daß sie hier ihren Geist aufgaben; Meany wußte nicht genau, wie all die Neger nach South Carolina zurückkehrten.

»Sie pflücken Pampelmusen, unten in Florida, glaube ich«, sagte Meany, »und Pfirsiche, wenn anderswo Pfirsichzeit ist, und hier bei uns Äpfel. Sie reisen umher, pflücken nur immer.«

Homer beobachtete eine Seemöwe, die ihn vom Dach des Ciderhauses aus beobachtete; die Möwe war so in sich zusammengekauert, daß Homer der Regen wieder einfiel und er sich zurück ins Haus begab.

Er rollte eine der Matratzen auf und streckte sich darauf aus das Kopfkissen und die Decke unter seinen Kopf geschoben. Irgend etwas verlockte ihn, die Decke und das Kissen zu beschnuppern, aber er konnte nichts anderes fest-

stellen als das Aroma von Essig und einen Geruch, den er einfach als alt einstufte. Decke und Kissen fühlten sich menschlicher an als sie rochen, doch je tiefer er sein Gesicht in sie vergrub, desto menschlicher wurde ihr Geruch. Er dachte an die Anspannung in Louise Tobeys Gesicht, und wie sich ihr Finger in diesem Gummi gereckt hatte, und wie ihr Fingernagel ausgesehen hatte, bereit, ihn aufzuschlitzen. Er erinnerte sich an die Matratze in der Sägewerkerhütte in St. Cloud's, wo Melony ihn eingeführt hatte in das Gefühl, das ihn jetzt überkam. Er faßte in seine Arbeitshose, holte ihn hervor und masturbierte rasch. Die Sprungfedern des alten Eisenbettes quietschten schrill. Etwas in seinem Blick schien klarer jetzt, nachdem er fertig war.

Als er sich aufrichtete auf dem Bett, entdeckte er den anderen Körper, der sich die Freiheit genommen hatte, im Ciderhaus auszuruhen. Obwohl ihr Körper so eng zusammengekauert war – wie die Möwe im Regen oder wie ein Fötus oder wie eine Frau mit Krämpfen –, erkannte Homer Grace Lynch doch unschwer wieder.

Selbst wenn sie ihn nicht beobachtet hätte, selbst wenn sie sich nicht in seine Richtung umgedreht hätte, den Rhythmus der alten Bettfedern konnte sie nicht mißverstanden haben – oder gar, so dachte Homer, den wahrnehmbar scharfen Duft des in seiner hohlen Hand aufgefangenen Samens. Er ging leise nach draußen und hielt die Hand in den Regen. Die Seemöwe hockte immer noch auf dem Dach des Ciderhauses und bekundete ein plötzliches Interesse für ihn – gab es doch eine lange Geschichte erfolgreicher Nahrungssuche in Zusammenhang mit diesem Ort. Als Homer ins Ciderhaus zurückkehrte, sah er, daß Grace Lynch ihre Matratze aufgeräumt hatte, wie sie gewesen war, und jetzt am Fenster stand, ihr Gesicht in die Gardine ge-

preßt. Er mußte zweimal hinsehen, um sie zu sehen; wenn er nicht gewußt hätte, daß sie sich im Raum befand, hätte er sie nicht da stehen sehen.

»Ich war dort«, sagte Grace Lynch leise, ohne Homer anzusehen. »Wo du herkommst«, erklärte sie. »Ich war dort – ich weiß nicht, wie du auch nur eine Nacht Schlaf gefunden hast.«

Ihre Magerkeit war scharf, ja sogar gestochen scharf in dem bißchen toten grauen Licht, das dieser Regentag durch das Fenster warf; sie zog den ausgeblichenen Vorhang wie einen Schal um ihre schmalen Schultern. Sie schaute Homer Wells nicht an, und nichts in ihrer zerbrechlichen, zitternden Haltung hätte man als Verlockung deuten können, und trotzdem fühlte sich Homer zu ihr hingezogen – so wie wir uns besonders bei trübem Wetter nach etwas Vertrautem sehnen. Jedes Kind von St. Cloud's war den Anblick von Opfern gewohnt, und Grace strahlte, stärker als reflektierendes Sonnenlicht, eine Opferhaltung aus. Homer fühlte einen so widersprüchlichen Glanz von ihr ausgehen, daß er zu ihr treten und ihre schlaffen, feuchten Hände festhalten mußte.

»Komisch«, flüsterte sie, immer noch ohne ihn anzusehen. »Es war so fürchterlich dort, aber ich habe mich wirklich sicher gefühlt.« Sie legte ihre Hand auf seine Brust und schob ihr spitzes Knie zwischen seine Beine und drehte ihre knochige Hüfte zu ihm hin. »Nicht wie hier«, flüsterte sie. »Hier ist es gefährlich.« Ihre hagere, knochige Hand krabbelte in seine Hose – scheu wie eine Eidechse.

Die lärmende Ankunft des grünen Lieferwagens, der die Ausreißer – von einem warmen Mittagessen – zurückbrachte, rettete ihn. Grace sprang von ihm fort, behend wie eine aufgeschreckte Katze. Während alle anderen durch die Tür

hereinkamen, war sie schon dabei, emsig die Krümel aus einer Ritze im Linoleum auf der Küchentheke zu scharren – unter Einsatz einer Drahtbürste, die sie, von Homer unbemerkt, in ihrer Seitentasche gehabt hatte. Wie alles an Grace Lynch war auch sie versteckt gewesen. Aber die Spannung in dem Blick, den sie ihm nach Feierabend zuwarf – während er auf Big Dot Tafts fröhlichem Schoß zurück zum Apfelmarkt fuhr –, genügte, um Homer Wells zu sagen, daß von Grace Lynch nach wie vor eine eigenartige Gefahr für ihn ausging und daß er sich noch so weit von St. Cloud's entfernen konnte, die Opfer von St. Cloud's würden ihn nie ganz verlassen.

Am Abend, nachdem Grace Lynch ihm auf den Leib gerückt war, hatte Homer sein erstes Stelldichein mit Debra Pettigrew; und er fuhr zum erstenmal in seinem Leben mit Wally und Candy ins Autokino. Sie saßen alle miteinander in Seniors Cadillac, Homer und Debra Pettigrew auf dem bekleckerten Rücksitz, wo einige Monate zuvor Curly Day die Kontrolle über sich verloren hatte; Homer wußte nicht, daß der Zweck von Autokinos letztlich darin bestand, auf Rücksitzen von Autos die Kontrolle über sich zu verlieren.

»Homer war noch nie in einem Autokino«, verkündete Wally Debra Pettigrew, als sie sie abholten. Die Pettigrews waren eine große Familie mit Hunden – vielen Hunden, die meisten angekettet, einige an die Stoßstangen verschiedener stillgelegter und totgesagter Autos, die seit langem auf dem Rasen vor dem Haus herumstanden, so daß schon Gras durch die Kardanwellen und Achslager wuchs. Während Homer, auf dem Weg zu Debras Haustür, tapfer um die schnappenden Hunde herumging, sprangen die Hunde gegen die unverrückbaren Autos an.

Die Pettigrews waren eine in Zahl und Leibesfülle sehr umfangreiche Familie, von deren potentiellem Leibesumfang Debras herzige Molligkeit nur eine leise Ahnung vermittelte. An der Tür empfing Debras Mutter Homer mit wuchtigem Gruß – als die Frau mit den Monstergenen, die verantwortlich waren für solche wie Debras Schwester, die dicke Dot Taft.

»DE-BRA!« kreischte Debras Mutter. »Dein BEAU! – He, Honigschatz«, sagte sie zu Homer. »Hab schon gehört, wie anständig du bist und was für gute Manieren du hast – entschuldige bitte die Unordnung.« Debra tauchte errötend neben ihr auf und versuchte Homer ebenso energisch hinauszugeleiten, wie ihre Mutter ihn hineinzugeleiten suchte. Er sah ein paar dickleibige Menschen, manche mit erstaunlich angeschwollenen Gesichtern, als hätten sie ihr halbes Leben unter Wasser zugebracht oder unglaubliche Schläge ausgehalten; sie alle mit breitem, freundlichem Lächeln – ein Widerspruch zu der unsäglichen Bosheit der Hunde, die mit so wütender Raserei hinter Homers Rücken bellten.

»Wir müssen gehen, Mom«, quengelte Debra und schob Homer aus der Tür. »Wir dürfen uns nicht verspäten.«

»Verspäten – bei *was*?« gackerte einer aus dem Haus, das vor fettem Gelächter bebte; es folgte ein Husten, dann mühseliges Seufzen, bevor die Hunde einen solchen Radau veranstalteten, daß Homer befürchtete, Debra und er würden den Weg bis zum Cadillac nie schaffen.

»Schnauze HALTEN!« schrie Debra die Hunde an. Sie hörten alle auf, doch nur für eine Sekunde.

Als Wally sagte: »Homer ist noch nie in einem Autokino gewesen«, mußte er schreien, um die Hunde zu übertönen.

»Ich bin noch nie in einem Kino gewesen«, gestand Homer.

»Liebe Güte«, sagte Debra Pettigrew. Sie roch angenehm; sie war viel hübscher und sauberer, als sie in ihren Apfelmarktkleidern aussah; auch für die Arbeit zog sich Debra mit einer gewissen kecken Ordentlichkeit an. Sie war nicht übertrieben mollig, und während sie nach Cape Kenneth rollten, brach ihre natürliche gute Laune so herzlich hervor, daß sogar ihre Schüchternheit verschwand – sie war ein Mädchen, das *Spaß* verstand, wie man in Maine sagt. Sie sah niedlich aus und war immer guter Dinge, sie arbeitete hart, war gutmütig und nicht sehr intelligent. Ihre Zukunftsaussichten beliefen sich bestenfalls auf eine Heirat mit einem netten, nicht sehr viel älteren und nicht deutlich intelligenteren Mann.

Im Sommer bewohnten die Pettigrews eines der neuen Häuser am überfüllten, verschmutzten Gestade des Drinkwater-Sees; sie hatten es beinah augenblicklich geschafft, daß das neue Haus verwohnt aussah – auf dem besten Weg zur Bruchbude. Aus dem Rasen sprossen über Nacht wieder die Autowracks, und die Hunde hatten den Umzug aus dem Winterquartier der Pettigrews in Kenneth Corner überlebt, ohne von ihrem unbändigen Territorialinstinkt etwas einzubüßen. Wie alle anderen Hütten rund um den Drinkwater-See hatte auch die der Pettigrews einen Namen bekommen – als wären die Häuser selbst Waisen, unvollständig zur Welt gekommen und weiterer Schöpfungsakte harrend. Das Haus der Pettigrews hieß »Wir alle!«.

»Das Ausrufungszeichen haut mich wirklich um«, hatte Wally zu Homer gesagt, als sie auf den Auto- und Hundeparkplatz einbogen. »Als ob sie stolz wären auf ihre Bevölkerungsdichte.« Aber nachdem Debra zu ihnen in den Wagen gestiegen war, hielt Wally sich höflich zurück.

Diese Gekünsteltheit der Gesellschaft, soweit er letztere

kennengelernt hatte, machte Homer schwer zu schaffen; die Leute, nette Leute sogar – denn natürlich war Wally nett –, redeten erst kritisch über andere und waren hinterher absolut freundlich zu ihnen. In St. Cloud's war Kritik offensichtlicher – und schwerer, wenn nicht unmöglich zu verbergen.

Das Autokino von Cape Kenneth war für die Verhältnisse in Maine fast so eine Attraktion wie der beheizte Swimmingpool des Haven-Club, nur viel unpraktischer. Autokinos waren für Maine keine geniale Erfindung; der nächtliche Nebel an der Küste tauchte so manchen lustigen Spielfilm in die unpassend gespenstische Atmosphäre eines Horrorstreifens. Viele Jahre später konnten sich die Kinobesucher zu Snackbars und Toiletten vortasten – und fanden hinterher nur allzu oft den Weg zu ihren Autos nicht wieder.

Dazu kam der Ärger mit den Moskitos. Damals, 194–, als Homer Wells zum erstenmal ins Autokino ging, war das Summen der Moskitos in der Nachtluft von Cape Kenneth viel besser zu hören als der Ton des Films. Wally konnte die Belagerung des Wagens durch die Moskitos einigermaßen in Grenzen halten, weil er immer eine Aerosol-Sprühpumpe dabeihatte und damit im Wagen und in seiner unmittelbaren Umgebung herumspritzte. Sie war mit dem Insektengift gefüllt, mit dem sie die Äpfel spritzten. Die Luft im Cadillac und rundherum war also giftig und muffig, aber einigermaßen moskitofrei. Das Zischen und der Gestank der Spritze erregten häufige Beschwerden von Wallys Kinonachbarn in den Autos neben dem Cadillac – bis sie so schlimm von Moskitos gestochen wurden, daß sie aufhörten zu protestieren; manche fragten höflich an, ob sie das Gerät ausleihen könnten, um Gift auf ihre eigenen Autos zu verteilen.

Damals, 194–, gab es keine Snackbar im Autokino von Cape Kenneth und keine Toiletten. Männer und Jungen pinkelten der Reihe nach gegen eine feuchte Betonwand am hinteren Grubenrand des Autokinos; oben auf der Mauer hockten etliche kleine Bengels (Einheimische aus Cape Kenneth, zu jung oder zu arm, um Auto zu fahren) und schauten sich von da aus den Film an, obwohl sie nicht die geringste Chance hatten, etwas zu verstehen. Manchmal, wenn ihnen der Film nicht gefiel, pinkelten sie von der Mauer herab auf die Pechvögel, die gerade unter ihnen dagegen pinkelten.

Von Mädchen und Frauen wurde erwartet, daß sie im Autokino gar nicht pinkeln gingen, und folglich benahmen sie sich besser als die Männer und Jungen – sie tranken zum Beispiel weniger, auch wenn ihr Verhalten im Innern der Autos nicht kontrolliert werden konnte.

Für Homer Wells war diese ganze Erfahrung äußerst erstaunlich. Besonders eindringlich fiel ihm auf, was Menschen nicht alles zu ihrem Vergnügen taten – wozu sie sich (daran konnte es keinen Zweifel geben) aus freien Stücken entschieden –, denn dort, wo er herkam, war die freie Entscheidung nicht so selbstverständlich, und Beispiele dafür, daß Leute etwas zu ihrem Vergnügen taten, gab es nicht im Überfluß. Es wunderte ihn, daß Leute freiwillig und zu ihrem Vergnügen ein Autokino über sich ergehen ließen; aber er hielt es für allein seine Schuld, daß er den Spaß daran nicht entdecken konnte.

Am allerwenigsten war er auf den Film selbst eingestellt. Nachdem die Leute mit ihren Hupen gedröhnt und mit Scheinwerfern geblinkt und andere, weniger freundliche Zeichen der Ungeduld von sich gegeben hatten – Homer hörte das unverkennbare Geräusch von Kotzen gegen einen

Kotflügel –, füllte ein gigantisches Bild den Himmel. Das muß das Maul irgendeines Geschöpfes sein! dachte Homer Wells. Die Kamera fuhr zurück, oder vielmehr schaukelte sie rückwärts. Wohl der Kopf irgendeines Geschöpfes – vielleicht einer Art Pferd! dachte Homer Wells. Tatsächlich war es ein Kamel, aber Homer Wells hatte noch nie ein Kamel gesehen, auch nicht auf einem Bild; er dachte, es müsse ein fürchterlich deformiertes Pferd sein – ein Mutantenpferd! Vielleicht die gespenstische Embryonalphase eines Pferdes! Die Kamera taumelte noch weiter zurück. Rittlings auf dem grotesken Buckel des Kamels hockte ein schwarzhäutiger Mann, fest in weiße Stoffbahnen gehüllt – lauter Verband!, dachte Homer Wells. Der wilde schwarze Arabernomade schwang ein beängstigend gekrümmtes Schwert und drosch mit der flachen Klinge auf das Kamel ein. Er trieb das Tier in stockendem, zockelndem Galopp über endlos scheinende Sanddünen, bis das Tier und sein Reiter nur noch ein kleiner Punkt am unermeßlichen Horizont waren. Plötzlich – *Musik!* Homer schreckte auf. *Wörter!* Der Titel, die Namen der Schauspieler wurden von unsichtbarer Hand in den Sand geschrieben.

»Was war das?« fragte Homer Wally. Er meinte das Tier, seinen Reiter, die Wüste, den Vorspann des Films – alles!

»Irgend'n blöder Beduine, glaube ich«, sagte Wally.

Ein Beduine?, dachte Homer Wells.

»Ist das eine Art Pferd?« fragte er.

»*Welches* Pferd?« fragte Debra Pettigrew.

»Das Tier«, sagte Homer und ahnte schon seinen Fehler.

Candy drehte sich auf dem Vordersitz herum und sah Homer voll betörender Zuneigung an. »Das war ein Kamel, Homer«, sagte sie.

»Du hast noch nie ein Kamel gesehen!« brüllte Wally.

»Na, wo *hätte* er ein Kamel sehen sollen?« gab Candy schnippisch zurück.

»Ich war nur überrascht«, entschuldigte sich Wally.

»Ich habe auch noch nie einen Neger gesehen«, erklärte Homer. »Das war doch einer, nicht wahr? – da auf dem Kamel.«

»Ein Neger-Beduine, schätze ich«, sagte Wally.

»Liebe Güte«, sagte Debra Pettigrew und schaute Homer etwas ängstlich an, als habe sie den Verdacht, er könnte gleichzeitig in einer anderen Lebensform auf einem anderen Planeten existieren.

Dann war der Vorspann vorbei. Der schwarze Mann auf dem Kamel war verschwunden und sollte sich nie wieder blicken lassen. Auch die Wüste war verschwunden; anscheinend hatte sie ihren unklaren Zweck erfüllt – auch sie sollte sich nicht wieder blicken lassen. Es folgte ein Piratenfilm. Große Schiffe feuerten mit Kanonen aufeinander; dunkelhäutige Männer mit langem wirrem Haar und ausgebeulten Hosen machten schreckliche Dinge mit freundlicher aussehenden Männern, die besser gekleidet waren. Keiner der Männer war schwarz. Vielleicht ist der Kamelreiter eine Art Omen gewesen, dachte Homer Wells. Seine Bekanntschaft mit dem Geschichtenerzählen, vermittelt durch Charles Dickens und Charlotte Brontë, hatte ihn schlecht vorbereitet auf Figuren, die von Nirgendwo kamen und nach Nirgendwo reisten – oder auf Geschichten, die keinen Sinn ergaben.

Die Piraten raubten eine Truhe voll Münzen und eine blonde Frau von dem freundlicher aussehenden Schiff, bevor sie es versenkten und davonsegelten auf ihrem eigenen miesen Kahn, auf dem sie dann saufend und grölend feierten. Anscheinend machte es ihnen Spaß, die Frau lüstern an-

zugaffen und sie zu verspotten, aber eine geheimnisvolle und völlig unsichtbare Kraft hinderte sie daran, ihr tatsächlich etwas anzutun – und zwar eine ganze Stunde lang, während sie beinah jedem anderen und vielen von ihresgleichen etwas antaten. Die Frau aber wurde aufgespart für weiteren Spott; sie klagte bitterlich über ihr Schicksal, und Homer hatte das Gefühl, daß er Mitleid für sie empfinden sollte.

Ein Mann, der die klagende Frau anscheinend verehrte, folgte ihr über den ganzen Ozean, durch brennende Hafenstädte und schmucklose Kneipen voll angedeuteter, aber nie wirklich sichtbarer Verworfenheit. Als der Nebel heranrollte, wurde auch von dem Film vieles unsichtbar, und trotzdem blieb Homers Blick wie angenagelt an dem Bild am Himmel haften. Nur teilweise wurde ihm bewußt, daß Wally und Candy sich nicht für den Film interessierten; sie waren – unsichtbar – auf der vorderen Sitzbank zusammengesunken, und nur hin und wieder tauchte Candys Hand klammernd – oder schlaff hängend – auf der Rücklehne der vorderen Sitzbank auf. Zweimal hörte Homer sie »Nein, Wally!« sagen, einmal mit einer Festigkeit, die er noch nie in ihrer Stimme gehört hatte. Wally lachte zwischendurch immer wieder laut auf, und ansonsten flüsterte er und murmelte und brummelte tief in der Kehle.

Zwischendurch wurde Homer bewußt, daß Debra Pettigrew sich weniger für den Piratenfilm interessierte als er; wenn er sie anschaute, stellte er überrascht fest, daß sie ihn anschaute. Nicht vorwurfsvoll, aber auch nicht gerade liebevoll. Sie schien immer erstaunter, ihn hier zu sehen, je länger der Film sich hinzog. Einmal berührte sie seine Hand; er dachte, sie wolle etwas von ihm, und schaute sie höflich an. Sie starrte ihn nur an; er schaute wieder auf den Film.

Die blonde Frau verrammelte dauernd ihre Tür vor ihren

Kerkermeistern, und diese brachen trotzdem dauernd in ihr Zimmer ein; anscheinend nur, um ihr zu beweisen, daß sie sie nicht aussperren konnte. Einmal im Zimmer, verhöhnten sie sie, wie gehabt, und zogen sich dann zurück – woraufhin sie wieder daranging, die Tür zu verbarrikadieren.

»Ich glaube, ich habe etwas verpaßt«, erklärte Homer Wells, nachdem mehr als eine Stunde verstrichen war. Candy richtete sich auf der vorderen Sitzbank auf und sah ihn, obwohl ihr Haar so wild zerzaust war, mit echter Anteilnahme an.

»Was hast du verpaßt?« fragte Wally – schläfrig, wie es Homer schien.

Debra Pettigrew rückte näher an Homer heran und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich glaube, du hast *mich* verpaßt. Du hast vergessen, daß ich auch noch da bin.«

Homer hatte sagen wollen, er habe etwas von der Geschichte verpaßt; er starrte Debra besonders verständnislos an. Debra küßte ihn, sehr herzig – sehr trocken – auf den Mund. Sie lehnte sich auf der Sitzbank zurück und lächelte ihn an.

»Du bist an der Reihe«, sagte sie.

In diesem Moment öffnete Wally die Vordertür und sprühte tödliche Gase rund um den Cadillac – einiges von dem Zeug schwebte zurück durch die offene Tür. Candy und Wally, auch Debra husteten ganz erbärmlich, aber Homer starrte nur Debra Pettigrew an – und allmählich dämmerte ihm der Sinn und Zweck des Autokinos.

Vorsichtig küßte er Debra auf ihren trockenen, kleinen Mund. Sie küßte ihn wieder. Er rückte bequemer an sie heran, und sie legte ihren Kopf an seine Schulter, eine Hand auf seine Brust. Er legte eine Hand auf *ihre* Brust, aber sie stieß sie weg. Er ahnte, daß er noch immer etwas verpaßte,

doch er fuhr zögernd fort die Spielregeln zu erkunden. Er küßte ihren Hals; das wurde akzeptiert – sie räkelte sich gegen seinen Hals, und etwas Neues und Forsches (und Feuchtes) leckte seine Kehle (ihre Zunge!); Homer wagte sich mit seiner Zunge in die vergiftete Luft hinaus. Er brauchte ein Weilchen, um die Verwendungsmöglichkeiten seiner Zunge zu überdenken, und beschloß, sie auf den Mund zu küssen und vorsichtig die dortige Anwendung seiner Zunge vorzuschlagen, was aber streng zurückgewiesen wurde – *ihre* Zunge stieß seine weg; ihre Zähne verwehrten jeden weiteren Zutritt.

Er begann zu begreifen, daß er sich auf ein Spiel von Ja-Nein-Regeln eingelassen hatte; es war ihm gestattet, ihr Bäuchlein zu reiben, nicht aber, ihre Brust anzufassen. Die Hand auf ihrer Hüfte durfte dort bleiben; die Hand auf ihrem Schenkel, auf ihrem Schoß, wurde fortgestoßen. Sie schlang ihre Arme um ihn und herzte ihn; ihre Küsse waren freundlich und süß; er fühlte sich allmählich wie ein gut behandeltes Haustier – die meisten Hunde der Pettigrews hatten es wahrscheinlich nicht so gut.

»Nein!« sagte Candy – so laut, daß Homer und Debra Pettigrew zusammenzuckten; dann kicherte Debra und kuschelte sich an ihn. Wenn er den Hals verrenkte und seine Augen bis in den Hinterkopf verdrehte, gelang es Homer Wells, den Film zu sehen.

Endlich hatte der unermüdliche Liebhaber die blonde Frau an wieder einem anderen Ort ihrer Gefangenschaft aufgespürt; die Frau hatte sich wieder eingesperrt, nur daß sie sich diesmal blöderweise ihren Retter vom Leib halten wollte. Es war einigermaßen frustrierend, zu sehen, wie er gegen ihre Tür hämmerte und herumfuchtelte.

Aus einem der Autos, in dem gefährlichen Dunst um sie

her, kreischte jemand: »Laß sie!« Ein anderer schrie: »Töte sie!« Mit Sicherheit wußte Homer nur, daß niemand sie *ficken* würde – sie schien durch etwas so Unbestimmtes wie den Nebel von Cape Kenneth gegen Sex und Tod gefeit – und daß keinem der Insassen des Cadillac heute abend ein aufregenderes Abenteuer bevorstand als das Vergnügen, das gehätschelten Haustieren zuteil wird.

Dieses Gefühl brachte Homer darauf, sich an die Liebe zu erinnern, die Dr. Larch für ihn empfunden hatte – und die auch Schwester Edna und Schwester Angela für ihn empfanden. Als der Film aus war, wurde ihm klar, daß er weinte; ihm wurde klar, daß er, obwohl er sie alle hier liebte, Dr. Larch doch noch mehr liebte als alle anderen – damals liebte er Larch wirklich noch mehr als Candy –, und ihm wurde klar, daß er Larch sogar vermißte – während er gleichzeitig nie wieder einen Fuß nach St. Cloud's zu setzen hoffte.

Eine überwältigende Verwirrung beseelte sein Weinen, aber Debra Pettigrew täuschte sich über den Anlaß; sie dachte, der Film hätte ihn zu Tränen gerührt.

»Na, na«, sagte sie bemutternd und nahm ihn in den Arm. Candy und Wally beugten sich über die Lehne der Sitzbank. Candy tätschelte seinen Kopf.

»Ist ja gut. Du darfst weinen. Ich weine bei vielen Filmen«, sagte sie.

Sogar Wally war sehr rücksichtsvoll. »He, Kumpel«, sagte er. »Wir wissen, daß das hier ein Schock für dich sein muß.« Sein armes *Herz*, dachte der gute Wally. Du lieber Junge, dachte Candy. Bitte, paß auf dein *Herz* auf. Sie legte ihre Wange an Homers Wange, küßte ihn neben sein Ohr und wunderte sich plötzlich, wie sehr sie diesen Freundschaftskuß genoß; Homer Wells wunderte sich auch. Trotz

der kleinen trockenen Küsse, die Debra Pettigrew ihm im Überfluß geschenkt hatte, fühlte er sich in dem Augenblick, als Candy ihn küßte, von einem merklichen Unterschied überwältigt. Ein Gefühl von nirgendwo bestürmte ihn – und wenn er in Wallys freundliches, hübsches Gesicht sah, wußte er, daß dieses Gefühl nirgendwohin führen konnte. Sollte das Liebe sein? Und überfiel sie so – ohne daß man die Wahl hatte, etwas daraus zu machen? Wie der schwarzhäutige Nomade auf dem Kamel: was hatte der in einem Film über Piraten verloren?

Ich bin dieser schwarzhäutige Reiter auf dem Kamel, dachte der Waisenjunge Homer Wells. Wie hieß er doch gleich?

Später, nachdem er Debra Pettigrew nach Hause begleitet hatte und beinah von ihren Hunden aufgefressen worden war, fragte er Wally. Homer saß vorne im Cadillac – Candy in der Mitte der Sitzbank zwischen ihnen.

»Ein Beduine«, sagte Wally.

Ich bin ein Beduine, dachte Homer Wells.

Als Candy einschlief, sank sie gegen Wallys Schulter, was ihn aber beim Fahren störte; er schob sie sehr sanft in Homers Richtung. Den Rest des Weges nach Heart's Haven schlief sie mit dem Kopf auf Homers Schultern, und ihr Haar streifte leicht sein Gesicht. Als sie zu Ray Kendalls Hummerbassin kamen, stellte Wally den Motor ab und flüsterte: »He, Schlafmützchen.« Mit einem Kuß auf ihre Lippen weckte er Candy auf. Sie setzte sich kerzengerade hin, wußte einen Moment nicht, wo sie war, und sie sah Wally und Homer vorwurfsvoll an, als müßte sie überlegen, wer von den beiden sie geküßt hatte. »Immer mit der Ruhe«, sagte Wally lachend zu ihr. »Du bist zu Hause.«

*Zu Hause*, dachte Homer Wells. Er wußte, für den Be-

duinen – auf seinem Weg von Nirgendwo nach Nirgendwo – gab es kein Zuhause.

Im August dieses Sommers brach ein anderer Beduine von seinem einstigen Zuhause auf; Curly Day ging fort von St. Cloud's nach Boothbay, wohin ein junger Apotheker und seine Frau kürzlich gezogen waren, um ihr Leben ganz in den Dienst an der Gemeinschaft zu stellen. Dr. Larch hatte seine Zweifel hinsichtlich des jungen Paars, aber noch mehr Zweifel hegte er in bezug auf Curly Days Ausdauer, einen weiteren Winter in St. Cloud's zu überstehen. Das Ende des Sommers war der letzte günstige Zeitpunkt für Besuche von Adoptiveltern; das gute Wetter im Frühherbst hielt nur kurz an. Und Curlys allgemein positive Einstellung schwand seit Homer Wells' Weggang zusehends; Curly hatte sich nie überzeugen lassen, daß Homer ihm nicht doch irgendwie das schöne Paar weggenommen hatte, das ein gütigeres Schicksal für *ihn* vorgesehen hatte.

Der Apotheker und seine Frau waren kein schönes Paar. Sie waren wohlhabend und hatten ein gutes Herz; aber sie waren nicht geboren für ein Leben in Muße und konnten sich kaum je auf etwas einlassen, was auch nur im entferntesten einem angenehmen Leben glich. Sie hatten sich ihren Platz im Leben hart *erkämpft* und verfolgten nun das Ziel, ihren Mitmenschen zu helfen, indem sie ihnen beibrachten, wie man richtig kämpft. Sie hatten einen älteren Waisenjungen verlangt; sie wollten jemand, der imstande war, nach der Schule ein paar Stunden in der Apotheke zu arbeiten.

Ihre Kinderlosigkeit verstanden sie gänzlich als Gottes Fügung, und sie waren sich einig, daß Gott ihnen bestimmt hatte, ein Findelkind zu finden und es in den Methoden der

Selbständigkeit und Selbsterziehung zu unterweisen, wofür das Findelkind reichlich belohnt werden würde, indem es die Apotheke des jungen Paares erbte – und damit die Mittel, dieses in einem anscheinend begierig ersehnten Alter zu versorgen.

Sie waren praktisch und christlich gesinnte Leute – wiewohl verbittert, als sie Dr. Larch von ihren früheren Anstrengungen berichteten, ein eigenes Kind zu bekommen. Bevor er das Paar kennenlernte – als er noch nur brieflich mit ihnen verkehrte –, hatte Larch gehofft, er könnte sie überreden, daß sie Curly seinen Vornamen behalten ließen. Wenn eine Waise einmal so alt ist wie Curly, wandte Larch ein, hat der Name mehr als eine nebensächliche Bedeutung. Larchs Hoffnungen aber schwanden, als er das Ehepaar sah; der junge Mann war vorzeitig kahl geworden – so vollkommen kahl, daß Larch sich fragte, ob der Bursche nicht durch die Anwendung eines unerprobten pharmazeutischen Präparats zu Schaden gekommen sei –, und das Haar der jungen Frau war fein und dünn. Das Ehepaar wirkte schokkiert über Curly Days dichten Lockenkopf, und Larch befürchtete, daß ihr erster Familienausflug sie wahrscheinlich zu einem Frisör führen würde.

Curly selbst schien so wenig entzückt über das Paar wie das Paar über seinen Namen, aber er wollte weg von St. Cloud's – und zwar dringend. Larch sah, daß der Junge noch immer auf die Adoption seiner Träume hoffte, auf ein Paar voll strahlender Verheißung auf ein anderes Leben, wie Candy und Wally es gewesen waren. Über das sehr schlichte junge Paar aus Boothbay sagte Curly Day zu Dr. Larch: »Sie sind in Ordnung. Sie sind nett, schätze ich. Und Boothbay liegt immerhin an der Küste. Ich glaube, das Meer würde mir gefallen.«

Larch sagte dem Jungen nicht, daß das Ehepaar, das ihn adoptieren würde, ihm nicht vorkam wie Leute, die ein Boot haben oder an den Strand gehen oder auch nur auf der Mole sitzen und angeln; in ihren Augen war ein Leben voll Spielerei mit, auf oder in der See vermutlich etwas Frivoles, etwas für Touristen. (Larch selbst war dieser Ansicht.) Larch nahm an, daß die Apotheke im Sommer den ganzen Tag geöffnet hatte und daß das hart arbeitende junge Paar jede Minute im Laden stand und Sonnenöl an Sommertouristen verkaufte, während beide selbst bleich wie der Winter blieben und stolz darauf waren.

»Seien Sie nicht so wählerisch, Wilbur«, sagte Schwester Edna. »Wenn der Junge krank wird, gibt es reichlich Pillen und Hustensäfte.«

»Für mich wird er immer Curly bleiben«, sagte Schwester Angela trotzig.

Schlimmer noch, meinte Larch: Curly würde für sich selbst immer Curly bleiben. Aber Larch ließ ihn gehen; es war höchste Zeit für ihn; das war der Hauptgrund.

Der Name des Ehepaars war Rinfret; Curly nannten sie »Roy«. Und so zog Roy »Curly« Rinfret nach Boothbay. Rinfrets Apotheke lag direkt an der Hafenpromenade; die Familie wohnte einige Meilen im Hinterland, wo das Meer außer Sichtweite war. »Aber nicht außer *Riech*weite«, hatte Mrs. Rinfret behauptet; wenn der Wind nur richtig stehe, könne man vom Hause den Ozean riechen.

Nicht mit Curlys Nase, fürchtete Dr. Larch; Curlys Nase war eine so ewig tropfende Angelegenheit, daß der Junge womöglich überhaupt keinen Geruchssinn mehr hatte.

»Freuen wir uns für Curly Day«, verkündete Dr. Larch der Knabenabteilung eines Abends im August 194– – über David Copperfields unermüdliches Schluchzen hinweg.

»Curly Day hat eine Familie gefunden«, sagte Dr. Larch. »Gute Nacht, Curly!«

»'Nacht, *Burly*!« schrie Klein Copperfield.

Als Homer Wells den Brief empfing, in dem ihm von Curlys Adoption berichtet wurde, las er ihn immer wieder – im Mondlicht, das durch Wallys Fenster floß, während Wally schlief.

Ein Apotheker! dachte Homer Wells. Die Nachricht hatte ihn so durcheinandergebracht, daß er mit Wally und Candy darüber sprechen mußte. Sie hatten im Mondlicht gesessen, früher am Abend, und Schnecken von Ray Kendalls Anlegesteg geworfen. *Ploink! Ploink!* machten die Uferschnecken; Homer redete und redete. Er erzählte ihnen von jener Litanei – »Freuen wir uns für Curly Day«, und so weiter; er versuchte zu erklären, wie es sich angefühlt hatte, als Prinz von Maine angesprochen zu werden, als König Neuenglands.

»Ich habe mir immer jemand vorgestellt, der aussah wie du«, sagte er zu Wally.

Candy erinnerte sich, daß Dr. Larch auch zu ihr etwas Ähnliches gesagt hatte wie: ihre Babys würden irgendwelche Prinzen oder Könige sein. »Aber ich wußte nicht, was er meinte«, sagte sie. »Ich meine, er war freundlich – aber es war unvorstellbar.«

»Es ist mir immer noch unvorstellbar«, sagte Wally. »Was du erlebt hast, weißt du«, sagte er zu Homer. »Was ihr alle euch vorgestellt habt dabei – es muß sonderbar gewesen sein, für jeden von euch.« Wally war nicht bereit, sich damit abzufinden, daß der Ausdruck auf jemanden zutreffen sollte, der aussah wie er.

»Es klingt ein wenig spöttisch«, sagte Candy. »Ich verstehe einfach nicht, was er meinte.«

»Stimmt«, pflichtete Wally bei. »Es klingt ein bißchen zynisch.«

»War es vielleicht auch«, sagte Homer Wells. »Vielleicht hat er es mehr für sich selbst gesagt und nicht uns zuliebe.«

Er erzählte ihnen von Melony – nicht alles. Er holte tief Luft und erzählte ihnen von Fuzzy Stone; er ahmte das Geräusch des Atemgeräts mit einem so wunderbar komischen und anschaulichen Spektakel nach, daß die beiden in schallendes Gelächter ausbrachen und das belanglose *Ploink* der ins Meer fallenden Schnecken nicht mehr zu hören war. Wally und Candy merkten nicht, daß der Schluß der Geschichte gekommen war, bis Homer unverhofft dort angelangt war. »Fuzzy Stone hat eine neue Familie gefunden«, wiederholte er ihnen. »Gute Nacht, Fuzzy«, endete er hohl.

Dann war kein Laut mehr zu hören, nicht mal eine Schnecke; die See leckte an den Molenpfosten; die daran vertäuten Boote schaukelten auf dem Wasser. Wenn eine Leine sich spannte und aus dem Wasser schnellte, hörte man das Wasser von der Leine tröpfeln; wenn die dickeren Seile gestrafft wurden, gaben sie ein Geräusch wie Zähneknirschen von sich.

»Curly Day war der erste Junge, den ich beschnitten habe«, erklärte Homer Wells – nur um vom Thema Fuzzy Stone abzulenken. »Doktor Larch war dabei, als ich es machte«, sagte er, »eine Beschneidung ist keine große Sache – wirklich, es ist einfach.« Wally spürte, daß sein eigener Penis sich zusammenzog wie eine Schnecke. Candy fühlte einen Krampf in ihrer Wade, und sie hörte auf, mit ihren Beinen über dem Wasser zu schaukeln; sie zog die Hacken an und schlang die Arme um ihre Knie. »Curly war der erste«, sagte Homer. »Es ist ein bißchen schief geworden«, beichtete er.

»Wir könnten nach Boothbay hinüberfahren und sehen, wie es ihm geht«, schlug Wally vor.

Was würden wir sehen? fragte sich Candy und sah Curly vor sich, wie er wieder den Cadillac vollpinkeln und ihnen erzählen würde, daß er der Beste sei.

»Ich glaube nicht, daß das eine gute Idee wäre«, sagte Homer.

Er fuhr mit Wally zurück nach Ocean View und schrieb einen langen Brief an Dr. Larch – seinen längsten bislang. Er versuchte Larch von dem Autokino zu erzählen, aber der Brief geriet zu einer Kritik an dem Film selbst, und darum versuchte er, ein anderes Thema zu finden.

Sollte er ihm von Herb Fowler erzählen, der immer diese Präservative mit sich herumschleppte? (Obgleich Dr. Larch die Verwendung von Präservativen generell guthieß, würde er Herb Fowler wohl kaum zu schätzen wissen.) Sollte er Larch erzählen, daß er den wahren Zweck von Autokinos herausgefunden hatte? Bestand er nicht darin, sich selbst und einen andern in einen Zustand sexueller Raserei hineinzusteigern – den keiner von beiden ausleben durfte? (Dr. Larch würde gewiß nicht sehr viel davon halten.)

Sollte er Dr. Larch erzählen, was Grace Lynch gesagt und getan hatte oder wie er von ihr träumte – oder wie er sich vorstellte, daß er sich in Candy verlieben würde oder sich schon verliebt hatte (was, wie er wußte, verboten war)? Und wie sage ich: »Ich vermisse Sie«, wenn ich nicht sagen will: »Ich möchte zurückkehren«? Und darum beendete er den Brief auf seine Weise, nämlich unklar. »Ich erinnere mich daran, wie Sie mich küßten«, schrieb er an Dr. Larch. »Ich habe nicht wirklich geschlafen.«

Ja, dachte Dr. Larch, auch ich erinnere mich daran. Er ruhte sich gerade in der Apotheke aus. Warum habe ich ihn

nicht öfter geküßt – warum nicht die ganze Zeit? Anderswo auf der Welt träumte er, haben sie Autokinos!

Vor der Jahrestagung des Treuhänderausschusses von St. Cloud's nahm er stets mehr Äther, als er sollte. Er hatte nie so recht verstanden, wozu ein Treuhänderausschuß da war, und seine Empfindlichkeit gegen diese Routineüberprüfungen wuchs. Einst hatte es die Amtsärztekammer des Staates Maine gegeben; sie hatten ihm keine Fragen gestellt; sie wollten gar nichts von ihm wissen. Jetzt schien es Wilbur Larch, als gäbe es Ausschüsse und Treuhänder für alles und jedes. Dieses Jahr gab es zwei neue Ausschußmitglieder, die das Waisenhaus noch nie gesehen hatten, und darum war die Tagung des Ausschusses in St. Cloud's geplant – für gewöhnlich tagte der Ausschuß in Portland. Die neuen Mitglieder wollten das Haus sehen; die alten Mitglieder waren sich einig, daß sie sich wieder einmal die Atmosphäre in Erinnerung rufen sollten.

Es war ein wundervoller Augustmorgen – in der herben Luft lag schon fast ein Vorgeschmack auf den September, kein drückender Nachhall von Julihitze und dunstiger Schwüle; trotzdem war Larch gereizt.

»Ich weiß nicht, was ›eigentlich‹ ein Autokino ist«, sagte er ärgerlich zu Schwester Angela. »Homer sagt es nicht ›eigentlich‹.«

Schwester Angela schaute enttäuscht drein. »Nein, tut er nicht«, pflichtete sie bei und überflog den Brief immer wieder.

»Was macht man mit den Autos, während man sich den Film ansieht?« fragte Schwester Edna.

»Ich weiß nicht«, sagte Dr. Larch. »Ich nehme an, wenn man in etwas *hineinfährt*, um den Film anzusehen, muß man in seinem Auto bleiben.«

»Aber was ist es, wo man hineinfährt, Wilbur?« fragte Schwester Edna.

»Das weiß ich doch eben nicht!« brüllte Larch.

»Na, sind wir nicht in herrlicher Stimmung?« warf Schwester Angela ein.

»Warum will man überhaupt sein Auto ins Kino mitnehmen?« fragte Schwester Edna.

»Auch darauf weiß ich keine Antwort«, sagte Dr. Larch erschöpft.

Leider machte er auch während der Tagung der Treuhänder einen erschöpften Eindruck. Schwester Angela versuchte, an seiner Stelle gewisse dringliche Anliegen des Waisenhauses vorzutragen; sie wollte vermeiden, daß er einem der Ausschußmitglieder gegenüber ausfallend wurde. Die zwei neuen Mitglieder hatten es anscheinend furchtbar eilig zu beweisen, daß sie längst alles verstanden hatten – und Schwester Angela mußte feststellen, daß Dr. Larch die beiden mit einem ähnlichen Blick betrachtete, wie er ihn früher manchmal auf Clara geworfen hatte, wenn er entdeckte, daß Homers Leiche nicht anständig weggeräumt worden war.

Die neue Frau im Ausschuß war aufgrund ihrer Tüchtigkeit beim Geldsammeln berufen worden; sie war besonders aggressiv. Sie war mit einem Kongregationalisten-Missionar verheiratet gewesen, der in Japan Selbstmord verübt hatte, und war mit dem Ehrgeiz in ihren Heimatstaat Maine zurückgekommen, ihre beträchtlichen Energien für etwas »Machbares« einzusetzen. Japan sei ganz und gar nicht »machbar« gewesen, sagte sie immer wieder. Im Vergleich dazu waren die Probleme in Maine ganz leicht zu bewältigen. Sie glaubte, daß hier nichts anderes benötigt würde – oder fehlte – als gute Organisation und daß jede Lösung mit

»frischem Blut« anfing – eine Redewendung, die, wie Schwester Angela beobachtete, Dr. Larch erbleichen ließ, als sickere sein eigenes Blut aus ihm heraus.

»Das ist eine unglückliche Ausdrucksweise für uns, die wir mit der Arbeit im Spital vertraut sind«, schnappte Dr. Larch irgendwann, aber die Frau – Mrs. Goodhall – wirkte nicht ausreichend gebissen.

Mrs. Goodhall sprach, wenn auch kühl, ihre Bewunderung für den Ernst und die Ausdauer von Dr. Larchs »Unternehmen« aus und ihren Respekt vor der vielen Erfahrung, die Larch und seine Assistentinnen mit der Leitung von St. Cloud's doch hätten; vielleicht würden sie alle sich ermuntert fühlen durch einen jüngeren Assistenten. »Ein junger Assistenzarzt, der ganz in seiner Arbeit aufgeht und neue Ideen im Bereich der Geburtshilfe beisteuern kann«, schlug Mrs. Goodhall vor.

»In dem Bereich komme ich gut alleine zurecht«, sagte Dr. Larch. »Und ich komme mit der Zahl der Babys zurecht, die hier geboren werden.«

»Nun gut, aber wie wäre es mit einer neuen Verwaltungshilfe?« schlug Mrs. Goodhall vor. »Die ärztliche Praxis mag Ihnen ja ganz überlassen bleiben – ich meine jemanden mit Verständnis für gewisse neuere Adoptionsverfahren, oder einfach jemand, der die Korrespondenz und die Interviews für Sie führen könnte.«

»Ich könnte eine neue Schreibmaschine gebrauchen«, sagte Dr. Larch. »Besorgen Sie mir nur eine neue Schreibmaschine, und behalten Sie Ihren Assistenten – oder geben Sie ihn jemandem, der *wirklich* tatterig ist.«

Der neue Mann im Aufsichtsrat war ein Psychiater; er war ziemlich neu in der Psychiatrie, die damals, 194–, ziemlich neu war in Maine. Sein Name war Gingrich; selbst ge-

genüber Leuten, die er eben erst kennengelernt hatte, ging er immer davon aus, daß er Verständnis für den Druck hatte, unter dem sie standen – er war sich ganz sicher, daß jeder irgendwie unter Druck stand. Selbst wenn er recht hatte (in bezug auf den Druck, unter dem die Leute standen) und selbst wenn man ihm beipflichtete (daß da tatsächlich ein gewisser Druck *war* und daß man tatsächlich unter ihm stand), hatte er so eine gewisse Art, davon auszugehen, daß einem immer auch noch andere Drücke zu schaffen machten (die einem selbst immer unbekannt waren). Hätte er zum Beispiel den Film gesehen, der mit dem Beduinen auf einem Kamel anfing, dann wäre Dr. Gingrich davon ausgegangen, daß die gefangengehaltene Frau unter dem starken Druck stand, jemand zu heiraten – auch wenn es ihre eindeutige Überzeugung war, daß sie nichts anderes wollte als ihre Freiheit. Seine Augen und sein zuvorkommendes Lächeln verrieten ein widerwärtiges Mitgefühl, das man vielleicht gar nicht verdiente – als wollte er durch die aufgesetzte Sanftheit seiner Stimme und die Langsamkeit, mit der er sprach, die Gewißheit vermitteln, daß alles viel komplizierter ist, als wir ahnen.

Die älteren Mitglieder des Ausschusses – allesamt Männer, allesamt ältere Leute, wie Dr. Larch – fühlten sich eingeschüchtert durch diesen neuen Mann, der im Flüsterton sprach, und durch diese neue Frau, die so laut war. Gemeinsam schienen sie ihrer Sache sehr sicher; sie betrachteten ihre neue Rolle im Ausschuß weder als Lernerfahrung noch als Einführung in das Leben des Waisenhauses, sondern als Chance, die Zügel an sich zu reißen.

O du liebe Güte, dachte Schwester Edna.

Das gibt Ärger, das hat uns gerade noch gefehlt, dachte Schwester Angela. Es hätte nicht geschadet, einen jungen

Assistenzarzt hier zu haben, oder auch eine Verwaltungshilfe; aber sie wußte, daß es Wilbur Larch darum ging, weiter Abtreibungen vornehmen zu können. Wie konnte er einen Neuankömmling akzeptieren, ohne dessen *Einstellung* zu kennen?

»Nun, Doktor Larch«, sagte Dr. Gingrich sanft, »Sie wissen doch sicherlich, daß wir Sie nicht tatterig finden.«

»Manchmal finde ich mich selber tatterig«, sagte Larch abwehrend. »Also nehme ich an, daß Sie das auch finden könnten.«

»Der *Druck*, unter dem Sie stehen müssen«, sagte Dr. Gingrich. »Jemand mit Ihrer Verantwortung sollte jede nur erdenkliche Unterstützung bekommen.«

»Jemand mit meiner Verantwortung sollte verantwortlich bleiben«, sagte Larch.

»Bei dem *Druck*, unter dem Sie stehen«, sagte Dr. Gingrich, »ist es kein Wunder, daß es Ihnen schwerfällt, ein wenig von dieser Verantwortung zu delegieren.«

»Für eine Schreibmaschine habe ich mehr Verwendung als für einen Delegierten«, sagte Wilbur Larch, doch als er mit den Augen blinzelte, sah er die funkelnden Sterne, die in klaren Nächten am Himmel von Maine standen, aber auch sein Ätherfirmament bevölkerten, und er war sich nicht sicher, welche Sterne er gerade sah. Er fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht und ertappte Mrs. Goodhall dabei, wie sie etwas auf den imposant dicken Schreibblock kritzelte, der vor ihr lag.

»Lassen Sie uns mal überlegen«, sagte sie scharf – verglichen mit Dr. Gingrichs schmächtiger Stimme. »Sie sind in den Siebzigern, nicht wahr?« fragte sie Dr. Larch.

»Richtig«, sagte Dr. Wilbur Larch.

»Und wie alt ist Missus Grogan?« fragte Mrs. Goodhall

unvermittelt, als sei Mrs. Grogan gar nicht anwesend – oder schon zu alt, um selbst zu antworten.

»Ich bin zweiundsechzig«, sagte Mrs. Grogan keck, »und springlebendig!«

»Oh, niemand zweifelt daran, daß Sie *lebendig* sind!« sagte Dr. Gingrich.

»Und Schwester Angela?« fragte Mrs. Goodhall, ohne jemanden anzusehen; die Überprüfung ihrer eigenen Schreiberei auf dem Block vor ihr nahm ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Ich bin achtundfünfzig«, sagte Schwester Angela.

»Angela ist stark wie ein Stier«, sagte Mrs. Grogan.

»Daran besteht überhaupt kein Zweifel«, sagte Dr. Gingrich fröhlich.

»Ich bin fünfundfünfzig oder sechsundfünfzig«, sagte Schwester Edna freiwillig, bevor die Frage gestellt wurde.

»Sie *wissen* nicht, wie alt Sie sind?« fragte Dr. Gingrich bedeutungsschwer.

»Tatsächlich«, sagte Wilbur Larch, »sind wir allesamt so senil, daß wir es uns nicht merken können – wir können nur raten. Aber sehen Sie sich selber an!« sagte er unvermittelt zu Mrs. Goodhall, was Mrs. Goodhall veranlaßte, ihre Augen von ihrem Block zu heben. »Ich nehme an, Sie haben solche Schwierigkeiten, sich an etwas zu erinnern, daß Sie alles aufschreiben müssen.«

»Ich versuche nur, mir ein Bild zu machen von dem, was hier vor sich geht«, sagte Mrs. Goodhall gleichmütig.

»Na«, sagte Dr. Larch, »dann hören Sie am besten auf mich. Ich bin lange genug hier, um das Bild ziemlich klar in meinem Kopf zu haben.«

»Es ist ganz klar, was für wunderbare Arbeit Sie leisten!« sagte Dr. Gingrich zu Dr. Larch. »Es ist auch klar, wie hart

Ihre Arbeit ist.« Dr. Gingrich troff so sehr von warmer Waschlappensympathie, daß Dr. Larch sich schon selber feucht und klebrig vorkam und dankbar war, daß er nicht allzu nah bei Dr. Gingrich saß und dieser ihn nicht anfassen konnte; Gingrich war ganz offensichtlich ein Anfasser.

»Falls es nicht zuviel verlangt ist von Ihnen an Unterstützung«, sagte Dr. Larch, »so hätte ich nicht nur gerne eine neue Schreibmaschine, ich hätte auch gern die Erlaubnis, die alte zu behalten.«

»Das ließe sich wohl machen«, sagte Mrs. Goodhall.

Schwester Edna, der unverhoffte Einsichten – genauso wie, trotz ihres Alters, heiße Wallungen – völlig fremd waren, die in der Welt von Omen und Zeichen oder Vorahnungen gänzlich unerfahren war, spürte eine neue und atemraubende Galle in sich hochsteigen. Sie ertappte sich dabei, wie sie Mrs. Goodhall mit einem Haß anstarrte, von dem sie niemals auch nur geahnt hätte, daß sie ihn für ein anderes Menschenwesen empfinden könnte. O du liebe Güte, der böse *Feind*! dachte sie; sie mußte sich entschuldigen, weil ihr übel wurde. (Sie übergab sich, diskret und unsichtbar, im Duschraum der Knaben.) Nur David Copperfield, der immer noch über Curly Days Weggang trauerte und mit dem Sprechen immer noch auf Kriegsfuß stand, entdeckte sie.

»Medna?« fragte Klein Copperfield.

»Es geht mir gut, David«, sagte sie, aber es ging ihr gar nicht gut. Ich habe das *Ende* gesehen, dachte sie mit ungekannter Bitterkeit.

Auch Larch hatte es gesehen. Irgend jemand wird mich ablösen, erkannte er. Und es wird nicht mehr lange dauern. Er schaute auf seinen Kalender; er hatte am nächsten Tag zwei Abtreibungen auszuführen, und gegen Ende der Wo-

che wahrscheinlich drei weitere. Auch gab es immer welche, die einfach hereinschneiten.

Und wie, wenn sie jemand finden, der das nicht machen will? dachte er.

Als die neue Schreibmaschine eintraf, paßte sie – gerade rechtzeitig – in seine Pläne für Fuzzy Stone.

»Schönen Dank für die neue Schreibmaschine«, schrieb Larch an den Treuhänderausschuß. Sie sei »gerade rechtzeitig« eingetroffen, fügte er hinzu, weil die alte Schreibmaschine (die er, falls man sich erinnere, zu behalten wünschte) völlig zusammengebrochen sei. Das war gelogen. Er hatte die Typen der alten Schreibmaschine auswechseln lassen, und jetzt tippte sie eine Geschichte in einer anderen Schrift.

Sie tippte Briefe des jungen Fuzzy Stone. Fuzzy begann, indem er Dr. Larch wissen ließ, wie sehr er sich darauf freue, Arzt zu werden, wenn er erwachsen wäre, und wie sehr Dr. Larch ihn ermutigt habe, diese Entscheidung zu treffen.

»Ich bezweifle, daß ich, was Abtreibungen betrifft, *jemals* die gleiche Einstellung haben werde wie Sie«, schrieb der junge Fuzzy an Dr. Larch. »Gewiß, die Geburtshilfe interessiert mich sehr, und Ihr Vorbild hat mein Interesse dafür überhaupt erst geweckt, aber ich vermute, daß wir in puncto Abtreibung niemals einer Meinung sein werden. Obwohl ich weiß, daß Sie Abtreibungen aus den lautersten Überzeugungen und mit den besten Absichten ausführen, muß ich mir erlauben, diesbezüglich meinen Überzeugungen zu gehorchen.«

Und so weiter, und so fort. Larch umspannte die Jahre; er schrieb in die Zukunft hinaus und ließ auch ein paar passende Lücken entstehen. Larch vervollständigte Dr. F. Stones Ausbildung (er brachte ihn durch die Medical School, er

vermittelte ihm geburtshilfliche Techniken, die der alte Dr. Larch den jungen Dr. Stone ausführlich beschreiben ließ). Und immer blieb Fuzzy Stone seinen Überzeugungen treu.

»Es tut mir leid, aber ich glaube, es gibt eine Seele, und sie existiert vom Augenblick der Empfängnis an«, schrieb Fuzzy Stone. Er wurde ein wenig hochtrabend, als er älter wurde, beinah salbungsvoll in seiner Dankbarkeit gegen Dr. Larch, mitunter sogar fähig zu Herablassung – jener Art Gönnerhaftigkeit, die ein junger Mann sich herausnimmt, wenn er meint, über seinen Lehrer »hinausgewachsen« zu sein. Larch verlieh Fuzzy Stone eine unverkennbare Selbstgerechtigkeit, die bei den Anhängern des bestehenden Gesetzes gegen die Abtreibung Vertrauen erwecken mußte.

Er ließ den jungen Dr. Stone sogar vorschlagen, daß *er* Dr. Larch ablösen sollte – »aber selbstverständlich nicht, bevor Sie bereit sind, in den Ruhestand zu treten!« – und daß Dr. Larch in dieser Ablösung den Beweis dafür sehen möge, daß das Gesetz eingehalten werden müsse, daß Abtreibungen nicht vorgenommen werden dürften, und daß eine sichere und aufgeklärte Methode der Familienplanung (Geburtenkontrolle und so weiter) mit der Zeit den erwünschten Effekt zeitigen würde (»… ohne gegen die Gesetze Gottes und der Menschen zu verstoßen«, schrieb ein überzeugend kriecherischer Fuzzy Stone).

»Der erwünschte Effekt« – darin stimmten Dr. Larch und Dr. Stone überein – wären möglichst wenig unerwünschte Kinder, die in diese Welt gesetzt würden. »Ich zumindest bin glücklich, auf der Welt zu sein!« jubilierte der junge Dr. Stone. Er klingt wie ein Missionar! dachte Wilbur Larch. Die Idee, einen Missionar aus Fuzzy zu machen, gefiel Dr. Larch aus mehreren Gründen – unter anderem weil Fuzzy keine Zulassung als praktizierender Arzt brauchen würde, wenn

seine heilenden Kräfte irgendeinem fernen primitiven Land zugute kommen sollten.

Es strengte Larch sehr an, aber er brachte alles zu Papier – eine Schreibmaschine für Fuzzy, die zu nichts anderem benutzt wurde, und die neue für ihn selbst. (Er machte Durchschläge von seinen eigenen Briefen und erwähnte seinen »Dialog« mit dem jungen Dr. Stone in verschiedenen Fragmenten, die er der *Kurzen Geschichte von St. Cloud's* beifügte.)

In seiner Vorstellung würde ihr Briefwechsel ganz plötzlich enden, wenn Dr. Larch sich weigerte, den Gedanken zu akzeptieren, daß jemand ihn ablösen könnte, der nicht bereit wäre, Abtreibungen auszuführen. »Ich werde weitermachen, bis ich umfalle«, schrieb er an Fuzzy, »und mich hier in St. Cloud's niemals durch einen reaktionären Schwachkopf ablösen lassen, der sich mehr um die Zweifel kümmert, an denen seine zartbesaitete Seele leidet, als um die tatsächlichen Leiden unzähliger unerwünschter und mißhandelter Kinder. Ich *bedaure*, daß du Arzt geworden bist«, schalt er den armen Fuzzy. »Ich bedaure, daß diese Ausbildung verschwendet wurde an jemand, der sich aufgrund einer dünkelhaften Auffassung vom Ungeborenen weigert, den Lebenden zu helfen. Du bist *nicht* der richtige Arzt für dieses Waisenhaus und wirst den Posten nur über meine Leiche bekommen!«

Was er danach von Dr. Stone zu lesen bekam, war eine relativ kurze, impertinente Nachricht, in der Fuzzy mitteilte, er müßte seine Seele erforschen hinsichtlich seiner persönlichen Verpflichtung gegenüber Dr. Larch und seiner »vielleicht noch größeren Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft und all den hingemordeten Ungeborenen der Zukunft«; es sei schwer, so gab Fuzzy zu verstehen, auf sein

Gewissen zu hören und Dr. Larch nicht »bei den Behörden … anzuzeigen«, fügte er unheilverkündend hinzu.

Was für eine großartige Geschichte! dachte Wilbur Larch. Sie hatte ihn den Rest dieses Augusts 194– gekostet. Er wollte die Sache gut vorbereitet und alles arrangiert haben, wenn Homer Wells von seinem Sommerjob nach St. Cloud's zurückkehren würde.

Wilbur Larch hatte einen Nachfolger für sich geschaffen, und zwar einen, der akzeptabel sein würde für die Behörden – wer immer das sein mochte. Er hatte jemanden mit anerkannten geburtshilflichen Kenntnissen geschaffen, der – wie sollte es anders sein – selbst eine Waise und von Geburt an mit dem Haus vertraut war. Er hatte auch eine perfekte Lüge geschaffen, weil jener Dr. F. Stone, der Wilbur Larch vorschwebte, natürlich Abtreibungen ausführen *würde*, während gleichzeitig – wie sollte es anders sein – von ihm bekannt wäre, daß er *dagegen* war, sie auszuführen. Sollte Larch in den Ruhestand treten (oder jemals erwischt werden), dann würde sein perfekter Nachfolger bereits zur Verfügung stehen. Natürlich war Larch noch nicht fertig mit Fuzzy; eine so wichtige Ablösung bedurfte wohl einiger Korrekturen.

Wilbur Larch lag in der Apotheke. Über ihm kreisten die Sterne von Maine und die Sterne des Äthers. Er hatte Fuzzy Stone eine Rolle im Leben geschenkt, die anstrengender war, als Fuzzy selbst je hätte sein können. Wie hätte der arme Fuzzy auch nur daran denken sollen, da er dem Versagen seines Atemgeräts erlegen war?

Bleibt bloß *ein* Problem, dachte Wilbur Larch, während er unter den Sternen träumte. Wie bringe ich Homer dazu, die Rolle zu spielen?

Homer Wells, der nach den wirklichen Sternen von Mai-

ne Ausschau hielt und nach den Obstgärten, die im verblassenden Mondlicht aus Wallys Fenster sichtbar waren, sah etwas schimmern – jenseits des Obstgartens, von dem bekanntlich der Ozean sichtbar war. Homer bewegte in Wallys Fenster seinen Kopf auf und ab, und der Schimmer blitzte zu ihm herüber; das schwache Signal erinnerte ihn an den Abend, als die tiefen Wälder von Maine seine Stimme nicht zu ihm zurückgeworfen hatten – als er Fuzzy Stone sein echoloses gute Nacht nachgeschrien hatte.

Dann erkannte er, woher dieses Schimmern kam. Es mußte eine kleine, blankpolierte Stelle dort auf dem Blechdach des Ciderhauses geben; er sah den verblassenden Mond vom Dach des Ciderhauses zurückgeworfen – von einem Fleck, nicht größer als eine Messerklinge. Dieser kleine Schimmer in der Nacht ließ Homer – nachdem er ihn erkannt hatte – keine Ruhe mehr.

Es half nichts, auf Wallys friedlichen Atem zu lauschen. Das Problem ist, das wußte Homer, daß ich in Candy verliebt bin. Und ausgerechnet Candy hatte den Vorschlag gemacht, daß er nicht nach St. Cloud's zurückgehen sollte.

»Mein Vater hat dich so gern«, sagte sie zu Homer. »Er wird dir bestimmt Arbeit auf dem Boot oder am Bassin geben.«

»Meine Mutter hat dich so gern«, hatte Wally hinzugefügt. »Ich bin sicher, daß sie dich in den Obstgärten behalten wird, erst recht während der Ernte. Und sie wird immer traurig, wenn ich ans College zurückfahre. Ich möchte wetten, sie wäre begeistert, dich da zu haben, wo du bist – in meinem Zimmer!«

Draußen in den Obstgärten blitzte das Dach des Ciderhauses zu ihm herüber; der Blitz war so klein und kurz wie dieser eine flüchtige Blick auf den einen Eckzahn, den

Grace Lynch entblößt hatte – nur so weit hatte sich ihr Mund geöffnet, als sie ihm das letztemal nachschaute.

Wie könnte ich *nicht* in Candy verliebt sein? fragte er sich. Und wenn ich bleibe? Was tu ich dann?

Das Dach des Ciderhauses blitzte; dann blieb es dunkel und still. Er hatte das Aufblitzen der Kürette gesehen, bevor sie ans Werk ging; er hatte sie auf dem Untersuchungstablett liegen sehen, stumpf von Blut und reinigungsbedürftig.

Und wenn ich nach St. Cloud's zurückkehre? fragte er sich. Was tu ich dann?

In Schwester Angelas Büro, auf der neuen Schreibmaschine, begann Dr. Larch einen Brief an Homer Wells. »An nichts erinnere ich mich so lebhaft wie daran, dich geküßt zu haben«, fing Dr. Larch an, doch er hielt inne; er wußte, das durfte er nicht sagen. Er zog das Blatt aus der Schreibmaschine, und dann versteckte er es tief in der *Kurzen Geschichte von St. Cloud's*, als sei es nur ein weiteres Stück Geschichte ohne Publikum.

David Copperfield hatte beim Zubettgehen Fieber gehabt, und Larch ging, nach dem Jungen zu sehen. Dr. Larch war erleichtert, als er fühlte, daß Klein Copperfields Fieber nachgelassen hatte; die Stirn des Jungen war kühl, und leichter Schweiß bedeckte seinen Nacken, den Larch vorsichtig mit einem Handtuch trockenrieb. Es gab nicht viel Mondlicht; darum fühlte sich Larch unbeobachtet. Er beugte sich über Copperfield und küßte ihn, so wie er damals Homer Wells geküßt hatte. Larch trat an das nächste Bett und küßte Smoky Fields, der ein wenig nach Bratwürstchen schmeckte; das Erlebnis war tröstlich für Larch. Hätte er doch nur Homer öfter geküßt, als das noch möglich war! Er ging von Bett zu Bett und küßte die Jungen, wobei ihm

auffiel, daß er sie nicht alle beim Namen kannte, aber er küßte sie trotzdem. Er küßte sie alle. Als er den Saal verließ, fragte Smoky Fields in die Dunkelheit: »Was war denn das?« Aber sonst war niemand wach, oder vielleicht wollte ihm niemand antworten.

Ich wünschte, er würde *mich* küssen, dachte Schwester Edna, die ein sehr waches Ohr für ungewöhnliche Vorgänge hatte.

»Ich finde das nett«, sagte Mrs. Grogan zu Schwester Angela, als Schwester Angela ihr davon erzählte.

»Ich finde es senil«, sagte Schwester Angela.

Aber Homer Wells saß an Wallys Fenster und ahnte nicht, daß Dr. Larchs Küsse auf die Welt losgelassen waren, auf der Suche nach ihm.

Er wußte auch nicht – nie wäre er darauf gekommen! –, daß Candy ebenfalls wach lag und sich Sorgen machte. Falls er *bleibt*, falls er *nicht* nach St. Cloud's zurückkehrt, dachte sie, was tu ich dann? Draußen leckte die See. Die Dunkelheit und der Mond schwanden.

Dann kam die Stunde, da Homer Wells die Umrisse des Ciderhauses erkennen konnte, aber das Dach funkelte nicht mehr zu ihm herüber, wie sehr er auch seinen Kopf bewegte. Weil kein Signal zu ihm herüberblitzte, dachte Homer womöglich, daß er zu den Toten spräche, als er flüsterte: »Gute Nacht, Fuzzy.«

Daß Fuzzy Stone, wie Melony, auf der Suche nach ihm war, wußte er nicht.

# 7

# *Vor dem Krieg*

Eines Tages in diesem August hing eine dunstige Sonne über der Küstenstraße zwischen York Harbor und Ogunquit; es war nicht die sengende Sonne von Marseille, auch nicht die kühle, frische Sonne, die in dieser Jahreszeit über großen Teilen der Küste von Maine funkelt. Es war ein Sonnenlicht wie in St. Cloud's, dampfig und matt, und Melony war verärgert und schwitzte, als sie eine Mitfahrgelegenheit in einem Milchlastwagen akzeptierte, der landeinwärts unterwegs war.

Sie wußte, daß sie südlich von Portland war und daß nur ein relativ kleiner Teil der Küste von Maine südlich von Portland lag, und doch hatte sie Monate gebraucht, um die Apfelgärten in dieser begrenzten Umgebung abzusuchen. Sie war nicht entmutigt, sie hatte einfach oft Pech gehabt, doch das konnte nicht ewig so weitergehen. Es war ihr gelungen, etlichen Bürgern Portlands in die Tasche zu greifen; das hatte sie ein Weilchen über Wasser gehalten. Sie hatte Scherereien bekommen, als sie in Kittery ein paar Matrosen in die Taschen zu greifen versuchte. Es war ihr gelungen, keinen Sex mit den Männern zu haben, doch sie hatten ihr die Nase gebrochen, die schief angeheilt war, und die großen oberen Schneidezähne ausgeschlagen. Melony hatte schon vorher nicht oft gelächelt, doch seither hatte sie sich einen eher verschlossenen und verkniffenen Gesichtsausdruck zugelegt.

Die zwei ersten Obstgärten, die sie aufgesucht hatte, la-

gen in Sichtweite des Ozeans, aber sie hießen nicht Ocean View, und in keinem dieser beiden Obstgärten hatte jemand von den Ocean-View-Obstgärten gehört. Dann fand sie landeinwärts einen Obstgarten, wo jemand ihr erzählte, daß er von einem Ocean View gehört habe, daß es aber bestimmt nur ein Name und kein Ortsname sei und daß der Ort nicht an der Küste liege. Sie fand Arbeit als Flaschenwäscherin in einer Molkerei in Biddeford, doch sie kündigte, kaum daß sie etwas Reisegeld beisammenhatte.

Der Obstgarten zwischen York Harbor und Ogunquit hieß, wie sich herausstellte, York-Farm, und er wirkte so unansehnlich wie sein Name, aber Melony befahl dem Fahrer des Milchlastwagens, sie trotzdem dort abzusetzen; es war immerhin ein Apfelgarten, und wer weiß, vielleicht hatte dort jemand von Ocean View gehört.

Der Vorarbeiter auf der York-Farm warf einen Blick auf Melony und nahm an, daß sie eine zukünftige Pflückerin sei, die vor den Wanderarbeitern unterzukommen suchte.

»Du kommst etwa drei Wochen zu früh«, sagte er zu ihr. »Diesen Monat sind erst die Gravensteiner dran, und für die brauche ich keine Hilfe – dafür sind's zu wenig.«

»Haben Sie von einem Obstgarten namens Ocean View gehört?« fragte Melony den Vorarbeiter.

»Hast du dort mal gepflückt?« fragte der Vorarbeiter.

»Nein. Ich suche ihn nur«, sagte Melony.

»Hört sich an wie ein Altersheim«, sagte der Vorarbeiter, doch als Melony nicht einmal lächelte, war er nicht mehr freundlich. »Hast du 'ne Ahnung, wie viele Orte es in Maine geben mag, die Ocean View heißen?« fragte er.

Melony zuckte die Schultern. Wenn man hier auf der York-Farm in drei Wochen Leute anheuerte, so hätte sie nichts dagegen, zu bleiben; vielleicht hatten manche der an-

deren Pflücker von dem Ort gehört, wohin Homer Wells verschwunden war.

»Haben Sie etwas zu tun für mich?« fragte Melony den Vorarbeiter.

»In drei Wochen – falls du zu pflücken verstehst«, fügte er hinzu.

»Kann wohl nichts Großes sein, Äpfel zu pflücken«, sagte Melony.

»Denkst du, es ist leicht?« fragte der Vorarbeiter. »Komm«, sagte er und führte sie durch den schmuddeligen Apfelmarkt, wo zwei ältere Frauen damit beschäftigt waren, mit der Hand eine hölzerne Preistafel zu beschriften. Im ersten Obstgarten hinter dem Apfelmarkt fing der Vorarbeiter an, Melony über die Kunst des Äpfelpflückens zu belehren.

»Du nimmst den Apfel an seinem Stengel«, sagte der Vorarbeiter. »Aber knapp über dem Stempel ist die Knospe für den Apfel vom nächsten Jahr«, sagte er. »Wenn du die Blütenknospe mitpflückst, pflückst du zwei Jahre auf einmal.« Er demonstrierte Melony, wie man den Apfel abdrehte. »Drehen, nicht reißen«, sagte er zu ihr.

Melony griff in den Baum und drehte einen Apfel ab. Sie machte es richtig; sie sah den Vorarbeiter an, zuckte die Schultern und biß in den noch unreifen Apfel. Sie spuckte den Bissen aus und warf den Apfel weg.

»Das ist ein Northern Spy«, erklärte der Vorarbeiter. »Wir pflücken sie zuletzt – sie sind erst im Oktober dran.«

Melony war gelangweilt. Sie setzte sich in Bewegung, zurück zum Apfelmarkt.

»Ich gebe dir zehn Cent pro Bushel!« rief der Vorarbeiter und lief ihr nach. »Nur einen Nickel pro Bushel für Fallobst, wenn du das Obst beschädigst! Du scheinst ziemlich kräftig zu sein. Hast du den Bogen erst raus, dann

könntest du neunzig Bushels am Tag pflücken. Das sind zehn Scheine pro Tag«, sagte er. »Komm in drei Wochen wieder«, fügte er hinzu und blieb neben der Frau stehen, die die Tafel im Apfelmarkt beschriftete; Melony war schon wieder auf der Straße.

»In drei Wochen bin ich anderswo«, sagte sie zu dem Vorarbeiter.

»Schade«, sagte der. Er sah ihr nach, wie sie die Straße entlangmarschierte, zurück zur Küste. »Sie wirkt kräftig«, sagte er zu einer der Frauen im Markt. »Ich wette, sie wiegt an die hundertsechzig.«

»Sie ist nur eine kleine Landstreicherin«, sagte die Frau.

Ungefähr eine Meile vom Apfelmarkt entfernt, marschierte Melony an einem Obstgarten entlang, wo zwei Arbeiter Gravensteiner pflückten. Einer der Männer winkte ihr zu; Melony wollte schon zurückwinken, aber sie besann sich anders. Sie war noch keine hundert Schritt an den Männern vorbei, als sie hinter sich den Farmlastwagen rollen hörte. Der Lastwagen bog neben ihr aus, auf den Straßenrand, und der Fahrer sagte zu ihr: »Du machst ein Gesicht, als hättest du deinen Schatz verloren. Wie gut, daß du mich gefunden hast.« Der Mann auf der Beifahrerseite des Lastwagens stieß die Tür auf, bevor der Lastwagen ausrollte.

»Laß mich in Ruhe, Macker«, sagte Melony zu dem Fahrer, aber der andere Mann war bereits um den Lastwagen herum und kam näher. Melony sprang über den Straßengraben und rannte in den Obstgarten. Der Mann folgte ihr mit Gebrüll. Der Fahrer stellte den Lastwagenmotor ab und schloß sich der Verfolgung an – er ließ die Tür offen, so eilig hatte er es.

Nirgends war etwas, wo man sich verstecken konnte,

aber die Obstgärten schienen endlos. Melony rannte eine Reihe zwischen den Bäumen hinunter, dann eine andere hinauf. Der erste Mann, der sie verfolgte, holte auf, doch sie merkte, daß der Fahrer immer weiter zurückblieb; er war ein dicker, schwerfälliger Mann, und er schnaufte und keuchte, nachdem er fünf oder sechs Bäume passiert hatte. Melony schnaufte und keuchte selber auch, aber sie rannte sicher und gleichmäßig, und obwohl der erste, kleinere Mann aufholte, hörte sie ihn immer mühsamer keuchen. Sie querte einen Feldweg und lief in einen anderen Obstgarten. Weit hinter ihr, zwei- bis dreihundert Meter vielleicht, sah sie, daß der dicke Fahrer in eine resolute Gangart abgefallen war.

»Fang sie, Charley!« rief er dem schnelleren Mann zu.

Zu Charleys Überraschung blieb Melony stehen und wandte sich nach ihm um. Sie schöpfte rasch genug Atem, dann rannte sie *auf* Charley los – sie bewegte sich gebückt vorwärts, eine Art tierischen Jaulens in der Kehle; der Mann namens Charley konnte nicht einmal mehr stehenbleiben und Luft holen, bevor sie sich auf ihn stürzte. Sie fielen gemeinsam – als sie ihr Knie an seiner Kehle spürte, drückte sie zu. Er machte ein würgendes Geräusch und rollte zur Seite. Melony sprang auf; sie stampfte zweimal auf sein Gesicht, und als es Charley gelang, sich auf allen vieren herumzuwälzen, sprang sie so hoch, wie sie konnte, und landete mit beiden Füßen in seinem Kreuz. Er war schon bewußtlos, als sie seine Arme hinter ihm festhielt und ihn ins Ohr biß; sie spürte, wie ihre Zähne zusammenstießen. Sie ließ ihn los und kniete sich neben ihn; sie schöpfte wieder Atem; dann spuckte sie ihn an. Als sie aufstand, sah sie, daß der massige Mann erst beim Feldweg zwischen den beiden Obstgärten angelangt war.

»Charley! Steh auf!« sagte er hechelnd, aber Charley regte sich nicht. Melony wälzte Charley auf den Rücken und öffnete seinen Gürtel. Sie riß ihn grob durch die Schlaufen, bis sie ihm den Gürtel abgezogen hatte. Der dicke Mann, der Fahrer, war jetzt nur noch drei oder vier Apfelbäume entfernt von ihr. Sie schlang das eine Ende des Gürtels zweimal um ihr Handgelenk und ihre Faust; als sie ihren Arm seitlich herabhängen ließ, berührte das Schnallenende des Gürtels ihren Fuß. Nur zwei Bäume von ihr entfernt, blieb der dicke Mann stehen. »Was hast du mit Charley gemacht?« fragte er sie, aber Melony fing an, den Gürtel zu schwingen; sie schwang ihn um ihren Kopf, schnell und immer schneller. Die eckige Messingschnalle fing an zu pfeifen. Melony näherte sich dem massigen Fahrer, den sie auf Ende Vierzig oder Anfang Fünfzig schätzte; sein Haar war grau und schütter, und er schob einen ziemlichen Wanst vor sich her. Er behauptete einen Moment seine Stellung und beobachtete Melony, wie sie näher kam. Der Gürtel war ein breiter Riemen von schweiß- und ölgeflecktem Leder; die Messingschnalle war von der Größe einer Männerhand; mit ihren eckigen Kanten summte sie durch die Luft wie der Nordwind – sie machte ein Geräusch wie eine Sense.

»He!« sagte der fette Mann.

»Was, he, Macker?« sagte Melony. Plötzlich senkte sie den Gürtel und ließ die Schnalle über die Schienbeine des Mannes krachen, wo sie einen Fetzen Bluejeans und Haut abhob, der aussah wie eine zerfetzte Dollarnote. Als der Mann sich bückte, um seine Beine zu umklammern, drosch sie die Gürtelschnalle gegen die Seite seines Gesichts; er setzte sich unvermittelt und drückte die Hand auf seine Wange, wo er einen Riß ungefähr von der Länge und Dicke

einer Zigarette spürte. Er hatte keine Zeit, über seine Wunde nachzudenken, bevor die Gürtelschnalle ihm frontal über den Nasenrücken klatschte – die Wucht des Hiebes und der Schmerz blendeten ihn für einen Moment. Er versuchte mit einem Arm seinen Kopf zu bedecken, während er mit dem anderen nach Melony grapschte, doch sie traf ihn mühelos überall, und er zog schnell seine Knie an die Brust und bedeckte Gesicht und Kopf mit beiden Armen. Die Schnalle harkte und kerbte ein Weilchen sein Rückgrat; dann hörte Melony auf, das Schnallenende auf ihn niedersausen zu lassen – sie drosch ihn nur noch mit dem flachen Ende des Gürtels über die Kehrseite seiner Schenkel und seinen Hintern. Es schien, als wolle sie nie mehr aufhören.

»Sind die Schlüssel im Lastwagen, Macker?« fragte sie ihn zwischen zwei Hieben.

»Ja«, schrie er, aber sie schlug ihn noch einige Male, bevor sie ihn verließ.

Den Gürtel nahm sie mit und marschierte durch den ersten Obstgarten zurück. Unterwegs schlug sie ab und zu mit dem Ende des Gürtels, mit dem sie eine gewisse Geschicklichkeit entwickelt hatte, einen Apfel ab.

Der Mann namens Charley kam wieder zu sich, aber er regte sich nicht und hielt die Augen geschlossen. »Ist sie weg, Charley?« fragte der fette Mann nach einer Weile, weil auch er sich nicht geregt hatte und die Augen geschlossen hielt.

»Ich *hoffe* es«, sagte Charley, aber keiner der beiden Männer regte sich, bis sie hörten, wie Melony den Lastwagen anließ.

Sie mußte daran denken, daß sie es Dr. Larch verdankte, daß sie Auto fahren konnte, weil er ihr einmal eine Arbeit verschafft hatte, bei der sie es gelernt hatte, aber der Ge-

danke verflog gleich wieder. Sie wendete den Lastwagen und fuhr zurück zum Apfelmarkt, wo sie zur Verblüffung des Vorarbeiters alsbald vorfuhr.

Sie erzählte dem Vorarbeiter – vor den Frauen, die an dem Schild arbeiteten –, daß zwei seiner Männer versucht hätten, sie zu vergewaltigen. Einer der Männer, der fette, war verheiratet mit der Frau, die von Hand die Tafel beschriftete. Melony sagte zu dem Vorarbeiter, daß er diese beiden Männer feuern und ihre Arbeit ihr geben könnte. »Was die beiden machen, kann ich auch, sogar besser«, sagte Melony.

Oder aber, so sagte sie zu dem Vorarbeiter, er könne die Polizei rufen, und sie würde der Polizei erzählen, wie sie angegriffen worden war. Die Frau, deren Ehemann Melony überfallen hatte, war blaß und schwieg, aber die andere Frau sagte zu dem Vorarbeiter, was sie schon früher gesagt hatte: »Sie ist nur eine Landstreicherin. Wozu hören Sie ihr zu?«

»Ich kann auch alles, was du machst«, sagte Melony zu der Frau. »Vor allem alles, was du auf dem Rücken machst. Du siehst aus, als wärst du 'n Dreck wert auf dem Rücken«, sagte Melony, und sie schnellte das flache Ende des Gürtels gegen die Frau, die zurücksprang, als sei der Gürtel eine Schlange.

»He, das ist Charleys Gürtel«, sagte der Vorarbeiter.

»Richtig«, sagte Melony; dieses Echo auf Homer Wells trieb ihr fast die Tränen in die Augen. »Charley hat ihn verloren«, fügte sie hinzu. Sie ging zum Lastwagen und holte ihr Bündel heraus – ihre paar Sachen, die alle in Mrs. Grogans Mantel eingewickelt waren. Sie benutzte den Gürtel, um den Mantel und seinen Inhalt fester zusammenzuschnüren.

»Ich kann diese Burschen nicht feuern«, sagte der Vorarbeiter zu ihr. »Sie haben ihr Leben lang hier gearbeitet.«

»Also, dann rufen Sie die Polizei«, sagte Melony.

»Sie droht Ihnen«, sagte die Frau des fetten Mannes zu dem Vorarbeiter.

»Mach kein' Mist«, sagte Melony.

Der Vorarbeiter ließ Melony es sich im Ciderhaus bequem machen.

»Du kannst hierbleiben, wenigstens bis die Pflückermannschaft kommt«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob du bleiben möchtest, wenn sie hier sind. Manchmal sind Frauen dabei, manchmal auch Kinder, aber wenn es nur Männer sind, glaube ich nicht, daß du hierbleiben willst. Es sind Neger.«

»Es wird schon gehen, einstweilen«, sagte Melony und sah sich um.

Es gab weniger Betten als im Ciderhaus der Worthingtons, und es war viel weniger ordentlich und sauber. Die York-Farm war ein viel kleinerer, ärmerer Obstgarten als Ocean View, und niemand kümmerte sich groß darum, wie die Wanderarbeiter untergebracht waren. Die York-Farm mußte ohne eine Olive Worthington auskommen. Der Essiggeruch war stärker im Ciderhaus der York-Farm, und hinter der Presse klebten angetrocknete Tresterklumpen an der Wand, wie Apfelschorf. Es gab keinen Herd in der Kochnische – nur eine Kochplatte, die immer wieder die alten Sicherungen durchknallen ließ. Es gab einen Sicherungskasten für die Pumpe und das Quetschwerk und schwache Deckenbirnen; das Licht im Kühlraum war aus, aber so sah man zumindest den Schimmel weniger.

Das war Melony nur recht, die zur Geschichte vieler

verwahrloster Räume sowohl in den verlassenen wie in den bewohnten Gebäuden von St. Cloud's ihren Beitrag geleistet hatte.

»Dieses Ocean View – das du da suchst?« fragte der Vorarbeiter. »Warum suchst du es überhaupt?«

»Ich suche meinen Freund«, sagte Melony zu ihm.

Sie hat einen *Freund*?, staunte der Vorarbeiter.

Er ging nachsehen, was die Männer machten. Der fette Mann, dessen Frau ihn schweigend ins Krankenhaus gebracht hatte (ein Schweigen, das sie mehr als drei Monate beibehalten sollte), trug es mit Fassung, als man ihn nähte, regte sich aber entschieden auf, als der Vorarbeiter ihm sagte, daß er Melony im Ciderhaus untergebracht und ihr Arbeit gegeben habe – wenigstens bis zum Ende der Ernte.

»Du hast ihr Arbeit gegeben!« schrie der fette Mann. »Sie ist eine Mörderin!«

»Dann geh ihr eben aus dem Weg, verdammt noch mal«, sagte der Vorarbeiter. »Falls du ihr in die Quere kommst, muß ich dich feuern – sie hat mich fast schon soweit gebracht.«

Der fette Mann hatte eine gebrochene Nase und brauchte insgesamt einundvierzig Stiche, siebenunddreißig im Gesicht und vier an der Zunge, in die er sich gebissen hatte.

Der Mann namens Charley kam besser weg bei den Stichen. Er brauchte nur vier – um die Wunde in seinem Ohr zu schließen. Aber Melony hatte ihm zwei Rippen gebrochen, als sie ihn getreten hatte; er hatte eine Gehirnerschütterung erlitten, als sie auf seinem Kopf herumgetrampelt war, und die andauernden Muskelkrämpfe im Kreuz führten dazu, daß er die ganze Ernte auf keine Leiter steigen konnte.

»Du liebe Neune«, sagte Charley zu dem Vorarbeiter.

»Ich habe keine Lust, diesen Hundesohn kennenzulernen, der ihr *Freund* ist.«

»Geh ihr bloß aus dem Weg«, empfahl ihm der Vorarbeiter.

»Hat sie immer noch meinen Gürtel?« fragte Charley ihn.

»Falls du deinen Gürtel von ihr zurückverlangst, muß ich dich feuern. Besorg dir einen neuen Gürtel«, sagte der Vorarbeiter.

»Ich soll sie um etwas bitten? Vergiß es«, sagte Charley. »Sie hat nicht gesagt, daß ihr Freund hierherkommt, oder?« fragte er den Vorarbeiter, aber dieser meinte, da Melony ihren Freund suchte, hätte der Freund ihr wohl den Weg nicht richtig beschrieben; wahrscheinlich hatte er sie sitzenlassen. »Und Gott helfe ihm, falls er sie sitzenließ«, sagte der Vorarbeiter ein ums andere Mal.

»Na«, sagte die Frau im Apfelmarkt, die Melony eine Landstreicherin genannt hatte. »Wenn Sie eine solche Frau hätten, würden Sie nicht auch versuchen, sie zu verlassen?«

»Erstens«, sagte der Vorarbeiter, »würde ich mich nie mit einer solchen Frau einlassen. Und wenn doch, dann würde ich sie niemals verlassen – ich würde es nicht wagen.«

Im Ciderhaus auf der York-Farm – irgendwo im Hinterland von York Harbor, irgendwo westlich von Ogunquit, mehrere hundert Meilen Küste zwischen sich und Homer Wells – lag Melony und lauschte auf die Mäuse. Manchmal trippelten sie, manchmal nagten sie. Die erste Maus, die keck genug war, über das Fußende ihrer Matratze zu rennen, bekam mit dem Schnallenende von Charleys Gürtel so hart eins übergedroschen, daß sie über vier Betten auf einmal hinwegsegelte und mit weichem Bums gegen die Wand

klatschte. Melony holte sie sofort weg – sie war entschieden tot, ihr Rückgrat gebrochen.

Mit Hilfe eines ungespitzten Bleistifts drapierte Melony die tote Maus in sitzender Haltung auf ihrem Nachttisch, einer umgestürzten Apfelkiste, die sie dann an das Fußende ihrer Bettstatt rückte. Sie war überzeugt, die tote Maus würde als eine Art Totem fungieren, um andere Mäuse abzuschrecken – und tatsächlich wurde Melony mehrere Stunden von keiner Maus mehr geplagt. Sie lag in dem schwachen Licht und las *Jane Eyre* – während um sie her der leere, dunkle Obstgarten reifte.

Sie las – zweimal hintereinander – den Abschnitt gegen Schluß des siebenundzwanzigsten Kapitels, der endet: »Vorgefaßte Meinungen, früher gefaßte Entschlüsse sind alles, woran ich mich in dieser Stunde halten kann, und ich will mich daran halten.«

Damit schloß sie das Buch und löschte das Licht. Melony lag tapfer auf dem Rücken, ihre breiten Nüstern erfüllt von der scharfen Cider-Essigluft – der gleichen Luft, die Homer riecht, dachte sie. Kurz bevor sie einschlief, flüsterte sie – auch wenn nur Mäuse da waren, um es zu hören – »Gute Nacht, Sonnenstrahl«.

Am nächsten Tag regnete es. Es regnete von Kennebunkport bis Christmas Cove. Der Nordostwind wehte so stark, daß selbst die regendurchtränkten Wimpel an den beim Haven-Club vertäuten Booten zum Ufer zeigten und ein flottes, knatterndes Geräusch machten, so beharrlich wie das Scheuern von Ray Kendalls Hummerboot an den abgenutzten alten Gummireifen, die sein Dock polsterten.

Ray sollte diesen Tag unter dem John Deere im Gebäude Nummer zwei verbringen; er sollte abwechselnd das Lei-

tungsnetz des Traktors erneuern und schlafen. Hier schlief er am besten: unter einer vertrauten großen Maschine. Er wurde nie entdeckt; manchmal ragten seine Beine so weit gespreizt unter dem Vehikel hervor, daß er wie tot aussah – überfahren oder zerquetscht. Einer der Apfelpflücker rief bei seinem Anblick erschrocken: »Ray? Bist du es?« Worauf Ray Kendall – wie Dr. Larch, wenn er aus dem Äther zurückgeholt wurde – erwachte und sagte: »Ja, hier. Hier bin ich.«

»Was 'ne Arbeit, he?« erkundigte sich der besorgte Kollege.

»Jaaa«, sagte Ray. »Was 'ne Arbeit, ja, wirklich.«

Der Regen prasselte nieder, und der Wind blies so stark landeinwärts, daß die Möwen landwärts zogen. Auf der York-Farm drängelten sie sich um das Ciderhaus und weckten Melony mit ihrem Gequengel; in Ocean View hockten sie auf dem Blechdach des Ciderhauses beisammen, wo wieder einmal eine Gruppe von Scheuerfrauen und Anstreichern am Werk war.

Grace Lynch hatte, wie üblich, die schlechteste Arbeit: den 1000-Gallonen-Cidertank zu schrubben; sie kniete im Innern des Bottichs, und das Geräusch ihrer Bewegungen dort drinnen machte auf die anderen den Eindruck einer irgendwie verstohlenen Energie, als stöberte ein Tierchen nach einem Nest oder etwas Eßbarem. Hyde hatte das Ciderhaus verlassen, um mal wieder, wie seine Frau Florence sagte, »eine bekloppte Besorgung zu machen«. Meany hatte beschlossen, daß der Kettengurt am Förderband locker sei, und darum hatte er ihn abmontiert und gesagt, er werde ihn zu Ray Kendall bringen.

»Und was soll Ray mit einem lockeren Kettengurt anfangen?« fragte Florence Meany. »Einen neuen bestellen, oder ein Stück aus diesem herausnehmen – richtig?«

»Vermutlich«, sagte Meany argwöhnisch.

»Und wozu brauchst du heute das Förderband?« fragte Florence.

»Ich bringe Ray nur den Gurt!« sagte Meany verdrießlich.

»Du willst nicht so viel arbeiten, nicht wahr?« sagte Florence, und Meany schlurfte in den Regen hinaus; er lächelte und blinzelte Homer Wells zu, während er in den Transporter kletterte.

»Ich habe einen faulen Mann«, sagte Florence fröhlich.

»Das ist besser als eine gewisse andere Sorte«, sagte Irene Titcomb – und alle blickten automatisch in Richtung des 1000-Gallonen-Bottichs, wo Grace Lynch fieberhaft schrubbte.

Irene und Florence, die ruhige und geduldige Hände hatten, strichen die Fensterrahmen und Simse im Schlafraumflügel des Ciderhauses. Homer Wells und die dicke Dot Taft und Debra Pettigrew, Big Dots kleine Schwester, malten mit breiteren, achtloseren Strichen die Küche aus.

»Ich hoffe, ihr fühlt euch nicht bedrängt von mir«, sagte Big Dot zu Debra und Homer. »Ich bin nicht eure Anstandsdame oder so etwas. Wenn ihr euch verdrücken wollt, geht schon.«

Debra schaute verlegen und ärgerlich drein, und Homer lächelte schüchtern. Komisch, dachte er, da hat man ein paar Verabredungen mit jemand – nichts als Küssen und Anfassen an ein paar merkwürdigen Stellen –, und schon fangen alle an zu reden, als *machte* man es jeden Moment in Gedanken. Homers Gedanken waren viel eher bei Grace Lynch in dem Bottich als bei Debra Pettigrew, die neben ihm stand und dieselbe Wand anmalte. Als Homer auf den Lichtschalter neben der Küchentür stieß, fragte er Big Dot

Taft, ob er einfach drum herum streichen oder es von Florence oder Irene mit ihren kleineren Pinseln säuberlich ausmalen lassen sollte.

»Male einfach darüber weg«, sagte Big Dot Taft. »Wir machen das jedes Jahr. Wir machen es nur, damit es neu und frisch aussieht. Wir veranstalten hier keinen Sauberkeitswettbewerb.«

Neben dem Lichtschalter war eine Reißzwecke, mit der ein Blatt Schreibmaschinenpapier an die Wand geheftet war – die Maschinenschrift selbst war ganz ausgebleicht von der Sonne, die durch die vorhanglosen Fenster der Küche fiel. Es war eine Art Liste; das untere Viertel des Blattes war abgerissen; wie auch immer, es war unvollständig. Homer zog die Zwecke aus der Wand und hätte das Papier zusammengeknüllt und in Richtung Mülltonne geworfen, hätte nicht die getippte Überschrift seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

SPIELREGELN IM CIDERHAUS

lautete die Überschrift.

*Was* für Spielregeln? fragte er sich und überflog das Blatt. Die Regeln waren numeriert.

1. Bitte bedienen Sie weder Quetschwerk noch Presse, wenn Sie getrunken haben.
2. Bitte rauchen Sie nicht im Bett und benützen Sie keine Kerzen.
3. Bitte steigen Sie nicht aufs Dach, wenn Sie getrunken haben – besonders nicht bei Nacht.
4. Bitte waschen Sie die Tücher der Presse am selben Tag oder Abend aus, nachdem sie benutzt wurden.

5. Bitte nehmen Sie das Drehsieb sofort nach dem Pressen heraus und spritzen es sauber, SOLANGE DER TRESTER DARAUF NOCH FEUCHT IST!
6. Bitte nehmen Sie keine Flaschen aufs Dach mit.
7. Bitte gehen Sie selbst bei großer Hitze (oder wenn Sie getrunken haben) nicht in den Kühlraum zum Schlafen.
8. Bitte geben Sie Ihre Einkaufsliste jeden Morgen spätestens um sieben dem Mannschaftsboss.
9. Es sollten nie mehr als ein halbes Dutzend Menschen gleichzeitig auf dem Dach sein.

Falls es noch mehr Regeln gegeben hatte, konnte Homer sie nicht lesen, weil das Blatt abgerissen worden war. Homer reichte Big Dot Taft das zerfetzte Papier.

»Was soll das alles – mit dem Dach?« fragte er Debra Pettigrew.

»Vom Dach aus kann man den Ozean sehen«, sagte Debra.

»Darum geht's nicht«, sagte die dicke Dot Taft. »In der Nacht sieht man das Riesenrad und die Lichter des Lunaparks von Cape Kenneth.«

»Große Sache«, sagte Homer Wells.

»Für mich ist's keine große Sache«, sagte Big Dot Taft.

»Aber diesen Schwarzen gefällt es entschieden.«

»In manchen Nächten sitzen sie die ganze Nacht auf dem Dach«, sagte Debra Pettigrew.

»In manchen Nächten betrinken sie sich dort oben und fallen dann herunter«, verkündete Florence Hyde aus dem Schlafsaalflügel.

»Sie zerbrechen Flaschen dort oben und schneiden sich überall«, sagte Irene Titcomb.

»Na, nicht jede Nacht, das auch wieder nicht«, sagte die dicke Dot Taft.

»Und eines Nachts war einer von ihnen so betrunken und schwitzte so stark beim Bedienen der Presse, daß er im Kühllager ohnmächtig wurde und mit Lungenentzündung erwachte«, sagte Debra Pettigrew.

»Man ›erwacht‹ eigentlich nicht mit Lungenentzündung«, sagte Homer Wells. »Es ist ein wenig komplizierter.«

»Entschuldigung, *bitte*«, sagte Debra schmollend.

»Jedenfalls beachtet niemand diese Regeln«, sagte Big Dot Taft.

»Jedes Jahr schreibt Olive sie auf, und jedes Jahr beachtet sie wieder keiner.«

»Alle Pflückermannschaften, die wir hatten, sie sind einfach Kinder«, sagte Florence Hyde. »Würde Olive nicht jeden Tag für sie einkaufen gehen, sie würden verhungern.«

»Sie können sich nicht organisieren«, sagte Irene Titcomb.

»Einer von ihnen hat seinen ganzen Arm in das Quetschwerk gesteckt«, erinnerte sich Big Dot Taft. »Nicht nur seine blöde Hand – seinen ganzen Arm.«

»Umpf«, sagte Debra Pettigrew.

»Umpf, das war auch sein Arm, ja wirklich«, sagte Florence Hyde.

»Wie viele Stiche?« fragte Homer Wells.

»Du bist wirklich neugierig, weißt du?« fragte ihn Debra Pettigrew.

»Na, sie tun niemandem etwas zuleide, außer sich selbst«, sagte Irene Titcomb abwägend. »Was macht es schon, wenn sie zuviel trinken und vom Dach purzeln? Hier ist noch niemand nicht zu Tode gekommen.«

»Noch nicht«, sagte Grace Lynchs gepreßte dünne Stimme, und ihre Worte hallten seltsam, weil sie aus dem Innern des 1000-Gallonen-Bottichs sprach. Dieses seltsame

Hallen zusammen mit der Seltenheit, mit der sie überhaupt etwas zu ihren Unterhaltungen beisteuerte, ließ sie alle verstummen. Jedermann arbeitete stumm drauflos, als Wally mit Louise Tobey in dem grünen Lieferwagen vorgefahren kam; er setzte Louise mit ihrem eigenen Eimer und ihrem Pinsel ab und fragte die anderen, ob sie etwas brauchten – mehr Pinsel, mehr Farbe?

»Gib mir nur einen Kuß, Schätzchen«, sagte Florence Hyde.

»Nimm uns mit ins Kino«, sagte Big Dot Taft.

»Mach mir nur einen Antrag, einen *Antrag*!« schrie Irene Titcomb. Alle lachten, als Wally wegfuhr. Es war beinah Mittag, und alle wußten, daß Drück-mich-Louise besonders spät zur Arbeit gekommen war. Normalerweise stellte sie sich mehr oder minder pünktlich mit Herb Fowler ein.

Louise wirkte an diesem Morgen besonders verdrießlich, und eine Weile sprach niemand mit ihr.

»Na, du kannst ja deine Periode haben, oder was immer, und trotzdem guten Morgen sagen«, sagte Big Dot Taft nach einer Weile.

»Guten Morgen«, sagte Louise Tobey.

»Etepetete!« sagte Irene Titcomb. Debra Pettigrew stieß Homer in die Seite; als er sie anschaute, zwinkerte sie. Sonst geschah nichts, bis Herb Fowler vorfuhr und sich erbot, alle zum Mittagessen zum Kiosk an der Drinkwater Road zu fahren.

Homer spähte zum Bottich hinüber, aber Grace Lynch ließ sich nicht blicken; sie machte einfach weiter mit ihren kratzenden und schabenden Geräuschen im Innern des Bottichs. Sie hätte die Einladung ohnehin ausgeschlagen. Homer dachte, er sollte sie wahrscheinlich annehmen, um von Grace Lynch loszukommen, aber er hatte sich vorgenom-

men, das Dach des Ciderhauses zu untersuchen – er wollte die Stelle finden, die so geheimnisvoll im Mondlicht zu ihm herübergeschimmert hatte und jetzt, da er von den Spielregeln im Ciderhaus erfahren hatte, und daß man den Ozean – und das Riesenrad in Cape Kenneth! – vom Dach aus sehen konnte, wollte er da hinaufsteigen. Sogar im Regen.

Er ging mit den anderen hinaus, um Grace Lynch glauben zu machen, er wäre mit ihnen gefahren, und dann sagte er Herb Fowler draußen auf der Einfahrt, er wolle doch bleiben. Er spürte, wie sich ein Finger in die Tasche seiner Bluejeans verhakte, und als Herb und die anderen gefahren waren, schaute er nach und fand den Gummi. Das Präservativ in seiner Tasche trieb ihn eilig hinauf aufs Dach des Ciderhauses.

Sein Auftauchen dort überraschte die Möwen, deren plötzliche und heisere Flucht *ihn* überraschte; er hatte sie nicht bemerkt, wie sie zusammengekauert im Windschatten hockten. Das Dach war schlüpfrig im Regen; er mußte die Wellblechrillen mit beiden Händen fassen und seine Füße ganz eng zusammenstellen beim Klettern. Die Neigung des Daches war nicht allzu steil, sonst hätte er es gar nicht erklettern können. Zu seiner Überraschung fand er etliche Planken – alte Vierkantlatten – an der seewärtigen Seite des Dachfirstes festgenagelt. Bänke! dachte er. Sogar bei diesem Neigungswinkel saß man auf ihnen bequemer als auf dem Blech. Er hockte dort im Regen und malte sich den Ausblick aus, doch bei dem stürmischen Wetter sah er nicht weiter als bis zu den äußersten Obstgärten; der Ozean war völlig verhangen, und es blieb seiner Phantasie überlassen, wo in klaren Nächten das Riesenrad und die Lichter des Lunaparks in Cape Kenneth sein mochten.

Er war inzwischen patschnaß und wollte eben wieder

hinunterklettern, als er das Messer sah. Es war ein großes Springmesser, dessen Klinge in die Vierkantlatte am Dachgiebel neben ihm gerammt war; der Griff war aus falschem Horn und an zwei Stellen gesprungen, und als Homer die Klinge aus dem Holz zu ziehen versuchte, brach der Griff in seinen Händen entzwei. Dies offenbar war der Grund, warum es hier zurückgelassen worden war. Mit zerbrochenem Griff ließ sich das Messer nicht richtig schließen; auf diese Weise war es nicht sicher zu tragen – und außerdem war die Klinge verrostet. Das ganze Dach war verrostet, bemerkte Homer; keine einzige Stelle war blank genug, um das Mondlicht zu Wallys Fenster hinüber zu spiegeln. Dann sah er die Glasscherben; ein paar größere Stücke hatten sich in den Wellblechrillen verfangen. Eines dieser Glasstücke hatte wahrscheinlich das Mondlicht eingefangen, dachte Homer. Bierflaschenglas und Rumflaschenglas. Whiskeyflaschenglas und Ginflaschenglas, vermutete er. Er versuchte sich die schwarzen Männer vorzustellen, die nachts auf dem Dach tranken; aber der Regen hatte ihn durchnäßt, und der Wind ließ ihn vor Kälte zittern. Während er sich das Dach hinuntertastete, zur Kante, wo man am gefahrlosesten auf den Boden springen konnte, schnitt er sich in die Hand – nur ein kleiner Schnitt – an einem Stück Glas, das er übersehen hatte. Bis er wieder ins Ciderhaus hineinging, blutete der Schnitt ausgiebig – ziemlich viel Blut für den kleinen Schnitt, dachte er, und er fragte sich, ob noch ein Glassplitter in der Wunde sei. Grace Lynch mußte ihn gehört haben, als er die Wunde am Küchenausguß auswusch (wenn sie ihn nicht schon vorher auf dem Dach gehört hatte). Zu Homers Überraschung steckte Grace immer noch in dem 1000-Gallonen-Bottich.

»Hilf mir«, rief sie ihm zu. »Ich kann nicht raus.«

Das war eine Lüge; sie versuchte nur, ihn zum Rand des Tanks zu locken. Aber Waisen sind von Natur aus leichtgläubig; das Waisenleben ist schlicht; dagegen ist jede Lüge hochkompliziert. Homer Wells ging, wenn auch mit Hangen und Bangen, stetig auf den Rand des Ciderbottichs zu. Die Flinkheit ihrer mageren Hände und die drahtige Kraft, mit der diese nach seinen Handgelenken griffen, überraschten ihn. Beinah hätte er das Gleichgewicht verloren, als er in den Tank gezerrt wurde und auf sie drauf. Grace Lynch hatte sich ganz ausgezogen, doch ihre extreme Kantigkeit und Knochigkeit schockierte Homer mehr als ihre Nacktheit. Sie sah aus wie ein ausgehungertes Tier, das in einer mehr oder minder menschlichen Hülle gefangen war; menschlich wohl, nur daß an ihren blauen Flecken deutlich wurde, daß ihr Zwingherr sie regelmäßig und hart schlug. Die blauen Flecken an ihren Hüften und Schenkeln waren die größten; die Fingerdruck-Flecken an ihren Oberarmen waren von tiefstem Lilaton, und auf einer ihrer kleinen Brüste gab es einen gelblichgrünen Fleck, der besonders schlimm entzündet aussah.

»Laß mich los«, sagte Homer Wells.

»Ich weiß, was dort gemacht wird, woher du kommst«, schrie Grace Lynch und zerrte an seinen Handgelenken.

»Richtig«, sagte Homer Wells. Er begann systematisch ihre Finger abzuschälen, doch sie kletterte hurtig an der Wand des Bottichs hinauf und biß ihn scharf in den Handrücken. Er hätte sie jetzt zurückstoßen und dabei verletzen können, wäre nicht in diesem Moment Wally im grünen Lieferwagen mit platschenden Reifen vorgefahren. Grace Lynch ließ Homer los und zog sich hastig an. Wally saß bei strömendem Regen im Lieferwagen und drückte auf die Hupe; Homer rannte hinaus, um nachzusehen, was er wollte.

»Steig ein!« rief Wally. »Wir müssen meinen blöden Va-

ter retten – er ist irgendwie in Schwierigkeiten geraten, bei den Sanborns.«

Homer Wells, der in einer Welt ohne Väter aufgewachsen war, konnte es nicht fassen, daß jemand, der einen Vater hatte, diesen als blöde bezeichnete, selbst wenn es stimmte. Auf dem Beifahrersitz des Lieferwagens lag ein Viertel-Bushel-Sack Gravensteiner; Homer hielt die Äpfel auf seinem Schoß, während Wally die Drinkwater Road entlang zu Sanborns Gemischtwarenladen rollte. Die Besitzer, Mildred und Bert Sanborn, gehörten zu Seniors ältesten Freunden; er war mit beiden zur Schule gegangen und hatte einst für Milly geschwärmt (bevor er Olive getroffen hatte und bevor Milly Bert heiratete).

Titus' Eisenwarenhandlung und Klempnerei war gleich neben Sanborn; Warren Titus, der Klempner, stand auf der Treppe des Gemischtwarenladens und versperrte den Eingang, als Wally und Homer nach Heart's Rock hereingerollt kamen.

»Gut, daß du kommst, Wally«, sagte Warren, als die Jungen die Treppen hinaufgerannt kamen. »Deinem Daddy ist eine wilde Laus über die Leber gelaufen.«

Im Innern des Ladens sahen Homer und Wally, daß Mildred und Bert Sanborn Senior in eine Nische zwischen den Regalen gedrängt hatten, die für Backzutaten reserviert waren; Senior hatte offenbar den Fußboden und größtenteils auch sich selbst mit allem Mehl und allem Zucker in seiner Reichweite bestreut. Er sah aus wie ein gefangenes Tier und erinnerte Homer an Grace Lynch.

»Hast du Schwierigkeiten, Pop?« fragte Wally seinen Vater. Mildred Sanborn stieß bei Wallys Erscheinen einen Seufzer der Erleichterung aus, aber Bert ließ Senior nicht aus den Augen.

»Schwierigkeiten Pop«, sagte Senior.

»Er wurde wütend, als er das Hundefutter nicht finden konnte«, sagte Bert zu Wally, ohne den Blick von Senior zu wenden; Bert schien damit zu rechnen, daß Senior jeden Moment in einen anderen Teil des Ladens stürmte und ihn verwüstete.

»Wozu brauchtest du Hundefutter, Pop?« fragte Wally seinen Vater.

»Hundefutter Pop«, wiederholte Senior.

»Es scheint, er erinnert sich nicht, Wally«, sagte Bert Sanborn.

»Wir sagten ihm, er hat keinen Hund«, sagte Mildred.

»Ich erinnere mich, wie ich's mit dir getrieben habe, Milly«, brüllte Senior.

»Da fängt er wieder an«, sagte Bert. »Senior, Senior«, sagte er sanft. »Wir alle hier sind deine Freunde.«

»Ich muß Blinky füttern«, sagte Senior.

»Blinky war sein Hund, als er ein kleiner Junge war«, sagte Milly Sanborn zu Wally.

»Wenn Blinky noch am Leben wäre, Senior«, sagte Bert Sanborn, »dann wäre er älter als wir.«

»Älter als wir«, sagte Senior.

»Komm, fahren wir nach Hause, Pop«, sagte Wally.

»Hause Pop«, sagte Senior, aber er ließ sich von Homer und Wally zum Lieferwagen führen.

»Ich sage dir, Wally, es ist nicht der Schnaps«, sagte Warren Titus, der ihnen die Seitentür des Lieferwagens öffnete. »Er hat keine Fahne, diesmal nicht.«

»Es ist etwas anderes, Wally«, sagte Bert Sanborn.

»Wer bist du?« fragte Senior Homer.

»Ich bin Homer Wells, Mr. Worthington«, sagte Homer.

»Mr. Worthington«, sagte Senior.

Als sie an die fünf Minuten schweigend gefahren waren, brüllte Senior: »Schnauze halten, ihr alle!«

Als sie nach Ocean View kamen, trat ihnen Olive schon auf der Einfahrt entgegen; sie übersah Senior und sprach zu Wally: »Ich weiß nicht, was er heute morgen zu sich genommen hat, wenn nicht Wodka; er hatte keine Fahne, als er fuhr. Ich hätte ihn niemals den Lieferwagen nehmen lassen, wenn ich geglaubt hätte, daß er getrunken hat.«

»Ich fürchte, es ist etwas anderes, Mom«, sagte Wally. Mit Homers Hilfe führte er Senior ins Schlafzimmer, zog ihm die Schuhe aus und redete ihm gut zu, damit er sich auf das Bett legte.

»Weißt du, ich habe Milly einmal dressiert«, sagte Senior zu seinem Sohn.

»Klar, hast du, Pop«, sagte Wally.

»Ich hab Milly dressiert! Ich hab Milly dressiert!« sagte Senior. Wally versuchte Senior mit einem Limerick aufzuheitern; Senior hatte Wally eine Menge Limericks beigebracht, aber Senior hatte jetzt Schwierigkeiten, sich an einen zu erinnern, auch wenn Wally ihn ihm vorsagte, Zeile für Zeile.

»Erinnerst du dich an die Gräfin von Kent, Pop?« fragte Wally seinen Vater.

»Klar«, sagte Senior, dann aber sagte er nichts mehr.

»Wie schlimm für die Gräfin von Kent!« fing Wally an, aber Senior lauschte nur.

»Ihr Schlitz ist so furchtbar verklemmt«, sagte Wally.

»Verklemmt?« sagte Senior.

Wally versuchte es abermals, zwei Zeilen auf einmal.

Wie schlimm für die Gräfin von Kent!
Ihr Schlitz ist so furchtbar verklemmt …

»Furchtbar verklemmt!« schmetterte Senior los.

Wie schlimm für die Gräfin von Kent
Ihr Schlitz ist so furchtbar verklemmt.
Die Maid sagt: »O Jammer,
Ich brauch einen Hammer,
'nen Mann reinzuklopfen, wenn's brennt.«

Mein Gott! dachte Homer Wells. Doch Senior schien verblüfft; er sagte nichts. Wally und Homer ließen ihn allein, als sie dachten, daß er eingeschlafen sei. Unten sagte Homer Wells zu Olive und Wally, daß er glaube, es sei etwas Neurologisches.

»Neurologisches?« sagte Olive.

»Was bedeutet das?« fragte Wally.

Oben hörten sie Senior losbrüllen. »Brennt!« schrie er.

Homer Wells, der die Angewohnheit hatte, die Enden der Sätze zu wiederholen, wußte, daß Seniors Wiederholungen krankhaft waren. Diese Angewohnheit war das erste Symptom, das er Dr. Larch in seinem Brief über Senior Worthington schilderte. »Er wiederholt alles«, schrieb er an Larch. Homer erwähnte auch, daß Senior anscheinend die Namen der gewöhnlichsten Dinge vergaß; er rief sich ins Gedächtnis, wie der Mann in Verwirrung geraten war, als er Wally um eine Zigarette bat – er hatte nur dauernd auf Wallys Brusttasche gedeutet. »Ich glaube, das Wort für Zigarette war ihm entfallen«, schrieb Homer Wells. Homer hatte auch beobachtet, daß Senior, als Homer ihn wegen einiger simpler Einkäufe zu Sanborn gefahren hatte, das Schnappschloß des Handschuhfachs nicht bedienen konnte. Und außerdem hatte er die höchst sonderbare Gewohnheit, die ganze Zeit an seinen Kleidern zu zupfen. »Es ist, als glaubte

er, er habe Schmutz oder Haare oder Wollfusseln an seiner Kleidung«, schrieb Homer Wells. »Aber da ist nichts.«

Olive Worthington versicherte Homer, daß der Hausarzt, ein alter Kauz, älter als Dr. Larch, ganz sicher sei, daß Seniors Schwierigkeiten ausschließlich alkoholbedingt wären.

»Doc Perkins ist zu alt, um immer noch zu praktizieren, Mom«, sagte Wally.

»Doc Perkins hat dich auf die Welt geholt – ich glaube, er weiß, was er tut«, sagte Olive.

»Ich möchte wetten, ich war leicht auf die Welt zu holen«, sagte Wally fröhlich.

Darauf möcht ich auch wetten, malte Homer sich aus, der fand, daß Wally alles auf der Welt wie selbstverständlich nahm – nicht auf selbstsüchtige oder verwöhnte Weise, sondern wie ein Prinz von Maine, wie ein König Neuenglands; Wally war einfach dazu geboren, die Führung zu übernehmen.

Dr. Larchs Brief an Homer war so eindrucksvoll, daß Homer ihn sogleich Mrs. Worthington zeigte.

»Was Du mir geschildert hast, Homer, deutet auf eine Art progressiven Gehirnsyndroms«, schrieb Dr. Larch.

»Bei einem Mann dieses Alters stehen nicht viele Diagnosen zur Auswahl. Ich würde sagen, wir tippen am besten auf die Alzheimersche präsenile Demenz; sie ist ziemlich selten; ich habe sie nachgeschlagen – in einem meiner gebundenen Jahrgänge des *New England Journal of Medicine.*

Das Abzupfen imaginärer Fusseln von der Kleidung bezeichnen die Neurologen als *Karphologie*. Im Verlauf des bei der Alzheimerschen Krankheit üblichen Verfalls wiederholt der Patient oft wie ein Echo, was zu ihm gesagt wird. Dies bezeichnet man als *Echolalie*. Die Unfähigkeit,

selbst vertraute Gegenstände zu benennen, wie etwa eine Zigarette, ist bedingt durch eine Unfähigkeit, die Gegenstände zu erkennen. Dies bezeichnet man als *Anomie*. Und der Verlust der Fähigkeit, eingeübte oder erlernte Bewegungen auszuführen, wie etwa das Öffnen des Handschuhfachs, ist ebenfalls typisch. Man bezeichnet es als *Apraxie.*

Du solltest Mrs. Worthington überreden, daß sie ihren Mann von einem Neurologen untersuchen läßt. Ich weiß, es gibt wenigstens einen in Maine. Es ist nur eine Vermutung von mir, daß es Alzheimers Krankheit ist.«

»Alzheimers Krankheit?« fragte Olive Worthington.

»Ist es eine *Krankheit* – was ihm fehlt?« fragte Wally Homer.

Unterwegs zu dem Neurologen weinte Wally im Wagen. »Es tut mir leid, Pop«, sagte er. Aber Senior schien erfreut.

Als der Neurologe Dr. Larchs Diagnose bestätigte, geriet Senior Worthington außer sich.

»Ich habe eine Krankheit!« schrie er stolz – sogar glücklich. Es war beinah, als ob jemand verkündete, daß er geheilt sei; was er hatte, war völlig unheilbar. »Ich habe eine *Krankheit*!« Er wurde euphorisch dabei.

Welch eine Erleichterung mußte es für ihn gewesen sein, zu hören, daß er nicht einfach ein Trunkenbold war. Solch eine gewaltige Erleichterung war es für Olive, daß sie an Wallys Schulter weinte; sie umarmte und küßte Homer mit solcher Inbrunst, wie Homer sie nicht mehr erfahren hatte, seit er den Armen Schwester Angelas und Schwester Ednas entflohen war. Mrs. Worthington dankte Homer immer wieder. Für Olive (auch wenn sie Senior schon seit langem nicht mehr liebte, falls sie ihn jemals wirklich geliebt hatte), bedeutete es sehr viel, zu wissen, daß diese neue Information es ihr erlaubte, ihren Respekt vor Senior aufzufrischen. Sie

war Homer und Dr. Larch unendlich dankbar für die Wiederherstellung von Seniors Selbstachtung – und für die teilweise Wiederherstellung ihrer Achtung vor Senior.

All dies trug zu der ungewöhnlichen Atmosphäre bei, die gegen Ende des Sommers, kurz vor der Ernte, Seniors Tod umgab; das Gefühl der Erleichterung war weitaus beherrschender als das Gefühl der Trauer. Daß Senior Worthington dem Tode zusteuerte, war schon seit einiger Zeit klar gewesen; daß er es im Handumdrehen geschafft hatte, in einigen Ehren zu sterben – »… an einer soliden Krankheit!« sagte Bert Sanborn – war eine willkommene Überraschung.

Natürlich hatten die Einwohner von Heart's Rock und Heart's Haven gewisse Schwierigkeiten mit dem Terminus – Alzheimer war damals, 194–, kein geläufiger Name an der Küste von Maine. Die Arbeiter auf Ocean View hatten besondere Schwierigkeiten damit; Ray Kendall machte es eines Tages für jedermann leichter verständlich. »Senior hatte die *Al's-Hammer-Krankheit*«, erklärte er.

Al sein Hammer! Nun, *das* war eine Krankheit, die jeder verstehen konnte.

»Ich hoffe nur, sie ist nicht ansteckend«, sagte die dicke Dot Taft.

»Vielleicht muß man reich sein, um sie zu kriegen«, fragte sich Meany Hyde.

»Nein, es ist neurologisch«, beharrte Homer, aber dies sagte – außer Homer – niemandem etwas.

Und so entwickelten die Männer und Frauen von Ocean View als sie sich dieses Jahr auf die Ernte vorbereiteten, eine neue Redensart. »Paß mal auf«, pflegte Herb Fowler zu sagen, »sonst kriegst du Al's Hammer.«

Und wenn Louise Tobey zu spät kam, pflegte Florence Hyde (oder Irene Titcomb oder die dicke Dot Taft) sie zu

fragen: »Was ist los, hast du deine Periode gekriegt oder Al's Hammer?« Und wenn Grace Lynch humpelnd oder mit einem unübersehbaren blauen Fleck auftauchte, dachte ein jeder, sagte es aber niemals laut: »Sie hat gestern abend Al's ollen Hammer abgekriegt, klar.«

»Mir scheint«, sagte Wally zu Homer Wells, »du solltest Arzt werden – du hast offenbar das Gespür dafür.«

»Doktor Larch ist der Arzt«, gab Homer Wells zurück. »Ich bin der Beduine.«

Kurz vor der Ernte – als sie frische Blumen in die Schlafsaalflügel des Ciderhauses gestellt und ein sauberes Blatt mit Spielregeln (beinah genau denselben Regeln wie letztes Jahr) getippt und sie neben den Lichtschalter an der Küchentür angezweckt hatte – bot Olive Worthington dem Beduinen ein Zuhause an.

»Ich finde es immer schlimm, wenn Wally ans College zurückkehrt«, sagte Olive zu Homer. »Und dieses Jahr, wo Senior von uns gegangen ist, werde ich es noch schlimmer finden. Ich wäre froh, wenn du hier glücklich sein könntest, Homer – du könntest in Wallys Zimmer wohnen. Ich wäre froh, über Nacht jemand im Hause zu haben und morgens jemand zum Reden.« Olive hatte Homer den Rücken zugewandt, während sie aus dem Erkerfenster in der Worthingtonschen Küche schaute. Die Luftmatratze, auf der Senior einstmals zu liegen pflegte, schaukelte vor ihren Augen im Wasser, doch Homer war sich nicht sicher, ob Olive die Matratze anschaute.

»Ich bin mir nicht sicher, was Dr. Larch davon halten würde«, sagte Homer.

»Dr. Larch wäre froh, wenn du eines Tages aufs College gehen würdest«, sagte Olive. »Und ich auch. Ich will mich

gern einmal bei der High-School in Cape Kenneth erkundigen, ob sie es mit dir versuchen würden – ob sie abschätzen können, was du weißt und was du noch lernen mußt. Du hattest eine sehr … ungewöhnliche Ausbildung. Ich weiß, Dr. Larch möchte, daß du alle Naturwissenschaften studierst.« Homer merkte, daß sie dies aus einem Brief von Dr. Larch haben mußte. »Und Latein«, sagte Olive Worthington.

»Latein«, sagte Homer Wells. Dies war *mit Sicherheit* Dr. Larchs Werk. *Cutaneus maximus*, dachte Homer Wells. *Dura Mater,* ganz zu schweigen vom guten alten *Umbilicus.* »Dr. Larch will, daß ich Arzt werde«, sagte Homer zu Mrs. Worthington. »Aber ich will nicht.«

»Ich glaube, er will, daß du immer noch Arzt werden kannst, solltest du einmal deine Meinung ändern«, sagte Olive. »Latein oder Griechisch, sagte er, glaube ich.«

Was müssen die beiden für einen Briefwechsel geführt haben, dachte Homer Wells, doch laut sagte er nur:

»Ich arbeite wirklich gerne auf der Farm.«

»Nun, natürlich will ich dich gerne hier arbeiten lassen«, sagte Olive zu ihm. »Ich brauche deine Hilfe – besonders während der Ernte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du ganztags studieren würdest. Ich muß mit der High-School sprechen, aber ich bin sicher, du wärst für sie etwas wie ein Experiment.«

»Ein Experiment«, sagte Homer Wells. War nicht für einen Beduinen alles ein Experiment?

Er dachte an das zerbrochene Messer, das er auf dem Dach des Ciderhauses gefunden hatte. War es dort gewesen, weil er es finden *sollte*? Und das zerbrochene Glas, von dem ein Stück ihm in seiner Schlaflosigkeit an Wallys Fenster ein Zeichen gegeben hatte: war das Glas dort auf dem Dach, *damit* ihm eine Botschaft übermittelt würde?

Er schrieb an Dr. Larch und bat um dessen Erlaubnis, in Ocean View zu bleiben. »Ich werde Biologie studieren«, schrieb Homer Wells, »und alle Naturwissenschaften. Aber muß ich Latein studieren? Niemand spricht es mehr heute.«

Wieso ist er solch ein Alleswisser? fragte sich Wilbur Larch, der gleichwohl gewisse Vorteile darin sah, daß Homer Wells *kein* Latein oder Griechisch konnte, beide die Wurzel so vieler medizinischer Fachausdrücke. Wie zum Beispiel *Coarctatio aortae*, dachte Dr. Larch. Diese kann eine relativ leichte Form eines angeborenen Herzfehlers sein, die sich zurückentwickeln kann, wenn der Patient älter wird; wenn der Patient so alt wird wie Homer, hat der Patient vielleicht überhaupt keine Herzgeräusche mehr, und nur ein geschultes Auge könnte auf einem Röntgenbild die leichte Erweiterung der Aorta erkennen.

Das einzige Symptom bei einem leichten Fall ist vielleicht ein erhöhter Blutdruck in den oberen Extremitäten. Lerne also nicht Latein, wenn du nicht willst, dachte Wilbur Larch.

Was den *besten* angeborenen Herzfehler für Homer Wells betraf, so tendierte Dr. Larch zu Pulmonalklappenstenose. »Vom Säuglingsalter an, und während seiner frühen Kindheit, hatte Homer Wells ein lautes Herzgeräusch«, schrieb Dr. Larch in die Krankengeschichte, nur um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie es sich anhörte. »Ab einundzwanzig«, notierte er an anderer Stelle, »ist Homers altes Herzgeräusch nur noch schwer zu erkennen; ich stelle jedoch fest, daß die Stenose der Pulmonalklappen auf dem Röntgenbild immer noch zu sehen ist.« Sie mußte kaum erkennbar sein; das wußte er. Homers Herzfehler war nicht für jeden ersichtlich – das war der springende Punkt. Nötig war nur, daß er eben da war.

»Lern weder Latein noch Griechisch, wenn du nicht willst«, schrieb Dr. Larch an Homer Wells. »Wir leben schließlich in einem freien Land.«

Homer Wells begann sich zu wundern. Im selben Kuvert mit Dr. Larchs Brief lag ein Brief, den Dr. Larch ihm vom guten alten Snowy Meadows nachgesandt hatte. Nach Larchs Meinung war Snowy ein Narr, »aber ein hartnäckiger«.

»Hallo, Homer, ich bin's – Snowy«, fing Snowy an. Er erklärte, sein Name sei jetzt Robert Marsh – »von den Marshs aus Bangor, wir sind die große Möbelfamilie«, schrieb Snowy.

Die Möbelfamilie? dachte Homer Wells.

Snowy verbreitete sich bis zum Gehtnichtmehr darüber, wie er das Mädchen seiner Träume getroffen und geheiratet und wie er sich für das Möbelgeschäft und gegen das College entschieden hatte und wie glücklich er sei, aus St. Cloud's herausgekommen zu sein; er hoffe, fügte Snowy hinzu, daß auch Homer »herausgekommen« sei.

»Und was hört man von Fuzzy Stone?« wollte Snowy Meadows von Homer wissen. »Der alte Larch sagt, daß Fuzzy sich gut macht. Ich würde dem alten Fuzzy gern schreiben, falls du seine Adresse weißt.«

Fuzzy Stones *Adresse*! dachte Homer Wells. Und was meinte der »alte Larch« damit (daß »Fuzzy sich gut macht«)? Sich gut macht – *wobei*? fragte sich Homer Wells, doch an Snowy Meadows schrieb er, daß Fuzzy sich tatsächlich gut mache; daß er Fuzzys Adresse momentan verlegt habe; und daß er den Apfelanbau für eine gesunde und befriedigende Arbeit halte. Homer fügte hinzu, daß er keine unmittelbaren Absichten habe, einen Besuch in Bangor zu machen; gewiß werde er die »Möbel-Marshs« aufsuchen, sollte er

einmal in die Stadt kommen. Und, nein, schloß er, er könnte Snowy nicht beipflichten, daß »eine Art Ehemaligen-Treffen in St. Cloud's« eine so tolle Idee sei; er sei sicher, schrieb er, daß Dr. Larch einen solchen Plan niemals gutheißen würde; er gestand, daß er Schwester Angela und Schwester Edna wohl vermisse, und natürlich Dr. Larch, aber sei es nicht besser, diesen Ort hinter sich zu lassen? »Ist das nicht der Sinn der Sache?« fragte Homer Wells Snowy Meadows. »Ist ein Waisenhaus nicht dazu da, daß man es hinter sich läßt?« Dann schrieb Homer an Dr. Larch.

»Was soll das heißen, daß Fuzzy Stone ›sich gut macht‹? – Sich gut macht – WOBEI? Ich weiß, Snowy Meadows ist ein Idiot, aber wenn Sie ihm schon irgendwelche Sachen über Fuzzy Stone erzählen, meinen Sie dann nicht, Sie sollten sie lieber auch mir erzählen?«

Kommt Zeit, kommt Rat, dachte Wilbur Larch müde; er fühlte sich in die Enge getrieben. Dr. Gingrich und Mrs. Goodhall hatten den Treuhänderausschuß überredet; der Ausschuß hatte verlangt, Larch möge Dr. Gingrichs Empfehlung nachkommen und einen »Erfahrungsbericht« über den Stand der Erfolge (oder Mißerfolge) jeder Waise in jeder Pflegefamilie erstellen. Sollte ihm die zusätzliche Schreibarbeit zu mühsam sein, so empfahl der Ausschuß, Mrs. Goodhalls Vorschlag aufzugreifen und eine Verwaltungshilfe einzustellen. War da nicht schon Geschichte genug, um die er sich kümmern mußte? fragte sich Dr. Larch. Er ruhte sich gerade in der Apotheke aus, schnüffelte etwas Äther und sammelte sich. Gingrich und Goodhall, sagte er zu sich selbst. Ginghall und Goodrich, murmelte er. Richhall und Ginggood! Goodging und Hallrich! Kichernd erwachte er.

»Warum sind Sie so fröhlich?« fragte Schwester Angela ihn spitz vom Flur draußen vor der Apotheke.

»Goodballs und Ding-Dong!« sagte Wilbur Larch zu ihr.

Wutentbrannt ging er in Schwester Angelas Büro. Er hatte Pläne für Fuzzy Stone. Er telephonierte mit dem Bowdoin-College (wo Fuzzy Stone seine Vorstudien erfolgreich abschließen sollte) und mit der Harvard Medical School (wo Fuzzy, so Larchs Absicht, sich sehr, sehr gut machen sollte). Dem Immatrikulationsbüro in Bowdoin erzählte er, daß dem Waisenhaus in St. Cloud's eine Summe Geldes gestiftet worden sei, zu dem ausdrücklichen Zweck, die Kosten des Medizinstudiums für einen hervorragenden jungen Mann oder eine junge Frau zu bezahlen, der oder die bereit – ja, mehr als bereit: opferbereit – wäre, in St. Cloud's zu wirken. Ob er, Dr. Larch, Einblick nehmen könnte in die Zeugnisabschriften von Absolventen, die in jüngster Zeit an die Medical School gegangen seien? Der Harvard Medical School erzählte er eine etwas andere Geschichte; er wünschte natürlich Einblick in die Zeugnisabschriften, aber in diesem Fall war die Geldsumme gestiftet worden, um ein Fortbildungsstipendium in Geburtshilfe einzurichten.

Es war die erste Reise, die Wilbur Larch unternahm, seit er hinter Clara hergejagt war, und das erste Mal seit dem Ersten Weltkrieg, daß er anderswo schlief als in der Apotheke; aber er mußte sich mit den Formularen der Zeugnisabschriften von Bowdoin und Harvard vertraut machen. Nur auf diese Weise konnte er eine Zeugnisabschrift für F. Stone fabrizieren. Er bat, eine Schreibmaschine benutzen zu dürfen, sowie um ein Blatt Papier – »eines ihrer Blankoformulare wird mir die Sache erleichtern« – und tat so, als tippte er die Namen und Noten von ein paar interessanten Kandidaten ab. »Ich sehe so viele, die ideal wären«, sagte er

denen in Bowdoin und Harvard, »doch man kann unmöglich wissen, ob einer von ihnen es aushalten wird in St. Cloud's. Wir liegen sehr abseits«, gestand er und dankte ihnen für ihre Hilfe und reichte ihnen ihre Zeugnisabschriften zurück (am richtigen Platz, unter ›S‹ die von Fuzzy).

Nach St. Cloud's zurückgekehrt, schrieb Dr. Larch an Bowdoin und Harvard und erbat Kopien von den Zeugnisabschriften einiger hervorragender Absolventen; er habe die Auswahl auf diese wenigen eingegrenzt, teilte er ihnen mit. Eine Kopie von Fuzzys Zeugnis kam mit den anderen per Post.

Als Larch der Harvard Medical School seinen Besuch abstattete, hatte er in Cambridge ein Postfach auf Fuzzys Namen eröffnet. Jetzt schrieb er dem Postmeister dort und bat, die Post für F. Stone nach St. Cloud's nachzusenden. Die Postfachadresse würde gegebenenfalls nützlich sein, sollte der junge Dr. Stone nämlich einmal seinem innigen Drang zur Mission in Übersee gehorchen. Dann schickte er ein leeres Kuvert an die Adresse in Cambridge und wartete darauf, daß es zurückkam.

Als der Brief zu ihm zurückkehrte – als er sicher war, daß das System funktionierte –, verfaßte er den Rest der Geschichte von F. Stone und seiner Adoptivfamilie (namens Eames) und übersandte sie dem Treuhänderausschuß, zusammen mit Fuzzys Adresse. Nichts zu erfinden brauchte er über Curly Day; er zuckte zusammen beim Niederschreiben des Namens Roy Rinfret; und die Wahrheit erzählte er über Snowy Meadows und die meisten anderen, auch wenn es ihm schwerfiel, »die Möbel-Marshs« hinzutippen, ohne laut aufzulachen, und als er zum Fall Homer Wells gelangte, besann er sich sehr eingehend, wie die Sache mit Homers Herz in Worte zu fassen sei.

Unter den Mitgliedern des Ausschusses gab es keinen Herzspezialisten oder Radiologen, nicht einmal einen Chirurgen; es gab einen sehr alten praktischen Arzt, der aus Prinzip nichts las. Dr. Gingrich zählte für Dr. Larch nicht als Arzt; Psychiater zählten für ihn überhaupt nicht, und Mrs. Goodhall, so glaubte er zuversichtlich, konnte er mit der dürftigsten Terminologie einschüchtern.

Er beichtete dem Ausschuß (fühlt sich nicht jedermann geschmeichelt durch Vertraulichkeit?), daß er es verabsäumt habe, die Sache mit Homers Herz diesem gegenüber zu erwähnen; er gestand, Ausflüchte gemacht zu haben, gab allerdings zu bedenken, daß eine Beunruhigung des Jungen sein Problem nur verschärfen könne und daß er ihn draußen in der Welt erst einmal Selbstvertrauen gewinnen lassen wolle, bevor er ihn mit diesem gefährlichen Wissen belastete – wiewohl er die Absicht habe, dies in Kürze nachzuholen. Larch sagte, er *habe* die Worthingtons über den Herzfehler informiert; sie seien daher besonders fürsorglich zu Homer; er habe es nicht für nötig gehalten, ihnen das Vorhandensein eines Herzgeräusches aufzuführen oder im einzelnen auf die genauen Merkmale der Pulmonalklappenstenose einzugehen. Er werde sich glücklich schätzen, dem Ausschuß bei Bedarf diese Einzelheiten zu übermitteln. Viel Spaß fand er daran, sich Mrs. Goodhall beim Durchmustern einer Röntgenaufnahme vorzustellen.

Abschließend meinte er, daß er das Ersuchen des Ausschusses um diese Erfahrungsberichte für eine gute Idee hielte und daß ihm deren Ausarbeitung viel Freude bereitet habe; weit entfernt davon, eine Verwaltungshilfe zu benötigen, um solche Arbeiten zu erledigen, sagte Larch, er habe sich eindeutig gestärkt gefühlt durch die so »willkommene Aufgabe« – denn, so fügte er hinzu, etwas über das Leben

seiner Waisen in der Adoption zu erfahren, das sei ihm schon immer am Herzen gelegen. Und manchmal auf den Geist gegangen, dachte er.

Er war erschöpft und vergaß, einen neugeborenen Knaben zu beschneiden, den Schwester Angela für die Operation vorbereitet hatte. Er verwechselte eine Frau, die auf eine Abtreibung wartete, mit einer Frau, die er tags zuvor entbunden hatte, und sagte ihr darum, daß ihr Baby ganz gesund sei und daß es ihm gutgehe. Er schüttete sich eine kleine Menge Äther über das Gesicht und mußte sein Auge ausspülen.

Er wurde ärgerlich, weil er zu viele Präservative bestellt hatte – er hatte viel zu viele Gummis herumliegen. Seit Melony fortgegangen war, klaute niemand mehr die Gummis. Als er an Melony dachte, begann er sich Sorgen zu machen, was ihn ebenfalls ärgerte.

Er ging zurück in Schwester Angelas Büro und schrieb einen Bericht, einen wahren, über David Copperfields Lispeln; er versäumte zu erwähnen, daß David Copperfield von Homer entbunden worden war und von ihm einen Namen bekommen hatte. Er schrieb einen leicht fiktiven Bericht über den Waisenjungen namens Steerforth und merkte an, daß dessen Entbindung so glatt verlaufen sei, daß Schwester Edna und Schwester Angela dabei ganz ohne Hilfe des Arztes ausgekommen waren. Er schrieb die Wahrheit über Smoky Fields: der Junge hamsterte Essen, ein Merkmal, das in der Mädchenabteilung weiter verbreitet war als in jener der Knaben, und Smoky zeigte allmählich eine Form von Schlaflosigkeit, wie Larch es in St. Cloud's nicht mehr erlebt hatte »seit den Tagen von Homer Wells«.

Die Erinnerung an diese Tage trieb ihm sofort Tränen in die Augen, doch er fing sich genügend, um niederzuschrei-

ben, daß er selbst und auch Mrs. Grogan sich Sorgen machten über Mary Agnes Cork: seit Melonys Fortgehen neige sie zu Depressionen. Er sagte auch die Wahrheit über Melony, auch wenn er beschloß, keinerlei Zerstörungstaten aufzuzählen. Über Mary Agnes schrieb Larch: »Vielleicht sieht sie sich als Melonys Nachfolgerin, aber sie hat nicht den dominierenden Charakter, der jeweils mit einer Macht- oder Führungsrolle einhergeht.« Das wird dem Idioten Dr. Gingrich gefallen, stellte Larch sich vor. »Rolle«, sagte Larch laut, verächtlich. Als ob Waisen sich den Luxus leisten könnten, davon zu träumen, daß sie *Rollen* spielten.

Einer Eingebung folgend, ging er in die Apotheke und pustete zwei Präservative auf. Er mußte die Dinger irgendwie aufbrauchen, dachte er. Mit einem Wäschezeichner schrieb er den Namen Gingrich auf das eine Präservativ und den Namen Goodhall auf das andere. Dann nahm er diese spaßigen Luftballons und ging Schwester Angela und Schwester Edna suchen.

Sie waren in der Mädchenabteilung und tranken Tee mit Mrs. Grogan, als Dr. Larch sie fand.

»Ah-ha!« sagte Larch und überraschte die Damen, die es nicht gewöhnt waren, ihn in der Mädchenabteilung auftauchen zu sehen, außer für die allabendliche Dosis *Jane Eyre* – und noch weniger, ihn mit bemalten Präservativen vor ihren Gesichtern herumfuchteln zu sehen.

»Dr. Gingrich und Missus Goodhall, sehr angenehm!« sagte Larch und verbeugte sich vor den Anwesenden. Worauf er ein Skalpell nahm und die Präservative platzen ließ. Im Stockwerk über ihnen hörte Mary Agnes Cork den Knall und fuhr von ihrem Bett hoch, auf dem sie mürrisch und deprimiert herumgelegen hatte. Mrs. Grogan war zu verblüfft, um etwas zu sagen.

Als Dr. Larch die Damen wieder ihrem Tee überließ und ins Spital zurückkehrte, fand Schwester Edna als erste die Sprache wieder. »Wilbur arbeitet so schwer«, sagte sie vorsichtig. »Ist es nicht ein Wunder, daß er noch Zeit findet für Späße?«

Mrs. Grogan war immer noch sprachlos, doch Schwester Angela sagte: »Ich glaube, der Alte hat nicht mehr alle Tassen im Schrank.«

Schwester Edna schien durch diese Bemerkung persönlich gekränkt; sehr ruhig stellte sie ihre Teetasse auf die Untertasse, bevor sie sprach: »Ich glaube, es ist der Äther«, sagte sie leise.

»Ja und nein«, sagte Schwester Angela.

»Sie meinen, es ist auch Homer Wells?« fragte Mrs. Grogan.

»Ja«, sagte Schwester Angela. »Es ist der Äther *und* es ist Homer Wells, *und* es ist das Alter, *und* es sind diese neuen Mitglieder im Ausschuß. Es ist einfach alles. Es ist Saint Cloud's.«

»Es ist das, was auch mit Melony passierte«, sagte Mrs. Grogan, doch als sie Melonys Namen aussprach, brach sie in Tränen aus. Oben hörte Mary Agnes Cork Melonys Namen und weinte.

»Homer Wells wird zurückkehren, ich weiß es einfach«, sagte Schwester Angela, doch das brachte sie so zum Weinen, daß Schwester Edna jetzt Mrs. Grogan *und* Schwester Angela trösten mußte. »Na, na«, sagte Schwester Edna zu ihnen, aber sie fragte sich: Wo ist der junge Mann oder die junge Frau, der oder die eines Tages für uns alle sorgen wird?

»O Herr«, begann Mrs. Grogan. Oben senkte Mary Agnes Cork den Kopf und faltete ihre Hände; wenn sie ihre

Handballen in einem gewissen Winkel gegeneinanderdrückte, gelang es ihr, ein wenig von dem Schmerz ihrer alten Schlüsselbeinverletzung wiederzubeleben. »O Herr«, betete Mrs. Grogan, »steh uns bei diesen Tag, bis die Schatten länger werden und der Abend kommt und das Treiben der Welt verstummt und die Hast des Lebens vorbei ist und unsere Arbeit getan.«

In dieser Nacht, in der Dunkelheit und im Einklang mit dem Stöhnen einer Eule, flüsterte Schwester Edna still für sich: »Amen«, während sie auf Dr. Larch lauschte, der seine Runde machte und jeden der Jungen küßte – sogar Smoky Fields, der sein Essen hamsterte und es im Bett versteckte, das stank, und der nur so tat, als ob er schliefe.

Auf dem Riesenrad hoch über dem Lunapark und dem Stand von Cape Kenneth versuchte Homer, das Dach des Ciderhauses auszumachen, doch es war dunkel, und es gab keine Lichter im Ciderhaus – und auch wenn das Ciderhaus beleuchtet gewesen wäre, oder wenn das denkbar hellste Tageslicht geherrscht hätte, war das Haus doch zu weit entfernt. Nur die am hellsten funkelnden Lichter des Lunaparks, vor allem die deutlichen Lichter des Riesenrades waren sichtbar vom Ciderhausdach; umgekehrt funktionierte es nicht.

»Ich möchte Pilot werden«, sagte Wally. »Ich möchte fliegen, ehrlich. Hätte ich meinen Pilotenschein und mein eigenes Flugzeug, dann könnte ich das ganze Spritzen in den Obstgärten übernehmen – ich würde ein Farm-Flugzeug kaufen, aber ich würde es anmalen wie ein Jagdflugzeug. Es ist so mühselig, diese doofen Sprinkler mit diesen doofen Traktoren über diese doofen Hügel hin und her zu schleppen.«

Genau das tat Candys Vater Ray in diesem Augenblick; Meany Hyde war krank, und Everett Taft, der Vorarbeiter, hatte Ray gefragt, ob es ihm etwas ausmachte, eine Nachtspritzung zu fahren – Ray kannte sich besonders gut mit dem Gerät aus. Es war die letzte Spritzung vor der Ernte, und irgendwo im dunklen Grün des Hinterlands, das sich unter dem Riesenrad erstreckte, spritzten sich Raymond Kendall und Vernon Lynch ihre Bahn durch Ocean View.

Manchmal spritzte Wally; Homer lernte es gerade. Und manchmal spritzte Herb Fowler, doch Herb protestierte gegen das Nachtspritzen. (»In der Nacht habe ich Besseres zu tun«, pflegte er zu sagen.) In der Nacht ließ es sich besser spritzen, weil abends der Wind abflaute, vor allem entlang der Küste.

Wally spritzte nicht an diesem Abend, weil es seine letzte Nacht zu Hause war; am anderen Morgen sollte er ans College zurückkehren.

»Du kümmerst dich doch für mich um Candy, nicht wahr, Homer?« fragte Wally, als sie über der felsigen Küste und dem dichtbevölkerten Strand von Cape Kenneth schwebten; die vereinzelten Lagerfeuer der Sommerschluß-Strandfeste blinkten; das Rad kreiste abwärts.

Candy würde ihr Abschlußjahr an der Mädchenakademie in Camden beenden; die meisten Wochenenden würde sie nach Hause kommen, aber Wally würde in Orono bleiben, außer am Erntedankfest und an Weihnachten und in den längeren Ferien.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Wenn ich fliegen würde – im Krieg«, sagte Wally. »*Wenn* ich einrücken würde, und *wenn* ich fliegen würde, ich meine, *wenn* ich in einem Bomber wäre, dann wäre ich

lieber in der B-24 als in der B-25. Ich wäre lieber *strategisch* als *taktisch*; lieber Sachen bombardieren als Menschen. Und ich würde nicht gern ein Jagdflugzeug fliegen im Krieg. Das bedeutet ebenfalls, auf Menschen zu schießen.«

Homer Wells wußte nicht, wovon Wally sprach; Homer verfolgte den Krieg nicht – er wußte nichts von den Nachrichten. Eine B-24 war ein schwerer viermotoriger Bomber, der für strategische Bombardements eingesetzt wurde – Brücken, Ölraffinerien, Treibstoffdepots, Eisenbahnschienen. Er traf die Industrie, er warf seine Bomben nicht auf Armeen. Dies war die Aufgabe der B-25 – eines mittleren taktischen Bombers. Wally hatte den Krieg studiert – mit mehr Interesse, als er seinen Botanikkurs (oder seine anderen Kurse) an der University of Maine verfolgte. Doch der Krieg, der damals in Maine »der Krieg in Europa« genannt wurde, kam Homer gar nicht in den Sinn. Um Kriege kümmern sich Leute, die eine Familie haben.

Hatten Beduinen Kriege, fragte sich Homer Wells. Und wenn ja, wieweit kümmerten sie sich um sie?

Er wartete begierig darauf, daß die Ernte anfing; er war neugierig, die Wanderarbeiter kennenzulernen, die Neger zu sehen. Er wußte nicht, warum. Waren sie ähnlich wie Waisen? Gehörten sie nicht so recht dazu? Waren sie im Grunde nicht *nützlich* genug?

Weil er Wally liebte, beschloß er, nicht an Candy zu denken. Es war ein sehr kühner Entschluß, noch gesteigert durch sein Hochgefühl auf dem Riesenrad. Und an diesem Abend gab es auch einen Plan; Homer Wells – eine auf Routine festgelegte Waise – liebte es, für jeden Abend einen Plan zu haben, auch wenn er über diesen hier nicht so sehr begeistert war.

Er fuhr Wally in Seniors Cadillac zu Kendalls Hummer-

bassin, wo Candy wartete. Dort ließ er Candy und Wally allein. Ray würde einige Stunden ausbleiben und spritzen, und Candy und Wally wünschten sich vor dem Nachhausefahren ein zärtliches Lebewohl. Homer wollte Debra Pettigrew abholen und sie ins Autokino von Cape Kenneth ausführen; es würde ihr erstes Autokino sein ohne Candy und Wally, und Homer fragte sich, ob jene Hier-anfassen-dort-nicht-Spielregeln abgewandelt sein würden, wenn er und Debra allein waren. Während er sich einen wohlberechneten Weg zwischen den bösartigen Hunden der Pettigrews hindurch bahnte, war er über sich selber enttäuscht, weil er nicht darauf brannte, herauszufinden, ob Debra nun wollte oder nicht. Ein besonders athletischer Hund schnappte sehr laut neben seinem Gesicht, aber die Kette um den Hals des Hundes schien das Tier mitten in der Luft zu strangulieren; es landete derb – mit einem deutlichen Ächzen – auf seinem Brustkasten und kam nur langsam wieder auf die Beine. Warum hielten die Leute Hunde? fragte sich Homer.

Es war ein Wildwestfilm, aus dem Homer nur folgern konnte, daß die Durchquerung des Landes in einem Wagentreck eine Übung in Wahnsinn und Einsamkeit sei; wenigstens, so dachte er, hätte man vor dem Aufbruch ein paar Verabredungen mit den Indianern treffen sollen. Dem Film fehlte es an allen Verabredungen, und Homer schaffte es nicht, den Gebrauch von Herb Fowlers Gummis zu verabreden, die er in der Tasche trug – »für alle Fälle«. Debra Pettigrew war entschieden freier, als sie es je gewesen war, aber zuletzt war ihre Hemmung nicht weniger entschieden.

»Nein!« kreischte sie einmal.

»Es ist nicht nötig, zu schreien«, sagte Homer Wells und nahm seine Hand von der verbotenen Stelle.

»Nun, dies war das zweite Mal, daß du diese gewisse Sa-

che gemacht hast«, warf Debra ihm vor – eine mathematische Gewißheit (und andere Gewißheiten) deutlich in ihrer Stimme. Damals, 194–, in Maine, mußte Homer sich damit abfinden, daß das, was man »Petting« nannte, erlaubt war; was man »Anmachen« nennt, lag im Bereich der Spielregeln; doch was er mit Melony gemacht hatte, was Grace Lynch ihm anzubieten schien und was Candy und Wally machten (oder wenigstens einmal gemacht hatten): auf all dies lautete die Antwort: »Nein!«

Wie aber war Candy überhaupt schwanger geworden? fragte sich Homer Wells, Debra Pettigrews feuchtes Gesichtchen an seine Brust gedrückt. Ihr Haar kitzelte ihn an der Nase, aber er konnte gerade noch über sie hinwegspähen, so daß er das Indianermassaker beobachten konnte. Wo Herb Fowler seine Präservative doch schneller verteilte als Dr. Larch sie den Frauen in St. Cloud's aushändigte – wie konnte Wally es soweit kommen lassen, daß sie schwanger wurde? Wally war so wohlbehütet Homer Wells konnte nicht verstehen, wieso Wally sich überhaupt für den Krieg interessierte. Ob eine Waise je wissen konnte, daß sie verwöhnt war und sich noch nicht bewähren mußte? Ob eine Waise jemals Langeweile oder Unruhe verspürte – oder waren dies luxuriöse Seelenzustände? Er erinnerte sich, daß Curly Day Langeweile empfunden hatte.

»Schläfst du, Homer?« fragte ihn Debra Pettigrew.

»Nein«, sagte er. »Ich habe nur gedacht …«

»Was gedacht?« fragte Debra.

»Wie kommt es, daß Wally und Candy es tun und wir nicht?« fragte Homer sie.

Debra Pettigrew schien vor dieser Frage auf der Hut, oder zumindest war sie überrascht durch ihre Unverblümtheit; vorsichtig legte sie sich eine Antwort zurecht.

»Nun«, begann sie diplomatisch. »Sie sind verliebt – Wally und Candy. Nicht wahr?«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Nun, du hast nie gesagt, daß du verliebt bist – in mich«, fügte Debra hinzu. »Und ich habe nie gesagt, daß ich es bin – in dich.«

»Das ist richtig«, sagte Homer. »Also ist es gegen die Spielregeln, es zu machen, wenn man nicht verliebt ist?«

»Betrachte es einmal so«, sagte Debra Pettigrew; sie biß sich auf die Unterlippe. Es war absolut und genauso schwer, wie sie es sich immer vorgestellt hatte. »Falls du verliebt bist und es gibt ein Mißgeschick – wenn man schwanger wird, mein ich; *wenn* man dann verliebt ist, heiratet man. Wally und Candy sind verliebt, und wenn es bei ihnen ein Mißgeschick gibt, werden sie heiraten.«

Vielleicht, dachte Homer Wells, vielleicht das *nächste* Mal. Was er aber sagte, war: »Ich verstehe.« Was er dachte, war: *Das* sind also die Spielregeln! Sie drehen sich um Un- und um Zufälle, sie drehen sich ums Schwangerwerden und Kein-Baby-haben-Wollen. Mein Gott, dreht sich alles nur darum?

Er erwog, den Gummi aus der Tasche zu holen und ihn Debra Pettigrew zu präsentieren. Wenn der Streit darum ging, daß eine zufällige Schwangerschaft wirklich der einzige Grund war, es nicht zu tun, was hielt sie dann ab von der Alternative, auf die Herb Fowler so unermüdlich verwies? Wenn er aber dieses Argument ins Treffen führte, deutete er damit nicht an, daß alle Zärtlichkeit grob abgetan werden könnte – oder an sich etwas Grobes sei? Oder war Zärtlichkeit nur für ihn etwas Grobes?

In dem Film baumelten mehrere menschliche Skalps an einem Speer; aus für Homer Wells unverständlichen Grün-

den machten die Indianer ein Riesentheater um diesen Speer, als ob der Speer ein Schatz wäre. Plötzlich wurde einem Offizier der Kavallerie die Hand mit einem Pfeil an einen Baum genagelt; der Mann gab sich alle Mühe (unter Einsatz seiner Zähne und der anderen Hand), den Pfeil aus dem Baum zu lösen, aber der Pfeil steckte noch ganz auffällig in seiner Hand. Ein Indianer mit einem Tomahawk näherte sich dem Kavallerieoffizier; es hatte den Anschein, als wäre sein Ende gekommen, zumal er darauf beharrte, seine Pistole mit dem Daumen der Hand zu spannen, in der der Pfeil steckte.

Warum benutzt er nicht seine heile Hand? fragte sich Homer Wells. Aber der Daumen funktionierte; die Pistole war – endlich – gespannt. Homer Wells folgerte aus diesem Experiment, daß der Pfeil sich durch die Hand habe bohren können, ohne den Ast des Medianusnervs zu verletzen, der zu den Muskeln des Daumens verläuft. Glückspilz, dachte Homer Wells, während der Kavallerieoffizier den herankommenden Indianer ins Herz schoß – es mußte das Herz sein, dachte Homer Wells, weil der Indianer sofort starb. Es war drollig, daß er die Bilder der Hand in *Grays Anatomie* deutlicher vor sich sah als den Film.

Er brachte Debra nach Hause und entschuldigte sich dafür, daß er sie nicht bis vor ihre Haustür begleitete; einer der Hunde war los, er hatte seine Kette zerrissen und kratzte wie rasend am Fenster der Fahrerseite (das Homer eben noch rechtzeitig hinaufgekurbelt hatte). Er keuchte und geiferte und klapperte mit seinen Zähnen gegen die Scheibe, die so beschlagen und verschmiert wurde, daß Homer Schwierigkeiten hatte, etwas zu sehen, als er den Cadillac wendete.

»Hör auf, Eddy!« kreischte Debra Pettigrew den Hund

an, während Homer davonfuhr. »Hör doch endlich auf, Eddy, *bitte*!« Aber der Hund hetzte dem Cadillac fast eine Meile weit hinterher.

Eddy? dachte Homer Wells. Hatte nicht Schwester Angela einmal jemand Eddy genannt? Er glaubte wohl; aber es mußte jemand gewesen sein, der schnell adoptiert wurde – wie es auch sein sollte.

Als er zu Kendalls Hummerbassin kam, war Ray zu Hause. Er machte Tee und wärmte seine tief gefurchten, rissigen Hände an dem Topf. Unter seinen rissigen Nägeln war der ewige ölschwarze Dreck eines Mechanikers.

»Na, sieh mal an, wer hier das Autokino überlebt hat!« sagte Ray.

»Setz dich und trink Tee mit mir.« Homer sah, daß Candy und Wally aneinandergeschmiegt draußen auf dem Anlegesteg waren. »Verliebte spüren nicht, wie kalt es ist, schätze ich«, sagte Ray zu Homer. »Scheint nicht so, als wären sie fertig mit dem Lebewohlsagen.«

Homer war froh, daß er Tee trinken und bei Ray sitzen konnte; er hatte Ray gern und wußte, daß Ray ihn ebenfalls gern hatte.

»Was hast du heute gelernt?« fragte ihn Ray. Homer wollte schon etwas über die Spielregeln im Autokino sagen, doch er fürchtete, daß Ray etwas anderes wissen wollte.

»Nichts«, sagte Homer Wells.

»Nein, ich möchte wetten, du hast etwas gelernt«, sagte Ray. »Du bist ein Lerner. Ich weiß es, weil ich selbst einer war. Kaum siehst du, wie etwas gemacht wird, kannst du es auch schon selbst; das meine ich.«

Ray hatte Homer den Ölwechsel und das Abschmieren beigebracht, Stecker und Buchsen und Zündpunkteinstellung, Treibstoffzufuhr und Vorderachsfluchtung; er hatte

dem Jungen gezeigt, wie man eine Kupplung nachstellt – und zu Rays Verwunderung hatte Homer es behalten. Er hatte ihm auch die Ventileinstellung gezeigt und wie man das Kardangelenk austauscht. Im Lauf eines Sommers hatte Homer mehr über Mechanik gelernt als Wally die ganze Zeit davor. Aber Ray schätzte nicht nur Homers Handfertigkeit.

Ray hatte Respekt vor der Einsamkeit, und eine Waise, so stellte er sich vor, hatte ein gut Teil davon mitbekommen.

»Pah«, sagte Ray, »ich möchte wetten, daß es nichts gibt, was du nicht lernen könntest – nichts, was deine Hände nicht behalten würden, sobald deine Hände es in den Griff bekommen haben, was es auch sein mag.«

»Richtig«, sagte Homer Wells und lächelte. Er erinnerte sich an das perfekte Gleichgewicht der Dilatatoren; wie man sie ruhig zwischen Daumen und Zeigefinger halten konnte, indem man einfach den Griff an der Kuppe des Mittelfingers aufliegen ließ. Er bewegte sich nur genau in dem Moment und dorthin, wo man ihn bewegte. Und wie richtig es war, dachte Homer, daß Spekula in mehreren Größen geliefert wurden; daß es immer eine Größe gab, die genau die richtige war. Und welch genaue Regulierung man vornehmen konnte, mit nur einer halben Drehung der kleinen Flügelschraube; und daß das entenschnäbelige Spekulum die Lippen der Vagina *gerade* weit genug offenhielt.

Homer Wells, einundzwanzig, in den Dampf über seinem heißen Tee pustend, saß da und wartete darauf, daß sein Leben begann.

Auf der Rückfahrt im Cadillac mit Wally nach Ocean View – als auf die Fels- und Wasseridylle von Heart's Haven die

schmuddeligere, unordentlichere Landschaft von Heart's Rock folgte – sagte Homer: »Du mußt es mir nicht sagen, wenn du nicht willst, aber – ich habe mich gefragt, wie es passieren konnte, daß Candy schwanger wurde. Ich meine, hast du nicht irgend etwas benützt?«

»Klar, habe ich«, sagte Wally, »einen von Herb Fowlers Gummis, aber er hatte ein Loch.«

»Er hatte ein Loch?« sagte Homer Wells.

»Kein großes«, sagte Wally, »aber ich merkte, daß er ein Loch hatte – weißt du, er leckte.«

»Jedes Loch ist groß genug«, sagte Homer.

»Klar ist es das«, sagte Wally. »So, wie er die Dinger mit sich herumträgt, wurde es wahrscheinlich durchbohrt von etwas in seiner Tasche.«

»Ich schätze, du benutzt die Gummis nicht mehr, die Herb Fowler dir zuwirft«, sagte Homer Wells.

»Das ist richtig«, sagte Wally.

Als Wally schlief – friedlich wie ein Prinz, weltentrückt wie ein König –, glitt Homer aus dem Bett, fand seine Hose, fand die Gummis in seiner Tasche und nahm einen mit ins Badezimmer, wo er ihn mit Wasser aus dem Kaltwasserhahn füllte. Das Loch war winzig, aber präzise, ein feiner, aber ununterbrochener Nadelstrahl Wasser floß aus dem Ende des Gummis. Das Loch war größer als ein Nadelstich, doch längst nicht so groß, wie ein Nagel es machen würde; vielleicht benutzt Herb Fowler eine Reißzwecke oder den Dorn einer Zirkelspitze, dachte Homer Wells.

Es war ein absichtlich gemachtes Loch, perfekt plaziert, genau im Mittelpunkt. Der Gedanke, daß Herb Fowler diese Löcher machte, ließ Homer Wells schaudern. Er erinnerte sich an den ersten Fötus, den er gesehen hatte, auf seinem Rückweg vom Verbrennungsofen – wie vom Himmel gefal-

len. Er erinnerte sich an die ausgestreckten Arme des ermordeten Fötus aus Three Mile Falls. Und an den blauen Fleck auf Grace Lynchs Brust, der sich von grün nach gelb verfärbte. Hatte Graces Reise nach St. Cloud's ihren Ursprung in einem von Herb Fowlers Präservativen?

In St. Cloud's hatte er den Schmerz gesehen und die schlichteren Formen des Unglücks – und Depression und Destruktivität. Er hatte Niedertracht und auch Ungerechtigkeit erfahren. Dies aber ist böse, nicht wahr? fragte sich Homer Wells. Habe ich schon einmal das Böse gesehen? Er dachte an die Frau mit dem Ponypenis im Mund. Was tut man, wenn man das Böse erkennt? fragte er sich.

Er schaute aus Wallys Fenster – doch in der Dunkelheit, vor seinem inneren Auge, sah er die zerklüftete, immer noch unbepflanzte Hügelflanke hinter dem Spital und der Knabenabteilung in St. Cloud's; er sah den dichten, aber beschädigten, alle Geräusche schluckenden Wald hinter dem Fluß, der seine Trauer um Fuzzy Stone davongetragen hatte. Hätte er Mrs. Grogans Gebet gekannt, er hätte es ausprobiert, doch das Gebet, mit dem Homer sich zu beruhigen pflegte, war der Schluß des dreiundvierzigsten Kapitels von *David Copperfield*. Weil da noch weitere zwanzig Kapitel bevorstanden, waren diese Worte vielleicht zu unsicher für ein Gebet, und Homer sprach sie sich unsicher vor – als ob er nicht glaubte, daß die Worte wahr wären, als ob er sie aber zwingen wollte, wahr zu sein; indem er die Worte immer und immer wieder wiederholte, konnte er die Worte wahr machen für *sich*, für Homer Wells: »Ich bin stehengeblieben, um die Traumbilder jener Tage vorübereilen zu lassen. Sie sind vorüber, und ich trete die Reise meiner Geschichte von neuem an.«

In dieser Nacht aber lag er wach, weil die Traumbilder jener Tage nicht vorübergeeilt waren. Wie die schrecklichen winzigen Löcher in den Präservativen, waren die Traumbilder jener Tage nicht leicht zu finden – und ihre Bedeutung war ungewiß –, aber sie waren da.

Am anderen Morgen fuhr Wally wohl oder übel zur Universität in Orono. Am nächsten Tag fuhr Candy zur Camden Academy. An dem Tag, bevor die Pflückermannschaft auf Ocean View eintraf, besuchte Homer Wells – der größte und älteste Knabe an der High-School von Cape Kenneth – die erste Stunde in Biologie II. Seine Freundin Debra Pettigrew mußte ihn in das Labor führen; Homer verirrte sich en route und geriet in eine Klasse, die gerade Werkunterricht hatte.

Das Lehrbuch für Fortgeschrittene Biologie war B. A. Bensleys *Praktische Anatomie des Kaninchens*; der Text und die Illustrationen wirkten auf die anderen Studenten abschreckend, aber Homer Wells erfüllte das Buch mit Sehnsucht. Es war ein Schock für ihn, zu erkennen, wie sehr er Dr. Larchs zerlesenes Exemplar des *Gray* vermißte. Auf den ersten Blick fand Homer Anlaß zur Kritik an Bensley; während der *Gray* mit dem Skelett begann, begann Bensley mit dem Zellgewebe. Aber der Biologielehrer war kein Narr; leichenblaß war er, dieser Mr. Hood, doch beglückte er Homer Wells, indem er verkündete, er habe nicht die Absicht, genau dem Lehrbuch zu folgen – man würde, wie *Gray*, mit den Knochen beginnen. Beruhigt durch etwas, was Routine für ihn war, vergnügte sich Homer bei seinem ersten Blick auf das vergilbte Skelett eines Kaninchens. Die Klasse verstummte; einige Schüler waren angewidert. Wartet nur, bis wir zum urogenitalen System kommen, dachte Homer Wells, der seine Augen über die

perfekten Knochen gleiten ließ; aber dieser Gedanke erschreckte auch ihn. Er merkte, daß er sich darauf freute, zum urogenitalen System des armen Kaninchens zu kommen.

Er hatte den Schädel des Kaninchens seitlich im Blick; er fragte sich selbst die Namen der Teile ab – es war so leicht für ihn: cranialis, orbital, nasalis, frontal, mandibularis, maxillaris, prämaxillaris. Wie gut erinnerte er sich an Clara und die anderen, die ihn so vieles gelehrt hatten!

Was Clara betraf, so wurde sie endlich zur Ruhe gebettet an einem Ort, den sie sich selbst vielleicht nicht ausgesucht hätte – der Friedhof von St. Cloud's lag im verlassenen Teil der Stadt. Vielleicht war dies passend, dachte Dr. Larch, der Claras Beisetzung überwachte, weil Clara selbst verlassen gewesen war – gewiß war sie mehr erforscht und untersucht worden, als sie geliebt worden war.

Schwester Edna erlitt beim Anblick des Sargs einen Schock, aber Schwester Angela versicherte ihr, daß keine der Waisen über Nacht verstorben sei. Mrs. Grogan begleitete Dr. Larch auf den Friedhof; Larch hatte sie gebeten, mit ihm zu kommen, weil er wußte, daß Mrs. Grogan sich über jede Gelegenheit freute, ihr Gebet zu sagen. (Es gab keinen Pfarrer oder Priester oder Rabbi in St. Cloud's; wenn heilige Worte angebracht waren, kam jemand aus Three Mile Falls und sprach sie. Es war ein Zeichen für Wilbur Larchs zunehmende Isolation, daß er sich weigerte, irgend etwas aus Three Mile Falls kommen zu lassen, und daß er noch lieber Mrs. Grogan zuhörte – wenn denn heilige Worte überhaupt sein mußten.)

Es war die erste Beerdigung, bei der Wilbur Larch weinte; Mrs. Grogan wußte, daß seine Tränen nicht Clara galten.

Larch hätte Clara nicht beigesetzt, wenn er geglaubt hätte, daß Homer Wells je zurückkehren würde.

»Nun, er *irrt* sich«, sagte Schwester Angela. »Auch ein Heiliger kann sich irren. Homer Wells *wird* zurückkehren. Er *gehört* hierher, ob es ihm gefällt oder nicht.«

Ist es der Äther? fragte sich Dr. Larch. Er meinte, ob es der Äther sei, der ihm zunehmend dieses Gefühl gab, als wisse er alles voraus, was passieren sollte. Zum Beispiel hatte er mit dem Brief gerechnet, der für F. Stone eintraf – nachgesandt von Fuzzys Postfachadresse. »Ist das ein trauriger Scherz?« fragte Schwester Angela, während sie das Kuvert hin und her wendete.

»Bitte, das ist für mich«, sagte Dr. Larch. Es kam vom Treuhänderausschuß, wie er erwartet hatte. Dies war der Grund, warum sie diese Erfahrungsberichte von ihm gewünscht hatten und warum sie die Adressen der Waisen verlangt hatten. Sie überprüften ihn, das wußte Larch.

Der Brief an Fuzzy begann mit herzlichen Glückwünschen; er besagte, daß der Ausschuß von Dr. Larch viel über Fuzzy erfahren habe, aber sie wollten auch alles andere wissen über Fuzzys »St.-Cloud's-Erlebnis« – natürlich nur, was er ihnen »mitteilen« wollte.

Das »St.-Cloud's-Erlebnis« klang für Wilbur Larch nach einem mystischen Geschehen. Der beigefügte Fragebogen machte ihn wütend, auch wenn es ihm Spaß bereitete, sich vorzustellen, welche von den Fragen der langweilige Dr. Gingrich sich ausgedacht haben mochte und welche davon dem eiskalten Kopf der Mrs. Goodhall entstammten. Dr. Larch fand auch Spaß daran, sich vorzustellen, wie Homer Wells und Snowy Meadows und Curly Day – und all die anderen – diesen albernen Fragebogen beantworten würden, aber die unmittelbar bevorstehende Aufgabe nahm er

sehr ernst. Er wollte, daß Fuzzy Stones Antworten auf diesen Fragebogen perfekt wären. Er wollte sichergehen, daß der Treuhänderausschuß Fuzzy Stone niemals vergessen würde.

Es waren fünf Fragen. Jede davon beruhte auf der falschen Annahme, daß jede Waise mindestens fünf oder sechs Jahre alt sein mußte, bevor sie – oder er – adoptiert wurde. Diese und andere Dummheiten überzeugten Wilbur Larch, daß Dr. Gingrich und Mrs. Goodhall leichte Gegner sein würden.

1. Wurdest du in St. Cloud's richtig beaufsichtigt? (Bitte berücksichtige in deiner Antwort, ob du dich besonders liebevoll behandelt fühltest und ob du gefördert wurdest; wir möchten auch gern erfahren, ob du dich je mißhandelt fühltest.)
2. Wurdest du in St. Cloud's angemessen ärztlich betreut?
3. Wurdest du auf dein neues Leben in einer Pflegefamilie angemessen vorbereitet, und wurde deine Pflegefamilie deiner Ansicht nach sorgfältig und richtig ausgewählt?
4. Schlägst du irgendwelche Verbesserungen in puncto Methoden und Leitung für St. Cloud's vor? (Hättest du dich wohl gefühlt, wenn das Personal jugendlicher, energischer [oder einfach nur zahlreicher] gewesen wäre?)
5. Wurde versucht, die Bewohner des Waisenhauses in die ortsansässige Gemeinschaft zu integrieren?

»*Welche* Gemeinschaft?« schrie Wilbur Larch. Er stand am Fenster in Schwester Angelas Büro und starrte auf die kahle Hügelflanke, wo Wally hatte Apfelbäume pflanzen wollen. Warum waren sie nicht zurückgekehrt und hatten die blöden Apfelbäume gepflanzt, selbst wenn das ganze

Getue nur war, um mir eine Freude zu machen? fragte sich Larch.

»*Welche* Gemeinschaft?« heulte er.

O ja, dachte er, ich hätte den Bahnhofsvorsteher bitten können, ihnen Religionsunterricht zu erteilen und ihnen von wüsten Schwärmen heimatloser Seelen zu erzählen, die in allen Ecken und Winkeln des Himmels herumlungern. Ich hätte diesen würdigen Gentleman bitten können, ihnen auch seine Wäschekataloge zu zeigen.

Ich hätte diese Familie von Kinderquälern aus Three Mile Falls bitten können, hier einmal pro Woche zu unterrichten. Ich hätte manche der Frauen, die abtreiben ließen, hierbehalten und bitten können, uns doch zu verraten, warum sie im Moment keine Kinder haben wollten. Oder ich hätte manche der Mütter später noch einmal einladen können, damit sie ihren Kindern erklärten, warum sie sie hier zurückgelassen hatten! *Das* wäre lehrreich gewesen! O Gott, dachte Wilbur Larch, welch eine *Gemeinschaft* hätten wir sein können – wäre ich nur jugendlicher gewesen, *energischer*!

O ja, ich habe Fehler gemacht, dachte er; und ein paar schwarze Stunden lang erinnerte er sich an einige davon. Hätte ich nur einen vernünftigen Atemapparat bauen, hätte ich bloß für Fuzzy eine Ersatzlunge erfinden können! dachte er.

Und vielleicht wird Homer Wells ihnen sagen, daß er auf seinen ersten Anblick des Fötus dort auf dem Hügel nicht »angemessen« vorbereitet war. Und hätte es eine Möglichkeit gegeben, Homer auf Three Mile Falls vorzubereiten, auf die Drapers in Waterville oder darauf, daß die Winkles fortgespült wurden? Was war meine Alternative? fragte sich Wilbur Larch. Vermutlich hätte ich ihn *nicht* in die Lehre nehmen sollen.

»Wir sind auf diese Erde gestellt, um uns nützlich zu machen«, schrieb Wilbur Larch (als Fuzzy Stone) an den Treuhänderausschuß. »Es ist besser, etwas zu tun, als zu kritisieren«, schrieb der junge Idealist Fuzzy Stone. »Es ist besser, überhaupt etwas zu tun, als müßig dabeizustehen.« Sage es ihnen, Fuzzy! dachte Dr. Larch.

Und so sagte Fuzzy dem Treuhänderausschuß, daß das Spital in St. Cloud's ein Musterbeispiel seiner Art sei. »Larch war es, der mich veranlaßte, Arzt zu werden«, schrieb Fuzzy. »Larch, der alte Knabe – der konnte einen begeistern. Da Sie von Energie sprechen: der Bursche hat Mumm wie ein Jugendlicher.

Seien Sie vorsichtig, wenn Sie junge Leute nach St. Cloud's schicken – der alte Larch wird sie so hart herannehmen, daß sie krank werden. Sie werden so erschöpft sein, daß sie nach einem Monat in Pension gehen wollen!

Und glauben Sie, diese alten Schwestern wüßten nicht, was Arbeit ist? Lassen Sie sich gesagt sein, wenn Schwester Angela beim Schlagball den Werfer macht, möchte man meinen, man sei bei einer Olympiade. Sie sprechen von *liebevoll* – das sind sie, wahrhaftig. Immerzu umarmen und küssen sie einen, doch sie verstehen es auch, einem etwas Verstand einzubleuen.

Sie sprechen von *beaufsichtigen*«, schrieb Fuzzy Stone. »Haben Sie schon einmal das Gefühl gehabt, von Eulen beobachtet zu werden? Das sind Schwester Edna und Schwester Angela – sie sind *Eulen*, ihnen entgeht nichts. Und manche der Mädchen sagten, daß Mrs. Grogan immer wußte, was sie taten, bevor sie es taten – noch bevor sie selbst wußten, daß sie es tun würden!

Und Sie sprechen von *Gemeinschaft*«, schrieb Fuzzy Stone. »St. Cloud's war etwas Besonderes. Ach, ich erinnere

mich, wie die Leute aus dem Zug stiegen und die Hügel hinaufmarschierten, nur, um das Haus zu besichtigen – es kam wohl daher, weil wir in jener Gegend solch eine Mustergemeinschaft waren. Ich erinnere mich, wie diese Leute kamen und gingen, kamen und gingen – sie waren immer da, um uns zu besichtigen, als wären wir eines der Wunder von Maine.«

Eines der Wunder von Maine? dachte Wilbur Larch, bemüht, sich wieder unter Kontrolle zu bringen. Ein verirrter Windstoß wehte durchs offene Fenster in Schwester Angelas Büro und trug ein wenig schwarzen Rauch vom Verbrennungsofen herein; der Rauch brachte Larch wieder ein wenig zur Besinnung. Ich sollte besser aufhören, dachte er, ich darf mich nicht so mitreißen lassen.

Nach diesem historischen Kraftakt ruhte er sich in der Apotheke aus. Einmal schaute Schwester Angela zu ihm herein; Wilbur Larch war für sie eines der Wunder von Maine, und sie machte sich Sorgen um ihn.

Larch machte sich selber ein wenig Sorgen, als er erwachte. Wo war die Zeit geblieben? Das Problem ist, ich muß *ausharren*, dachte er. Die Geschichte konnte er *um*schreiben, aber gegen die Zeit vermochte er nichts; die Daten standen fest; die Zeit tickte in ihrem eigenen Takt. Selbst wenn er Homer Wells überzeugen konnte, eine richtige Medical School zu besuchen, würde es Zeit brauchen. Es würde Jahre brauchen, bis Fuzzy Stone seine Ausbildung abgeschlossen hatte. Ich muß ausharren, bis Fuzzy qualifiziert genug ist, mich abzulösen, dachte Wilbur Larch.

Er wollte Mrs. Grogans Gebet noch einmal hören, und darum ging er früher als sonst zu seiner allabendlichen *Jane-Eyre*-Lesung in die Mädchenabteilung. Vom Flur aus belauschte er Mrs. Grogans Gebet; ich muß sie fragen, ob es ihr

etwas ausmacht, es auch für die Knaben zu sprechen, dachte er, und dann fragte er sich, ob es für die Knaben nicht zu verwirrend wäre – so unmittelbar vor oder nach dem Segenswunsch an die Prinzen von Maine, die Könige Neuenglands. Ich selber bin manchmal verwirrt, wußte Dr. Larch.

»Gewähre uns in deiner Güte ein Dach über dem Kopf und gesegnete Ruhe und endlich Frieden«, sagte Mrs. Grogan.

Amen, dachte Wilbur Larch, der siebzigjährige äthersüchtige Heilige von St. Cloud's, im Gefühl, schon einen weiten Weg hinter sich und noch einen weiten Weg vor sich zu haben.

Als Homer Wells den Fragebogen las, den ihm der Treuhänderausschuß von St. Cloud's zugesandt hatte, wußte er nicht genau, was ihn so beunruhigte. Natürlich wurden Dr. Larch und die anderen älter, aber für ihn waren sie immer schon »älter« gewesen. Er fragte sich, was aus St. Cloud's werden würde, wenn Dr. Larch einmal zu alt wäre, doch das war ein so beunruhigender Gedanke, daß er den Fragebogen und das Rückantwortkuvert an den Ausschuß in sein Exemplar der *Praktischen Anatomie des Kaninchens* steckte; außerdem war es der Tag, an dem die Wanderarbeiter eintrafen; es war Erntezeit in Ocean View, und Homer Wells hatte zu tun.

Mrs. Worthington und er holten die Pflückermannschaft im Apfelmarkt ab und brachten sie in ihre Unterkunft im Ciderhaus – mehr als die Hälfte der Mannschaft hatte schon früher auf Ocean View gepflückt und kannte den Weg, und der Mannschaftsboss war, wie Mrs. Worthington sagte, »ein alter Hase«. Er kam Homer sehr jung vor. Es war das erste Jahr, daß Mrs. Worthington direkt mit der Pflückermann-

schaft und ihrem Boss zu tun hatte; die Anwerbung – per Post – war in Senior Worthingtons Verantwortungsbereich gefallen, und Senior hatte immer versprochen, daß, wenn man Jahr für Jahr einen guten Mannschaftsboss hatte, das Geschäft der Anwerbung – und die notwendige Leitung der Mannschaft während der Ernte – von dem Boss übernommen wurde.

Sein Name war Arthur Rose, und er wirkte so alt wie Wally – kaum älter als Homer –, auch wenn er älter sein mußte; seit fünf oder sechs Jahren war er der Boss der Mannschaft. Eines Tages hatte Senior Worthington dem alten Mann geschrieben, der, solange Olive denken konnte, sein Mannschaftsboss gewesen war, und Arthur Rose hatte Senior zurückgeschrieben und gesagt, daß jetzt er der Mannschaftsboss sein würde – »der alte Boss«, so hatte Arthur Rose geschrieben, »ist todmüde vom Reisen«. Der alte Boss war, wie sich herausstellte, schlicht tot, aber Arthur Rose hatte gute Arbeit geleistet. Er brachte die richtige Zahl von Pflückern, und sehr wenige von ihnen kündigten oder liefen weg oder waren mehr als ein paar Tage zu betrunken, um zu arbeiten. Anscheinend wachte eine feste Hand darüber, daß die Streitereien nicht überbordeten, egal, ob Frauen dabei waren oder nicht –, und selbst wenn einmal ein Kind dabei war, wußte es sich zu benehmen. Es gab immer Pflücker, die von Leitern fielen, aber ernste Verletzungen gab es keine. Es gab immer kleine Unfälle beim Ciderhaus – aber dann handelte es sich um Arbeiten, die unter Zeitdruck und nachts anfielen, wenn die Männer müde waren oder schon ein wenig getrunken hatten. Und sehr selten kam es auch zu Unfällen bei den fast rituellen Gelagen auf dem Ciderhausdach, weil jemand sich ungeschickt anstellte oder betrunken war.

Seit sie die Farm leitete, hegte Olive Worthington eine leidenschaftliche Vorliebe für die Tagesstunden und tiefen Argwohn gegen die Nacht; nach Olives Meinung gerieten die Leute vor allem dann in Schwierigkeiten, wenn sie zu lange aufblieben.

Olive hatte Arthur Rose von Seniors Tod geschrieben und ihm gesagt, daß die Verantwortung für die Pflückmannschaften von Ocean View nun auf sie übergegangen sei. Sie hatte ihm an die übliche Adresse geschrieben – eine Postfachnummer in einer Stadt namens Green, South Carolina –, und Arthur Rose hatte prompt geantwortet, sowohl mit Beileidsbekundungen als auch mit der Versicherung, daß die Mannschaft wie immer pünktlich und vollzählig eintreffen werde.

Er hatte Wort gehalten. Außer wenn sie seine Adresse auf einen Briefumschlag schrieb oder ihm die alljährliche Weihnachtskarte schickte (»Frohe Festtage, Arthur!«), nannte Olive Worthington ihn niemals Arthur; auch sonst nannte ihn niemand Arthur. Aus Gründen, die Homer Wells niemals erklärt wurden, vielleicht aber aufgrund einer Autorität, die ein guter Mannschaftsboss aufrechterhalten mußte, war er für jedermann *Mister* Rose.

Dieser Respekt kam auch darin zum Ausdruck, wie Olive ihn mit Homer Wells bekannt machte.

»Homer«, sagte Olive, »das ist Mister Rose. Und das ist Homer Wells«, fügte Olive hinzu.

»Freut mich, dich kennenzulernen«, sagte Mister Rose.

»Homer ist meine rechte Hand geworden«, sagte Olive liebevoll.

»Freut mich, das zu hören, Homer!« sagte Mr. Rose. Er schüttelte Homer kräftig die Hand, auch wenn er die Hand ungewöhnlich schnell wieder losließ. Er war nicht besser

gekleidet als der Rest der Pflückermannschaft und wie die meisten schlank; doch trotz der schäbigen Kleidung strahlte er eine gewisse Würde aus. Wenn sein Jackett auch schmutzig war und zerschlissen, so war es doch eins mit Nadelstreifen und ein Zweireiher, der einmal sehr schick gewesen war, und als Gürtel trug Mr. Rose eine echte Seidenkrawatte. Auch seine Schuhe waren gut, und gute Schuhe waren lebenswichtig bei der Farmarbeit; sie waren alt, doch gut gefettet, neu besohlt, offensichtlich bequem und in gutem Zustand. Seine Socken paßten zueinander. Sein Anzugsjakkett hatte eine Uhrtasche, und darin steckte eine goldene Uhr; er sah oft und wie selbstverständlich auf diese Uhr, als sei die Zeit sehr wichtig für ihn. Er war so sauber rasiert, daß er aussah, als brauchte er sich überhaupt nie zu rasieren. Sein Gesicht war ein glatter Block schwärzester, ungesüßter Bitterschokolade, und im Mund schob er geschickt ein kleines, leuchtendweißes Pfefferminz hin und her, das ihn stets mit einem frischen und wachen Duft umgab.

Er sprach und bewegte sich langsam – bescheiden und doch aufmerksam; in Sprache und Gebärde machte er einen bescheidenen und zurückhaltenden Eindruck. Beobachtete man ihn aber, wenn er still stand und nicht sprach, dann wirkte er außerordentlich schnell und selbstsicher.

Es war ein heißer Spätsommertag, und der Apfelmarkt lag weit genug im Hinterland, daß ihm auch die schwache Seebrise entging, die wehte. Mr. Rose und Mrs. Worthington standen zwischen den parkenden und rollenden Vehikeln der Farm auf dem Parkplatz des Apfelmarktes und unterhielten sich; der Rest der Pflückermannschaft wartete bei heruntergekurbelten Fenstern in den Autos, und die schwarzen Finger trommelten ganze Sinfonien auf die Autotüren. Es waren siebzehn Pflücker und ein Koch – und zu

Olives Erleichterung waren dieses Jahr weder Frauen noch Kinder dabei.

»Sehr schön«, sagte Mr. Rose über die Blumen im Ciderhaus.

Im Hinausgehen strich Mrs. Worthington über die Spielregeln, die sie an die Wand neben dem Küchenlichtschalter angenagelt hatte. »Und dies hier werden Sie allen einschärfen, bitte, nicht wahr?« bat Olive.

»O ja, ich verstehe etwas von Spielregeln«, sagte Mr. Rose lächelnd. »Komm und schau dir die erste Pressung an, Homer« sagte Mr. Rose, während Homer die Tür des Lieferwagens für Olive aufhielt. »Du hast sicher was Besseres vor – Kino und so –, aber wenn du einmal Zeit hast, dann komm und schau zu, wie wir ein wenig Cider machen. Tausend Gallonen ungefähr«, fügte er verschmitzt hinzu; er scharrte verschämt mit den Füßen, als hätte er geprahlt. »Alles, was wir brauchen, sind acht Stunden und ungefähr dreihundert Bushel Äpfel«, sagte Mr. Rose. »Tausend Gallonen«, wiederholte er stolz.

Auf dem Rückweg zum Apfelmarkt sagte Olive Worthington zu Homer: »Mr. Rose ist ein richtiger Arbeiter. Wenn alle so wären wie er, könnte es ihnen allen viel besser gehen.« Homer konnte ihre Stimme nicht deuten. Gewiß schwang Bewunderung darin, Sympathie – und sogar Zuneigung, aber er hörte auch das Eis, das einen althergebrachten und unverrückbaren Standpunkt starr umhüllt.

Zum Glück – für Melony – zählten zur Pflückermannschaft auf der York-Farm auch zwei Frauen und ein Kind; Melony fühlte sich sicher im Ciderhaus. Die eine Frau war eine Ehefrau, und die zweite war die Mutter der ersten und gleichzeitig die Köchin; die Ehefrau pflückte mit der Mannschaft zu-

sammen, und die alte Dame kümmerte sich um das Essen und das Kind – das so still war, als wäre es gar nicht da. Die einzige Dusche stand draußen im Freien – hinter dem Ciderhaus, auf einer Plattform aus Portland-Zementblöcken installiert, unter einer ehemaligen Weinlaube, deren Gitterwerk durch die Witterung verrostet war. Die Frauen duschten jeden Abend zuerst, und Gucken war verboten. Der Mannschaftsboss der York-Farm war ein sanfter Mann, der mit seiner Frau gekommen war und nichts dagegen hatte, daß Melony das Ciderhaus mit ihnen teilte.

Sein Name war Rather; es war ein Spitzname, und er stammte daher, daß der Mann bei allem und jedem, was er tat, erwähnte, daß er »rather« – *lieber* – etwas anderes tun würde. Seine Autorität war offenbar weniger gesichert oder zumindest weniger elektrisierend als die von Mr. Rose; niemand nannte ihn *Mister* Rather. Er war ein gleichmäßiger, aber nicht außerordentlich schneller Pflücker, und dennoch erzielte er stets über hundert Bushel pro Tag; Melony brauchte nur einen Tag, um zu beobachten, daß seine Pflückerkollegen eine Provision an Rather entrichteten. Sie gaben ihm jedes zwanzigste Bushel, das sie pflückten.

»Immerhin«, erklärte Rather Melony, »habe ich ihnen die Arbeit verschafft.« Er sagte immer wieder, daß er unter den waltenden Umständen »lieber eine kleine Provision einsteckte« – aber niemals gab Rather zu verstehen, daß Melony ihm etwas schulde. »Immerhin habe ich dir nicht deine Arbeit verschafft«, sagte er fröhlich zu ihr.

Bereits an ihrem dritten Arbeitstag schaffte sie achtzig Bushel; sie half auch als Flaschenabfüllerin beim ersten Pressen des Ciders. Dennoch war Melony enttäuscht; sie hatte Zeit gefunden zu fragen, ob jemand von Ocean View gehört habe, doch das hatte niemand.

Vielleicht, weil er die Dinge nicht mit demselben Zynismus betrachtete wie Melony, brauchte Homer Wells etliche Tage, um zu beobachten, welche Provision Mr. Rose von seiner Mannschaft einstrich. Er war der schnellste Pflücker von allen, ohne daß er jemals in Eile zu sein schien – und nie ließ er eine Frucht fallen; nie stieß sein leinener Pflükkerbeutel an die Sprossen der Leiter, und somit hatten seine Äpfel auch nie Druckstellen. Mr. Rose hätte allein hundertzehn Bushel pro Tag geschafft – aber auch bei diesem Tempo erkannte Homer, daß seine regelmäßigen hundertfünfzig oder hundertsechzig Bushel pro Tag sehr viel waren. Er nahm nur jedes vierzigste gepflückte Bushel als Provision für sich selbst, doch er hatte eine Mannschaft von fünfzehn, und keiner pflückte weniger als achtzig Bushel pro Tag. Mr. Rose hielt es so, daß er schnell ein Halbdutzend Bushel pflückte, dann eine Weile rastete oder die Pflücktechniken seiner Mannschaft überwachte.

»Etwas langsamer, George«, mahnte er dann. »Wenn du Druckstellen auf diese Früchte machst, wofür sind sie dann noch gut?«

»Nur für Cider«, antwortete George.

»Das ist richtig«, sagte Mr. Rose. »Cideräpfel bringen nur einen Nickel pro Bushel.«

»In Ordnung«, gab George zurück.

»Klar«, sagte Mr. Rose, »geht alles in Ordnung.«

Am dritten Tag regnete es, und niemand pflückte; Äpfel und Pflücker rutschten beide im Regen, und die Früchte sind anfälliger für Druckstellen.

Homer schaute Meany Hyde und Mr. Rose beim ersten Pressen des Ciders zu, das sie von weit genug weg beaufsichtigten, um keine Spritzer abzubekommen. Sie stellten zwei Männer an die Presse und zwei zum Flaschenabfüllen,

die sich fast jede Stunde abwechselten. Meany achtete nur auf eines: ob die Körbe schief gestapelt waren oder ob sie gerade standen. Wenn die Preßbretter schief gestapelt sind, ist die ganze Pressung futsch – das heißt, drei Bushel Äpfel werden zu einem unansehnlichen Brei, acht oder zehn Gallonen Cider sind verloren, und der Trester spritzt in alle Richtungen. Die Männer an der Presse trugen Gummischürzen; die Flaschenabfüller trugen Gummistiefel. Das Wimmern des Quetschwerks erinnerte Homer Wells an die Geräusche, die er sich nur in St. Cloud's vorstellen konnte – die Sägemühlen, ohrenbetäubend kreischend in seinen Träumen und in seiner Schlaflosigkeit. Die Pumpe saugte, der Spund erbrach eine Masse aus Samenkernen und Schalen und zerquetschten Äpfeln und sogar Würmern (wenn es Würmer gab). Es sah aus wie etwas, das Schwester Angela schlicht als Kotze bezeichnete. Aus der großen Wanne unter der Presse schnurrte der Cider durch ein rotierendes Gittersieb, das ihn in den 1000-Gallonen-Bottich seihte, wo Grace Lynch sich erst kürzlich vor Homer entblößt hatte.

Nach acht Stunden Arbeit hatten sie tausend Gallonen. Die Schienen des Förderbandes schoben klirrend die Flaschen vorwärts, direkt in das Kühllager. Ein Mann namens Branches wurde angewiesen, den Bottich auszuspritzen und das rotierende Gittersieb zu spülen; sein Name – *Äste* – kam von seiner Behendigkeit in den hohen Bäumen und seiner kategorischen Weigerung, eine Leiter zu gebrauchen. Ein Mann namens Hero wusch die Preßtücher; Meany Hyde erzählte Homer, daß der Mann früher einmal ein Held gewesen sei. »Das ist alles, was ich weiß. Er kommt seit Jahren hierher, aber früher einmal war er ein Held. Nur einmal«, fügte Meany hinzu, als sei das einmalige Heldentum des Mannes eher eine Schande als ein Grund für ein Loblied.

»Ich möchte wetten, du hast dich gelangweilt«, sagte Mr. Rose zu Homer, der log – und der sagte, daß es interessant gewesen sei; acht Stunden in einer Cidermühle herumlungern, das sind ein paar Stunden zuviel an Interessantem. »Du mußt in der Nacht kommen, um das wahre Gefühl dafür zu kriegen«, erklärte Mr. Rose. »Dies war nur ein Pressen an einem Regentag. Erst wenn man den ganzen Tag pflückt und die ganze Nacht preßt, kriegt man das wahre Gefühl dafür.« Er zwinkerte Homer zu, als hätte er ihm soeben ein großes Geheimnis verraten; dann reichte er Homer einen Becher Cider. Homer hatte den ganzen Tag lang Cider geschlürft, aber der Becher wurde feierlich dargereicht – wie in Verheißung eines nächtlichen Ciderpressens –, und deshalb nahm Homer den Becher und trank. Sogleich flossen ihm die Augen über; der Cider war so stark mit Rum versetzt, daß Homer spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg und seine Gedärme glühten. Ohne weitere Erklärung nahm Mr. Rose den Becher zurück und gab die restlichen Schlucke dem Mann namens Branches, der sie hinunterkippte, ohne einen Moment mit der Spritzdüse seines Schlauches zu zittern.

Während Homer Wells ein paar Ciderflaschen in den Lieferwagen lud, sah er, daß der Becher zwischen Meany und dem Mann namens Hero hin- und herging – all dies unter der stummen Aufsicht Mr. Roses, der niemandem die Herkunft des Rums verraten hatte. Das Wort »Schweigegabe« kam Homer Wells in bezug auf Mr. Rose in den Sinn. Homer hatte keine Ahnung, woher dieses Wort stammen mochte, wenn nicht aus Charles Dickens oder Charlotte Brontë – er bezweifelte, daß er es in *Grays Anatomie* gefunden hatte oder in Bensleys *Praktischer Anatomie des Kaninchens.*

Es gab keine überflüssigen Bewegungen, wenn Mr. Rose überhaupt einmal in Bewegung kam – eine Eigenschaft, die Homer Wells einst nur mit Dr. Larch in Verbindung gebracht hatte; gewiß hatte Dr. Larch ganz andere Eigenschaften als Mr. Rose.

Im Apfelmarkt schien die Ernte zeitweilig stillzustehen – aufgehalten durch den Regen, den die dicke Dot Taft und die Marktfrauen von ihren Fließbandplätzen an den Schienen des Förderbandes in der Packabteilung mürrisch beobachteten.

Niemand schien sehr begeistert über den Cider, den Homer brachte. Er war sehr milde, wie üblich beim ersten Cider, und zu wäßrig, weil er aus frühen Macs und Gravensteinern gewonnen wird. Guten Cider bekommt man erst im Oktober, hatte Meany Hyde zu Homer gesagt, was Mr. Rose mit feierlichem Kopfnicken bestätigte. Für guten Cider braucht es etliche von diesen zuletzt gepflückten Äpfeln – Golden Delicious und Winter Bananas und auch diese Baldwins oder Russets.

»Der Cider hat keinen Rauch vor Oktober«, sagte die dicke Dot Taft und zog lustlos an ihrer Zigarette.

Homer Wells, der Big Dot Tafts Worte hörte, fühlte sich genau wie ihre Stimme – stumpf. Wally war fort, Candy war fort, und die Anatomie des Kaninchens war keine Herausforderung mehr nach Clara; die Wanderarbeiter, die er so ungeduldig erwartet hatte, waren einfach tüchtige Arbeiter; das Leben war nichts als Arbeit. Er war erwachsen geworden, ohne zu merken, *wann*. War denn gar nichts Bemerkenswertes an dem Übergang?

Vier Tage lang hatten sie gutes Pflückwetter in Ocean View, bevor Meany Hyde sagte, daß man in der Nacht Cider pressen werde, und Mr. Rose Homer abermals auffor-

derte, zum Ciderhaus zu kommen, um das »wahre Gefühl dafür zu kriegen«. Homer nahm ein stummes Abendbrot mit Mrs. Worthington ein, und erst nachdem er ihr beim Geschirrwaschen geholfen hatte, sagte er, daß er wohl zum Ciderhaus gehen und sehen wolle, ob er beim Pressen helfen könne; er wisse doch, daß sie seit zwei oder drei Stunden tüchtig an der Arbeit waren.

»Was bist du für ein guter Arbeiter, Homer!« lobte ihn Olive anerkennend.

Homer Wells zuckte die Schultern. Es war eine kalte, klare Nacht, das allerbeste Wetter für die Macintosh-Äpfel – warme sonnige Tage und kalte Nächte. Es war nicht so kalt, daß Homer die Äpfel nicht mehr gerochen hätte, als er zum Ciderhaus schlenderte. Und es war nicht so dunkel, daß er auf der Schotterstraße hätte bleiben müssen. Er konnte querfeldein gehen. Weil er nicht auf der Straße ging, konnte er sich unbemerkt dem Ciderhaus nähern.

Eine Weile stand er außerhalb des Kreises der Lichter, die im Preßraum strahlten, und lauschte auf die Geräusche der Männer, die an der Presse arbeiteten und redeten und lachten – und dem Gemurmel der Männer, die auf dem Dach des Ciderhauses redeten und lachten. Homer Wells lauschte lange, aber er merkte, daß er die Männer, wenn sie sich nicht bemühten, von einem Weißen verstanden zu werden, überhaupt nicht verstand – nicht einmal Mr. Rose, dessen klare Stimme die anderen Stimmen mit ruhigen, aber nachdrücklichen Zwischenbemerkungen zu interpunktieren schien.

Auch auf der York-Farm preßten sie Cider an diesem Abend, aber Melony hatte kein Interesse; sie versuchte nicht zu verstehen – weder den Vorgang noch die Sprache. Rather, der Mannschaftsboss, hatte ihr deutlich gesagt, daß die Männer es ihr verübelten, wenn sie an der Presse oder

auch nur beim Flaschenabfüllen mittat; es kürzte ihren zusätzlichen Lohn. Ohnehin war Melony müde vom Pflükken. Sie lag auf ihrem Bett im Schlafraum des Ciderhauses und las *Jane Eyre*; ein Mann schlief am anderen Ende des Schlafraums, aber Melonys Leselicht störte ihn nicht – er hatte zuviel Bier getrunken, das einzige, was Rather den Männern zu trinken erlaubte. Das Bier wurde im Kühllagerraum aufbewahrt, gleich neben der Presse, und die Männer tranken und redeten miteinander, während sie die Presse laufen ließen.

Die freundliche Frau namens Sandra, Rathers Ehefrau, saß auf einem Bett nicht weit von Melony und versuchte einen Reißverschluß an der Hose eines der Männer zu reparieren. Der Name des Mannes war Sammy, und er besaß nur eine Hose; immer wieder marschierte er aus dem Preßraum herein, um zu sehen, wie Sandra mit der Arbeit vorankam; eine übergroße, ballonweite Unterhose hing ihm beinah bis auf die knotigen Knie herab, und seine Waden sahen aus wie zähe kleine Weinranken.

Sandras Mutter, die alle Ma nannten und die einfache, aber reichliche Mahlzeiten für die Mannschaft kochte, lag wie ein Sack auf dem Bett neben Sandra, unter einem Berg von Decken – sie fror ständig, aber das war das einzige, worüber sie klagte.

Sammy kam mit einem Bier in den Schlafraum, und mit ihm wehte der Apfeltrestergeruch des Preßraums herein; die Spritzer der Presse sprenkelten seine nackten Beine.

»Bei *den* Beinen ist es kein Wunder, daß du deine Hose zurückhaben möchtest«, sagte Sandra.

»Wie stehen meine Chancen?« fragte Sammy.

»Erstens, dein Reißverschluß klemmt. Zweitens hast du ihn ausgerissen«, sagte Sandra.

»Was hattest du es so eilig mit deinem Reißverschluß?« fragte Ma, ohne sich unter ihrem Deckenberg zu regen.

»Mist«, sagte Sammy. Er ging zurück an die Presse. Immer wieder verhakte sich das Quetschwerk an irgend etwas – an einem dicken Stengel oder einer Stauung von Kernen – und es machte ein Geräusch wie eine Kreissäge, die an einem Ast würgt. Wenn das passierte, pflegte Ma zu sagen: »Das war die Hand von jemand.« Oder: »Das war der ganze Kopf von jemand. Zuviel Bier getrunken und reingefallen.«

Trotz allem gelang es Melony, zu lesen. Sie war nicht ungesellig, wie sie meinte. Die beiden Frauen waren freundlich zu ihr, nachdem sie erkannt hatten, daß sie es nicht auf einen der Männer abgesehen hatte. Die Männer hatten Achtung vor ihrer Arbeit und vor dem Stempel, den ihr der abwesende Freund aufdrückte. Sie hänselten sie zwar, aber sie meinten es nicht böse. Einen der Männer hatte sie mit Erfolg angelogen, und die Lüge hatte wie beabsichtigt die Runde gemacht. Der Mann hieß Wednesday – keiner hatte Melony gesagt, warum, und es hatte sie auch nicht interessiert. Wednesday hatte ihr zu viele Fragen über dieses Ocean View gestellt, das sie suchte, und über den Freund, den sie finden wollte.

Sie hatte ihre Leiter in einem schwerbeladenen Baum verhakt und wollte sie lösen, ohne Äpfel zu Boden zu schütteln; Wednesday half ihr, als Melony sagte: »Ganz schön eng, die Hose, die ich da trage, findest du nicht?«

Wednesday sah sie an und sagte: »Ja, finde ich.«

»Man sieht alles in den Taschen, richtig?« fragte Melony.

Wednesday sah abermals hin und sah die merkwürdige Sichelform der halb offenen horngeränderten Haarspange; straff und hart gegen den abgewetzten Kattun gedrückt, grub sie sich in Melonys Schenkel. Es war die Haarspange,

die Mary Agnes Candy gestohlen und die Melony ihr ihrerseits gestohlen hatte. Eines Tages, so stellte sie sich vor, würde ihr Haar lang genug sein, daß die Haarspange ihr nützen könnte. Bis dahin trug sie sie wie ein Taschenmesser in ihrer rechten hinteren Tasche.

»Was ist das?« fragte Wednesday.

»Das ist ein Penismesser«, sagte Melony.

»*Was* für ein Messer?« fragte Wednesday.

»Du hast mich richtig verstanden«, sagte Melony. »Es ist ganz klein, und es ist ganz scharf – es taugt nur für eines.«

»Und zwar für *was*?« fragte Wednesday.

»Es schneidet die Spitze eines Penis ab«, sagte Melony. »Ganz schnell, ganz leicht – nur die Spitze.«

Wäre die Pflückermannschaft auf der York-Farm eine messertragende Mannschaft gewesen, dann hätte jemand Melony bitten können, das Penismesser vorzuzeigen – nur als Gegenstand allgemeiner Bewunderung unter messertragenden Freunden. Aber niemand fragte; die Geschichte schien anzukommen. Im Verbund mit den anderen Legenden, die Melony umgaben, festigte sie die allgemeine Befürchtung bei den Arbeitern auf der York-Farm: daß mit Melony nicht zu spaßen war.

Bei Melony benahmen sich sogar die Biertrinker. Der einzige Nachteil des Biertrinkens auf der York-Farm während des Ciderpressens war das häufige Urinieren, was Melony nur beanstandete, wenn sie zu nah beim Ciderhaus pinkelten.

»He, das möchte ich nicht hören«, pflegte sie aus dem Fenster zu brüllen, wenn sie jemand pissen hörte. »Das möchte ich auch nicht riechen! Verschwinde vom Haus. Was ist los – hast du Angst vor der Dunkelheit?«

Sandra und Ma liebten Melony dafür, und sie mochten

den Refrain; wann immer sie jemand pinkeln hörten, brüllten sie wie aus einem Mund: »Was ist los? Hast du Angst vor der Dunkelheit?«

Aber obwohl alle Melonys Härte duldeten oder sie deshalb sogar schätzten, mochte niemand, wenn sie nachts las. Sie war die einzige, die las, und es dauerte eine Weile, bis sie merkte, wie unfreundlich die anderen das Lesen fanden und wie beleidigt sie jedesmal waren.

Als sie in dieser Nacht mit dem Pressen fertig waren und alle auf ihren Betten lagen, fragte Melony, wie üblich, ob ihr Leselicht jemanden störe.

»Das Licht stört niemand«, sagte Wednesday.

Es gab zustimmendes Gemurmel, und Rather sagte: »Erinnert ihr euch an Cameron?« Es gab Gelächter, und Rather erklärte Melony, daß Cameron, der jahrelang auf der York-Farm gearbeitet habe, ein solches Baby gewesen sei, daß er die ganze Nacht ein Licht brennen lassen mußte, nur um schlafen zu können.

»Er dachte, Tiere würden ihn auffressen, wenn er das Licht ausmachte!« sagte Sammy.

»Was für Tiere?« fragte Melony.

»Cameron wußte es nicht«, erklärte jemand.

Melony las weiter *Jane Eyre*, und nach einer Weile sagte Sandra: »Es ist nicht das Licht, das uns stört, Melony.«

»Jaaa«, sagte jemand. Melony begriff eine Weile nicht, aber allmählich merkte sie, daß alle auf ihren Betten sich zu ihr herumgedreht hatten und mürrisch zu ihr herüberschauten.

»In Ordnung«, sagte sie, »was stört euch?«

»Was liest du da überhaupt?« fragte Wednesday.

»Jaaa«, sagte Sammy. »Was ist Besonderes an diesem Buch?«

»Na, es ist ein Buch«, sagte Melony.

»Toll, daß du's lesen kannst, he?« fragte Wednesday.

»Was?« sagte Melony.

»Vielleicht, wenn es dir so sehr gefällt«, sagte Rather, »könnte es auch uns gefallen.«

»Wollt ihr, daß ich euch vorlese?« fragte Melony.

»Jemand hat mir mal vorgelesen«, sagte Sandra.

»Ich war es nicht«, sagte Ma. »Auch dein Vater war es nicht.«

»Ich hab nicht behauptet, daß er's war«, sagte Sandra.

»Ich habe nie jemanden vorlesen hören«, sagte Sammy.

»Jaaa«, sagte ein anderer.

Melony sah, daß etliche der Männer sich in ihren Betten auf ihre Ellbogen stützten und warteten. Sogar Ma wälzte ihren großen Berg herum und schaute zu Melonys Bett herüber.

»Still, ihr alle«, sagte Rather.

Zum erstenmal in ihrem Leben hatte Melony Angst. Ungeachtet ihrer Anstrengungen und ihres leidvollen Umherreisens hatte sie das Gefühl, in die Mädchenabteilung zurückgekehrt zu sein, und zwar ohne es zu merken; doch es war nicht nur das. Es war das erstemal, daß jemand etwas von ihr erwartete; sie wußte, was *Jane Eyre* für sie selbst bedeutete – aber was mochte das Buch für die anderen bedeuten? Sie hatte es Kindern vorgelesen, die zu klein waren, um auch nur die Hälfte der Wörter zu verstehen, und zu klein, um bis ans Ende eines Satzes aufzupassen, doch es waren Waisen gewesen – Gefangene der Routine des Vorlesens; die Routine war es, was zählte.

Melony hatte mehr als die Hälfte ihrer dritten oder vierten Reise durch *Jane Eyre* hinter sich.

Sie sagte: »Ich bin auf Seite zweihundertundacht. Eine ganze Menge ist vorher passiert.«

»Lies nur vor«, sagte Sammy.

»Vielleicht sollte ich am Anfang beginnen«, schlug Melony vor.

»Lies nur vor, was du selbst liest«, sagte Rather sanft.

Melonys Stimme zitterte wie noch nie, als sie den ersten Satz vorlas: »›Der Wind brauste hoch in den großen Bäumen, welche das Tor überlaubten.‹«

»Was heißt ›überlauben‹?« fragte Wednesday.

»Wie eine Laube«, sagte Melony. »Wie etwas, das über einem hängt, zum Beispiel für Weintrauben oder Rosen.«

»Wo die Dusche ist, das ist so eine Art von Laube«, sagte Sandra.

»Oh«, sagte jemand.

»›Aber die Straße, so weit ich sehen konnte‹«, fuhr Melony fort, »›lag zur Rechten wie zur Linken immer noch ganz still und desolat …‹«

»Was ist das?« fragte Sammy.

»Desolat heißt *allein*«, sagte Melony.

»So was wie isoliert, ihr wißt doch, isoliert«, sagte Rather, und es gab beifälliges Gemurmel.

»Hört auf, immer zu unterbrechen«, sagte Sandra.

»Na, wir müssen doch verstehen«, sagte Wednesday.

»Hört bloß auf«, sagte Ma.

»Lies weiter«, sagte Rather zu Melony, und sie versuchte es.

»›… die Straße … ganz still und desolat: bis auf die Wolkenschatten, die sie in Abständen überquerten, wenn der Mond hervorlugte, war sie nichts als ein langes bleiches Band, unvariiert durch einen bewegten Fleck‹«, las Melony.

»Un-was?« fragte jemand.

»Unvariiert heißt unverändert, nicht verändert«, sagte Melony.

»Das weiß ich«, sagte Wednesday. »Das habe ich kapiert.«

»Hör auf«, sagte Sandra.

»›Eine puerile Träne‹«, begann Melony, aber sie hielt inne. »Ich weiß nicht, was ›pueril‹ heißt«, sagte sie. »Es ist nicht wichtig, daß ihr wißt, was jedes Wort heißt.«

»In Ordnung«, sagte jemand.

»›Eine puerile Träne verdüsterte mein Auge, indes ich schaute – eine Träne der Enttäuschung und Ungeduld: beschämt darüber, wischte ich sie ab …‹«

»Na, was das ist, wissen wir jedenfalls«, sagte Wednesday.

»›… ich verweilte‹«, las Melony.

»Du – *was*?« fragte Sammy.

»Hing herum; verweilen heißt herumhängen!« sagte Melony schneidend. Sie begann abermals: »›… der Mond schloß sich vollends ein in seine Kammer und zog seine dichten Wolkengardinen zu; die Nacht wurde finster …‹«

»Jetzt wird's unheimlich«, stellte Wednesday fest.

»›… Regen kam rasch vor dem Wind dahergefahren.‹« Melony hatte »Brise« gegen »Wind« vertauscht, ohne daß sie es merkten. »›Ich wünsche, er würde kommen! Ich wünsche, er würde kommen! rief ich, ergriffen von einer hypochondrischen Vorahnung.‹« Damit hörte Melony auf; Tränen füllten ihre Augen, und sie sah die Wörter nicht mehr. Es gab ein langes Schweigen, bevor einer sprach.

»Von *was* wurde sie ergriffen?« fragte Sammy erschrocken.

»Ich weiß nicht!« sagte Melony schluchzend. »Irgendeine Art Furcht, glaube ich.«

Eine Weile respektierten sie Melonys Schluchzen, dann sagte Sammy: »Ich schätze, es ist eine Art Gruselgeschichte.«

»Warum willst du so etwas vorm Einschlafen lesen?«

fragte Rather Melony mit freundlicher Anteilnahme, aber Melony streckte sich auf ihrem Bett aus und löschte ihr Licht. Als alle Lichter aus waren, spürte Melony, wie Sandra sich neben sie auf ihr Bett setzte. Wäre es Ma gewesen, das wußte sie, dann wäre ihr Bett schwerer eingesunken. »Wenn du mich fragst, solltest du diesen Freund besser vergessen«, sagte Sandra. »Wenn er dir nicht gesagt hat, wie du ihn finden kannst, taugt er sowieso nichts.« Melony hatte (seit Mrs. Grogan in der Mädchenabteilung von St. Cloud's) niemand mehr über die Schläfen gestrichen; sie merkte, daß sie Mrs. Grogan sehr vermißte, und für eine Weile lenkte dies ihre Gedanken von Homer Wells ab.

Als alle anderen schliefen, knipste Melony ihr Leselicht wieder an; welch ein Fehlschlag *Jane Eyre* für die anderen auch sein mochte, für Melony hatte sie stets ihren Zweck erfüllt – sie hatte ihr stets geholfen – und jetzt brauchte sie ihre Hilfe. Sie las etwa zwanzig Seiten weiter, aber Homer Wells wollte ihr nicht aus dem Sinn. »Für mein ganzes Leben muß ich von dir scheiden«, las sie mit Entsetzen. »›Eine neue Existenz muß ich beginnen zwischen fremden Gesichtern und fremden Schauplätzen.‹« Die Wahrheit dieser Worte schloß das Buch für sie, für immer. Sie ließ das Buch unter ihr Bett im Schlafraum des Ciderhauses auf der York-Farm gleiten, wo sie es zurücklassen sollte. Und hätte sie nur jenen Abschnitt aus *David Copperfield* gelesen, den Homer Wells so sehr liebte und sich immer wieder vorsagte, als sei es ein hoffnungsvolles Gebet, sie hätte auch *David Copperfield* beiseite gelegt. »Ich bin stehengeblieben, um die Traumbilder jener Tage vorübereilen zu lassen.« Aussichtslos! hätte Melony gedacht. Sie wußte, daß alle Traumbilder jener Tage an Homer und ihr hafteten, fester als Schatten, und darum weinte sich Melony in den Schlaf – sie

war nicht hoffnungsvoll, aber sie war entschlossen, und ihr inneres Auge suchte in der Dunkelheit nach Homer Wells.

Sie hätte ihn in dieser Nacht nicht entdeckt, denn er stand unsichtbar außerhalb des Kreises der Lichter, die aus dem Preßraum von Ocean View strahlten. Selbst wenn er geniest hätte oder wenn er hingefallen wäre, hätte man ihn bei dem Lärm des Quetschwerks und der Pumpe nicht gehört. Er beobachtete die rote Glut der Zigaretten, die oben auf dem Ciderhausdach irrlichterte. Als ihm kalt wurde, ging er hinein und beobachtete die anderen beim Pressen und trank ein wenig Cider mit Rum.

Mr. Rose schien erfreut, ihn zu sehen; er gab Homer einen Becher mit sehr wenig Cider, und zusammen beobachteten sie das Orchester von Pumpe und Quetschwerk. Ein Mann namens Jack mit einer schrecklichen Narbe, die sich quer über die Kehle zog und die er bestimmt nur knapp überlebt hatte, zielte mit der Schütte. Ein Mann namens Orange klopfte die Körbe zurecht und fing stolz die spritzende Masse auf; sein Name war Orange, weil er einmal versucht hatte, sein Haar zu färben, und was herauskam, war Orange – jetzt gab es keine Spur von dieser Farbe mehr an ihm. Der Rum machte Jack und Orange ungestüm, und sie achteten absichtlich nicht auf die herumfliegende Schweinerei. Trotzdem spürte Homer, daß Mr. Rose, der nüchtern wirkte, immer noch die Kontrolle hatte – die Männer wie auch die Maschine beherrschte und beide mit Volldampf antrieb.

»Wir wollen versuchen, bis Mitternacht hier herauszukommen«, sagte Mr. Rose ruhig. Jack drosselte den Fluß des Tresters in den obersten Korb; Orange hebelte die Presse an Ort und Stelle.

In der anderen Ecke des Preßraumes füllten zwei Männer, die Homer Wells nicht kannte, behende die Flaschen

ab. Einer der Männer fing an zu lachen, und sein Partner lachte so laut mit, daß Mr. Rose zu ihnen hinüberrief: »Was ist da so spaßig?«

Einer der Männer erklärte, daß ihm seine Zigarette aus dem Mund und in den Bottich gefallen sei; bei dieser Erklärung begannen sogar Jack und Orange zu lachen, und Homer Wells lächelte, aber Mr. Rose sagte ruhig: »Dann fische sie besser wieder heraus; niemand wünscht so eine Verschmutzung des Ciders.«

Die Männer waren ruhig jetzt; nur die Maschine plätscherte und kreischte weiter. »Geh schon«, wiederholte Mr. Rose. »Geh fischen.«

Der Mann, der die Zigarette verloren hatte, starrte in den 1000-Gallonen-Bottich; er war nur halb voll, und doch war es ein wahrer Swimmingpool. Er zog seine Gummistiefel aus, doch Mr. Rose sagte: »Nicht nur die Stiefel. Zieh dich ganz aus, und dann geh unter die Dusche – und mach schnell. Wir haben noch Arbeit vor uns.«

»Was?« sagte der Mann. »Ich werde mich nicht nackt ausziehen und mich waschen, nur um dort drin schwimmen zu gehen!«

»Du bist dreckig von oben bis unten«, sagte Mr. Rose. »Mach schnell.«

»He, Sie können schnell machen«, sagte der Mann zu Mr. Rose. »Wenn Sie den Stummel draußen haben wollen, können Sie ihn selbst herausfischen.«

Jetzt wollte auch Orange etwas sagen.

»In welchem Geschäft bist du?« fragte er den Mann.

»He, *was*?« fragte der Mann.

»In welchem Geschäft bist du, Mann?« fragte Orange.

»Sag doch, du bist im Apfelgeschäft«, empfahl Jack dem Mann.

»*Was* sagst du?« fragte der Mann.

»Sag nur einfach, du bist im Apfelgeschäft«, sagte Orange.

In diesem Moment geschah es, daß Mr. Rose Homer am Arm nahm und zu ihm sagte: »Du mußt die Aussicht vom Dach sehen, mein Freund.« Der Griff an seinem Ellbogen war fest, aber sanft. Sehr würdevoll führte Mr. Rose Homer aus dem Preßraum und hinaus durch die Küchentür.

»Weißt du, in welchem Geschäft Mistah Rose ist, Mann?« hörte Homer Orange fragen.

»Er ist im Messergeschäft, Mann«, hörte er Jack sagen.

»Du willst doch nicht ins Messergeschäft einsteigen mit Mistah Rose«, hörte Homer Orange sagen.

»Bleib du nur im Apfelgeschäft, und dir geht's gut, Mann«, sagte Jack.

Homer folgte Mr. Rose die Leiter hinauf auf das Dach, als er die Dusche angehen hörte; es war eine Innendusche – man war mehr für sich als in der Dusche auf der York-Farm. Abgesehen von ihren Zigaretten waren die Männer auf dem Dach schwer zu erkennen, doch Homer hielt Mr. Roses Hand und folgte ihm über die Planke auf dem Dachgiebel, bis sie zwei gute Sitzplätze fanden.

»Ihr alle kennt Homer«, sagte Mr. Rose zu den Männern auf dem Dach. Ein Gewirr von Begrüßungen. Der Mann namens Hero war da, und der Mann namens Branches; da war jemand namens Willy und zwei oder drei Leute, die Homer nicht kannte, und der alte Koch, dessen Name Black Pan war. Der Koch hatte die Gestalt eines Suppenkessels; es hatte ihn einige Mühe gekostet, seinen Hochsitz auf dem Dach zu erreichen.

Jemand reichte Homer eine Bierflasche, aber die Flasche war warm und voll Rum.

»Es ist wieder stehengeblieben«, sagte Branches, und alle starrten hinüber zum Meer.

Die Lichter des Nachtlebens von Cape Kenneth waren so niedrig am Horizont, daß manche der Lichter selbst gar nicht sichtbar waren – nur ihre Spiegelbilder, vor allem wenn das Licht hinaus auf den Ozean fiel –, doch das hohe Riesenrad leuchtete strahlend. Es blieb stehen, um neue Fahrgäste aufzunehmen und alte aussteigen zu lassen.

»Vielleicht ist es stehengeblieben, um Luft zu holen«, sagte Branches, und alle lachten.

Jemand vermutete, daß es stehengeblieben sei, um zu furzen, und alle lachten noch lauter.

Dann sagte Willy: »Wenn es zu nah an den Erdboden kommt, *muß* es stehenbleiben, glaube ich«, und alle schienen ernsthaft darüber nachzudenken.

Dann drehte sich das Riesenrad wieder, und die Männer auf dem Dach des Ciderhauses stießen einen ehrfürchtigen Seufzer aus.

»Da fährt es wieder!« sagte Hero.

»Es ist wie ein Stern«, sagte Black Pan, der alte Koch. »Es ist scheinbar ganz kalt, aber wenn du zu nah herangehst, verbrennt es dich – heißer als Feuer!«

»Es ist ein Riesenrad«, sagte Homer Wells.

»Es ist ein *was*?« fragte Willy.

»*Was* für ein Rad?« fragte Branches.

»Ein Riesenrad«, sagte Homer Wells. »Das ist der Lunapark von Cape Kenneth, und das ist das Riesenrad.« Mr. Rose stieß ihn in die Rippen, aber Homer verstand nicht. Lange sprach niemand, und als Homer Mr. Rose anschaute, schüttelte Mr. Rose sachte den Kopf.

»Ich habe so etwas gehört«, sagte Black Pan. »Ich glaube, sie hatten eines in Charleston.«

»Das Riesenrad ist wieder stehengeblieben«, stellte Hero fest.

»Es läßt Passagiere aussteigen – Fahrgäste«, sagte Homer Wells.

»Es nimmt neue Fahrgäste auf.«

»Die Leute *fahren* mit diesem verdammten Ding?« fragte Branches.

»Quatsch mich nicht an, Homer«, sagte Hero.

Wieder spürte Homer den Rippenstoß, und Mr. Rose sagte milde:

»Ihr seid so ungebildet, ihr alle – Homer macht ein bißchen Spaß mit euch.«

Als die Rumflasche von Mann zu Mann gereicht wurde, reichte Mr. Rose sie einfach weiter.

»Sagt der Name Homer euch nichts?« fragte Mr. Rose die Männer.

»Ich glaube, ich habe davon gehört«, sagte der Koch Black Pan.

»Homer war der erste Geschichtenerzähler der Welt«, verkündete Mr. Rose. Da war wieder der Rippenstoß in Homers Seite, und Mr. Rose sagte: »Auch *unser* Homer weiß ein paar gute Geschichten zu erzählen.«

»Mist«, sagte jemand nach einer Weile.

»Was für ein Rad, sagst du, Homer?« fragte Branches.

»Ein Riesenrad«, sagte Homer Wells.

»Jaaa!« sagte jemand. Alle lachten.

»Ein verdammtes *Riesenrad*«, sagte Hero. »Das ist nicht schlecht.« Einer der Männer, die Homer nicht kannte, rollte vom Dach.

Alle warteten, bis er am Boden war, bevor sie ihm nachriefen.

»Bist du in Ordnung, Arschloch?« fragte Black Pan.

»Jaaa«, sagte der Mann, und alle lachten.

Als Mr. Rose die Dusche wieder angehen hörte, wußte er, daß sein Flaschenabfüller die Zigarette gefunden hatte und sich den Cider abwusch.

»Willy und Hero, ihr seid jetzt mit Flaschenabfüllen dran«, sagte Mr. Rose.

»Ich habe zuletzt Flaschen abgefüllt«, sagte Hero.

»Du machst dich wirklich gut dabei«, sagte Mr. Rose.

»Ich werde ein Weilchen pressen«, sagte jemand.

»Jack und Orange machen es gut«, sagte Mr. Rose. »Wir lassen sie nur noch ein Weilchen weitermachen.«

Homer spürte, daß er zusammen mit Mr. Rose das Dach verlassen sollte. Sie halfen einander auf der Leiter; am Boden sprach Mr. Rose sehr ernst zu Homer.

»Du mußt verstehen«, flüsterte Mr. Rose. »Sie wollen nicht wissen, was das für ein Ding ist. Was nützt es ihnen, es zu wissen?«

»In Ordnung«, sagte Homer Wells und blieb lange außerhalb des Kreises der Lichter stehen, die im Preßraum strahlten. Jetzt, da er vertrauter war mit ihrer Ausdrucksweise, konnte er manchmal die Stimmen vom Dach verstehen.

»Es ist wieder stehengeblieben«, hörte er Branches sagen.

»Ja, es nimmt *Fahrgäste* auf«, sagte jemand, und alle lachten.

»Wißt ihr, vielleicht ist es eine Anlage der Armee«, sagte Black Pan.

»Was für eine Armee?« fragte jemand.

»Wir sind beinah im Krieg«, sagte Black Pan. »Ich habe so was gehört.«

»Mist«, sagte jemand.

»Es ist etwas für die Flugzeuge, damit sie sehen«, sagte Black Pan.

»Wessen Flugzeuge?« fragte Hero.

»Da fährt es wieder«, sagte Branches.

Homer wanderte durch die Obstgärten zurück zum Haus der Worthingtons; er war gerührt, daß Mrs. Worthington das Licht über der Treppe für ihn angelassen hatte, und als er das Licht unter ihrer Schlafzimmertür sah, sagte er leise: »Gute Nacht, Missus Worthington, ich bin zurück.«

»Gute Nacht, Homer«, sagte sie.

Er schaute eine Weile aus Wallys Fenster. Auf diese Weise konnte er unmöglich die Reaktion auf dem Dach des Ciderhauses beobachten, als das Riesenrad in Cape Kenneth für die Nacht geschlossen wurde – als die Lichter mit einem Flimmern ausgingen: was mochten die Männer auf dem Dach *da*rüber sagen? fragte er sich. Vielleicht dachten sie, daß das Riesenrad von einem anderen Planeten gekommen und daß es, als die Lichter ausgingen, dorthin zurückgekehrt war.

Und hätte nicht Fuzzy Stone sich gefreut, es zu sehen? dachte Homer Wells. Und Curly Day, und Klein Copperfield! Und es wäre ein Spaß gewesen, mit Melony darin zu fahren – nur einmal, um zu sehen, was sie dazu gesagt hätte. Dr. Larch wäre nicht beeindruckt gewesen. Gab es denn etwas, das ein Rätsel war für Dr. Larch?

Am anderen Morgen beschloß Mr. Rose, seinen magischen Händen zwischen den Bäumen Ruhe zu gönnen; er kam zu Homer herüber, der als Prüfer in dem Obstgarten namens Frying-Pan arbeitete und Bushel-Kisten zählte, bevor sie auf den Pritschenanhänger geladen wurden, und jedem Pflücker jedes gepflückte Bushel anrechnete.

»Ich möchte, daß du mir dieses Rad zeigst«, sagte Mr. Rose lächelnd.

»Das Riesenrad?« fragte Homer Wells.

»Falls es dir nichts ausmacht, es mir zu zeigen«, sagte Mr. Rose. »Es darf nur kein Gerede darüber geben.«

»Richtig«, sagte Homer. »Wir sollten lieber bald fahren, bevor es noch kälter wird und es den Winter über geschlossen wird. Ich möchte wetten, es ist jetzt schon ziemlich kalt, um darauf zu fahren.«

»Ich weiß nicht, ob ich darauf fahren möchte, bevor ich es gesehen habe«, sagte Mr. Rose.

»Klar«, sagte Homer.

Mrs. Worthington lieh ihm den Lieferwagen, doch als er Mr. Rose beim Ciderhaus abholte, waren alle neugierig.

»Wir müssen etwas im anderen Obstgarten prüfen«, sagte Mr. Rose zu den Männern.

»Von welchem anderen Obstgarten redet er?« fragte Black Pan Hero, als Homer und Mr. Rose in den Lieferwagen stiegen.

Homer mußte an seine Fahrt mit Wally auf dem Riesenrad denken. Es war viel kälter jetzt, und Mr. Rose saß den ganzen Weg nach Cape Kenneth bedrückt neben ihm und war auch ungewöhnlich in sich gekehrt, als sie miteinander durch den Lunapark wanderten. Die Menschenmassen vom Sommer waren verschwunden; manche der Lunaparkattraktionen waren bereits geschlossen.

»Sie brauchen sich nicht zu ängstigen«, sagte Homer zu Mr. Rose. »Das Riesenrad ist völlig ungefährlich.«

»Ich bin nicht ängstlich wegen irgend'nem Rad«, sagte Mr. Rose. »Siehst du viele Leute von meiner Hautfarbe hier?«

Homer hatte nichts Feindseliges in den Blicken der Leute entdeckt – als Waise argwöhnte er stets, daß die Leute es auf ihn abgesehen hatten und ihn anstarrten –, und darum hatte er sich in Mr. Roses Gesellschaft nicht besonders iso-

liert gefühlt. Jetzt aber bemerkte er mehr solcher Blicke und merkte, daß die Blicke, die eine Waise entdecken mochte, im Vergleich dazu nur Einbildung waren.

Als sie zu dem Riesenrad kamen, stand keine Schlange dort, aber sie mußten warten, bis die eben laufende Fahrt vorbei war. Als das Rad stehenblieb, stiegen Homer und Mr. Rose ein und setzten sich zusammen in eine Gondel.

»Wir könnten jeder in seiner eigenen Gondel sitzen, falls Sie das lieber möchten«, sagte Homer Wells.

»Laß nur, wie es ist«, sagte Mr. Rose. Als das Rad seinen Aufstieg begann, saß er sehr still und gerade und hielt den Atem an, bis sie beinah den höchsten Punkt des Anstiegs erreicht hatten.

»Dort drüben ist der Obstgarten«, deutete Homer Wells, doch Mr. Rose starrte geradeaus, als hinge die Stabilität des ganzen Riesenrades davon ab, daß jeder Fahrgast ein vollkommenes Gleichgewicht wahrte.

»Was ist Besonderes daran?« fragte Mr. Rose starr.

»Es ist nur wegen der Fahrt und wegen der Aussicht, schätze ich«, sagte Homer Wells.

»Mir gefällt die Aussicht vom Dach«, sagte Mr. Rose. Als sie mit dem Abstieg des kreisenden Rades begannen, sagte Mr. Rose: »Es ist gut, daß ich heute nicht viel gegessen habe.«

Bis sie unten anlangten und wieder mit ihrem Aufstieg begannen, hatte sich eine ansehnliche Menschenmenge gebildet – aber anscheinend standen sie nicht Schlange für die nächste Fahrt. Da waren nur zwei Pärchen und ein einzelner Junge, die sich das Riesenrad mit Homer und Mr. Rose teilten, und als sie abermals am höchsten Punkt des Rades waren, merkte Homer, daß die Menge dort unten zusammengelaufen war, um Mr. Rose anzustarren.

»Sie sind gekommen, um zu sehen, ob Nigger fliegen«,

sagte Mr. Rose, »aber so etwas werde ich nicht tun – nicht zur Unterhaltung der andern. Sie sind gekommen, um zu sehen, ob die Maschine zusammenbricht, wenn sie versucht, 'nen Nigger zu tragen – oder vielleicht wollen sie mich erbrechen sehen.«

»Tun Sie einfach gar nichts«, sagte Homer Wells.

»Das ist der Ratschlag, den ich mein ganzes Leben lang gehört habe, Junge«, sagte Mr. Rose. Als sie mit ihrem Abstieg begannen, beugte sich Mr. Rose aus der Gondel – sehr gefährlich, viel weiter als nötig – und erbrach sich in einem prächtigen Bogen über die Menschenmenge unter ihnen. Die Menschenmenge wich zurück wie ein Mann, aber nicht rechtzeitig genug.

Als die Gondel wieder am tiefsten Punkt des Abstiegs angelangt war, wurde das Riesenrad angehalten, damit der Mann, dem übel geworden war, aussteigen konnte. Die Menschenmenge hatte sich zurückgezogen, bis auf einen jungen Mann, der besonders bekleckert war. Als Homer Wells und Mr. Rose das Gelände des Riesenrades verließen, trat der junge Mann vor und sagte zu Mr. Rose: »Sie sahen aus, als wollten Sie das *absichtlich* tun.«

»Wem wollte absichtlich übel werden?« fragte Mr. Rose; er ging weiter, und Homer ging mit ihm. Der junge Mann war etwa in Homers Alter; er sollte seine Hausaufgaben machen, dachte Homer Wells – falls er noch zur Schule geht, ist heute ein gewöhnlicher Schultag.

»Ich glaube, Sie wollten es absichtlich tun«, sagte der junge Mann zu Mr. Rose, der jetzt stehenblieb.

»In welchem Geschäft bist du?« fragte Mr. Rose den Jungen.

»Was?« fragte der junge Mann, aber Homer Wells trat zwischen sie.

»Meinem Freund ist übel geworden«, sagte Homer Wells. »Bitte, laß ihn in Ruhe.«

»Deinem *Freund*?« sagte der Junge.

»Frag mich, in welchem Geschäft ich bin«, sagte Mr. Rose zu dem Jungen.

»In welchem Scheißgeschäft sind Sie, *Mister*?« brüllte der junge Mann Mr. Rose an. Homer fühlte sich elegant aus dem Weg geschoben; er sah, daß Mr. Rose ganz plötzlich Brust an Brust vor dem Jungen stand. Da war kein saurer Geruch von Erbrochenem mehr in Mr. Roses Atem. Irgendwie hatte sich Mr. Rose eines dieser Pfefferminze in den Mund gesteckt; die Wachsamkeit, die gefehlt hatte, als Mr. Rose übel wurde, glomm jetzt wieder in seinen Augen. Der Junge schien überrascht, daß er so nah vor Mr. Rose stand, und so plötzlich; er war ein wenig größer und ein ganzes Stück schwerer als Mr. Rose, und doch wirkte er unsicher. »Ich habe gesagt: ›In welchem Scheißgeschäft sind Sie, Mister?‹« wiederholte der Junge, und Mr. Rose lächelte.

»Ich bin im Kotzgeschäft!« sagte Mr. Rose demütig. Jemand in der Menschenmenge lachte; Homer Wells verspürte eine Woge der Erleichterung; Mr. Rose lächelte auf eine Weise, die es auch dem Jungen erlaubte, zu lächeln. »Tut mir leid, wenn du etwas davon abgekriegt hast«, sagte Mr. Rose höflich.

»Kein Problem«, sagte der junge Mann und wandte sich zum Gehen. Nach ein paar Schritten drehte sich der Junge fragend in Mr. Roses Richtung, doch Mr. Rose hatte Homer Wells am Arm genommen und ging bereits weiter. Homer sah den Schock im Gesicht des Jungen. Die Flanelljacke des jungen Mannes, deren Reißverschluß immer noch geschlossen war, flatterte, weit offen – ein einziger kühner Schnitt hatte sie vom Kragen bis zur Taille aufgeschlitzt –,

und alle Knöpfe am Hemd des Jungen waren verschwunden. Der Junge starrte an sich hinunter und dann auf Mr. Rose, der sich nicht umsah, und dann ließ der Junge sich in die Geborgenheit der Menge ziehen.

»Wie haben Sie das gemacht?« fragte Homer Mr. Rose, als sie den Lieferwagen erreichten.

»Deine Hände müssen schnell sein«, sagte Mr. Rose. »Dein Messer muß scharf sein. Aber *machen* mußt du es mit den Augen. Deine Augen halten die Augen des anderen von deinen Händen fern.«

Das weit offene Jackett des Jungen zwang Homer, sich an Clara zu erinnern und daran, wie ein Skalpell keinen Fehler machte. Nur eine Hand macht Fehler. Es war ihm kalt in der Brust, und er fuhr zu schnell.

Als Homer von der Drinkwater Road abbog und durch die Obstgärten zum Ciderhaus fuhr, sagte Mr. Rose: »Siehst du? Ich hatte recht, nicht wahr? Was nützt es – Apfelpflückern –, etwas über dieses Rad zu wissen?« Es nützt nichts, etwas darüber zu wissen, dachte Homer Wells.

Und was würde es Melony guttun und nützen, etwas darüber zu wissen, oder Curly Day, oder Fuzzy – oder irgendwelchen Beduinen?

»Habe ich recht?« drängte Mr. Rose.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

# 8

## *Die Chance klopft an*

Nach der Ernte auf der York-Farm fragte der Vorarbeiter Melony, ob sie noch bleiben und beim Mäusefangen mithelfen wolle. »Wir müssen die Mäuse erwischen, bevor der Boden gefriert, sonst spazieren sie den ganzen Winter im Obstgarten ein und aus«, erklärte der Vorarbeiter. Die Männer verwendeten Gifthafer und Giftmais, den sie um die Bäume herum verstreuten und direkt in die Gänge der Fichtenmäuse stopften.

Arme Mäuse, dachte Melony, aber sie versuchte es ein paar Tage mit dem Mäusefangen. Wenn sie einen Fichtenmausgang sah, versuchte sie ihn zu tarnen; Gift stopfte sie nie hinein. Und sie tat nur so, als ob sie den Hafer und den Mais um die Bäume streute; sie mochte den Geruch nicht und warf das Gift auf die Schotterstraße und füllte ihren Sack mit Sand und Kies, den sie statt dessen verstreute.

»Habt einen guten Winter, ihr Mäuse«, flüsterte sie ihnen zu.

Es wurde allmählich sehr kalt im Ciderhaus; man gab ihr einen Holzofen, dessen Rohr Melony durch ein Fenster im Schlafraum nach draußen leitete. Der Ofen sorgte dafür, daß die Toilette nicht einfror. Als eines Morgens die Außendusche eingefroren war, beschloß Melony weiterzuziehen. Nur kurz bedauerte sie, daß sie nun keine Mäuse mehr retten konnte.

»Falls du einen anderen Obstgarten suchst«, warnte sie

der Vorarbeiter, »wirst du keinen finden, der im Winter Leute anheuert.«

»Ich möchte über den Winter eine Arbeit in der Stadt«, sagte Melony zu ihm.

»Welche Stadt?« fragte der Vorarbeiter. Melony zuckte die Schultern. Sie hatte das kleine Bündel ihrer Habseligkeiten fest mit Charleys Gürtel zusammengeschnallt; die Ärmel von Mrs. Grogans Mantel reichten ihr nur halb über die Unterarme, und um Schultern und Hüften saß der Mantel besonders knapp – dennoch schaffte Melony es, darin behaglich auszusehen. »Es gibt keine richtigen Städte in Maine«, sagte der Vorarbeiter.

»Es braucht keine richtige Stadt zu sein, damit sie für mich eine Stadt ist«, sagte Melony. Er schaute ihr nach, wie sie zur selben Stelle an der Straße wanderte, wo er ihr schon einmal Lebewohl nachgerufen hatte. Es war die Jahreszeit, da die Bäume nackt sind und der Himmel wie Blei aussieht und die Erde sich unter den Füßen mit jedem Tag unnachgiebiger anfühlt – und doch ist es zu früh für Schnee, es sei denn, ein launisches Unwetter bringt welchen mit, der dann aber ganz schnell wieder wegschmilzt.

Aus irgendeinem Grund verspürte der Vorarbeiter einen starken Wunsch, mit Melony fortzuziehen; er war selbst überrascht, als er laut murmelte: »Ich hoffe, es schneit bald.«

»Was?« sagte eine der Apfelmarktfrauen.

»Bis dann!« rief der Vorarbeiter Melony nach, aber sie antwortete ihm nicht.

»Gott sei Dank ist sie weg«, sagte eine der Frauen im Markt.

»Die Nutte«, sagte eine andere.

»Wieso Nutte?« fragte der Vorarbeiter scharf. »Mit wem habt ihr sie schlafen sehen?«

»Sie ist nur eine Landstreicherin«, sagte eine von ihnen.

»Wenigstens ist sie *interessant*«, zischte der Vorarbeiter. Die Frauen musterten ihn einen Moment.

»Bist in sie verknallt, oder?« fragte schließlich eine von ihnen.

»Ich möchte wetten, du wärest gern dieser Freund, den sie sucht«, sagte eine andere, was unter den Marktfrauen höhnisches Gelächter auslöste.

»Das ist es nicht!« schnauzte der Vorarbeiter zurück. »Ich hoffe, sie wird diesen Freund niemals finden – um seinetwillen!« sagte der Vorarbeiter. »Und um ihretwillen«, fügte er hinzu.

Die Frau, deren fetter Ehemann versucht hatte, Melony zu vergewaltigen, wandte sich von dem Gespräch ab und öffnete die große Thermoskanne auf dem Tisch neben der Registrierkasse; doch als sie versuchte, sich Kaffee einzuschenken, kam kein Kaffee, sondern Gifthafer und Giftmais heraus. Wenn Melony die anderen wirklich hätte vergiften wollen, dann wäre sie zurückhaltender gewesen mit den Mengen. Es war eindeutig nur eine Botschaft, und die Apfelmarktfrauen betrachteten diese so stumm, als versuchten sie, Gebeine zu lesen.

»Seht ihr, was ich meine?« fragte der Vorarbeiter sie. Er suchte sich einen Apfel aus dem Ausstellungskorb auf der Theke und tat einen herzhaften Biß; der Apfel hatte so lange in der Kälte draußen gelegen, daß er halb gefroren und mehlig war und der Vorarbeiter ihn sofort ausspuckte.

Es war sehr kalt auf der Straße zur Küste, aber vom Wandern wurde Melony warm; außerdem blieb ihr, da kein Verkehr war, nichts anderes übrig als zu wandern. Als sie die Schnellstraße an der Küste erreichte, brauchte sie nicht mehr lange auf eine Mitfahrgelegenheit zu warten. Ein blei-

cher, aber vergnügter Junge, der einen Lieferwagen steuerte, hielt vor ihr an.

»Yarmouth – Farben und Schellack, stets zu Diensten«, sagte der Junge zu Melony; er war etwas jünger als Homer Wells und – in Melonys Augen – längst nicht so weltlich-hübsch anzuschauen. Der Lieferwagen roch nach Beize und Firnis und Karbolineum. »Ich bin ein Holzbehandlungs-fachmann«, sagte der Junge stolz zu ihr.

Bestenfalls ein Handelsvertreter, dachte Melony; wahrscheinlich sogar eher ein Auslieferungsfahrer. Sie lächelte schmal, um ihre ausgeschlagenen Zähne nicht zu zeigen. Der Junge zappelte nervös und erwartete so etwas wie eine Begrüßung von ihr. Jeden kann ich binnen kaum einer Minute nervös machen, dachte Melony.

»Äh, wohin willst du?« fragte der Junge – während der Lieferwagen dahinschwankte.

»In die Stadt«, sagte Melony.

»Welche Stadt?« fragte der Junge.

Jetzt erlaubte Melony ihren Lippen, sich zu einem Lächeln zu öffnen, und der erschrockene Junge starrte auf die betrübliche Geschichte ihres Mundes.

»Sag du's mir«, sagte Melony.

»Ich muß nach Bath«, sagte der Junge nervös. Melony starrte ihn an, als ob er gesagt hätte, er müsse ein Bad *nehmen.*

»Bath«, wiederholte sie.

»Es ist eine Stadt, sozusagen«, sagte der Holzbehandlungsfachmann.

Claras Stadt! hätten Dr. Larch oder Homer Wells Melony sagen können – die gute alte Clara war aus Bath nach St. Cloud's gekommen! Doch das wußte Melony nicht, und sie hätte sich auch nicht darum geschert; ihre Beziehung zu

Clara war eine von der unangenehm eifersüchtigen Art gewesen. Homer Wells kannte Clara intimer als Melony. Vielleicht hätte es Melony interessiert, daß sie in Bath viel näher an Ocean View sein würde als auf der York-Farm – daß es vielleicht sogar Einwohner von Bath gab, die von einem Obstgarten namens Ocean View gehört hatten; den Weg nach Heart's Haven oder nach Heart's Rock jedenfalls hätten ihr viele Einwohner von Bath beschreiben können.

»Willst du nach Bath?« fragte der Junge sie vorsichtig. Wieder zeigte Melony ihm ihre schadhaften Zähne und schenkte ihm nicht eigentlich ein Lächeln als vielmehr das Zähnefletschen eines Hundes, dem sich die Nackenhaare sträuben. »Richtig«, sagte sie.

Wally kam zum Erntedankfest nach Hause; Candy war etliche Wochenenden im Frühherbst zu Hause gewesen, aber Homer hatte nicht gewußt, wie er es anstellen sollte, sie ohne Wally zu sehen. Wally war erstaunt, daß Homer und Candy sich nicht gesehen hatten; und an Candys Verlegenheit über Wallys Erstaunen merkte Homer, daß sie ebenfalls ratlos gewesen war, wie sie eine Begegnung mit ihm herbeiführen sollte. Aber der Truthahn mußte alle fünfzehn Minuten begossen, der Tisch mußte gedeckt werden, und Olive war zu offensichtlich erfreut, das Haus wieder voll zu haben – es gab keine Zeit, sich verlegen zu fühlen.

Raymond Kendall hatte früher schon an einem Erntedankschmaus bei den Worthingtons teilgenommen, doch nie ohne Seniors Quasianwesenheit; Ray bemühte sich ein paar Minuten lang um übertriebene Höflichkeit, bis er sich entspannte und mit Olive übers Geschäft redete.

»Daddy benimmt sich, als hätte er ein Rendezvous«, sagte Candy in der Küche zu Olive.

»Ich fühle mich geschmeichelt«, sagte Olive. Sie drückte lachend Candys Arm und erklärte damit aber jedes weitere Geflachse für beendet.

Homer erbot sich, den Truthahn zu tranchieren. Er machte seine Sache so gut, daß Olive sagte: »Du solltest Chirurg werden, Homer!«

Wally lachte; Candy blickte abwechselnd auf ihren Teller und auf ihre Hände in ihrem Schoß, und Ray Kendall sagte: »Der Junge ist einfach gut mit den Händen. Wenn einer gute Hände hat, behalten seine Hände alles, was er je gemacht hat, für immer im Gedächtnis.«

»Genau wie bei dir, Ray«, sagte Olive, was die Aufmerksamkeit von Homers Schneidekunst ablenkte; er schnitt so rasch wie möglich jedes Stückchen Fleisch von den Knochen.

Wally redete vom Krieg. Er habe daran gedacht, sagte er, vom College abzugehen, um Pilot zu werden.

»Wenn es dann einen Krieg *gibt* – wenn wir hineingezogen werden, meine ich –, kann ich bereits fliegen.«

»So etwas wirst du nicht tun«, sagte Olive.

»Warum *möchtest* du das tun?« fragte ihn Candy. »Ich finde, du bist selbstsüchtig.«

»Was meinst du mit *selbstsüchtig*?« fragte Wally. »Ein Krieg ist etwas fürs Vaterland, er ist Dienst am Vaterland!«

»Für dich ist's ein Abenteuer«, sagte Candy, »das ist selbstsüchtig daran.«

»So etwas wirst du jedenfalls nicht tun«, wiederholte Olive.

»Ich war zu jung, um in den letzten Krieg zu gehen«, sagte Ray, »und wenn es wieder einen gibt, werde ich zu alt sein.«

»Du Glücklicher«, sagte Olive.

»Das finde ich auch«, sagte Candy.

Ray zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht«, sagte er. »In den letzten wollte ich gehn. Ich versuchte zu lügen mit meinem Alter, aber irgendwer hat mich verpetzt.«

»Jetzt weißt du es besser«, sagte Olive.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Ray. »Wenn es wieder Krieg gibt, wird es eine Menge neuer Waffen geben – sie bauen Zeug, das kann man sich überhaupt nicht vorstellen.«

»Ich versuche es mir vorzustellen«, sagte Wally. »Die ganze Zeit stelle ich mir den Krieg vor.«

»Abgesehen vom Sterben, Wally«, sagte Olive Worthington, während sie das Truthahnskelett in die Küche hinaustrug. »Ich glaube nicht, daß du an das Sterben gedacht hast.«

»Richtig«, sagte Homer Wells, der sich die ganze Zeit das Sterben vorstellte. Candy sah ihn an und lächelte.

»Du hättest mich an den Wochenenden besuchen sollen, Homer«, sagte sie.

»Ja, warum hast du das nicht gemacht?« fragte Wally. »Zu sehr beschäftigt mit Debra Pettigrew, das ist der Grund.«

Homer schüttelte den Kopf.

»Zu sehr beschäftigt mit der praktischen Anatomie des Kaninchens!« rief Olive aus der Küche.

»Der *was*?« fragte Wally.

Aber Olive irrte sich. Homer hatte nur drei Wochen Biologie II gebraucht, um zu erkennen, daß er mehr über die jeweils untersuchten Tiere und ihr Verhältnis zur menschlichen Anatomie wußte als sein leichenhafter Lehrer Mr. Hood.

Es war, wie Wilbur Larch erraten hätte, der Urogenital-

trakt, der Mr. Hoods Unzulänglichkeiten im Vergleich zur Erfahrung des jungen Dr. Wells aufdeckte. Bei der Erörterung der drei Spezialisierungsstadien des Uterus verhaspelte sich Mr. Hood. Das intrauterine Leben des Kaninchenembryos dauert nur dreißig Tage; fünf bis acht Junge werden geboren. Gemäß der primitiven Natur des kleinen Tieres hat das Kaninchen zwei komplette Uteri – der Aufbau des Organs in dieser Entwicklungsstufe heißt *Uterus duplex*. Der Aufbau des Organs bei der Frau, den Homer Wells sehr genau kannte – zwei uterine Kanäle, die in eine Uterushöhle münden –, heißt *Uterus simplex*. Die dritte Variante des uterinen Aufbaus ist eine Zwischenform – eine teilweise Verschmelzung, die bei manchen Säugetieren (bei Schafen zum Beispiel) vorliegt; sie heißt *Uterus bicornis.*

Der arme Mr. Hood verwechselte bei seinem Versuch, die Geheimnisse des Uterus auf der kreideverschmierten Tafel zu enträtseln, seinen *Duplex* mit seinem *Bicornis*; er bezeichnete ein Schaf als Kaninchen (und vice versa). Es war ein weniger dramatischer Irrtum, als wenn er sich die Frau mit zwei kompletten Uteri vorgestellt und diese Falschinformation in der Klasse verbreitet hätte, aber es war ein Irrtum; Homer Wells deckte ihn auf. Es war das erste Mal, daß er in der Lage war, eine Autorität zu korrigieren.

»In solchen Situationen ist eine Waise besonders befangen und unsicher«, schrieb Dr. Wilbur Larch.

»Entschuldigen Sie, Sir?« sagte Homer Wells.

»Ja, Homer?« sagte Mr. Hood. Seine Hagerkeit ließ ihn, je nachdem, wie das Licht fiel, so nackt erscheinen wie die vielen Kaninchenkadaver, die offen auf den Labortischen der Schüler lagen. Er wirkte gehäutet, beinah bereit für die

wissenschaftliche Rubrizierung. Eine freundliche, aber müde Geduld lag in seinen Augen, die das einzig Wache in seinem Gesicht waren.

»Es ist umgekehrt«, sagte Homer Wells.

»Wie bitte?« sagte Mr. Hood.

»Das Kaninchen hat zwei komplette Uteri, das Kaninchen ist der *Uterus duplex* – nicht das Schaf, Sir«, sagte Homer. »Der Schafsuterus ist teilweise verschmolzen, er ist beinah einer – das Schaf ist der *Uterus bicornis.*«

Die Klasse wartete. Mr. Hood blinzelte; einen Moment lang sah er aus wie eine Eidechse, die eine Fliege beobachtet, doch plötzlich wich er zurück. »Habe ich das nicht so gesagt?« fragte er lächelnd.

»Nein«, murmelte die Klasse, »Sie sagten es umgekehrt.«

»Nun, dann habe ich es verwechselt«, sagte Mr. Hood beinah fröhlich. »Ich habe es genau so gemeint, wie du es gesagt hast, Homer.«

»Vielleicht habe ich Sie mißverstanden, Sir«, sagte Homer, aber die Klasse murmelte: »Nein, du hast es richtig verstanden.«

Der untersetzte Junge namens Bucky, mit dem Homer seinen Kaninchenkadaver teilen mußte, stieß Homer in die Rippen. »Wie kommt's, daß du alles weißt über Mösen?« fragte er Homer.

»Durchsuche mich doch«, sagte Homer Wells. Diesen Spruch hatte er von Debra Pettigrew gelernt. Es war ihr spezielles Spielchen: Er stellte ihr eine Frage, die sie nicht beantworten konnte. Dann sagte sie: »Durchsuche mich doch.« Und Homer Wells sagte: »In Ordnung«, und fing an, sie zu durchsuchen. – »Nicht *da*!« kreischte Debra Pettigrew und schob lachend seine Hand weg. Immer lachte sie, aber immer schob sie seine Hand weg. Ausgeschlossen

für Homer Wells, Zutritt zum *Uterus simplex* der Debra Pettigrew zu finden.

»Ich müßte sie erst fragen, ob sie mich heiraten will«, sagte er zu Wally, als sie am Abend des Erntedankfestes wieder zusammen in Wallys Zimmer hockten.

»So weit würde ich nicht gehen, alter Junge«, sagte Wally.

Homer erzählte Wally nicht, wie er Mr. Hood in Verlegenheit gebracht hatte oder wie der Mann verwandelt schien durch diesen Zwischenfall. Schon immer hatte Mr. Hood leichenhaft gewirkt, aber jetzt trat auch Schlaflosigkeit in sein Gesicht – als sei er nicht nur tot, sondern auch schwer beschäftigt, weil er bis spät in die Nacht wach blieb und seine Anatomie des Kaninchens büffelte und sich abmühte, all die Uteri richtig auseinanderzuhalten. Seine Müdigkeit machte ihn etwas weniger leichenhaft, da Erschöpfung als Lebenszeichen gelten kann und immerhin auf eine Form menschlichen Lebens schließen läßt. Mr. Hood sah allmählich aus, als wartete er auf seine Pensionierung und hoffte nur, bis dahin noch durchzuhalten.

Wo habe ich diesen Gesichtsausdruck schon einmal gesehen? fragte sich Homer Wells.

Schwester Angela oder Schwester Edna, oder sogar Mrs. Grogan, hätten ihm auf die Sprünge helfen können; sie alle waren vertraut mit diesem Gesichtsausdruck – dieser angestrengten Kombination von Erschöpfung und Ausdauer, diesem krassen Widerspruch zwischen grimmiger Angst und kindlichem Glauben. Seit Jahren hatte dieser Ausdruck auch noch das unschuldigste Mienenspiel von Wilbur Larch erfüllt; neuerdings hatten Schwester Angela und Schwester Edna, und sogar Mrs. Grogan, den Ausdruck auf ihren eigenen Gesichtern wiedererkannt.

»Worauf warten wir?« fragte Schwester Edna eines Mor-

gens Schwester Angela. Es lag etwas in der Luft, irgendeine unausweichliche Veränderung. Die guten Frauen waren durch den mittlerweile berühmten Goodhall/Gingrich-Fragebogen bestimmt genauso gekränkt wie mit Sicherheit auch Dr. Larch; Larch aber schien ungewöhnlich aufgeheitert durch die Bemerkungen des einstigen Snowy Meadows; der Ausschuß hatte Snowys Antwort so lobenswert gefunden, daß er sie Dr. Larch zur Ansicht übersandt hatte.

Auf die Frage nach der »richtigen Beaufsichtigung« sagte Snowy, daß Dr. Larch und die Schwestern ihn nie aus den Augen gelassen hätten. Auf die Frage, ob die ärztliche Fürsorge »angemessen« gewesen sei oder nicht, empfahl Snowy Meadows dem Ausschuß, »lediglich Fuzzy Stone zu fragen«. Nach Snowys Meinung hatte Dr. Larch *geatmet* für Fuzzy. »Eine schlimmere Lunge haben Sie noch nie gehört«, sagte Snowy Meadows, »aber der alte Larch hängte den Kleinen direkt an eine wahre Lebensrettungsmaschine.« Und auf die Frage, ob die Pflegefamilie »sorgfältig und richtig ausgewählt« worden sei, behauptete Snowy Meadows, Dr. Larch sei ein Genie im Lösen so kniffliger Rätsel. »Wie konnte der Mann wissen, daß ich genau in eine Möbel-Familie hineinpassen würde? Na, ich sage Ihnen, er wußte es«, schrieb Snowy Meadows (jetzt Robert Marsh) an den Ausschuß. »Wissen Sie, das Privateigentum, persönliche Besitztümer – nicht für jedermann bedeutet das die Welt. Aber lassen Sie sich von mir gesagt sein«, führte Snowy Meadows aus, »für eine Waise bedeuten Möbel die Welt.«

»Eine von euch hat diesen Jungen wahrscheinlich auf den Kopf fallen lassen«, sagte Wilbur Larch zu Schwester Edna und zu Schwester Angela, obwohl er offensichtlich hocherfreut war über Snowys Bemerkungen.

Fairerweise übersandte der Ausschuß Larch auch Curly

Days etwas weniger begeisterte Antwort auf den Fragebogen. Roy Rinfret aus Boothbay kochte vor Wut. »Ich war nicht besser darauf vorbereitet, von Apothekern adoptiert zu werden, als auf das Abschneiden meiner Nabelschnur«, schrieb Roy »Curly« Rinfret. »Das schönste Paar der Welt lief davon mit einem, der gar nicht adoptiert werden mußte oder wollte, und ich wurde von Apothekern fortgeschleppt!« klagte Curly. »Nennen Sie so etwas Beaufsichtigung, wenn kleine Kinder über Leichen stolpern?« fragte Curly Day den Ausschuß. »Stellen Sie sich vor: an dem Tag, als ich einen toten Mann im Gras finde, adoptiert das Paar meiner Träume jemand anderen, erzählt mir Dr. Larch, daß ein Waisenhaus kein Tierheim ist, und kurz darauf heuern mich zwei Apotheker dafür an, unentgeltlich in ihrer Apotheke zu arbeiten – und so etwas nennt man Adoptiertwerden!«

»Ach, dieser undankbare kleine Rotzbengel!« sagte Schwester Angela.

»Ach, Curly Day, schämst du dich nicht?« fragte Schwester Edna in die gleichgültige Luft.

»Wenn dieser Knabe hier wäre«, sagte Schwester Angela, »ich würde ihn übers Knie legen. Wahrhaftig, das würde ich!«

Und warum hat unser Homer den Fragebogen nicht ausgefüllt? fragten sich die Frauen.

Wie gesagt, »undankbar«, dachte Wilbur Larch, aber er hütete seine Zunge.

Nicht so Schwester Angela. Sie schrieb direkt an Homer Wells, was Dr. Larch verärgert hätte, wenn er davon gewußt hätte. Schwester Angela kam sofort zur Sache. »Dieser Fragebogen ist das mindeste, was Du tun kannst«, schrieb sie an Homer. »Wir alle könnten ein wenig Unter-

stützung brauchen. Nur weil Du Dich königlich amüsierst (wie ich annehme), brauchst Du nicht zu vergessen, Dich nützlich zu machen – brauchst Du nicht zu vergessen, wohin Du gehörst. Und falls Du zufällig irgendwelche jungen Ärzte oder Krankenschwestern triffst, die Verständnis haben für unsere Lage, dann wirst Du hoffentlich wissen, daß Du uns ihnen empfehlen solltest – und umgekehrt. Wir werden auch nicht jünger, weißt Du.«

»Mein lieber Homer«, schrieb Dr. Larch mit Poststempel vom nächsten Tag, »es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Treuhänderausschuß versucht, sich mit einigen früheren Bewohnern von St. Cloud's in Verbindung zu setzen – in Form eines lächerlichen Fragebogens. Beantworte ihn, wie Du es für richtig hältst, aber bitte beantworte ihn. Und stell Dich auf weiteren, noch lästigeren Briefverkehr mit ihnen ein. Ich hielt es für nötig, ihnen freimütig Auskunft zu geben über den Gesundheitszustand der Waisen. Wiewohl ich keinen Grund sah, ihnen mitzuteilen, daß ich Fuzzy Stone an ein Leiden der Atemwege »verloren« habe – was hätte dieses Eingeständnis Fuzzy nützen können –, habe ich dem Ausschuß doch von Deinem Herzen berichtet. Falls mir einmal etwas zustoßen sollte, glaube ich, daß jemand dasein sollte, der es weiß. Ich entschuldige mich allerdings dafür, daß ich Dir nichts von Deinem Zustand gesagt habe. Ich sage es Dir jetzt, weil ich, wenn ich die Angelegenheit bedenke, niemals wünschen würde, daß Du zuerst von jemand anderem etwas über Dein Herz erfährst. Nun, SEI NICHT BEUNRUHIGT! Ich möchte nicht einmal von einem ›Zustand‹ Deines Herzens sprechen, so harmlos ist der Zustand: Du hattest als kleines Kind ziemlich ausgeprägte Herzgeräusche, doch sie waren fast ganz verschwunden, als ich Dich zum letzten Mal – im Schlaf – untersuchte; Du wirst Dich

nicht daran erinnern – und ich habe es stets hinausgeschoben, Dein Herz Dir gegenüber auch nur zu erwähnen, aus Angst, Dich unnötig zu beunruhigen. (Solche Beunruhigung könnte den Zustand verschlimmern.) Du hast (oder hattest) eine Pulmonalklappenstenose, aber BITTE BEUNRUHIGE DICH NICHT! Es ist nichts, oder beinah nichts. Solltest Du Dich für Einzelheiten interessieren, so kann ich sie liefern. Einstweilen wollte ich nur nicht, daß Du Dir Sorgen machst wegen Narrheiten, die Du möglicherweise von diesem närrischen Treuhänderausschuß zu hören bekommst. Abgesehen vom Vermeiden jeder extremen Belastung oder Anstrengung, kannst Du beinah ganz bestimmt ein normales Leben führen.«

Ein normales Leben? dachte Homer Wells. Ich bin ein Beduine mit einem Herzfehler, und Dr. Larch sagt mir, ich kann ein normales Leben führen? Ich bin verliebt in die Freundin meines besten – und einzigen – Freundes, doch würde Dr. Larch das als eine »extreme Belastung« bezeichnen? Und was war Melony für mich anderes als eine »extreme Anstrengung«?

Wann immer Homer Wells an Melony dachte (was nicht oft vorkam), vermißte er sie; und dann wurde er wütend auf sich selbst. Warum sollte ich sie vermissen? fragte er sich. Er versuchte, nicht an St. Cloud's zu denken; je länger er fortblieb, desto extremer erschien ihm das Leben dort – doch wenn er daran dachte, vermißte er es ebenfalls. Und Schwester Angela und Schwester Edna und Mrs. Grogan und Dr. Larch – er vermißte sie alle. Und bekam wieder eine Wut auf sich; dabei gab es kein einziges Zeichen von seinem Herzen, das ihm gesagt hätte, daß er sich ein Leben in St. Cloud's wünschte.

Er liebte das Leben in Ocean View. Er wünschte sich

Candy und irgendein Leben mit ihr. Als sie wieder nach Camden ging, versuchte er, nicht an sie zu denken; und da er nicht an Wally denken konnte, ohne an Candy zu denken, war er erleichtert, als Wally wieder nach Orono ging, obwohl er Wally den ganzen Herbst über sehr vermißt hatte.

»Wenn eine Waise deprimiert ist«, schrieb Wilbur Larch, »fühlt sie sich verleitet zu lügen. Eine Lüge ist wenigstens ein tatkräftiges Unterfangen, sie hält einen auf dem Sprung, indem sie einen plötzlich verantwortlich macht für das, was ihretwegen geschieht. Man muß wachsam sein, um zu lügen, und wachsam bleiben, um seine Lüge geheimzuhalten. Waisen sind nicht die Herren über ihr Schicksal; sie sind die allerletzten, die einem glauben werden, wenn man ihnen erzählt, daß auch andere Menschen ihr Geschick nicht in der Hand haben.

Wenn man lügt, gibt es einem das Gefühl, Macht über das eigene Leben zu haben. Lügen zu erzählen ist sehr verführerisch für Waisen. Ich weiß das«, schrieb Dr. Larch. »Ich weiß es, weil ich ebenfalls welche erzähle. Ich liebe es, zu lügen. Wenn man lügt, fühlt man sich, als hätte man das Schicksal beschwindelt – das eigene und das der anderen.«

Und so beantwortete Homer Wells den Fragebogen; er sang eine Lobeshymne auf St. Cloud's. Er erwähnte die »Sanierung« der verlassenen Gebäude von St. Cloud's als einen der vielen Versuche, die unternommen wurden, um das Alltagsleben des Waisenhauses in das Leben der Nachbargemeinden zu integrieren. Er log Schwester Angela ebenfalls an, aber es war nur eine kleine Notlüge – die Sorte Lüge, mit der man anderen Menschen etwas Gutes tut. Er schrieb ihr, daß er den ursprünglichen Fragebogen verloren habe und allein deshalb so säumig mit dessen Rücksendung gewesen

sei. Ob der Ausschuß vielleicht so freundlich wäre, ihm einen neuen zu schicken? (Als er den zweiten Fragebogen vom Ausschuß erhielt, wußte er, daß es Zeit war, den einen abzusenden, den er so mühselig ausgefüllt hatte – auf diese Weise schien es, als habe er ihn spontan ausgefüllt, aus reinem Herzen.)

Mit geheuchelter Ruhe schrieb er an Dr. Larch. Er wäre dankbar für weitere Einzelheiten bezüglich seiner Pulmonalklappenstenose. Hielt Larch es zum Beispiel für nötig, daß Homer sich monatlich untersuchen ließ? (Dr. Larch hielt das natürlich für unnötig.) Und gab es Anzeichen einer Verschlimmerung, die Homer selbst feststellen konnte; war es möglich, daß er seine vielleicht wiederkehrenden Geräusche selbst abhorchen konnte? (Beruhige dich, empfahl Dr. Larch; das war das beste – ruhig zu bleiben.)

In dem Bemühen, sich zu beruhigen, heftete Homer den Extrafragebogen – den er nicht ausgefüllt hatte – an die Wand von Wallys Zimmer direkt neben den Lichtschalter, so daß von den Fragen bezüglich des Lebens in St. Cloud's eine ähnlich unbeachtete Autorität ausging wie von dem Blatt Papier mit den Verhaltensregeln, das jedes Jahr im Ciderhaus aufgehängt wurde. Wenn Homer kam und ging, sah er diese Fragen, die er mit so geschickten Lügen beantwortet hatte – zum Beispiel empfand er jedesmal, wenn er Wallys Zimmer betrat oder verließ, einen Kitzel, sich »irgendwelche möglichen Verbesserungen in den Methoden und in der Verwaltung von St. Cloud's« auszudenken.

Nachts tanzte Homers Schlaflosigkeit jetzt zu einer neuen Musik; die winterlichen Zweige der abgepflückten Apfelbäume, die im frühen Dezemberwind klapperten, gaben ein sprödes *Klick-Klack*-Geräusch von sich. Im Bett liegend – während ein knochenbleiches Mondlicht seine auf der

Brust gefalteten Hände scharf abzeichnete –, dachte Homer daran, daß die Bäume womöglich versuchten, den Schnee aus ihren Zweigen zu schütteln – bevor der Schnee da war.

Vielleicht wußten auch die Bäume, daß es Krieg geben würde, aber Olive Worthington dachte nicht an ihn. Sie hatte das winterliche Geklapper des Obstgartens manche Jahre gehört; sie hatte die winterlichen Zweige nackt gesehen, dann spitzenverziert vom Schnee, dann wieder nackt. Die Küstenwinde rüttelten den spröden Obstgarten so kräftig, daß die klirrenden Bäume wie in Säbelrasseln erstarrte Soldaten aussahen, doch Olive hatte diese Jahreszeit so oft gehört, daß sie nicht wußte, daß es Krieg geben würde. Wenn die Bäume ihr in diesem Dezember besonders nackt erschienen, so deshalb, dachte sie, weil sie ihrem ersten Winter ohne Senior entgegensahen.

»Erwachsene suchen nicht nach Zeichen im Vertrauten«, schrieb Dr. Wilbur Larch in *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's*, »aber eine Waise sucht immer nach Zeichen.«

Homer Wells saß an Wallys Fenster und suchte im skeletthaften Obstgarten nach der Zukunft – seiner eigenen vor allem, aber auch nach Candys und Wallys. Gewiß war Dr. Larchs Zukunft dort draußen, in den winterlichen Zweigen – sogar Melonys Zukunft. Und welche Zukunft gibt es für das Werk des Herrn? fragte sich Homer Wells.

Der Krieg, den es geben würde, kündigte sich in St. Cloud's nicht durch Zeichen an; das Vertraute wie das Unvertraute vollzogen sich dort in stummen Ritualen und Gewohnheiten. Eine Schwangerschaft *endete* mit einer Geburt oder mit einer Abtreibung; eine Waise wurde adoptiert oder wartete darauf, adoptiert zu werden. Wenn eine trockene, schneelose Kälte hereinbrach, reizte der Sägestaub in der Luft die

Augen und die Nasen und die Kehlen von St. Cloud's; nur für kurze Zeit, wenn der Schnee frisch gefallen war, hatte der Sägestaub sich abgesetzt. Bei Tauwetter schmolz der Schnee weg, und der verfilzte Sägestaub roch wie nasses Fell; bei Frost kam der Sägestaub – trocken und irgendwie über dem alten Schnee – wieder zum Vorschein, und wieder juckten die Augen, flossen die Nasen und konnten die Kehlen sich nie ganz freiräuspern.

»Freuen wir uns für Smoky Fields«, verkündete Dr. Larch in der Knabenabteilung. »Smoky Fields hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, Smoky.«

»Gute Nacht, Fmoky!« sagte David Copperfield.

»'Nacht!« schrie Klein Steerforth.

Gute Nacht, du kleiner Lebensmittelhamster, dachte Schwester Angela. Wer immer ihn zu sich genommen haben mochte, würde bestimmt bald lernen, den Kühlschrank abzuschließen.

Am nächsten Dezembermorgen, an dem Fenster, wo Melony einst – mit und ohne Kommentar – die Welt hatte vorbeiziehen lassen, sah Mary Agnes Cork die Frauen vom Bahnhof den Hügel heraufschreiten. Sie sehen nicht schwanger aus, dachte Mary Agnes.

Auf dem kahlen Hügel, wo Wally Worthington sich einst Apfelbäume vorgestellt hatte, versuchte Klein Copperfield einen Pappkarton durch den ersten nassen Schnee zu lenken. Der Karton hatte einmal vierhundert sterile Schambinden enthalten; Copperfield wußte das, weil er den Karton ausgepackt hatte –, und er hatte am Fuß des Hügels den kleinen Steerforth *in* den Karton gepackt. Nah beim Gipfel ging ihm allmählich sein Fehler auf. Steerforth bergauf zu schleppen war schon schwierig genug gewesen, aber inzwischen hatte das Gewicht des Jungen in Verbindung mit dem

pappigen Schnee den Boden des Kartons aufgeweicht. Copperfield fragte sich, ob sein Behelfsschlitten wohl rutschen würde – falls er mit dem Mist überhaupt jemals oben auf dem Gipfel ankommen würde.

»Gute Nacht, Smoky!« sang Steerforth.

»Halt die Fnauze, du Fimpel«, sagte David Copperfield.

Dr. Larch war sehr müde. Er ruhte sich in der Apotheke aus. Das graue Winterlicht machte die weißen Wände grau, und einen Moment fragte sich Larch, welche Tageszeit es sei – und welche Jahreszeit. Von nun an, dachte er, laß alles, was ich tu, mit gutem Grund geschehen. Laß mich keine unnützen Schritte tun.

Vor seinem inneren Auge sah er den richtigen Winkel, in dem das Spekulum ihm einen perfekten Blick auf die Cervix gewährte. Wessen Cervix? fragte er sich. Sogar in seinem Ätherschlaf zogen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand die Schraube für die Backen des Spekulums fest, und er sah das erstaunlich blonde kleine Schamhaarbüschel, das sich in den Haaren seines Unterarms verfangen hatte. Es war so blond, daß er es auf seiner eigenen hellen Haut beinah übersehen hätte. Als er seinen Unterarm schüttelte, war das kleine Büschel so leicht, daß es in der Luft schwebte. In seiner Ätherohnmacht griff seine linke Hand danach und verfehlte es knapp. O ja – *ihre* Cervix, dachte Wilbur Larch. Wie war ihr Name?

»Sie hat einen Puppennamen«, sagte Larch laut. »Candy!« erinnerte er sich. Dann lachte er. Schwester Edna, die an der Apotheke vorbeiging, hielt die Luft an und lauschte auf das Gelächter. Aber auch wenn sie nicht atmete, tränten ihre alten Augen von den Dämpfen. Und vom Sägestaub. Und von den Waisenkindern, die ihr auch manchmal Tränen in die Augen trieben.

Sie öffnete die Eingangstür zum Spital, um frische Luft in den Flur zu lassen. Auf dem Hügel sah sie einen Pappkarton seine unstete Abfahrt machen; sie wußte, daß sterile Schambinden in dem Karton gewesen waren, was er jetzt enthielt, vermochte sie nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Etwas Schweres, denn er rutschte holpernd und stockend den Hang hinunter. Zuweilen gewann er an Fahrt und glitt beinah sanft dahin, dann aber warf ein Stein oder ein blanker Fleck im Schneematsch ihn immer wieder aus der Bahn und bremste ihn ab. Der erste kleine Körper, der aus dem Karton rollte und sich einen Weg den Berg hinab bahnte, gehörte Steerforth; sie erkannte seine übergroßen Handschuhe und die Skimütze, die ihm immer in die Augen hing. Ein Weilchen purzelte er fast so schnell wie der Karton, aber ein großer Fleck blanker, gefrorener Erde brachte ihn plötzlich zum Stillstand. Schwester Edna sah ihn wieder bergauf, nach einem seiner Handschuhe klettern.

Der zweite, größere Körper, der aus dem Karton kullerte, gehörte offenbar David Copperfield; er rollte frei dahin, ein großes, aufgeweichtes Stück Karton in seinen beiden Händen. Der Karton schien sich im Fluge aufzulösen.

»Feiße!« schrie Copperfield. Wenigstens, fand Schwester Edna, wurden Klein Copperfields Obszönitäten durch sein Lispeln etwas gemildert.

»Machen Sie die Tür zu«, sagte Dr. Larch auf dem Flur hinter Schwester Edna.

»Ich wollte nur etwas frische Luft schnappen«, sagte Schwester Edna spitz.

»Da hätten Sie mich leicht hinters Licht führen können«, sagte Wilbur Larch. »Ich dachte, Sie wollten die Ungeborenen einfrieren.«

Womöglich wird das in Zukunft der Weg sein, dachte

Schwester Edna – und überlegte, welche Wege die Zukunft wohl gehen würde.

Im dezemberlichen Schwimmbecken trieb das Gummifloß, auf dem sich Senior Worthington oft ausgeruht hatte, immer noch im Wind vom einen Beckenende zum anderen und brach die spitzenfeinen Eiskanten auf, die sich am Bekkenrand wieder und wieder bildeten. Olive und Homer hatten das Wasser zu einem Drittel aus dem Becken abgelassen, damit es bei Regen und Schneeschmelze nicht überlief.

Seniors kaltes Floß, nur leicht erschlafft durch die fallende Temperatur, stürmte immer noch im Schwimmbecken umher wie ein reiterloses Pferd und galoppierte, wohin der Wind es drängte. Jeden Tag betrachtete Olive das Floß vom Küchenfenster aus, und Homer fragte sich, wann sie vorschlagen würde, es wegzuschaffen.

Als Candy einmal fürs Wochenende aus Camden nach Hause kam, nahm Homers Verwirrung darüber, was er mit ihr machen sollte, noch zu. Freitag war ein schlechter, Nicht-Fisch-nicht-Vogel-Tag. Er wollte frühzeitig zur Biologie II gehen, in der Hoffnung, Mr. Hood zu überreden, ihm entweder sein eigenes Kaninchen zum Sezieren zu überlassen oder ihm einen anderen Laborpartner als diesen Knaben Bucky zuzuweisen. Bucky schaffte es, die Innereien des Kaninchens zu zerfleddern, wenn er sie nur anfaßte, und Homer fand die unentwegte Fixierung des Flegels auf die Fortpflanzungsorgane aller Lebewesen albern und nervtötend. Bucky war neuerdings von der Tatsache fasziniert, daß Beuteltiere paarweise angeordnete Vaginen haben.

»Zwillingsmösen! Nicht zu fassen!« sagte Bucky.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Ist das eigentlich alles, was du sagen kannst?« fragte Bucky. »Kapierst du nicht? Wenn du ein Hamster wärst, könntest du *zusammen mit deinem Kumpel* eine Hamsterin ficken!«

»Warum sollte ich so etwas tun wollen?« fragte Homer.

»Zwei Fotzen!« sagte Bucky begeistert. »Du hast einfach keine Phantasie.«

»Ich bezweifle, daß die Hamster selber sich für deinen Vorschlag interessieren würden«, sagte Homer Wells.

»Das ist es ja, was ich meine, Blödmann«, sagte Bucky. »Was für eine Verschwendung – einem Hamster zwei Mösen zu geben! Hast du sie schon einmal rennen sehen in diesem kleinen Rad? Sie sind verrückt! Würdest du nicht verrückt werden, wenn du wüßtest, daß das Mädchen deiner Träume zwei Mösen hat und trotzdem kein Interesse?«

»Das Mädchen meiner Träume«, sagte Homer Wells.

Es war verrückt genug, fand Homer, daß das Mädchen seiner Träume zwei Menschen hatte, die sie liebten.

Und so ging er frühzeitig zur Biologie II, um entweder ein frisches Kaninchen zu verlangen oder Ersatz für diesen besessenen Knaben namens Bucky.

Die Klasse hatte eben Geographieunterricht, als er ankam; und als sie in die Pause stürmte, sah Homer die großen Weltkarten, die noch ausgerollt über der Tafel hingen. »Darf ich nur einen Moment, vor meiner nächsten Stunde, die Landkarten ansehen?« fragte Homer den Geographielehrer. »Ich roll sie hinterher auch wieder für Sie zusammen.«

Und so war er allein gelassen mit seinem ersten korrekten Abbild der Welt – der ganzen Welt, wenngleich unwirklich flach vor einer Schultafel. Nach einer Weile entdeckte er Maine; er sah, wie klein es war. Dann fand er South Carolina

und vertiefte sich lange in seinen Anblick, als könnten dadurch die Lebensumstände von Mr. Rose und den anderen Wanderarbeitern Gestalt annehmen. Er hatte viel reden hören von Deutschland, das leichter zu finden war als Maine; er war überrascht von der Größe Englands; Charles Dickens hatte ihm den Eindruck von etwas viel Größerem vermittelt.

Und der Ozean, der so unermeßlich schien, wenn man ihn von Ray Kendalls Anlegestelle aus betrachtete – ach, die Ozeane der Welt waren sogar noch unermeßlicher, als er sich vorgestellt hatte. Aber St. Cloud's, das so groß in Homers Leben aufragte, war nicht ausfindig zu machen auf der Karte von Maine. Er benutzte das Vergrößerungsglas des Geographielehrers, als er plötzlich merkte, daß die ganze Biologie-II-Klasse hinter ihm die Plätze eingenommen hatte. Mr. Hood musterte ihn befremdet.

»Suchst du dein Kaninchen, Homer?« fragte Mr. Hood. Die Klasse fand den Witz sehr komisch, und Homer erkannte, daß er – zumindest für diesen Tag – die Chance verpaßt hatte, Bucky loszuwerden.

»Betrachte es mal so«, flüsterte Bucky ihm gegen Ende der Stunde zu. »Wenn Debra Pettigrew zwei Mösen hätte, könnte sie dich in eine davon reinlassen. Siehst du die Vorteile?«

Unglücklicherweise beunruhigte die Vorstellung von paarweise angeordneten Vaginen Homer für den ganzen Freitagabend, den er mit Debra Pettigrew verbrachte. Es gab einen Fred-Astaire-Film in Bath, aber das bedeutete eine Stunde Fahrt in jede Richtung, und was wußte Homer Wells schon vom Tanzen, und was ging es ihn an? Er hatte mehrere Einladungen abgelehnt, mit Debra zusammen den Tanzkurs zu besuchen; wenn sie den Fred-Astaire-Film se-

hen wollte, dachte Homer, so konnte sie mit jemand aus ihrem Tanzkurs hingehen. Und es wurde allmählich zu kalt, um einfach zum Strand hinunterzufahren und dort zu parken. Olive war großzügig und ließ ihn den Lieferwagen benutzen. Bald würde die Benzinrationierung kommen und damit, wie Homer glaubte, ein willkommenes Ende all dieses rastlosen Umherfahrens.

Er fuhr Debra Pettigrew hinaus zum Lunapark-Gelände von Cape Kenneth. Im Mondlicht ragte das verlassene, unbeleuchtete Riesenrad auf wie eine Abschußrampe für den ersten Raketenstart der Welt oder wie das Gerippe einer Spezies aus Dinosaurierzeiten. Homer versuchte Debra von Mr. Roses Messerkünsten zu erzählen, doch sie hatte ihr Herz an Fred Astaire gehängt; er hatte Besseres zu tun, als eine gute Geschichte an sie zu verschwenden, während sie schmollte. Sie fuhren zum Autokino von Cape Kenneth, das »für die Saison geschlossen« war; es schien, als besuchten sie noch einmal die Schauplätze einer Romanze, die andere Leute erlebt hatten – nicht sie selbst und nicht erst letzten Sommer.

»Ich weiß nicht, was du gegen das Tanzen hast«, sagte Debra.

»Ich auch nicht«, sagte Homer Wells.

Es war immer noch früh, als er Debra zu ihrem Winterhaus in Kenneth Corners fuhr; dieselben grimmigen Hunde vom Sommer waren da, ihr Fell dichter geworden, ihr heißer Atem in Eistropfen an ihren Schnauzen erstarrt. Vorher hatten Debra und Homer ins Auge gefaßt, das Sommerhaus am Drinkwater-See für eine klitzekleine Party zu nutzen; das Haus war ungeheizt, und sie hätten kein Licht anmachen können, sonst hätte irgend jemand einen Einbruch oder Diebstahl angezeigt; doch trotz solcher Unannehm-

lichkeiten wäre es natürlich aufregend gewesen, ohne Anstandsbegleitung zu sein. Wieso? fragte sich Homer Wells. Er würde sowieso nicht an Debra Pettigrew herankommen – selbst wenn sie eine doppelte Vagina hätte. Nach dem langweiligen Freitagabend und als der Atem der Hunde sich jetzt an der Fensterscheibe auf der Fahrerseite des Lieferwagens niederschlug, war natürlich keine Rede mehr von so einer verlockenden kleinen Party für den Abend.

»Also, was machen wir morgen abend?« fragte Debra seufzend.

Homer beobachtete einen Hund, der seinen Außenspiegel benagte.

»Ach, ich bin mit Candy verabredet – sie ist aus Camden zurück«, sagte Homer. »Ich habe sie kein einziges Wochenende gesehen in diesem Herbst, und Wally bat mich, auf sie aufzupassen.«

»Du wirst sie ohne Wally sehen?« fragte Debra.

»Richtig«, sagte Homer. Der Lieferwagen war so stumpfnasig, daß die Hunde sich direkt gegen die Windschutzscheibe werfen konnten, ohne über die Motorhaube klettern zu müssen. Die Pfoten eines großen Hundes harkten einen der Scheibenwischer von der Windschutzscheibe und ließen ihn krachend zurückschnellen; er schien verbogen und würde die Glasoberfläche nicht mehr richtig berühren.

»Du wirst sie allein sehen«, sagte Debra.

»Oder mit ihrem Daddy«, sagte Homer.

»Klar«, sagte Debra Pettigrew und stieg aus dem Lieferwagen. Sie ließ die Tür ein bißchen zu lange offen. Ein Hund mit dem spatenförmigen Kopf eines Dobermanns stürzte sich in die offene Tür; er war halb im Lieferwagen, sein mächtiger Brustkasten drückte gegen den Beifahrersitz,

seine vereiste Schnauze geiferte über dem Schaltgehäuse, als Debra ihn am Ohr packte und ihn aus dem Lieferwagen herauszerrte.

»Bis dann«, sagte Homer Wells leise – nachdem die Tür zugeknallt war und er den schaumigen Geifer des Hundes vom Schaltknüppel abgewischt hatte.

Er fuhr zweimal an Kendalls Hummerbassin vorbei, wo ihm aber nichts zu verraten schien, ob Candy zu Hause war. Wenn sie fürs Wochenende nach Hause kam, nahm sie den Zug; dann fuhr Ray sie am Sonntag zurück. Ich werde sie morgen, am Sonnabend, anrufen, dachte Homer.

Als Candy sagte, daß sie den Fred-Astaire-Film sehen wolle, hatte Homer keine Einwände. »Ich wollte ihn immer schon sehen«, sagte er. Bath war schließlich nur eine knappe Stunde entfernt.

Auf der Brücke über den Kennebec River sahen sie ein paar große Schiffe im Wasser, und ein paar mehr auf dem Trockendock; die Schiffswerften von Bath lagen ausgebreitet an der Küste – ein rhythmisches Hämmern und andere Eisengeräusche erklangen sogar am Samstag. Sie waren viel zu früh für den Film und machten sich auf die Suche nach einem italienischen Lokal, von dem Ray ihnen erzählt hatte – falls es noch da war; Raymond Kendall war seit Jahren nicht mehr in Bath gewesen.

Damals, 194–, schien die Stadt, besonders für einen Auswärtigen, beherrscht von Werften und Schiffen, die höher aufragten als die Werftgebäude, und von der Brücke, die den Kennebec River überspannte. Bath war eine Arbeiterstadt, wie Melony bald entdeckte.

Sie fand Arbeit in einer Werft und begann ihre Winterbeschäftigung an einem Fließband, wo sie mit anderen Frauen – und manchmal einem behinderten Mann – im zweiten

Stock einer Fabrik stand, die auf bewegliche Teile spezialisiert war. Das bewegliche Teil, dem sich Melony im ersten Monat ihrer Beschäftigung zuwenden sollte, war ein sechseckig geformtes Zahnrad, das aussah wie eine der Länge nach aufgespaltene Schinkenhälfte; Melony wußte nicht, wo das Fließband mit der anderen Hälfte des Schinkens abblieb. Das Zahnrad traf auf dem Fließband vor ihr ein, lag dort genau fünfundvierzig Sekunden, bevor es weiterrückte und durch ein neues ersetzt wurde. Die Nabe des Zahnrads war vollgestopft mit Fett; man konnte seinen Finger in das Fett stecken, bis hinauf über das zweite Glied. Die Arbeit bestand darin, sechs Kugellagerkugeln in die fettverstopfte Nabe zu versenken; man drückte jede Kugel in das Fett, bis man sie gegen den Boden stoßen fühlte; sechs paßten exakt hinein. Der Trick bestand darin, sich nur eine Hand fettig zu machen; mit einer sauberen Hand war es leichter, die sauberen Kugellagerkugeln aufzusammeln, die die Größe von Murmeln hatten. Der andere Teil der Arbeit bestand darin, dafür zu sorgen, daß die sechs Kugeln perfekt waren – perfekt rund, perfekt glatt; keine Dellen, keine schartigen Metallspäne daran. Statistisch stimmte mit jeder zweihundertsten Kugellagerkugel etwas nicht; am Ende des Tages gab man die schlechten Kugeln zurück. Wenn man einen Tag ohne schlechte Kugellagerkugeln hinter sich hatte, sagte der Vorarbeiter einem, man hätte die einzelnen Kugeln nicht sorgfältig genug geprüft.

Man konnte sitzen oder stehen, und Melony probierte im Laufe des Tages abwechselnd beides aus. Das Band war zu hoch, um bequem sitzen zu können, und zu niedrig, als daß es im Stehen besser gewesen wäre. Der Rücken schmerzte einem an der einen Stelle, wenn man stand, und an einer anderen, wenn man saß. Nicht nur wer was wo mit der an-

deren Hälfte des Zahnrades tat, blieb für Melony schleierhaft, sie wußte auch nicht, wozu das Zahnrad gut war. Mehr noch, es kümmerte sie nicht.

Nach zwei Wochen hatte sie den Dreh raus; zwischen sechsundzwanzig und achtundzwanzig Sekunden, um die Kugellagerkugeln zu versenken, und nie mehr als zehn Sekunden, um sechs perfekte Kugeln aufzusammeln. Sie lernte, ein Nest von Kugellagerkugeln in ihrem Schoß anzulegen, wenn sie saß, und in einem Aschenbecher (sie rauchte nicht), wenn sie stand. Auf diese Weise hatte sie immer eine Kugel zur Hand, wenn sie eine fallen ließ. Sie hatte eine zwölf- bis vierzehnsekündige Pause zwischen den Zahnrädern. Während dieser Frist konnte sie die Person zu ihrer Linken und die Person zu ihrer Rechten ansehen und die Augen schließen und bis drei zählen und manchmal bis fünf. Sie beobachtete, daß es am Band zwei Arten zu arbeiten gab. Manche Arbeiter sammelten ihre sechs perfekten Kugellagerkugeln auf, unmittelbar nachdem sie ein Zahnrad fertig hatten; die anderen warteten erst darauf, daß das neue Zahnrad eintraf. Melony hatte an beiden Methoden etwas auszusetzen.

Die Frau neben Melony sagte es so: »Manche sind Sammler, manche sind Säumer.«

»Ich bin keines von beiden, oder beides«, sagte Melony.

»Na, ich glaube, du wirst dich leichter tun, Schätzchen, wenn du dich entscheidest«, sagte die Frau. Ihr Name war Doris. Sie hatte drei Kinder; die eine Seite ihres Gesichts war noch hübsch, die andere aber verunziert durch ein Muttermal mit Borsten darauf. In den zwölf bis vierzehn Sekunden, die Doris zwischen zwei Zahnrädern hatte, rauchte sie.

Zu Melonys anderer Seite war ein älterer Mann im Rollstuhl. Sein Problem war, daß er Kugellagerkugeln, die ihm

herunterfielen, nicht aufheben konnte. Manche verfingen sich in seiner Fußdecke oder in der Rollstuhlmechanik, weshalb es klapperte, wenn er sich zur Kaffeepause oder zum Mittagessen rollte. Sein Name war Walter.

Drei- oder viermal am Tag pflegte Walter zu rufen: »Scheißkugellagerkugeln!«

An manchen Tagen, wenn jemand krank war, wurde das Fließband umbesetzt, und Melony war nicht zwischen Walter und Doris eingeklemmt. Manchmal kam sie dann neben den blinden Troy. Er *befühlte* die Kugellagerkugeln auf ihre Perfektion und stocherte sie mit spitzen Fingern in das dicke, unsichtbare Fett. Er war etwas älter als Melony, hatte aber schon immer in den Werften gearbeitet; er war durch einen Unfall beim Schweißen erblindet, und die Werften schuldeten ihm eine Lebensstellung.

»Wenigstens habe ich diese Sicherheit«, sagte er – drei- oder viermal am Tag.

An manchen Tagen wurde Melony neben ein Mädchen in ihrem Alter gestellt, ein lebhaftes kleines Ding namens Lorna.

»Es gibt schlimmere Arbeiten«, sagte Lorna eines Tages.

»Nenn mir eine«, sagte Melony.

»Bordkanonen schleifen«, sagte Lorna.

»Davon weiß ich nichts«, sagte Melony. »Ich möchte wetten, jede Kanone ist anders.«

»Wie kommt es dann bloß, daß alle Männer gleich sind?« fragte Lorna. Melony beschloß, daß Lorna ihr gefiel.

Lorna hatte geheiratet, als sie siebzehn war – »einen älteren Mann«, sagte sie –, aber es hatte nicht geklappt. Er war Garagenmechaniker, »ungefähr einundzwanzig«, sagte Lorna. »Er heiratete mich nur, weil ich die erste war, mit der er geschlafen hatte«, erzählte Lorna Melony.

Melony erzählte Lorna, daß sie von ihrem Freund getrennt worden sei – »durch ein reiches Mädchen, das zwischen uns trat«; Lorna pflichtete bei, das sei »das Schlimmste«.

»Aber ich habe herausgefunden, daß es nur zwei Möglichkeiten gibt«, sagte Melony. »Entweder hat er sie noch immer nicht gefickt, weil sie ihn nicht läßt, und dann hat er herausgefunden, was ihm fehlt. Oder aber, sie läßt ihn fikken mit ihr – in welchem Fall er herausgefunden hat, was ihm fehlt.«

»Ha! Das ist richtig«, sagte Lorna. Melony schien ihr zu gefallen.

»Ich habe ein paar Freundinnen«, erzählte sie Melony. »Wir essen Pizza und gehen ins Kino, weißt du.« Melony nickte; sie hatte nichts dergleichen je getan. Lorna war so dünn, wie Melony dick war; sie hatte ebensoviel Knochen wie Melony Fleisch; Lorna war blaß und blond, während Melony dunkel war und immer noch dunkler; Lorna wirkte zerbrechlich, und sie hustete viel, während Melony beinah so stark aussah, wie sie war, und ihre Lunge ein Motor war. Doch die Frauen fühlten, daß sie zusammengehörten.

Als sie baten, am Fließband nebeneinander gesetzt zu werden, wurde ihre Bitte abgelehnt. Freundschaften, vor allem geschwätzige, galten als kontraproduktiv am Band. Melony durfte also nur neben Lorna arbeiten, wenn das Band wegen eines Krankheitsfalles umbesetzt wurde. Melony erduldete gezwungenermaßen die bescheuerten Moralpredigten von Doris und die verlorenen Kugellagerkugeln von Rollstuhl-Walter, wie alle ihn nannten. Doch die erzwungene Trennung von Lorna am Fließband ließ Melony ihre Bindung nur um so stärker empfinden; ihre Bindung beruhte auf Gegenseitigkeit. Diesen Sonnabend bean-

tragten sie gemeinsam Überstunden, und Seite an Seite arbeiteten sie den ganzen Nachmittag.

Ungefähr um die Zeit, als Candy und Homer Wells die Brücke über den Kennebec überquerten und in die Innenstadt von Bath rollten, ließ Lorna eine Kugellagerkugel in den Ausschnitt von Melonys Arbeitskittel fallen. Das war immer ihr Zeichen, wenn die eine die andere auf sich aufmerksam machen wollte.

»Es läuft ein Fred-Astaire-Film in der Stadt«, sagte Lorna kaugummischmatzend. »Willst'n sehen?«

Auch wenn ihrer Stimme die einstudierte Herzlichkeit eines Dr. Larch fehlte, tat Mrs. Grogan ihr Bestes, um mit ihrer Ankündigung in der Mädchenabteilung Begeisterung zu wecken. »*Freuen* wir uns für Mary Agnes Cork«, sagte sie; es gab allgemeines Schniefen, doch Mrs. Grogan ließ nicht locker. »Mary Agnes Cork hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, Mary Agnes!«

Es folgten erstickte Seufzer, ein Geräusch, als ob eine in ihr Kissen würgte, und einige der üblichen, niederschmetternden Schluchzer.

»Freuen wir uns für Mary Agnes Cork!« flehte Mrs. Grogan.

»Scheiß drauf«, sagte eine in der Dunkelheit.

»Es tut mir weh, dich so etwas sagen zu hören«, sagte Mrs. Grogan. »Wie tut uns das allen weh! Gute Nacht, Mary Agnes!« rief Mrs. Grogan.

»Gute Nacht, Mary Agnes«, sagte eine von den Kleineren.

»Sei vorsichtig, Mary Agnes!« greinte eine.

Meine Güte, ja! dachte Mrs. Grogan, und Tränen rannen ihr über die Wangen. Ja, sei bloß vorsichtig.

Larch hatte Mrs. Grogan versichert, die Adoptivfamilie sei besonders gut geeignet für ein älteres Mädchen wie Mary Agnes. Sie waren ein junges Paar, das Antiquitäten kaufte, restaurierte und wieder verkaufte; und sie waren zu aktiv in ihrem Geschäft, um für ein kleines Kind zu sorgen, hatten aber viel Energie, die sie an Wochenenden und an den Abenden einem älteren Kind widmen konnten. Die junge Frau hatte einer kleinen Schwester sehr nahegestanden; sie war »hingerissen von Mädchengesprächen«, wie sie Dr. Larch erzählte. (Anscheinend hatte die kleine Schwester einen Ausländer geheiratet und lebte nun im Ausland.)

Und Wilbur Larch hatte ein gutes Gefühl wegen Bath; er hatte mit dem Pathologen des Spitals von Bath stets einen freundlichen Briefwechsel geführt; von dort war die gute alte Clara gekommen. Und darum schien es ihm völlig in Ordnung, daß Mary Agnes Cork nach Bath gegangen war.

Mary Agnes hing an ihrem Namen und durfte ihn sogar behalten, nicht nur das Mary Agnes, sondern auch das Cork. Immerhin waren sie ja Callahans; Cork vertrug sich mit Callahan, nicht wahr? Es klang ein wenig modern für Mrs. Grogans Geschmack, obwohl sie sich insgeheim über die Vorstellung freute, daß sie jemand einen Namen für immer gegeben hatte.

Ted und Patty Callahan wollten, daß Mary Agnes Cork sie als Freunde betrachtete. Als ersten Freundschaftsbeweis nahm das junge Paar Mary Agnes in ihren ersten Kinofilm mit. Sie waren ein sportliches Paar und wohnten ihrer Meinung nach so nah beim Kino von Bath, daß sie zu Fuß hingehen konnten; es war ein langer Spaziergang, auf dem Ted und Patty ein paar grundlegende Unterschiede zwischen Foxtrott und Walzer demonstrierten. Der dezemberliche Bürgersteig war matschig, aber Ted und Patty wollten Mary

Agnes ein wenig auf das Sinnbetörende an Fred Astaire einstimmen.

Vom Kennebec wehte ein feuchter, schneidender Wind, und Mary Agnes spürte ihr Schlüsselbein; wenn sie mit den Callahans mitzutanzen versuchte, fühlte die alte Verletzung sich locker an, pochte und wurde taub. Der Bürgersteig war so glitschig, daß sie beinah stürzte und sich gerade noch am Kotflügel eines schmutzigen grünen Lieferwagens abfangen konnte. Patty bürstete ihr den Mantel ab. Leute standen vor dem Lichtspieltheater und kauften im schwindenden Licht Billetts. Auf der Schiebetür des Lieferwagens erkannte Mary Agnes Cork das Apfelmonogramm wieder – das W. W. und das OCEAN VIEW. Zum erstenmal hatte sie dieses Emblem an einem Cadillac gesehen – mit einer Schlange hungriger Kinder davor; sie erinnerte sich an dieses schöne Mädchen, das abseits stand, und diesen schönen Jungen, der die Leckereien verteilte. Sie sind *hier*! dachte Mary Agnes, diese schönen Menschen, die Homer Wells mitgenommen hatten! Vielleicht war Homer noch immer bei ihnen. Mary Agnes begann sich umzuschauen.

Homer und Candy hatten kein Glück und fanden das italienische Lokal nicht, das Ray ihnen empfohlen hatte; sie fanden zwei oder drei italienische Lokale, die allesamt Pizza und Meeresfrüchte-Sandwiches und Bier servierten und die allesamt so überlaufen waren von den Werftarbeitern, daß es keine Sitzplätze mehr gab. Sie hatten im Lieferwagen Pizza gegessen und waren frühzeitig vor dem Kino eingetroffen.

Als Homer Wells vor dem Billettschalter seine Brieftasche öffnete, wurde ihm klar, daß er noch niemals im Freien – im Winterwind – seine Brieftasche geöffnet hatte. Er drehte den Rücken gegen den Wind, aber trotzdem flatter-

ten die losen Banknoten; Candy schirmte mit ihren Händen seine Brieftasche ab, als wollte sie ein bedrohtes Flämmchen vor dem Verlöschen bewahren, und kam so dazu, ihr eigenes, sorgsam gehütetes Schamhaar aufzufangen, als es aus Homers Brieftasche fortgeweht wurde und am Ärmelaufschlag ihres Mantels hängenblieb. Beide griffen sie danach (und Homer ließ die Brieftasche fallen), aber Candy war schneller. Vielleicht entflatterten einige der feinen blonden Haare im Wind, doch Candy hielt das Büschel fest – und Homers Hand schloß sich sofort um die ihre.

Sie traten zurück von dem Billettschalter; eine kleine Schlange rückte an ihnen vorbei in das Lichtspieltheater. Candy hielt weiter ihr Schamhaar fest, und Homer ließ ihre Hand nicht los – er wollte nicht, daß sie ihre Hand öffnete und nachschaute, was sie da umklammert hielt; das war auch nicht nötig. Candy wußte, was sie in der Hand hatte; sie sah es an Homers Gesichtsausdruck – und hatte das Schamhaarbüschel längst erkannt.

»Ich würde gerne einen Spaziergang machen«, flüsterte sie.

»Richtig«, sagte Homer Wells, ohne ihre Hand loszulassen. Sie wandten sich ab vom Lichtspieltheater und wanderten hinunter zum Kennebec. Candy schaute über den Fluß und lehnte sich an Homer Wells.

»Womöglich bist du ein Sammler«, sagte sie so leise, wie sie nur sprechen konnte, ohne vom Fluß übertönt zu werden. »Womöglich bist du ein Schamhaarsammler«, sagte sie. »Du warst doch gewiß in der Lage, es zu sein.«

»Nein«, sagte er.

»Es *ist* Schamhaar«, sagte sie und wand ihre fest geschlossene Faust in seiner Hand. »Und es ist *meines*, richtig?«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Nur meines?« fragte Candy. »Du hast nur meines aufbewahrt?«

»Richtig«, sagte Homer.

»Warum?« fragte Candy. »Lüg nicht.«

Er hatte noch nie zu einem Menschen »Ich liebe dich« gesagt. Er war unvorbereitet auf den Kampf, der damit verbunden war, diese Worte auszusprechen. Zweifellos mißverstand er das unvertraute Gewicht, das er auf seinem Herzen lasten fühlte – er mußte die Zusammenziehung dieses großen Muskels in seiner Brust mit Dr. Larchs neuester Mitteilung in Verbindung bringen; was er fühlte, war Liebe, doch was er zu fühlen meinte, war seine Pulmonalklappenstenose. Er ließ Candys Hand los und legte beide Hände an seine Brust. Er hatte die Sternum-Schere am Werk gesehen – er kannte die einzelnen Arbeitsschritte der Autopsie –, aber noch nie war ihm das Atmen so schwer und so schmerzhaft gewesen.

Als Candy sich nach ihm umwandte und sein Gesicht sah, konnte sie nicht anders – ihre Hände öffneten sich beide und ergriffen seine Hände, und das blonde Schamhaarbüschel flog davon; ein rauher Luftzug trug es über den Fluß hinaus, in die Dunkelheit.

»Ist es dein Herz?« fragte ihn Candy. »O Gott, du brauchst nichts zu sagen – bitte, denk überhaupt nicht daran.«

»Mein Herz«, sagte er. »Du weißt von meinem Herzen?«

»*Du* weißt?« fragte sie. »Beunruhige dich nicht«, fügte sie leidenschaftlich hinzu.

»Ich liebe dich«, krächzte Homer Wells, als spräche er seine letzten Worte.

»Ja, ich weiß – denk nicht daran«, sagte Candy. »Beunruhige dich überhaupt nicht. Ich liebe dich auch.«

»Wirklich?« fragte er.

»Ja, *ja*, und Wally«, sagte sie. »Ich liebe dich, *und* ich liebe Wally – aber beunruhige dich nicht deswegen, denk überhaupt nicht daran.«

»Wieso weißt du von meinem Herzen?« fragte Homer Wells.

»Wir alle wissen davon«, sagte Candy. »Olive weiß es, und Wally weiß es.«

Das aus ihrem Mund zu hören überzeugte Homer Wells weit mehr als die beiläufigen Bemerkungen in Dr. Larchs Brief; wieder fühlte er sein Herz unkontrollierbar rasen.

»Denk nicht an dein Herz, Homer!« sagte Candy und umarmte ihn fest. »Beunruhige dich nicht wegen mir, oder Wally – oder wegen irgend etwas.«

»Woran soll ich denn denken?« fragte Homer Wells.

»Nur an gute Dinge«, sagte Candy zu ihm. Als sie ihm in die Augen sah, sagte sie plötzlich: »Ich kann es einfach nicht fassen, daß du mein Haar aufbewahrt hast!« Doch als sie sah, wie sehr er die Brauen zusammenzog, sagte sie: »Ich meine, es ist in Ordnung – ich verstehe, glaube ich. Beunruhige dich auch deswegen nicht. Es mag seltsam sein, aber sicherlich ist es romantisch.«

»Romantisch«, sagte Homer Wells und hatte das Mädchen seiner Träume im Arm – aber eben nur im Arm. Sie fester anzufassen, war gewiß – nach allen Spielregeln – verboten, und darum versuchte er den Schmerz in seinem Herzen als das hinzunehmen, was Dr. Larch als übliche Symptome eines normalen Lebens bezeichnen mochte.

Dies ist ein normales Leben, versuchte er zu denken, Candy umfangend, während der Abendnebel vom Fluß heraufkroch und die Dunkelheit sie umfing.

Sie waren nicht mehr in Stimmung für ein Musical.

»Wir können ein andermal Fred Astaire tanzen sehen«, sagte Candy gleichmütig.

Die Sicherheit des Vertrauten zog sie zu Raymond Kendalls Anlegeplatz – sollte es ihnen zu kalt werden, während sie dort draußen saßen, dann konnten sie immer noch mit Ray Tee trinken. Sie fuhren im Lieferwagen zurück nach Heart's Haven; niemand, der sie kannte, hatte sie kommen oder gehen sehen.

In dem Fred-Astaire-Film futterte Mary Agnes Cork zuviel Popcorn; ihre Pflegefamilie glaubte, das arme Mädchen sei lediglich übererregt wegen ihres ersten Kinobesuchs; sie konnte nicht stillsitzen. Sie beobachtete mehr das Publikum als den Film und das Tanzen; sie erforschte jedes Gesicht im flimmernden Dunkel, hielt nach dem hübschen Mädchen und dem hübschen Jungen Ausschau – und vielleicht auch nach Homer Wells. Und darum war sie unvorbereitet darauf, in der Menge das Gesicht des Menschen zu entdecken, den sie am meisten vermißte in ihrer kleinen Welt; der Anblick dieses dunklen, schweren Antlitzes schoß ihr mit einem so schmerzhaften Stich in die alte Schlüsselbeinverletzung, daß ihr der Popcornbehälter aus den Händen fiel.

Melony thronte neben dem kecken jungen Mädchen namens Lorna, saß klobig in ihrem Sitz und strahlte die Autorität eines notorischen, zynischen Kinogängers aus. Sie wirkte wie ein säuerlicher Kritiker, wie ein geborener Mäkler, obwohl das ihr erster Film war. Sogar im grauen Licht des Projektors konnte Mary Agnes Cork ihren alten Quälgeist nicht verfehlen, die Exkönigin und einstige Prügelfrau der Mädchenabteilung.

»Ich glaube, du hast genug von diesem Popcorn, Liebling?« sagte Patty Callahan zu Mary Agnes, der ein Körn-

chen von dem Zeug in der Kehle steckengeblieben zu sein schien. Und für den Rest der seichten Unterhaltung dieses Abends konnte Mary Agnes den Blick nicht mehr vom prominentesten Mitglied des Publikums abwenden; Melony hätte, fand Mary Agnes Cork, einen Tanzboden leerfegen können mit Fred Astaire, sie hätte Fred alle Knochen brechen können in seinem schmächtigen Leib – sie hätte ihn gelähmt mit nur einem Walzer.

»Siehst du jemand, den du kennst, Liebling?« fragte Ted Callahan Mary Agnes. Er dachte, das arme Mädchen habe sich mit Popcorn so vollgestopft, daß es ihr die Sprache verschlagen hatte.

In der Vorhalle, im kränklichen Neonlicht, marschierte Mary Agnes auf Melony zu, als ob ein Traum ihre Füße lenkte – als ob sie gefangen sei in jener alten, gewalttätigen Trance von Melonys Macht.

»Hallo«, sagte sie.

»Sprichst du mit mir, Kleine?« fragte Lorna, doch Mary Agnes lächelte nur Melony an.

»Hallo, *ich* bin es«, sagte Mary Agnes.

»Du bist also rausgekommen?« sagte Melony.

»Ich bin adoptiert worden«, sagte Mary Agnes Cork. Ted und Patty standen ein wenig nervös in ihrer Nähe, ohne sich einmischen zu wollen, aber auch ohne sie allzu weit aus den Augen zu lassen. »Das sind Ted und Patty«, sagte Mary Agnes. »Das ist meine Freundin Melony.«

Melony wußte anscheinend nicht, was sie mit den Händen anfangen sollte, die ihr entgegengestreckt wurden. Die robuste kleine Trine namens Lorna klapperte mit den Augen – ihre Wimperntusche hatte ihr eines Augenlid so verklebt, daß es starr offenstand.

»Das ist meine Freundin Lorna«, sagte Melony verlegen.

Alle sagten Hallo! und standen dann herum. Was will die kleine Kröte? dachte Melony.

Und in dem Moment fragte Mary Agnes: »Wo ist Homer?«

»Was?« sagte Melony.

»Homer Wells«, sagte Mary Agnes. »Ist er nicht bei dir?«

»Wieso?« fragte Melony.

»Diese hübschen Leute mit dem Auto …«, fing Mary Agnes an.

»Welches Auto?« fragte Melony.

»Na, es war nicht dasselbe Auto, es war nicht das schöne Auto, aber da war ein Apfel auf der Tür – nie werde ich diesen Apfel vergessen«, sagte Mary Agnes.

Melony legte ihre großen Hände schwer auf Mary Agnes' Schultern; Mary Agnes fühlte sich durch das Gewicht in den Fußboden gedrückt. »Was redest du da?« fragte Melony.

»Ich habe ein altes Auto gesehen, aber da war *dieser* Apfel drauf«, sagte Mary Agnes. »Ich dachte, sie sind im Kino, diese hübschen Leute – und Homer auch. Und als ich dich sah, dachte ich, er wäre bestimmt da.«

»Wo war das Auto?« frage Melony, und ihre starken Daumen senkten sich auf Mary Agnes' Schlüsselbeine. »Zeig mir das Auto!«

»Stimmt etwas nicht?« fragte Ted Callahan.

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten«, sagte Melony.

Aber der Lieferwagen war verschwunden. Sie standen in der feuchten Kälte, auf dem matschigen Bürgersteig, und Melony starrte auf den leeren Straßenrand. »Bist du sicher, daß es dieser Apfel war? Er hatte zwei W drauf und Ocean View«, sagte sie.

»Ja, genau«, sagte Mary Agnes. »Es war nur nicht dasselbe Auto, es war ein alter Lieferwagen, aber diesen Apfel würde ich überall wiedererkennen. So etwas vergißt man nicht.«

»Oh, halt die Schnauze«, sagte Melony erschöpft. Sie stand auf dem Bordstein, die Hände in die Hüften gestemmt, mit bebenden Nüstern; sie versuchte Witterung aufzunehmen, so wie ein Hund in der Luft herumschnuppert, um mögliche Anzeichen für einen Übergriff auf sein Revier zu erschnüffeln.

»Was ist los?« fragte Lorna Melony. »War dein Kerl hier, mit seiner reichen Fotze?«

Ted und Patty Callahan waren erpicht darauf, Mary Agnes nach Hause zu bringen, doch Melony hielt sie zurück, als sie gingen. Sie griff in ihre enge Hosentasche und zog die horngefaßte Haarspange hervor, die Mary Agnes Candy gestohlen und die Melony ihr ihrerseits weggenommen hatte. Melony schenkte Mary Agnes die Haarspange.

»Behalt sie«, sagte Melony. »Du hast sie genommen, sie gehört dir.«

Mary Agnes umklammerte die Haarspange, als sei es eine Tapferkeitsmedaille für furchtloses Verhalten in der einzigen Arena, die für Melony zählte.

»Ich hoffe, ich seh dich wieder!« rief Mary Agnes Melony nach, die davonpirschte – der flüchtige Homer Wells konnte ja gleich hinter der nächsten Ecke sein.

»Welche Farbe hatte der Lieferwagen?« rief Melony.

»Grün«, sagte Mary Agnes. »Ich hoffe, ich seh dich wieder!« wiederholte sie.

»Habt ihr schon mal von einem Ocean View gehört?« schrie Melony den Callahans nach; hatten sie nicht. Was sollte ein Antiquitätenhändler auch mit Äpfeln anfangen?

»Darf ich dich irgendwann wiedersehen?« fragte Mary Agnes Melony.

»Ich bin in den Schiffswerften«, sagte Melony zu dem Mädchen. »Falls du mal etwas von Ocean View hörst, darfst du mich wiedersehen.«

»Du weißt doch nicht, ob er es war«, sagte Lorna später zu Melony. Sie tranken Bier. Melony sagte nichts. »Und du weißt nicht, ob die reiche Fotze immer noch bei ihm ist.«

Sie standen am Ufer des nebligen Kennebec, in der Nähe der Fremdenpension, wo Lorna wohnte; wenn sie eine Flasche leergetrunken hatten, warfen sie sie in den Fluß. Melony war gut im Sachen-ins-Wasser-Werfen. Sie reckte ihr Gesicht in die Höhe und schnupperte weiter in den Wind – als könnte ihrer Spürnase nicht einmal Candys Schamhaarbüschel entgehen.

Auch Homer Wells beförderte etwas ins Wasser. *Ploink!* machten die Schnecken, die er von Ray Kendalls Anlegesteg warf; das Meer gab nur einen klitzekleinen Ton von sich, wenn es die Schnecken verschluckte. *Ploink! Ploink!*

Candy und Homer saßen einander gegenüber mit dem Rücken an die Pfosten vorn am Steg gelehnt. Hätten sie beide ihre Beine zueinander ausgestreckt, dann hätten ihre Fußsohlen sich berührt, doch Candy saß mit leicht angewinkelten Knien – in einer Haltung, die Homer Wells vertraut war von den vielen Frauen, die er auf Beinstützen gesehen hatte.

»Ist es in Ordnung?« fragte Candy leise.

»Was?« fragte er.

»Dein Herz«, flüsterte sie.

Wie sollte er das wissen? »Ich schätze, ja«, sagte er.

»Es wird in Ordnung sein«, sagte sie.

»Was wird in Ordnung sein?« fragte Homer Wells.

»Alles«, sagte Candy schnell.

»Alles«, wiederholte Homer Wells. »Daß ich dich liebe – ist in Ordnung. Und daß du mich *und* Wally liebst – ist ebenfalls in Ordnung? Richtig«, sagte er.

»Kommt Zeit, kommt Rat«, sagte Candy. »Bei allem muß man abwarten.«

»Richtig.«

»Ich weiß auch nicht, was ich tun soll«, sagte Candy hilflos.

»Wir müssen das Richtige tun«, sagte Homer Wells. Wally würde das Richtige tun wollen, und Dr. Larch tat ebenfalls immer, was er für das Richtige hielt. Wenn man die Geduld aufbrachte, um abzuwarten, mußte das Richtige sich doch zeigen – nicht wahr? Was könnte eine Waise auch anderes tun als abwarten?

»Ich kann geduldig sein«, sagte Homer Wells.

Auch Melony konnte geduldig sein. Und Ray Kendall, in seinem Fenster über dem Anlegeplatz. Auch ein Mechaniker ist geduldig; ein Mechaniker muß abwarten, bis etwas bricht, bevor er es reparieren kann. Ray sah den Abstand zwischen den Füßen seiner Tochter und Homers Füßen; er war nicht groß, und Ray hatte seine Tochter viele Male auf diesem Steg in Wallys Armen gesehen, und vorher, als Candy und Wally auch schon da saßen, ohne daß ihre Füße sich berührten.

Es sind drei gute Kinder, dachte Ray. Aber er war Mechaniker; er hatte Besseres zu tun, als sich einzumischen. Wenn es kaputtging, würde er es reparieren; sie taten ihm alle leid.

»Ich kann dich morgen in die Schule zurückfahren«, sagte Homer.

»Mein Daddy kann mich fahren«, sagte Candy. »Ich glaube, er tut es gern.«

Olive Worthington sah auf die Uhr auf ihrem Nachttisch und knipste ihre Leselampe aus; mit Debra Pettigrew bleibt Homer nie so lange weg, dachte sie. Olive fiel es nicht schwer, sich vorzustellen, wie faszinierend Homer Wells für Candy war. Olive hatte den größten Respekt vor Homers Geschicklichkeit. Sie hatte gesehen, daß er ein viel besserer Schüler als Wally war – auch was ausgerechnet Kaninchen betraf –, und sie wußte, daß er ein zuverlässiger und freundlicher Kamerad war. Trotzdem kochte Olive innerlich. Sie empfand einen für Eltern typischen Widerspruch: völlig auf Seiten ihres Sohnes – sie wollte ihn sogar warnen und für ihn Partei ergreifen –, fand sie gleichzeitig, daß Wally eine Lektion vertragen konnte. Nur womöglich nicht *diese* Lektion, dachte Olive.

»Nun, Gott sei Dank sind es drei gute Menschen!« sagte sie laut, und ihre eigene Stimme in dem leeren Haus überraschte sie und weckte sie gänzlich auf. Eine heiße Schokolade wird mich beruhigen, dachte sie; und wenn Homer nach Hause kommt, kann er mit mir eine trinken.

In der Küche erschrak Olive beim Anblick des Gummifloßes im Swimmingpool, das der Nebel, von wolkigem Mondlicht durchdrungen, ganz geisterhaft erscheinen ließ. Das Floß hing am Beckenrand in der Schwebe, halb im Wasser und halb draußen, und wirkte wie eine sehr graue und schattige Photographie seiner selbst. Das Bild beunruhigte sie, und Olive beschloß, daß sie genug hatte von diesem Floß. Sie zog ein Paar Stiefel an und über ihr Nachthemd einen langen Wintermantel. Es ärgerte sie, daß das Licht draußen auf der Terrasse nicht funktionierte; nur die Unterwasserbeleuchtung ging an, und sie sah überrascht,

daß das Wasser im Becken endlich gefroren war. Deshalb hing das Gummifloß so erstarrt in der Luft, gefangen wie eine Statue oder ein im Treibeis steckengebliebenes Schiff. Sie hielt sich vorsichtig am Beckenrand fest und hackte mit dem Absatz auf das Eis, doch als sie am Floß zerrte, kam es nicht frei. Wenn ich weiter hinausgehe, werde ich einbrechen, dachte sie.

Da kam Homer nach Hause. Sie hörte den Lieferwagen in der Einfahrt und rief ihn.

»Was soll damit geschehen?« erkundigte sich Homer Wells.

»Hol es erst mal nur heraus«, sagte Olive.

»Und dann?« fragte er.

»Wirf es weg«, sagte sie. »Inzwischen mach ich dir eine heiße Schokolade.«

Homer hatte einige Mühe mit dem Floß. Das Eis, das sein volles Gewicht nicht getragen hätte, war stark genug, um das Floß fest im Griff zu halten. Geschickt ließ er sich auf das Floß hinunter und vertraute darauf, daß es noch genug Luft enthielt, um nicht zu sinken, wenn das Eis darum herum es nicht mehr hielt. Er schaukelte auf den Knien das Floß hin und her, bis er das Eis brechen fühlte. Dann schaukelte er sich weiter eine Bahn durch das Eis, kletterte auf den Beckenrand und zog das Floß hinter sich heraus. Überall hing noch Eis; es war so schwer, daß er es hinter sich herschleifen mußte. Bei den Mülltonnen mußte er die Luft aus dem Floß lassen, um es in eine der Tonnen zu stopfen. Das Ventil war festgerostet, und Homer trampelte vergeblich mit beiden Füßen darauf herum, um die zähe Leinwandhaut platzen zu lassen.

Er ging in den Gartenschuppen und fand eine Heckenschere; mit der dünneren Klinge stach er einen klaffenden

Riß in das Floß und schnippelte drauflos; schale Gummiluft schlug ihm ins Gesicht. Sie war feucht und stank, und als er das Loch weiter aufriß, wehte ihn in der kühlen Nachtluft ein sonderbar warmer und fauliger Geruch an. Es war nicht nur der Geruch von alten, im Regen stehengelassenen Turnschuhen, sondern auch etwas Verwesendes. Unwillkürlich schaute er den aufgeschlitzten Gegenstand an, wie er vielleicht aufgeschnittene Eingeweide angeschaut hätte. Er stopfte das Floß in eine Mülltonne, doch als er zu seiner wohlverdienten heißen Schokolade ins Haus ging, blieb der Geruch noch an seinen Händen, auch nachdem er sie gewaschen hatte. Er vergrub die Nase in seine hohle Hand; der Geruch war noch da. Dann erkannte er ihn wieder: es war derselbe Geruch, der an seinen Händen haftengeblieben war, nachdem er die Gummihandschuhe ausgezogen hatte.

»Wie geht's Candy?« fragte Olive.

»Gut«, sagte Homer Wells.

Sie schlürften ihre heiße Schokolade – wie Mutter und Sohn, dachten sie beide; und gleichzeitig *nicht* wie Mutter und Sohn, dachten sie beide.

»Und wie geht's dir?« fragte Olive nach einer Weile.

»Ganz gut«, sagte Homer Wells und dachte aber: Kommt Zeit, kommt Rat.

Wilbur Larch inhalierte gerade seinen Äther und sah die Sterne über die Decke der Apotheke sausen und dachte daran, was für ein Privileg es war, abwarten und Tee trinken zu können. Auch wenn ich durchhalte, können sie mich erwischen; ein Abtreiber glaubt an die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Er war schon zu lange im Geschäft. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, daß mich einer verpfeift, bevor ich alles hinter mir habe? fragte sich der alte Mann.

Erst gestern hatte er sich wieder einen Menschen zum

Feind gemacht – eine Frau im achten Monat, die behauptet hatte, sie sei erst im vierten. Er hatte sie ablehnen müssen.

Wenn Frauen hysterisch wurden, konnte er für gewöhnlich einfach nur abwarten. Wenn sie eine feste Hand brauchten, übergab er sie an Schwester Angela; Schwester Edna war besser im Händchenhalten. Mit der Zeit beruhigten sie sich. Wenn eine Frau, wie er meinte, einfach zu spät gekommen war und er es ablehnen mußte, die Abtreibung auszuführen, konnte er die Frau in der Regel überzeugen, daß sie in St. Cloud's gut aufgehoben war; daß er das Baby entbinden und ihm ein Zuhause finden werde, und daß das viel besser sei als das Risiko einer zu späten Abtreibung.

Anders bei dieser Frau. Sie war nicht hysterisch. Die Ruhe lange gehegten Hasses machte sie beinah heiter.

»So ist es also – Sie wollen es nicht machen«, sagte sie.

»Tut mir leid«, sagte Dr. Larch.

»Wieviel wollen Sie haben?« fragte die Frau. »Ich kann es auftreiben.«

»Was immer Sie als Spende für das Waisenhaus aufbringen können, wird dankbar entgegengenommen«, sagte Dr. Larch. »Wenn Sie nichts aufbringen können, ist alles kostenlos. Eine Abtreibung ist kostenlos, die Entbindung ist kostenlos. Eine Spende wird dankbar entgegengenommen. Wenn Sie nicht wissen, wohin, sind Sie willkommen, hier zu bleiben. Sie brauchen nicht mehr lange zu warten.«

»Sagen Sie mir nur, was ich tun soll«, sagte die Frau. »Soll ich mit Ihnen ficken? In Ordnung, ich ficke mit Ihnen.«

»Ich möchte, daß Sie das Baby bekommen und mir erlauben, ihm ein Zuhause zu suchen«, sagte Wilbur Larch. »Das ist alles, was ich möchte.«

Aber die Frau hatte direkt durch ihn hindurchgestarrt. Sie

kämpfte sich aus dem zu dick gepolsterten Sessel in Schwester Angelas Büro. Sie betrachtete den Briefbeschwerer auf Larchs Schreibtisch. Es war ein gewichtiges Spekulum, aber es hielt auch eine Menge Papier fest. Die meisten künftigen Pflegefamilien wußten nicht, was es war. Die Frau, die eine verspätete Abtreibung haben wollte, wußte es natürlich; sie starrte es an, als bereite der Anblick ihr Krämpfe. Dann schaute sie aus dem Fenster, wohin sie (wie Dr. Larch sich vorstellte) den Briefbeschwerer am liebsten schleudern wollte.

Sie nahm das gewichtige Spekulum in die Hand und richtete es wie eine Pistole auf Larch.

»Das wird Ihnen noch leid tun«, sagte die Frau.

In seinem Äthernebel sah Wilbur Larch die Frau wieder mit dem Spekulum auf ihn zielen.

Inwiefern würde es ihm leid tun? fragte er sich.

»Es tut mir leid«, sagte er laut. Schwester Angela, die auf dem Flur vorbeiging – immer nur vorbeiging –, dachte: Dir sei verziehen; ich verzeihe dir.

Es war Sonntag und bewölkt – wie üblich. Derselbe Fred-Astaire-Film, der die Einwohner von Bath vergnügte, lief auch in Orono, und die Studenten der University of Maine waren damals, 194–, nicht so zynisch, daß sie ihn sich entgehen lassen hätten. Wally saß mit ein paar Freunden im Kino. Die Nachmittagsvorstellung wurde nicht durch die Nachricht unterbrochen, die den Rest der Welt aufstörte. Man ließ Fred Astaire weitertanzen, und die Kinogänger hörten die Nachricht erst nach der Vorstellung, als sie aus dem sanften Dunkel des Kinosaales ins späte Nachmittagslicht der Innenstadt von Orono hinaustraten.

Candy fuhr eben mit ihrem Vater zurück nach Camden. Raymond Kendall war besonders stolz auf den Rundfunk-

empfänger, den er für seinen Chevrolet konstruiert hatte. Er hatte einen viel klareren Empfang, als er damals mit einem normalen Autoradio möglich war. Ray hatte die Peitschenantenne selbst gemacht. Candy und ihr Vater hörten die Nachricht, als alle in Maine sie hörten, und sie hörten sie laut und deutlich.

Olive hatte immer das Radio an, und sie gehörte deshalb zu den Leuten, die alles mehrfach hören müssen, bevor sie es überhaupt hören. Sie buk einen Apfelkuchen und dünstete eben Apfelmus, und nur die ungewöhnliche Dringlichkeit in der Stimme des Ansagers veranlaßte sie, dem Radio überhaupt Beachtung zu schenken.

Homer Wells war in Wallys Zimmer und las *David Copperfield* und dachte an den Himmel – »… an jenen Himmel über mir, wo ich sie in dem Geheimnisvollen, das dereinst kommen wird, mit einer auf Erden unbekannten Liebe lieben und ihr sagen werde, welch ein Widerstreit in mir herrschte, als ich sie hienieden liebte.« Ich glaube, ich würde es vorziehen, Candy hienieden zu lieben, »auf Erden«, dachte Homer – als Olive ihn störte.

»Homer!« rief sie die Treppe hinauf. »Wo ist Pearl Harbor?«

Für diese Frage war er der falsche Mann; Homer Wells hatte nur einmal die ganze Welt gesehen, und nur kurz – und flach vor der Schultafel. Er hatte Mühe gehabt, South Carolina ausfindig zu machen; wo Pearl Harbor war, wußte er genausowenig wie was es war.

»Ich weiß nicht«, rief er die Treppe hinab.

»Die Japaner haben es eben bombardiert«, rief Olive ihm zu.

»Du meinst, mit Flugzeugen?« rief Homer Wells. »Vom Himmel?«

»Natürlich vom Himmel!« rief Olive. »Komm lieber und hör dir das an.«

»Wo ist Pearl Harbor?« fragte Candy ihren Vater.

»Pssst!« sagte Raymond Kendall. »Wenn wir weiter hören, werden sie es vielleicht sagen.«

»Wie konnten sie bei so einem Angriff davonkommen?« fragte Candy.

»Weil irgend jemand seine Arbeit nicht getan hat«, sagte Ray.

Die ersten Berichte waren verwirrend. Es war die Rede davon, daß Kalifornien angegriffen oder sogar besetzt worden wäre. Viele Hörer waren von Anfang an verstört; sie glaubten, Pearl Harbor wäre in Kalifornien.

»Wo ist Hawaii?« fragte Mrs. Grogan. Sie tranken Tee und aßen Plätzchen und hörten Musik aus dem Radio, als die Nachricht kam.

»Hawaii ist im Pazifischen Ozean«, sagte Wilbur Larch.

»Oh, das ist aber sehr weit weg«, sagte Schwester Edna.

»Nicht weit genug«, sagte Dr. Larch.

»Es wird wieder einen Krieg geben, nicht wahr?« fragte Schwester Angela.

»Ich schätze, er hat bereits angefangen«, sagte Wilbur Larch, während Wally – dem der Krieg am meisten bedeutete – Fred Astaire zuschaute; Fred tanzte einfach immer weiter, und Wally hätte sich diese Darbietung von Eleganz und Anmut stundenlang anschauen mögen.

Melony und Lorna hörten Radio im Salon der Fremdenpension, wo Lorna wohnte. Es war eine Pension nur für Frauen; die Frauen waren entweder ganz alt oder, wie Lorna, erst kürzlich von ihren Männern geschieden. An diesem Sonntagnachmittag waren die meisten Frauen, die am Radio saßen, alt.

»Wir sollten einfach Japan bombardieren«, sagte Melony. »Gar nicht lange fackeln, einfach das ganze Land in die Luft sprengen.«

»Weißt du, wieso die Japsen Schlitzaugen haben?« fragte Lorna. Melony und all die alten Frauen lauschten aufmerksam. »Weil sie die ganze Zeit masturbieren – Männer und Frauen. Sie tun es einfach die ganze Zeit.«

Es herrschte halb höfliches, halb bestürztes Schweigen. Melonys Schweigen war höflich.

»Ist das ein Witz?« fragte sie ihre Freundin respektvoll.

»Natürlich ist es ein Witz!« schrie Lorna.

»Ich kapier's nicht, schätze ich«, gestand Melony.

»Wie es kommt, daß Japsen Schlitzaugen haben?« fragte Lorna. »Weil sie die ganze Zeit masturbieren.« Sie machte eine Pause.

»Das hast du, glaube ich, schon gesagt«, sagte Melony.

»Weil sie jedesmal die Augen schließen, wenn sie kommen«, sagte Lorna. »Ihre Augen werden müde vom dauernden Auf- und Zumachen. Das ist der Grund, warum sie ihre Augen nicht mehr aufmachen können. Kapiert?« fragte Lorna triumphierend.

Melony, die sich immer noch wegen ihrer Zähne schämte, brachte ein schmallippiges Lächeln zuwege. Wer die alten Frauen im Salon der Fremdenpension gesehen hätte, hätte nicht zu sagen gewußt, was sie mit Furcht und Zittern erfüllte: die Nachricht vom Angriff auf Pearl Harbor, oder Lorna und Melony.

Und der junge Wally Worthington, den es so sehr juckte, ein Held zu sein, tanzte auf die Straßen von Orono hinaus, wo er die Nachricht vernahm. Präsident Roosevelt sollte später von einem »Tag der Schande« sprechen, aber dieser Tag bedeutete mehr als eine Schande für Wally, dessen edles

und abenteuerlustiges Herz danach verlangte, eine B-24-Liberator zu fliegen: einen schweren Bomber, vier Motoren, eingesetzt für das Bombardement von Brücken, Ölraffinerien, Treibstofflagern, Eisenbahnschienen und so weiter. Irgendwo wartete an diesem Tag der Schande ein B-24-Liberator-Bomber darauf, daß der junge Wally Worthington lernte, ihn zu fliegen.

Die Leute in Heart's Haven und in Heart's Rock hatten immer gesagt, daß Wally alles habe: Geld, gutes Aussehen, ein freundliches Wesen, Charme, das Mädchen seiner Träume – aber er hatte auch Mut – und zu viel von den gefährlichsten Eigenschaften der Jugend: Optimismus und Rastlosigkeit. Er würde alles, was er hatte, aufs Spiel setzen, um das Flugzeug zu fliegen, das die Bombe in seinem Innern zu tragen vermochte.

Wally meldete sich vor Weihnachten freiwillig zum Luftwaffen-Corps der Armee, durfte aber Weihnachten noch zu Hause verbringen. Das Luftwaffen-Corps der Armee sollte länger als ein Jahr brauchen, um Wally die grausamen Künste des Luftkrieges zu lehren.

»Bis dahin«, sagte er zu Olive und Candy in der Küche auf Ocean View, »werden die Kämpfe wahrscheinlich sowieso vorbei sein. Das wäre ein Glück für mich.«

»Das wäre in der Tat ein Glück«, sagte Olive, und Candy nickte.

»Richtig«, sagte Homer Wells aus dem anderen Zimmer. Er dachte immer noch an seine Freistellung von der Musterung; Dr. Larchs Bericht über die Krankengeschichte von Homers Herz hatte ausgereicht. Zur Musterung wurden nur Leute herangezogen, die Tauglichkeitsstufe 1 waren. Homer Wells war Stufe 4. Laut Auskunft seines Hausarztes

hatte Homer eine angeborene Pulmonalstenose; Homers »Hausarzt« war Dr. Larch, dessen Brief an die örtliche Musterungskommission als ausreichender Beleg für Homers Zurückstellung akzeptiert worden war – Larch war ebenfalls Mitglied der örtlichen Kommission.

»Ich hab sie gebeten, mich zu heiraten, aber sie wollte nicht«, sagte Wally zu Homer in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer. »Sie will auf mich warten, aber nicht mich heiraten. Sie hat gesagt, sie würde meine Frau werden, aber nicht meine Witwe.«

»Das hast du also mit ›Kommt Zeit, kommt Rat‹ gemeint?« sagte Homer am nächsten Tag zu Candy.

»Ja«, sagte Candy. »Seit Jahren warte ich darauf, Wally zu heiraten. Du bist später gekommen. Bei dir muß ich abwarten und dann weitersehen. Und jetzt kommt der Krieg. Und auch da muß ich abwarten und sehen, was wird.«

»Aber du hast ihm ein Versprechen gegeben«, sagte Homer Wells.

»Ja«, sagte Candy. »Heißt ein Versprechen nicht warten können? Hast du schon mal ein Versprechen gegeben und es ehrlich gemeint – *und* es gebrochen?« Homer Wells zuckte unwillkürlich zusammen, so plötzlich und unkontrollierbar, als hätte Candy ihn »Sonnenstrahl« genannt.

Während des Weihnachtsessens versuchte Raymond Kendall, das lastende Schweigen aufzulockern: »Ich hätte mich für Unterseeboote entschieden.«

»Dann würdest du am Ende die Hummer ernähren«, sagte Wally.

»Das ist in Ordnung«, sagte Ray. »Sie haben mich ernährt.«

»In einem Flugzeug hat man bessere Chancen«, sagte Wally.

»Ja, eine *Chance*«, sagte Candy verächtlich. »Warum möchtest du irgendwo sein, wo du nicht mehr hast als eine *Chance*?«

»Gute Frage«, sagte Olive ärgerlich. Sie ließ eine silberne Serviergabel mit solcher Wucht auf die Fleischplatte fallen, daß es aussah, als zuckte die Gans zusammen.

»Eine Chance ist genug«, sagte Homer Wells und wunderte sich über den Tonfall in seiner Stimme. »Eine Chance ist alles, was wir haben, richtig? In der Luft oder unter Wasser oder hier – von dem Augenblick an, da wir geboren werden.« Oder von dem Augenblick an, da wir nicht geboren werden, dachte er; jetzt erst erkannte er den Tonfall in seiner Stimme – es war der von Dr. Larch.

»Das ist eine ziemlich grimmige Philosophie«, sagte Olive.

»Ich dachte, du studiertest Anatomie«, sagte Wally zu Homer, der Candy anschaute, die wegschaute.

Sie schickten Wally für den Januar nach Fort Maede, Maryland. Er war ein treuer, aber schrecklicher Briefschreiber; er schrieb an seine Mutter, an Homer und Candy und sogar an Ray, aber niemals erklärte er etwas; falls es einen Plan gab in dem, was man ihm beibrachte, kannte ihn Wally entweder nicht, oder er konnte ihn nicht beschreiben. Er schrieb lediglich in ermüdender Ausführlichkeit über das letzte, was seine Gedanken beschäftigt hatte, bevor er den Brief anfing; hierzu gehörte der Beutel, den er erfinderisch von seinem Stockbett herabhängen ließ, um seine Schuhkrem von seiner Zahnpasta zu trennen, sowie der Wettbewerb um den besten Namen für ein Flugzeug, der die Phantasie der Kompanie A beherrschte. Auch war er begeistert davon, daß ein Küchenfeldwebel ihm mehr Limericks beigebracht hatte, als Senior in seinen letzten Jahren hatte behalten können. Jeder Brief, den Wally an irgend jemand schrieb, enthielt einen Lime-

rick; Ray gefielen sie und Homer auch, aber Candy machten sie wütend, und Olive war angewidert. Candy und Homer zeigten einander die Limericks, die Wally ihnen schickte, bis Homer merkte, daß das Candy noch wütender machte: die Limericks, die Wally an Candy zu schicken beliebte, waren sehr milde, verglichen mit denen, die Homer bekam. An Candy schickte er zum Beispiel folgenden:

Da war eine junge Dame aus Exeter
So hübsch, die Männer reckten den Hals nach ihr.
Einer war so frech und klinkte

Den Hosenlatz auf und winkte
Mit dem Unterschied seines Geschlechts nach ihr.

Und den schickte er an Homer Wells:

Da war eine junge Dame namens Brent
Ihre Möse war so riesig ausgedehnt
Und so tief und so hoch,
Die Akustik in dem Loch
War so gut, daß du's hörst, wenn er flennt.

Die Limericks, die Wally an Ray schickte, waren nach ähnlichem Muster gestrickt:

Da war 'ne intakte Jungfer aus Toronto
Bei der war es nicht das Gewohnte,
Aber war man erst drauf
Und ihre haarige Pforte war auf
Dann vögelte man, solange man konnte.

Wer wußte, was für Limericks Wally an Olive schickte – wo fand er welche, die anständig genug waren? fragte sich Homer Wells, der an den Abenden, nachdem Wally fort und Candy wieder in die Schule zurückgekehrt war, dalag und auf sein Herz hörte. Es würde vielleicht helfen, dachte er, wenn ich wüßte, worauf ich hören sollte.

Wally wurde nach St. Louis verlegt – Jefferson-Kaserne, Geschwader 17, 28. Schulstaffel. Voller Vertrauen in Kategorien und Bezeichnungen, verfiel Homer Wells auf den Gedanken, daß das Luftwaffen-Corps der Armee womöglich nach dem Vorbild von *Grays Anatomie* aufgebaut war. Das war beruhigend für ihn; in seiner Vorstellung bedeuteten diese endlosen Kategorien mehr Sicherheit für Wally – wovon er allerdings Candy nicht überzeugen konnte.

»Einen Moment ist er in Sicherheit, im nächsten Moment nicht«, sagte sie schulterzuckend.

»Kümmere Dich um Homer, kümmere Dich um sein Herz«, hatte Wally ihr geschrieben.

»Und wer kümmert sich um *mein* Herz? Ja, ich bin immer noch wütend«, schrieb sie ihm, obwohl er nicht gefragt hatte.

Sie war zwar wütend auf Wally, aber auch treu; sie hielt ihr Abwarte-Versprechen. Sie küßte Homer zur Begrüßung und zum Abschied, ohne ihn je weiter zu ermutigen.

»Wir sind nur gute Kumpel«, sagte sie zu ihrem Vater; Ray hatte nicht gefragt.

»Das sehe ich«, sagte Ray.

Die Arbeit in den Obstgärten war leicht in diesem Winter, hauptsächlich Beschneiden. Die Männer brachten es Homer abwechselnd bei. »Man macht die großen Schnitte am besten bei Frost«, sagte Meany Hyde zu ihm.

»Der Baum blutet weniger, wenn es richtig kalt ist«, so drückte Vernon Lynch es aus und hackte drauflos.

»Wenn es kalt ist, besteht weniger die Gefahr einer Infektion«, sagte Herb Fowler, der in den Wintermonaten nicht so freigebig war mit den Präservativen, vielleicht weil er seine Handschuhe hätte ausziehen müssen, um an sie heranzukommen; aber Homer war sicher, daß Herb mißtrauisch geworden war, seit er ihn wegen der Löcher gefragt hatte.

»Da sind Löcher drin?« hatte Herb geantwortet. »Fabrikationsfehler, vermute ich.«

Später aber war er an Homer herangetreten und hatte ihm zugeflüstert: »Nicht alle haben Löcher.«

»Hast du ein System?« fragte Homer. »Welche haben Löcher und welche nicht?«

»Es ist nicht mein System«, sagte Herb Fowler. »Manche haben Löcher, manche haben keine. Fabrikationsfehler.«

»Richtig«, sagte Homer Wells, aber die Gummis flogen neuerdings seltener in seine Richtung.

Florence, Meany Hydes Frau, war wieder schwanger, und den ganzen Winter über machten die dicke Dot Taft und Irene Titcomb ihre Witze über Meanys Potenz.

»Bleib mir vom Leibe, Meany«, pflegte Big Dot zu sagen. »Dich lasse ich nicht mal an meinem Kaffee nippen. Ich schätze, du brauchst eine nur anzuatmen, und schon ist sie schwanger.«

»Na, mehr hat er mit mir auch nicht gemacht«, sagte Florence dann, und Big Dot Taft brüllte vor Lachen.

»Gib nur den Männern keinen Atemunterricht, Meany«, sagte Irene Titcomb.

»Meany kann dich dick machen, wenn er dich nur aufs Ohr küßt«, sagte Florence Hyde stolz und sonnte sich in ihrer Schwangerschaft.

»Gebt mir ein Paar Ohrenschützer«, sagte Drück-mich-Louise Tobey. »Gebt mir eine Skimütze.«

»Gebt mir ein Dutzend von Herbs Gummis«, sagte Irene Titcomb.

Nein, nimm sie nicht, dachte Homer Wells. Die sind's wahrscheinlich gewesen. Homer starrte Florence Hyde an. Der Anblick einer Frau, die sich an ihrer Schwangerschaft freute, fesselte ihn.

»Ehrlich, Homer«, sagte Big Dot Taft, »hast du noch nie eine gesehen, die ein Baby erwartet?«

»Doch«, sagte Homer Wells und schaute weg. Grace Lynch starrte ihn an, und er wandte auch von ihr den Blick ab.

»Wenn ich in deinem Alter wäre«, sagte Vernon Lynch zu Homer beim Beschneiden in einem Obstgarten namens Cock Hill, »würde ich mich freiwillig melden. Ich würde tun, was Wally getan hat.«

»Ich kann nicht«, sagte Homer Wells.

»Nehmen sie keine Waisen?« fragte Vernon.

»Doch«, sagte Homer. »Aber ich habe einen Herzfehler, von Geburt an.«

Vernon Lynch war kein Klatschmaul, aber mehr brauchte Homer nicht zu sagen – die Arbeiter auf Ocean View verziehen Homer nicht nur, daß er sich nicht freiwillig gemeldet hatte, sie fingen sogar an, sich um ihn zu sorgen. Sie behandelten ihn auf eine Weise, die Dr. Larch bestimmt gefallen hätte.

»Weißt du, ich hab's nicht so gemeint«, sagte Herb Fowler zu Homer. »Das mit dem Fabrikationsfehler. Das hätte ich nicht gesagt, wenn ich das mit deinem Herzen gewußt hätte.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Homer.

Und an einem der ersten Frühlingstage, als es Zeit wurde, die Kästen für die Bienenstöcke herzurichten, beeilte sich Ira Titcomb, Homer zu helfen, der sich mit einer besonders schweren Planke plagte.

»Überanstrenge dich nicht, bei Gott«, sagte Ira.

»Ich schaffe es, Ira. Ich bin stärker als du«, sagte Homer, der Iras Sorge erst nicht verstand.

»Ich habe gehört, dein Herz ist nicht ganz so stark«, sagte Ira.

Am Muttertag brachte Vernon Lynch ihm bei, die Sprinkler allein zu bedienen. Er beharrte darauf, Homer abermals einen Vortrag über den Gebrauch der Atemmaske zu halten. »Du mußt mehr als jeder andere«, sagte Vernon zu ihm, »darauf achten, das Ding zu tragen und es sauberzuhalten.«

»Ausgerechnet ich«, sagte Homer Wells.

Sogar Debra Pettigrew verzieh ihm seine irgendwie unklare Freundschaft mit Candy. Als das Wetter wärmer wurde, fuhren sie wieder parken, und eines Abends schafften sie ein paar längere Küsse im leerstehenden Sommerhaus der Pettigrews am Drinkwater Lake. Der kalte, abgestandene Geruch des Hauses erinnerte Homer an seine ersten Tage im Ciderhaus. Wenn seine Küsse ihr zu harmlos erschienen, wurde Debra unruhig; wenn seine Küsse ihr zu leidenschaftlich vorkamen, sagte Debra: »Vorsicht! Reg dich nicht zu sehr auf.« Er war ein junger Mann von ungewöhnlichem Zartgefühl, sonst hätte er Debra vielleicht zu verstehen gegeben, daß nichts von dem, was sie ihm erlaubte, jemals sein Herz gefährden konnte.

Es war Frühling. Wally wurde nach Kelly Field – San Antonio, Texas – geschickt, zur Kadettenausbildung des Luftwaffen-Corps der Armee (Staffel 2, Geschwader C),

und Melony dachte, daß es die richtige Zeit wäre für sie, sich wieder auf den Weg zu machen.

»Du bist verrückt«, sagte Lorna zu ihr. »Je mehr Krieg es gibt, desto mehr gute Arbeit gibt es für uns. Unser Land braucht jetzt alle möglichen Sachen, die zusammengebaut werden müssen – aber doch nicht mehr Äpfel.«

»Scheiß drauf, was das Land braucht«, sagte Melony. »Ich suche nach Homer Wells, und ich werde ihn finden.«

»Dann sehe ich dich also nächsten Winter wieder?« fragte Lorna ihre Freundin.

»Falls ich Ocean View oder Homer Wells nicht finde«, sagte Melony.

»Also dann sehe ich dich nächsten Winter nicht wieder?« sagte Lorna. »Du läßt dich von einem Mann zur Schnecke machen.«

»Genau das lasse ich ihn nicht mit mir machen«, sagte Melony.

Mrs. Grogans Mantel hatte schon bessere Tage gesehen, aber das von Charleys Gürtel zusammengehaltene Bündel von Habseligkeiten hatte beträchtlich zugenommen. Melony hatte in den Schiffswerften Geld verdient und sich ein paar derbe Arbeiterkleidungsstücke geleistet, darunter ein gutes Paar Stiefel. Lorna machte ihr ein Geschenk, als sie ging.

»Ich habe früher mal gestrickt«, erklärte Lorna. Es war ein wollener Kinderfäustling – nur der linke und zu klein für Melony, aber in hübschen Farben. »Er sollte für ein Baby sein, das ich niemals bekam, weil ich nicht lange genug verheiratet geblieben bin. Den rechten habe ich nicht fertig gekriegt.« Melony starrte den Fäustling in ihrer Hand an – er war sehr schwer; er war voller Kugellagerkugeln, die Lorna aus den Werften stibitzt hatte. »Es ist eine Superwaf-

fe«, erklärte Lorna. »Falls du jemand begegnest, der eine größere Schnecke ist als du.«

Das Geschenk trieb Melony Tränen in die Augen, und die Frauen umarmten einander zum Abschied. Melony verließ Bath, ohne der kleinen Mary Agnes Cork Lebewohl zu sagen, die alles dafür gegeben hätte, ihr einen Gefallen tun zu können, die alle ihre Schulfreundinnen – und jeden, der bei Ted und Patty Callahan auftauchte, um in den Antiquitäten zu stöbern – gefragt hatte, ob sie jemals von einem Apfel-Obstgarten namens Ocean View gehört hätten. Wenn sie das herausfinden könnte, würde Melony vielleicht ihre Freundin werden, und dafür wäre Mary Agnes Cork bereit, ihr Leben lang immer wieder dieselbe Frage zu stellen. Nachdem Melony Bath verlassen hatte, merkte Lorna, wie sehr sie ihre Freundin vermißte; Lorna ertappte sich dabei, wie sie dauernd nach Ocean View fragte – als gehöre die Frage ebenso notwendig zu ihrer treuen Freundschaft mit Melony wie jene wollene Waffe, die sie ihr geschenkt hatte.

Folglich waren sie jetzt zu dritt auf der Suche nach Homer Wells.

In diesem Sommer wurde Wally von San Antonio nach Coleman, Texas, verlegt. »Ich wünschte mir, jemand würde Texas den Krieg erklären«, schrieb er an Homer. »Das wäre eine Rechtfertigung dafür, hier zu sein.« Er behauptete, er fliege in Unterhosen und Socken – dies sei das einzige, was sie alle in solch erbarmungsloser Hitze am Leibe ertragen konnten.

»Was glaubt er denn, wohin er geht?« beschwerte sich Candy bei Homer. »Erwartet er ein perfektes Klima? Er geht in den *Krieg*!« Homer saß ihr gegenüber auf Ray Ken-

dalls Dock, die Schneckenpopulation für immer beeinträchtigt durch ihr Gespräch.

In dem kühlen Klassenzimmer mit dem Betonfußboden in der High-School von Cape Kenneth pflegte Homer die Weltkarte zu entrollen; es pflegte selten jemand anwesend zu sein – außer dem Pförtner, der über Geographie nicht besser Bescheid wußte als Homer Wells. Homer nutzte die sommerliche Einsamkeit, um die Orte der Welt zu studieren, wohin Wally wahrscheinlich gehen würde.

Einmal überraschte ihn Mr. Hood bei seinen Studien. Vielleicht besuchte Mr. Hood aus Heimweh sein altes Klassenzimmer, oder vielleicht war es Zeit, einen Auftrag über die Kaninchen des nächsten Schuljahres zu ordern.

»Ich nehme an, du wirst dich freiwillig melden«, sagte Mr. Hood zu Homer.

»Nein, Sir«, sagte Homer. »Ich habe ein schwaches Herz – *Pulmonalklappenstenose.*«

Mr. Hood starrte auf Homers Brust; Homer wußte, daß der Mann nur für Kaninchen Augen hatte – und nicht sehr scharfe Augen zumal. »Du hattest Herzgeräusche seit der Geburt?« fragte Mr. Hood.

»Ja, Sir«, sagte Homer.

»Und hast du immer noch Geräusche?« fragte Mr. Hood.

»Nicht viele, nicht mehr«, sagte Homer.

»Dann ist es kein schwaches Herz«, sagte Mr. Hood aufmunternd.

Aber warum sollte Homer Mr. Hood für eine Autorität halten? Er konnte ja seine *Uteri* nicht auseinanderhalten; er konnte Schafe nicht von Kaninchen unterscheiden.

Sogar die Wanderarbeiter waren anders bei dieser Ernte – sie waren älter und jünger zugleich; die Männer in der Blü-

tezeit ihrer Jahre hatten sich freiwillig gemeldet – außer Mr. Rose.

»Nicht viel zu pflücken für Pflücker dies Jahr«, sagte er zu Olive. »Es gibt zu viele Narren, die glauben, der Krieg sei interessanter als Äpfelpflücken.«

»Ja, ich weiß«, sagte Olive. »Mir brauchen Sie nichts darüber zu sagen.«

Bei dieser Ernte gab es eine Frau, die Mr. Rose Mama nannte, auch wenn sie nicht alt genug war, um die Mutter von einem von ihnen zu sein. Ihre Treue schien ganz ausschließlich Mr. Rose zu gelten. Homer wußte dies, weil die Frau tat, was sie wollte – sie pflückte ein bißchen, wenn ihr danach zumute war oder wenn Mr. Rose es vorschlug; sie kochte ein bißchen, aber sie war nicht jeden Abend die Köchin, und sie war nicht die Köchin für alle. Manche Abende saß sie sogar auf dem Dach, aber nur, wenn Mr. Rose dort bei ihr saß. Sie war eine große, massige, junge Frau, mit einer bedächtigen Langsamkeit, die bewirkte, daß ihre Bewegungen aussahen wie von Mr. Rose abkopiert, und sie trug ein ständiges Lächeln zur Schau, nicht ganz entspannt und nicht ganz schmunzelnd – ebenfalls von Mr. Rose abkopiert.

Es überraschte Homer, daß beim Schlafen keine besonderen Vorkehrungen getroffen wurden bezüglich dieser Frau; sie hatte ihr eigenes Bett neben Mr. Rose, aber es wurde kein Versuch gemacht, ihre Betten durch Vorhänge abzuteilen oder anderweitig ein wenig Privatsphäre zu schaffen. Nur folgendes: nämlich dann und wann, wenn Homer am Ciderhaus vorbeifuhr, stellte er fest, daß alle außer Mr. Rose und seiner Frau draußen vor dem Haus standen oder auf dem Dach saßen. Dies war wohl die Zeit ihrer Zusammenkünfte, und Mr. Rose hatte wohl diese Treffen

ebenso willkürlich arrangiert, wie er anscheinend alles andere kommandierte.

Gegen Ende dieses Sommers durfte die Küste nicht mehr beleuchtet sein; es gab kein Riesenrad in der Nacht zu beobachten, keine magischen Lichter, die man mit anderen Namen benennen konnte, doch diese Verdunkelungsvorschriften hielten die Pflücker nicht vom Dach fern. Sie pflegten im Dunkeln zu sitzen und in das Dunkel zu starren, und Mr. Rose pflegte zu sagen: »Dort drüben war es – es war viel höher als dieses Dach und heller als alle Sterne, hätte man alle Sterne zusammengebunden. Es drehte sich immer im Kreis«, pflegte Mr. Rose zu sagen, die große, massige Frau an ihn gelehnt, die dunklen Köpfe über dem Dachfirst nickend. »Jetzt sind Sachen dort draußen unter dem Ozean – Sachen mit Bomben, Unterwasserkanonen. Diese Sachen wissen, wenn ein Licht an ist, und die Bomben werden angezogen von den Lichtern – wie Metall von den Magneten. Es passiert automatisch.«

»Da sind keine Leute mit der Hand am Abzug?« fragte jemand.

»Da ist kein Abzug«, sagte Mr. Rose. »Alles automatisch. Aber da sind Leute. Sind nur da, um die Sachen instand zu halten und dafür zu sorgen, daß sie richtig funktionieren.«

»Da sind Leute, da draußen unter dem Ozean?« fragte jemand.

»Klar«, sagte Mr. Rose. »Jede Menge Leute. Wirklich schlau. Haben diese Sachen, so daß sie euch sehen können.«

»An Land?«

»Klar«, sagte Mr. Rose. »Sie sehen euch überall.«

Eine Art gemeinschaftlichen Seufzers ließ jene, die auf dem Dach saßen, aussehen wie ein Chor, der zwischen den Stücken pausiert. Homer in Wallys Zimmer wunder-

te sich, wie die Welt gleichzeitig erfunden und zerstört wurde.

Da ist nichts Verwunderliches dran, hätte Dr. Larch ihm versichert. In St. Cloud's wurde, abgesehen von dem Ärger mit den Zuckermarken und anderen Aspekten der Rationierung, sehr wenig durch den Krieg verändert. (Oder durch das, was andere Leute einmal die Depression genannt hatten, dachte Wilbur Larch.)

Wir sind ein Waisenhaus; wir leisten diesen Dienst; wir bleiben dieselben – wenn man uns dieselben bleiben läßt, dachte er. Wenn er beinah verzweifelte, wenn der Äther allzu überwältigend wurde, wenn sein Alter ihm als das letzte Hindernis erschien und die Anfälligkeit seines illegalen Treibens ihm so deutlich sichtbar wurde wie die Silhouetten der Fichten vor den harten Nachthimmeln im Herbst, pflegte Wilbur Larch sich in diesen einen Gedanken zu retten: Ich liebe Homer Wells, und ich habe ihn vor dem Krieg gerettet.

Homer Wells fühlte sich nicht gerettet. Hat denn jemals jemand, der liebte und unzufrieden war damit, wie er wiedergeliebt wurde, sich *gerettet* gefühlt? Im Gegenteil, Homer Wells fühlte, daß er für besondere Qualen ausersehen war. Welcher junge Mann – und sei er gar eine Waise – hat die Geduld, einfach abzuwarten, wenn er liebt? Und wenn Wilbur Larch Homer Wells schon vor dem Krieg gerettet hatte, so hatte Dr. Larch doch keine Macht, um gegen Melony vorzugehen.

Während der Ernte in diesem Jahr zog Wally abermals um – nach Perrin Field in Sherman, Texas (Grundausbildung, Kompanie D) –, Melony dagegen zog fünfmal um. Sie hatte genug Geld; sie brauchte nicht zu arbeiten. Sie

nahm Arbeit in einem Obstgarten nach dem anderen und ging fort, sobald sie herausgefunden hatte, daß niemand, der dort arbeitete, jemals von einem Ocean View gehört hatte. Sie arbeitete in einem Obstgarten in Harpswell und in einem anderen in Arrowsic. Sie arbeitete so hoch im Norden wie Rockfort und so tief im Hinterland wie Appleton und Lisbon. Sie machte einen Abstecher nach Wiscasset, weil jemand ihr erzählt hatte, daß es dort ein Ocean View gebe; das gab es, aber es war eine Fremdenpension. Ein Eiskremverkäufer erzählte ihr, er habe in Friendship ein Ocean View gesehen; es war, wie sich zeigte, der Name eines dort beheimateten Segelboots. Melony geriet in einen Faustkampf mit einem Oberkellner in einem Lokal für Meeresfrüchte in South Thomaston, weil sie darauf beharrt hatte, jeden der Gäste nach Ocean View zu befragen; sie gewann den Kampf, aber sie bekam eine Buße wegen Störung der Ordnung; sie war etwas knapp bei Kasse, als sie Anfang November durch Boothbay Harbor kam. Das Meer war schiefergrau, mit weißen Kronen, die hübschen Boote des Sommers waren auf dem Trockendock, der Wind trug viel vom kommenden Winter in sich; Melonys Poren und die der Erde verschlossen sich so fest wie ihr enttäuschtes Herz.

Sie erkannte den mürrischen, blaßgesichtigen Jungen nicht, der den Kunden an der Bonbontheke in Rinfrets Apotheke Eiskremsoda verkaufte, doch der junge Roy Rinfret – der einstige (und tief enttäuschte) Curly Day – erkannte Melony sofort.

»Ich war einmal Curly Day! Erinnerst du dich an mich?« fragte Curly Melony aufgeregt. Er schob ihr eine Menge kostenloser Bonbons und Kaugummis zu und beharrte darauf, sie auf ein Eiskremsoda einzuladen. »Einen Doppelbe-

cher, auf mich«, sagte Curly; seine Adoptiveltern hätten es mißbilligt.

»Junge, du hast es nicht so gut getroffen«, sagte Melony zu ihm. Sie wollte nichts Kränkendes sagen mit dieser Bemerkung; es war eine Anspielung auf seine Farbe, die teigig war, und auf seine Größe – er war nicht sehr viel gewachsen. Sie hatte nichts anderes sagen wollen, doch ihre Bemerkung gab den Anstoß, daß all die angestaute Verbitterung in Curly Day aufbrach.

»Du hast keinen Witz gemacht, ich hab's nicht so gut getroffen«, sagte er wütend. »Ich wurde hereingelegt. Homer Wells hat die Leute geklaut, für die *ich* vorgesehen war.«

Melonys Zähne waren zu schlecht, um Kaugummis zu kauen, aber sie sackte sie trotzdem ein; sie würden ein nettes Geschenk für Lorna abgeben. Melonys Zahnhöhlen heulten auf, als sie ein hartes Bonbon lutschte, aber sie mochte so etwas manchmal, trotz dieses Schmerzes – oder vielleicht gerade darum –, und sie hatte noch nie in ihrem Leben ein Eiskremsoda gegessen.

Um seinen Abscheu vor seiner Umgebung zu demonstrieren, verspritzte Curly Day einen zähen Strahl Erdbeersirup über den Boden – allerdings erst, nachdem er sich vergewissert hatte, daß nur Melony ihn sehen konnte. Er tat so, als würde er die Düse ausprobieren, bevor er das Zeug über Melonys Eiskrem spritzte. »Es zieht Ameisen an«, erklärte er; Melony bezweifelte, daß im November noch viele Ameisen übrig waren. »Das erklären sie mir andauernd«, sagte Curly. »Verschütte nichts, es zieht Ameisen an.« Er spritzte noch ein paarmal auf den Boden. »Ich will die Ameisen dazu bringen, daß sie das Haus hier wegtragen.«

»Bist immer noch sauer auf Homer Wells?« fragte Melony ihn hinterlistig.

Sie erklärte, daß Curly sich einfach – bei jedem Kunden – nach Ocean View erkundigen könne. Curly hatte niemals konkret darüber nachgedacht, was er zu Homer Wells sagen oder ihm antun wollte, falls er ihm jemals wieder begegnete; er war wütend, aber er war kein rachsüchtiger Junge, und er hatte eine sehr klare Erinnerung an Melonys Gewalttätigkeit. Er wurde mißtrauisch.

»Wozu willst du Homer finden?« fragte Curly.

»Wozu?« fragte Melony süßlich; es war nicht ganz deutlich, ob sie sich das schon überlegt hatte. »Na, wozu würdest *du* ihn gerne finden, Curly?« fragte sie.

»Na ja«, sagte Curly widerstrebend. »Ich schätze, ich würde ihn gerne wiedersehen und ihm sagen, daß ich wirklich angeschissen war, als er abgehauen ist und mich zurückgelassen hat – während ich dachte, daß *ich* dran wäre, und nicht er.« Während Curly darüber nachdachte, merkte er, daß er Homer einfach gern wiedersehen würde – vielleicht sein Freund werden, vielleicht Sachen zusammen machen. Er hatte Homer immer bewundert. Er fühlte sich im Stich gelassen von ihm, das war alles. Er fing an zu weinen. Melony nahm die Papierserviette, die bei ihrem Eiskremsoda gelegen hatte, und wischte Curly die Tränen ab.

»He, ich weiß, wie dir zumute ist«, sagte sie freundlich. »Ich weiß, was du fühlst. Auch ich bin verlassen worden, weißt du. Wirklich, ich vermisse den Kerl. Ich möchte ihn einfach wiedersehen.«

Curlys Weinen erregte die Aufmerksamkeit seines Adoptivvaters, Mr. Rinfrets, des Apothekers, der am anderen Ende der Theke stand, wo die richtigen Medikamente verkauft wurden.

»Ich bin aus St. Cloud's«, erklärte Melony Mr. Rinfret. »Wir standen uns dort alle sehr nah – immer wenn wir ein-

ander über den Weg laufen, dauert es ein Weilchen, bis wir uns wieder beruhigen können.« Sie umarmte Curly auf eine mütterliche, wenn auch etwas grobe Weise, und Mr. Rinfret gönnte ihnen ihre Vertraulichkeit.

»Versuch dich zu erinnern«, flüsterte Melony, während sie den Jungen in den Armen wiegte, als würde sie ihm eine Gutenachtgeschichte erzählen.

»Ocean View, frage nur immer wieder nach Ocean View.« Nachdem sie ihn beruhigt hatte, gab sie ihm Lornas Adresse in Bath.

Auf dem Weg zurück hoffte Melony, daß die Werften sie wieder anheuern und wegen der sogenannten Kriegsanstrengungen die Sachen auf dem Fließband bald mal wieder verändert würden – daß sie sich auf eine etwas andere Aufgabe freuen könnte als die Plazierung von Kugellagerkugeln in schinkenförmige Zahnräder. Bei diesem Gedanken zog sie Lornas Fäustling aus der Tasche von Mrs. Grogans Mantel; sie hatte ihn nicht als Waffe benutzt, aber manche Nacht hatte seine Gegenwart sie getröstet. Und es ist kein gänzlich vergeudetes Jahr gewesen, überlegte Melony grimmig und ließ den Handschuh mit einem schmerzhaften Klatschen auf ihre große Handfläche sausen. Jetzt sind wir zu viert und suchen nach dir, Sonnenstrahl.

Sie behielten Wally in Texas, ließen ihn aber noch einmal umziehen – in die Lubbock-Pilotenschule (Kaserne 12, D 3). Dort sollte er den November und den Dezember verbringen, aber das Luftwaffen-Corps der Armee hatte versprochen, ihn über Weihnachten nach Hause zu schicken.

»Bald wieder am Busen meiner Familie!« schrieb er an Candy und Homer und Olive – und sogar an Ray, der seinen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen geleistet hatte, in-

dem er sich freiwillig zum Mechaniker-Corps beim Marinestützpunkt in Kittery meldete; Ray baute Torpedos. Er hatte ein paar Jungen am Ort angeheuert, die noch zur Schule gingen und dafür sorgten, daß sein Hummergeschäft nicht unterging. An den Wochenenden arbeitete er an den Vehikeln von Ocean View. Begeistert demonstrierte er Olive und Homer Wells das Gyroskop auf Olives Küchentisch.

»Bevor ein Kerl den Torpedo begreifen kann«, sagte Ray gern, »muß er das Gyroskop verstehen.« Homer war interessiert, Olive war höflich – und mehr noch, gänzlich abhängig von Ray; wenn er nicht alle Maschinen auf Ocean View reparierte, dann würden, davon war Olive überzeugt, die Äpfel aufhören zu wachsen.

Candy war meistens wütend – die Kriegsanstrengungen aller anderen schienen sie zu deprimieren. Dabei hatte sie sich freiwillig dienstverpflichtet und ein paarmal als Hilfspflegerin im Spital von Cape Kenneth Überstunden gemacht. Sie fand es »zu privilegiert«, weiter aufs College zu gehen, und es fiel ihr nicht schwer, Homer zu überzeugen, daß auch er sich dienstverpflichten solle – bei seiner Ausbildung konnte er ein nützlicherer Hilfspfleger sein als die meisten anderen.

»Richtig«, hatte Homer gesagt.

Homer, der zunächst nur widerwillig in ein Quasi-Krankenhausleben zurückgekehrt war, fühlte sich dort bald wohl; es fiel ihm allerdings manchmal schwer, seine fachliche Auffassung zu manchen Themen zurückzuhalten und den Anfänger zu spielen in einer Rolle, für die er auf so beunruhigende Weise geboren zu sein schien. Den Hilfspflegern gegenüber waren sogar die Schwestern herablassend, und empört nahm Homer zur Kenntnis, daß die Ärzte zu jedermann herablassend waren – am allermeisten zu ihren Patienten.

Candy und Homer durften weder Spritzen noch Medikamente geben, doch sie hatten mehr zu tun, als Betten zu machen und Bettpfannen zu leeren, Rücken zu massieren und Bäder einzulassen und all die mildtätigen Handreichungen zu verrichten, die dem modernen Krankenhaus ein unentwegtes Füßegetrappel bescherten. Man trug ihnen beispielsweise Botengänge auf; Homer war von den geburtshilflichen Techniken, die er beobachtete, wenig beeindruckt. Sie konnten Dr. Larchs Arbeit nicht das Wasser reichen, und in manchen Fällen nicht mal seiner eigenen Arbeit. Wenn Dr. Larch schon Homer oft wegen seiner schweren Hand mit dem Äther getadelt hatte, so konnte Homer sich nicht vorstellen, wie der Alte auf die Schwerfälligkeit reagieren würde, mit der in Cape Kenneth Narkosen verabreicht wurden. In St. Cloud's hatte Homer viele Patientinnen gesehen, die so leicht ätherisiert waren, daß sie während der ganzen Operation ansprechbar blieben; im Erholungsraum von Cape Kenneth wirkten die Patientinnen, wenn sie aus ihrer Ätherbetäubung aufzutauchen versuchten, wie mit dem Knüppel geschlagen – sie schnarchten mit klaffendem Mund, ihre Hände hingen wie tot herab, und bei manchen ließen die völlig erschlafften Wangenmuskeln die Augen halb aufgerissen hervortreten.

Besonders ärgerte es Homer, zu sehen, wie die Kinder betäubt wurden – als ob die Ärzte und Anästhesisten noch nie davon gehört hätten, daß sie das Körpergewicht des Patienten in Betracht ziehen müssen.

Eines Tages saßen er und Candy zu beiden Seiten eines fünfjährigen Jungen, der sich von einer Tonsillektomie erholte. Das war Hilfspflegerarbeit: Man saß bei den Patienten, wenn sie aus der Narkose erwachten, besonders den Kindern, besonders den Tonsillektomien – sie waren oft

verängstigt und litten unter Schmerzen und Übelkeit, wenn sie erwachten. Homer behauptete, daß ihnen nicht annähernd so übel wäre, wenn man ihnen etwas weniger Äther verabreicht hätte.

Eine der Schwestern war bei ihnen im Erholungsraum; es war eine, die sie gern hatten, ein junges Mädchen, etwa in ihrem Alter. Ihr Name war Caroline, und sie war freundlich mit den Patienten und barsch mit den Ärzten.

»Du verstehst eine Menge vom Äther, Homer«, sagte Schwester Caroline.

»Mir scheint, er wird in manchen Fällen zu hoch dosiert«, murmelte Homer.

»Krankenhäuser sind nicht perfekt, man erwartet es nur von ihnen«, sagte Schwester Caroline. »Und Ärzte sind ebenfalls nicht perfekt; sie halten sich nur selber dafür.«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

Der Fünfjährige hatte starke Halsschmerzen, als er endlich erwachte, und er würgte einige Zeit drauflos, bevor er etwas Eiskrem durch seinen Hals gleiten lassen und bei sich behalten konnte. Zu den Aufgaben der Hilfspfleger gehörte es, dafür zu sorgen, daß die frisch operierten Kinder nicht an ihrem eigenen Erbrochenen erstickten. Homer erklärte Candy, es sei sehr wichtig, daß ein Kind in halb ätherisiertem Zustand keinerlei Flüssigkeit, wie etwa Erbrochenes, in die Lunge aspiriere oder einatme.

»Aspirieren«, sagte Schwester Caroline. »War dein Vater Arzt, Homer?«

»Nicht direkt«, sagte Homer Wells.

Schwester Caroline stellte Homer dem jungen Dr. Harlow mit der angehenden Ponyfrisur vor; eine steife Haartolle ließ seine Stirn hager erscheinen; ein schlaffer Fries strohfarbener Haare verlieh Dr. Harlow den angespannten Blick

von jemand, der dauernd unter einer Hutkrempe hervorlugt.

»O ja, Wells – unser Ätherexperte«, sagte Dr. Harlow abfällig.

»Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen«, sagte Homer Wells. »Ich habe viel im Spital ausgeholfen.«

»Aber gewiß hast du nie Narkosen verabreicht?« sagte Dr. Harlow.

»Natürlich nicht«, log Homer Wells. Wie Dr. Larch beim Treuhänderausschuß entdeckt hatte, war es besonders befriedigend, unsympathische Leute anzulügen.

»Gib nicht an«, sagte Candy zu Homer, als sie zusammen nach Heart's Haven zurückfuhren. »Es paßt nicht zu dir, und es könnte deinen Dr. Larch in Schwierigkeiten bringen.«

»Wann habe ich angegeben?« fragte Homer.

»Du hast noch nicht, eigentlich«, sagte Candy. »Tu's nur nicht, okay?«

Homer schmollte.

»Und schmoll nicht«, sagte Candy zu ihm. »Das paßt auch nicht zu dir.«

»Ich betreibe nur die Politik des Abwartens«, sagte Homer Wells. »Du weißt schon.« Er ließ sie beim Hummerbassin aussteigen; gewöhnlich ging er noch mit ihr hinein und schwatzte mit Ray. Doch Homer irrte sich, wenn er Candys Reizbarkeit für Kälte ihm gegenüber oder etwas anderes hielt als ihre eigene, tiefste Verwirrung.

Sie knallte die Tür zu und marschierte auf seine Seite des Lieferwagens, bevor er wegfahren konnte. Sie gab ihm ein Zeichen, sein Fenster herunterzukurbeln. Dann beugte sie sich zu ihm und küßte ihn auf den Mund, sie riß an seinem Haar, fest – mit beiden Händen, bog seinen Kopf nach hin-

ten –, und dann biß sie ihn ziemlich fest in den Hals. Sie schlug mit dem Kopf gegen den Türrahmen, als sie sich ihm wieder entzog; ihre Augen waren feucht, aber es kamen keine Tränen.

»Glaubst du, ich finde das lustig?« fragte sie ihn. »Glaubst du, daß ich mit dir spiele? *Weiß* ich denn, ob ich dich will oder Wally?«

Er fuhr zurück zum Spital von Cape Kenneth; er brauchte eine sinnvollere Arbeit als Mäusefangen. Es war wieder die gottverdammte Mäusefangsaison – er *haßte* es, mit dem Gift zu hantieren!

Er traf gleichzeitig mit einem Matrosen ein, der bei einer Messerstecherei einen Schnitt abgekriegt hatte; es war dort passiert, wo Ray arbeitete – im Marinestützpunkt von Kittery –, und die Kameraden des Matrosen hatten ihn mit einer improvisierten Aderpresse herumkutschiert, bis ihnen die Benzingutscheine ausgingen und sie sich auf dem Weg zu mehreren Krankenhäusern, die viel näher beim Schauplatz des Kampfes lagen als das von Cape Kenneth, verirrten. Der Schnitt in das fleischige Gewebe zwischen Daumen und Zeigefinger des Matrosen ging fast bis zum Handgelenk. Homer half Schwester Caroline, die Wunde mit weißer Kernseife und sterilem Wasser auszuwaschen. Homer konnte nicht anders – er war es gewöhnt, gegenüber Schwester Angela und Schwester Edna als Chef aufzutreten.

»Blutdruck messen, am andern Arm«, sagte er zu Schwester Caroline, »aber die Blutdruckmanschette über eine Binde anlegen – um die Haut zu schützen«, fügte er hinzu, weil Schwester Caroline ihn neugierig anstarrte. »Die Manschette muß vielleicht eine halbe Stunde oder länger angelegt bleiben«, sagte Homer Wells.

»Ich glaube, ich kann Schwester Caroline Anweisungen

geben, falls du nichts dagegen hast«, sagte Dr. Harlow zu Homer; der Arzt und seine Schwester starrten Homer Wells an, als hätten sie ein ungewöhnliches, mit göttlichen Kräften ausgestattetes Wesen erschaut, als erwarteten sie halb, daß Homer dem reichlich blutenden Matrosen die Hand auflegte und den Blutstrom genauso rasch versiegen ließe wie zuvor die Aderpresse.

»Sehr ordentliche Arbeit, Wells«, sagte Dr. Harlow. Homer sah zu, wie Dr. Harlow 0,5prozentige Prokainlösung in die Wunde injizierte und sie anschließend sondierte. Das Messer war handflächenseitig eingedrungen, stellte Homer Wells fest. Er erinnerte sich an seinen *Gray*, und er erinnerte sich an den Film, den er mit Debra Pettigrew gesehen hatte: an den Kavallerieoffizier mit dem Pfeil in der Hand, einem Pfeil, der glücklicherweise den durch die Muskeln des Daumens führenden Zweig des Medianusnervs verfehlt hatte. Er beobachtete, wie der Matrose seinen Daumen bewegte.

Dr. Harlow guckte. »Hier verläuft ein sehr wichtiger Zweig des Medianusnervs«, sagte Dr. Harlow bedächtig zu dem verletzten Matrosen. »Sie haben Glück, daß er nicht zerschnitten ist.«

»Das Messer hat ihn verfehlt«, sagte Homer Wells.

»Ja, das hat es«, sagte Dr. Harlow, von der Wunde aufblickend. »Woher weißt *du* das?« fragte er Homer Wells, der den Daumen seiner rechten Hand emporhielt und damit wackelte.

»Nicht nur ein Narkoseexperte, wie ich sehe«, sagte Dr. Harlow, immer noch herablassend. »Weiß auch alles über Muskeln.«

»Nur über diesen«, sagte Homer Wells. »Ich habe mal – zum Spaß – *Grays Anatomie* gelesen«, fügte er hinzu.

»Zum *Spaß*?« sagte Dr. Harlow. »Ich nehme an, dann

weißt du auch alles über Blutgefäße. Willst du mir nicht verraten, woher all dieses Blut kommt?«

Homer Wells spürte, wie Schwester Caroline mit der Hüfte seine Hand streifte; es war bestimmt eine wohlmeinende Berührung – Schwester Caroline mochte Dr. Harlow auch nicht besonders. Obwohl er sich Candys Mißbilligung gewiß war, konnte Homer nicht anders. »Das Blutgefäß ist ein Zweig des Palmarbogens«, sagte er.

»Sehr gut«, sagte Dr. Harlow enttäuscht. »Und was würdest du mir als nächstes empfehlen?«

»Es abbinden«, sagte Homer Wells. »Mit Dreier-Faden.«

»Genau«, sagte Dr. Harlow. »Das hast du nicht aus dem Gray.« Er wies Homer Wells darauf hin, daß das Messer auch die Sehne des *Flexor digitorum profundus* und des *Flexor digitorum sublimis* zerschnitten hatte. »Und wohin könnten die führen?« fragte er Homer Wells.

»Zum Zeigefinger«, sagte Homer.

»Ist es nötig, beide Sehnen zu nähen?« fragte Dr. Harlow.

»Ich weiß nicht«, sagte Homer Wells. »Ich weiß nicht viel über Sehnen«, fügte er hinzu.

»Wie überraschend«, sagte Dr. Harlow. »Es ist nur nötig, den *Profundus* zu nähen«, erklärte er. »Ich werde Zweier-Seide verwenden. Ich brauche etwas Feineres, um die Sehnenenden zusammenzufügen.«

»Vierer-Seide«, empfahl Homer Wells.

»Sehr gut«, sagte Dr. Harlow. »Und etwas, um die palmare *Fascie* zu schließen?«

»Dreier-Seide«, sagte Homer Wells.

»Der Junge versteht etwas von chirurgischen Nähten!« sagte Dr. Harlow zu Schwester Caroline, die Homer Wells unverwandt anblickte.

»Schließen Sie die Haut mit Vier-O-Seide«, sagte Homer, »und dann würde ich einen Druckverband auf die Handfläche empfehlen, wobei die Finger leicht um die Kompresse gebeugt liegen sollten.«

»Das nennt man Funktionsstellung«, sagte Dr. Harlow.

»Ich weiß nicht, wie man es nennt«, sagte Homer.

»Warst du auf einer Medical School, Wells?« fragte ihn Dr. Harlow.

»Nicht direkt«, sagte Homer Wells.

»Hast du es vor?« fragte Dr. Harlow.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Homer. Er versuchte jetzt, den Operationssaal zu verlassen, aber Dr. Harlow rief ihm etwas hinterher.

»Wieso bist du nicht beim Militär?« rief er.

»Ich habe einen Herzfehler«, sagte Homer.

»Ich nehme an, du weißt nicht, wie man ihn nennt«, sagte Dr. Harlow.

»Richtig«, sagte Homer Wells.

Er hätte auf der Stelle etwas über seine Pulmonalklappenstenose erfahren können, wenn er nur gefragt hätte; er hätte ein Röntgenbild haben können und eine Beurteilung durch den Spezialisten – er hätte die Wahrheit erfahren können. Aber wer will die Wahrheit schon aus einer unsympathischen Quelle wissen?

Er ging den Tonsillektomie-Patienten Geschichten vorlesen. Es waren lauter blöde Geschichten – Kinderbücher beeindruckten Homer Wells nicht. Aber die Tonsillektomie-Patienten waren wahrscheinlich nicht lange genug da, um *David Copperfield* oder *Große Erwartungen* zu hören.

Schwester Caroline bat ihn, den dicken Mann, der sich von der Prostataoperation erholte, zu baden und ihm den Rücken zu massieren.

»Unterschätze niemals die Lust am Pissen«, sagte der dicke Mann zu Homer Wells.

»Jawohl, Sir«, sagte Homer und massierte das Fleischgebirge, bis der dicke Mann in einem gesunden Rosa schimmerte.

Olive war nicht zu Hause, als Homer nach Ocean View zurückkehrte; sie war an der Reihe beim Flugzeugespähen. Sie benutzten den – wie sie es nannten – Yacht-Ausguckturm im Haven-Club, aber Homer glaubte nicht, daß irgendwelche Flugzeuge erspäht worden waren. Alle männlichen Späher – zumeist Seniors frühere Trinkkumpane – hatten die Umrißzeichnungen der feindlichen Flugzeuge an ihre Spinde geheftet; die Frauen brachten sie mit nach Hause und hefteten sie an Stellen wie etwa die Kühlschranktür. Olive war jeden Tag zwei Stunden lang Flugzeugspäherin.

Homer studierte die Umrißzeichnungen an Olives Kühlschrank.

Das alles könnte ich lernen, dachte er. Ich kann alles lernen, was man über den Apfelanbau wissen kann. Aber schon lange beherrschte er, wie er wußte, eine beinah perfekte geburtshilfliche Technik sowie die andere, viel einfachere Technik – die gegen die Spielregeln verstieß.

Er dachte über Spielregeln nach. Dieser Matrose mit der aufgeschlitzten Hand war nicht in eine Messerstecherei verwickelt gewesen, die irgendwelchen Regeln gehorcht hätte. Bei einem Kampf mit Mr. Rose hätten Mr. Roses eigene Spielregeln gegolten, wie immer sie lauten mochten. Eine Messerstecherei mit Mr. Rose wäre, wie wenn man von einem kleinen Vogel totgepickt wird, dachte Homer Wells. Mr. Rose war ein Künstler – er würde nur eine Nasenspitze nehmen, nur einen Bauchnabel oder eine Brust-

warze. Die *wahren* Spielregeln im Ciderhaus waren die Spielregeln des Mr. Rose.

Und was waren die Spielregeln in St. Cloud's? Was waren Dr. Larchs Spielregeln? Welche Spielregeln befolgte Dr. Larch, welche übertrat er oder ersetzte er – und woher nahm er den Mut dazu? Candy hielt sich eindeutig an irgendwelche Spielregeln, doch wessen Spielregeln waren es? Und wußte Wally, wie diese Spielregeln lauteten? Und Melony – gehorchte Melony *irgendwelchen* Spielregeln? fragte sich Homer Wells.

»Schau«, sagte Lorna. »Es ist Krieg, hast du das schon bemerkt?«

»Na und?« sagte Melony.

»Weil er wahrscheinlich hinmuß, deshalb«, sagte Lorna. »Weil er sich entweder freiwillig gemeldet hat oder eingezogen wird.«

Melony schüttelte den Kopf. »Ich kann ihn mir nicht in einem Krieg vorstellen, ihn nicht. Er gehört da einfach nicht hin.«

»Um Gottes willen«, sagte Lorna. »Glaubst du, daß jeder in einem Krieg *dorthin gehört*?«

»Falls er hingeht, wird er zurückkommen«, sagte Melony. Das Eis auf dem Kennebec im Dezember trug nicht; der Kennebec war ein Gezeitenfluß, er war brackig, und in der Mitte gab es offenes Wasser, grau und kabbelig. Nicht einmal Melony konnte eine Bierflasche bis zur Mitte des Flusses in Bath werfen. Ihre Flasche prallte vom knirschenden Eis ab und machte dabei ein hohles Geräusch; sie rollte zum offenen Wasser, das sie nicht erreichen konnte. Sie scheuchte eine Möwe auf, die sich erhob und ein Stückchen weit über das Eis spazierte – wie eine alte

Frau, die eine Menge hinderlicher Unterröcke über eine Pfütze hebt.

»Nicht jeder wird aus diesem Krieg zurückkommen – das ist alles, was ich sage«, erwiderte Lorna.

Wally hatte Mühe, aus Texas zurückzukommen. Es gab eine Reihe von Verzögerungen und schlechtes Wetter; das Flugfeld war gesperrt. Als Homer und Candy ihn in Boston abholten, sagte er ihnen als erstes, daß er nur achtundvierzig Stunden hatte. Er war aber immer noch fröhlich – »Er war immer noch Wally«, sollte Candy später sagen – und besonders erfreut, daß er sein Offizierspatent erhalten hatte.

»Leutnant Worthington!« stellte Wally sich Olive vor. Alle weinten, sogar Ray.

Wegen der Benzinrationierung konnten sie nicht wie üblich in der Gegend umherfahren. Homer fragte sich, wann Wally mit Candy wohl allein sein wollte und wie sie das schaffen würden. Gewiß will er es schaffen, dachte Homer. Wollte *sie* ebenfalls? fragte er sich.

Am Weihnachtsabend kamen alle zusammen. Und am Weihnachtstag konnte man nirgendwohin; Olive blieb zu Hause, und Ray baute keine Torpedos und zog keine Hummerreusen auf. Und am zweiten Weihnachtstag mußten Candy und Homer Wally nach Boston zurückbringen.

Oh, Candy und Wally umarmten und küßten sich viel – das sah jeder. Am Weihnachtsabend in Wallys Schlafzimmer merkte Homer, daß er vor lauter Freude über das Wiedersehen mit Wally gar nicht groß gemerkt hatte, daß dies bereits sein zweites Weihnachtsfest fort von St. Cloud's war. Er merkte auch, daß er vergessen hatte, Dr. Larch etwas zu schicken – nicht mal eine Weihnachtskarte.

»Ich muß noch mehr Flugstunden hinter mich bringen«, sagte Wally, »aber ich glaube, für mich wird es nach Indien gehen.«

»Indien«, sagte Homer Wells.

»Die Birma-Route«, sagte Wally. »Um von Indien nach China zu kommen, muß man über Birma fliegen. In Birma sind die Japsen.«

Homer Wells hatte die Landkarten in der High-School von Cape Kenneth studiert. Er wußte, daß Birma aus Bergen und Dschungeln bestand. Wenn man im Flugzeug abgeschossen wurde, gab es viele Möglichkeiten, wo man landen konnte.

»Wie steht es mit Candy?« fragte Homer.

»Großartig!« sagte Wally. »Na, ich werde es morgen sehen«, fügte er hinzu.

Ray machte sich frühmorgens auf den Weg, um Torpedos zu bauen, und Homer stellte fest, daß Wally ungefähr um die gleiche Zeit aus Ocean View aufbrach, wie Ray nach Kittery verschwand. Homer verbrachte den frühen Morgen damit, Olive, so gut es ging, zu trösten. »Achtundvierzig Stunden, das nenne ich kein Nach-Hause-Kommen«, sagte sie. »Er ist ein Jahr lang nicht hier gewesen – nennt er das einen richtigen Besuch? Nennt die Armee das einen richtigen Besuch?«

Candy und Wally kamen Homer kurz vor Mittag abholen. Homer dachte sich, daß sie es »geschafft« hatten. Aber wie soll man solche Dinge wissen, ohne zu fragen?

»Soll ich fahren?« fragte Homer; er hatte den Platz am Fenster, Candy saß zwischen ihnen.

»Warum?« fragte Wally.

»Vielleicht wollt ihr Händchen halten«, sagte Homer. Candy sah ihn an.

»Wir haben schon Händchen gehalten«, sagte Wally lachend. »Aber, jedenfalls, vielen Dank!«

Candy scheint das gar nicht komisch zu finden, dachte Homer.

»Also habt ihr's getan, ja?« fragte Homer sie beide.

Candy schaute geradeaus, und Wally lachte diesmal nicht.

»Was soll das, alter Junge?« fragte er.

»Ich sagte: ›Also habt ihr's getan?‹ – Sex gemacht, meine ich«, sagte Homer Wells.

»Gott, Homer«, sagte Wally. »Das ist eine nette Frage.«

»Ja, wir haben es getan – Sex gemacht«, sagte Candy und starrte weiter vor sich hin.

»Ich hoffe, ihr wart vorsichtig«, sagte Homer zu den beiden. »Ich hoffe, ihr habt irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen getroffen.«

»Gott, Homer!« sagte Wally.

»Ja, wir waren vorsichtig«, sagte Candy. Jetzt starrte sie ihn aus denkbar unbeteiligten Augen an.

»Na, ich bin froh, daß ihr vorsichtig wart«, sagte Homer direkt zu Candy. »Du solltest vorsichtig sein – beim Sex mit jemand, der im Begriff steht, über Birma zu fliegen.«

»Birma?« Candy wandte sich zu Wally. »Du hast nicht gesagt, wohin du gehst«, sagte sie. »Ist es Birma?«

»Ich weiß nicht, wohin ich gehe«, sagte Wally gereizt. »Gott, Homer, was ist los mit dir?«

»Ich liebe euch beide«, sagte Homer Wells. »Ich liebe euch, ich habe ein Recht, alles zu fragen, was ich will – ich habe ein Recht, alles zu wissen, was ich wissen will.«

Damit war, wie man in Maine sagt, das Gespräch wirklich tot. Sie schwiegen beinah den ganzen Weg nach Boston, nur daß Wally – der spaßig zu sein versuchte – sagte: »Homer, du wirst so philosophisch.«

Es wurde ein schroffes Lebewohl. »Ich liebe euch ebenfalls beide – das wißt ihr«, sagte Wally beim Abschied.

»Ich weiß«, sagte Homer.

Auf dem Weg nach Hause sagte Candy zu Homer Wells: »Ich würde nicht ›philosophisch‹ sagen; ich würde sagen: exzentrisch. Du wirst sehr exzentrisch, finde ich. Und du hast kein Recht, alles von mir zu wissen, ob du mich liebst oder nicht.«

»Alles, was du wissen mußt, ist: Liebst du ihn wirklich?« sagte Homer. »Liebst du Wally?«

»Ich bin damit aufgewachsen, daß ich Wally liebe«, sagte Candy. »Ich habe Wally immer geliebt, und das werde ich immer tun.«

»Schön«, sagte Homer. »Das wär's dann also gewesen.«

»Aber ich kenne Wally überhaupt nicht mehr«, sagte Candy. »Ich kenne dich besser, und ich liebe auch dich.«

Homer seufzte. Also steht uns noch mehr ›Kommt Zeit, kommt Rat‹ bevor, dachte er. Er war gekränkt: Wally hatte ihn kein einziges Mal nach seinem Herzen gefragt. Was hätte er aber auch antworten sollen?

Wilbur Larch, der wußte, daß mit Homers Herz alles in bester Ordnung war, fragte sich, wo Homers Herz eigentlich abgeblieben war. Nicht in St. Cloud's, befürchtete er.

Und Wally ging nach Victorville, California, zur Fliegerspezialausbildung, U. S. ARMY AIR FORCES, stand auf seinem Briefpapier. Wally verbrachte mehrere Monate in Victorville – die ganzen Monate des Baumschnittes, wie Homer sich erinnern sollte. Kurz nach der Apfelblüte, als Ira Titcombs Bienen ihre geheimnisvollen Lebenskräfte über die Obstgärten von Ocean View verbreiteten, wurde Wally nach Indien geschickt.

Die Japaner hielten Mandalay besetzt. Wally warf seine ersten Bomben auf die Eisenbahnbrücke in Myitkyina. Die Schienenstränge und der südlich zulaufende Damm wurden schwer beschädigt und der südliche Brückenbogen zerstört. Alle Maschinen und Besatzungen kehrten unversehrt zurück. Wally warf seine Bomben auch auf das Industriegebiet von Myingyan, aber dichte Wolken behinderten die Sicht auf die erzielte Zerstörung. In diesem Sommer, während Homer Wells abermals das Ciderhaus kalkte, bombardierte Wally die Pier in Akyab und die Brücke über dem Shweli im nördlichen Birma; später traf er die Rangierbahnhöfe in Prome. Er steuerte sein Teil bei zu den zehn Tonnen Bomben, die auf den Bahnhof in Shwebo niedergingen, und zu den Bränden, die in den Lagerhallen von Kawlin und Thanbyuzayat entfacht wurden. Die sensationellsten Treffer, an die er sich erinnern sollte, gelangen auf den Ölfeldern von Yenangyaung – der Anblick der lodernden Ölbohrtürme ging Wally auf seinem Rückflug über Dschungel und Berge nicht aus dem Sinn. Alle Maschinen und Besatzungen kehrten unversehrt zurück.

Man machte ihn zum Hauptmann und gab ihm, wie er sagte, »leichte Arbeit«.

»Sei immer mißtrauisch gegen leichte Arbeit«, hatte Wilbur Larch einmal zu Homer Wells gesagt.

Wally hatte in Fort Meade den Wettbewerb um den besten Namen für ein Flugzeug gewonnen; jetzt konnte er ihn endlich anbringen; er konnte seinem eigenen Flugzeug einen Namen geben. *Die Chance klopft an*, so nannte er es. Die gemalte Faust unter dem Schriftzug wirkte sehr gebieterisch. Candy und Homer sollten sich später sehr wundern, daß der Name nicht *klopft einmal* (oder *zweimal) an* lautete, sondern nur *klopft an.*

Er flog die Indien/China-Route über den Himalaya – über Birma. Er brachte Benzin und Bomben und Artillerie und Gewehre und Munition und Bekleidung und Flugzeugmotoren und Ersatzteile und Proviant nach China; er brachte Militärangehörige zurück nach Indien. Es war ein Siebenstundenflug hin und zurück – etwa fünfhundert Meilen. Sechs dieser Stunden trug er eine Sauerstoffmaske – so hoch mußte er fliegen. Über den Bergen flogen sie hoch – wegen der Berge. Über dem Dschungel flogen sie hoch, wegen der Japaner. Der Himalaya hat die heimtückischsten Luftströmungen der Welt.

Als er aus Assam aufbrach, war die Temperatur einhundertzehn Grad Fahrenheit – gut fünfunddreißig Grad im Schatten! Es ist wie in Texas, dachte Wally. Sie trugen nur Unterhosen und Socken am Leibe.

Die schwerbeladenen Transportmaschinen mußten binnen fünfunddreißig Minuten auf fünfzehntausend Fuß Höhe klettern; dann erreichten sie bereits den ersten Bergpaß.

Auf neuntausend Fuß zog Wally seine Hose an. Auf vierzehntausend Fuß zog er den gefütterten Anzug an. Es war beinah dreißig Grad unter Null dort oben. Bei Monsunwetter flogen sie meistens nach Instrumenten.

Diese Route nannten sie »die Rettungsleine« oder den »Flug über den Buckel«.

So lauteten die Schlagzeilen vom vierten Juli:

YANKEES ZERSTÖREN EISENBAHNBRÜCKE IN BIRMA
CHINESEN JAGEN JAPANER IN DER PROVINZ HUPEH

Hier folgt, was Wally an Candy und an Homer schrieb: Wally wurde faul; er schickte beiden denselben Limerick.

Da war ein junger Mann aus Bombay
Der steckte in den Lehm seine Plombe
Doch die Hitze in seinem Striegel
brannte ihn zu 'nem Ziegel
Und der raspelte ihm die Vorhaut: au-weh!

Im Sommer 194– mußte im allgemeinen Interesse die Küstenbeleuchtung auf ein Minimum beschränkt wie auch das Autokino zeitweilig geschlossen werden, was Homer Wells nicht als tragischen Verlust empfand. Nachdem ihm nichts anderes übrigblieb, als mit Candy *und* Debra Pettigrew ins Kino zu fahren, war er dankbar dafür, daß die Kriegsanstrengungen ihm diese peinliche Lage ersparten.

Mr. Rose benachrichtigte Olive, daß er nicht in der Lage sei, eine brauchbare Pflückermannschaft für die Ernte zu stellen. »In Anbetracht der Männer, die fort sind«, schrieb er. »Dazu kommt die Anreise, bei der Benzinrationierung.«

»Dann haben wir das Ciderhaus ganz umsonst herausgeputzt«, sagte Homer zu Olive.

»Nichts wird je ganz umsonst verbessert«, sagte sie. Die Yankee-typische Rechtfertigung für harte Arbeit in den Sommermonaten ist Ausdruck der schieren Verzweiflung und wird obendrein durch die seltenen Vergnügungen dieser vergänglichen Jahreszeit zunichte gemacht.

Homer Wells – Hilfspfleger und Obstgartenarbeiter – mähte das Gras zwischen den Bäumen, als die Nachricht ihn erreichte. An einem schmachtenden Junitag lenkte er den International Harvester-Traktor, und er richtete seinen Blick auf die Schneideschar; er wollte nicht an einem Baumstumpf oder an einem herabgefallenen Ast hängenbleiben; aus diesem Grund sah er den grünen Lieferwagen nicht, der ihm den Weg abzuschneiden versuchte. Beinah hätte er ihn umgefahren.

Weil der Traktor noch lief – und die Klingen der Schneideschar ebenfalls –, hörte er nicht, was Candy rief, als sie aus dem Lieferwagen sprang und zu ihm herübergelaufen kam. Olive saß am Steuer, ihr Gesicht wie Stein.

»Abgeschossen!« schrie Candy, als Homer endlich die Zündung abstellte. »Er wurde abgeschossen – über Birma!«

»Über Birma«, sagte Homer Wells. Er stieg vom Traktor und hielt das schluchzende Mädchen in seinen Armen. Der Traktor war abgestellt, aber der Motor klopfte noch und rüttelte dann und pochte dann; seine Hitze ließ die Luft flimmern. Vielleicht, dachte Homer, flimmert die Luft immer über Birma.

# 9

# *Über Birma*

Zwei Wochen nachdem Wallys Flugzeug abgeschossen worden war, waren Hauptmann Worthington und die Besatzung der *Die Chance klopft an* immer noch als vermißt gemeldet.

Ein Flugzeug, das dieselbe Route flog, hatte festgestellt, daß annähernd eine Quadratmeile des birmesischen Dschungels, etwa auf halber Strecke zwischen Indien und China, abgebrannt war – mutmaßlich wegen des explodierten Flugzeugs; die Ladung wurde mit Jeepmotoren, Ersatzteilen und Benzin angegeben. Von der Besatzung fehlte jede Spur; der Dschungel in jener Region war undurchdringlich und galt als menschenleer.

Ein Vertreter der US-Luftwaffe sprach persönlich bei Olive vor und teilte ihr mit, daß es guten Grund gebe, optimistisch zu sein. Daß das Flugzeug offenbar nicht in der Luft explodiert war, bedeutete, daß die Besatzung vielleicht rechtzeitig mit dem Fallschirm abspringen konnte. Alles weitere war reine Vermutung.

Dies wäre ein besserer Name für das Flugzeug gewesen, dachte Homer Wells: *Reine Vermutung*. Doch Homer unterstützte Olive und Candy in ihrer Ansicht, daß Wally nicht tot sei, sondern »nur verschollen«. Insgeheim stimmten Homer und Ray Kendall überein, daß es nicht viel Hoffnung gab für Wally.

»Angenommen, er ist nicht abgestürzt«, sagte Ray zu Homer, während sie Hummerreusen aufzogen. »Dann ist er

also mitten im Dschungel, und was macht er da? Er darf sich nicht von den Japsen erwischen lassen, und Japsen müssen dasein – sie haben schließlich das Flugzeug abgeschossen, nicht wahr?«

»Da könnten Eingeborene sein«, sagte Homer Wells. »Freundliche birmesische Dorfbewohner«, schlug er vor.

»Oder überhaupt niemand«, sagte Ray Kendall. »Ein paar Tiger und jede Menge Schlangen«, fügte er hinzu. »Ah, Mist. Er hätte in einem Unterseeboot sein sollen.«

»Selbst wenn Dein Freund alles andere überlebt hat«, schrieb Wilbur Larch an Homer Wells, »drohen ihm sämtliche Krankheiten Asiens – jede Menge jedenfalls.«

Es war schrecklich, sich Wallys Leiden vorzustellen, und nicht einmal Homers Verlangen nach Candy durfte ihm Trost bei der Vorstellung gewähren, daß Wally bereits tot sei; in diesem Fall würde Candy, das wußte Homer, sich immer vorstellen, daß sie Wally mehr geliebt hatte. Die Wirklichkeit wird für Waisen oft durch ihre Ideale überflügelt; wenn Homer sich Candy wünschte, so wünschte er sie sich *ideal*. Damit Candy sich für Homer entscheiden konnte, mußte Wally am Leben sein; und weil Homer Wally liebte, wünschte er sich Wallys Segen dazu. Wäre alles andere nicht für alle Beteiligten kompromittierend gewesen?

Wilbur Larch war geschmeichelt, daß Homer ihn um Rat gefragt hatte – und ausgerechnet in einer romantischen Liebesangelegenheit! (»Wie soll ich mich Candy gegenüber verhalten?« hatte Homer gefragt.) Der Alte war es so sehr gewöhnt, eine Autorität zu sein, daß er es ganz natürlich fand, als Autorität zu sprechen – »Sogar bei einem Thema, von dem er nichts versteht!« sagte Schwester Angela entrüstet zu Schwester Edna. Larch war so stolz auf das, was er

Homer geschrieben hatte, daß er seinen Brief den alten Schwestern zeigte, bevor er ihn abschickte.

»Hast Du vergessen, wie das Leben ist in St. Cloud's?« fragte Dr. Larch Homer. »Hast Du Dich so weit fortbewegt von uns, daß Du ein Leben der Kompromisse für unannehmbar hältst? Ausgerechnet Du, eine Waise! Hast Du vergessen, Dich nützlich zu machen? Denke nicht so schlecht über Kompromisse; wir können nicht immer wählen, auf welche Weise wir uns nützlich machen. Du sagst, Du liebst sie – dann mache Dich nützlich für sie. Es ist vielleicht nicht das, was Du Dir vorgestellt hast, aber wenn Du sie liebst, mußt Du ihr geben, was sie braucht – wann sie es braucht und nicht unbedingt dann, wenn Du den Zeitpunkt für richtig hältst. Und was kann sie Dir von sich geben? Nur das, was ihr geblieben ist – und wenn das nicht alles ist, was Du Dir vorgestellt hast, wessen Schuld ist es dann? Wirst Du sie nicht nehmen, weil sie Dir nicht 100 Prozent von sich geben kann? Etwas von ihr ist über Birma – wirst du den Rest zurückweisen? Wirst Du es auf Alles oder Nichts ankommen lassen? Und nennst Du das, Dich nützlich zu machen?«

»Es ist nicht sehr romantisch«, sagte Schwester Angela zu Schwester Edna.

»Wann war Wilbur jemals romantisch?« fragte Schwester Edna.

»Ihr Ratschlag ist furchtbar utilitaristisch«, sagte Schwester Angela zu Dr. Larch.

»Na, das will ich hoffen!« sagte Dr. Larch und klebte den Brief zu.

Jetzt hatte Homer eine Gefährtin in seiner Schlaflosigkeit. Er und Candy bevorzugten die Nachtschicht im Spital von Cape Kenneth. Wenn es eine Flaute gab in ihrer Arbeit,

durften sie auf den Betten in der Kinder-Quarantänestation dösen. Homer fand den Krach der ruhelosen Kinder tröstlich – ihre Nöte und Schmerzen waren vertraut, ihr Wimmern und Schreien und ihre nächtlichen Schrecken halfen ihm über seine eigene Angst hinweg. Und Candy fand, daß die zugezogenen schwarzen Gardinen im nächtlichen Krankenhaus der Trauer angemessen seien. Die geltenden Verdunkelungsvorschriften – die sie und Homer beim Fahren zum und vom Spital beachten mußten, nachdem es dunkel geworden war – waren ebenfalls nach Candys Geschmack. Sie benutzten bei solchen Gelegenheiten Wallys Cadillac – sie durften nur mit Standlicht fahren, und die Cadillac-Standlichter waren die hellsten. Auch dann noch schienen die dunklen Küstenstraßen kaum beleuchtet; sie fuhren im Trauerzugtempo. Hätte der Bahnhofsvorsteher in St. Cloud's (einstmals der Bahnhofsvorstehergehilfe) sie vorbeifahren sehen, er hätte abermals geglaubt, sie führen in einem weißen Leichenwagen.

Meany Hyde, dessen Frau Florence in anderen Umständen war, sagte zu Homer, daß er sicher sei, sein neues Baby würde etwas von Wallys Seele haben (falls Wally wirklich tot war) – und falls Wally am Leben wäre, so sagte Meany, würde die Ankunft eines neuen Babys ein Sinnbild sein für Wallys Entrinnen aus Birma. Everett Taft sagte zu Homer, daß seine Frau Big Dot von Träumen heimgesucht worden sei, die nur bedeuten konnten, daß Wally bemüht war, mit Ocean View Verbindung aufzunehmen. Sogar Ray Kendall, der seine Unterwasser-Interessen auf Torpedos und Hummer verteilte, sagte, er »lese« in seinen Hummerreusen, womit er meinte, daß er den Inhalt der aus der Tiefe gezogenen Fallen einer Deutung für würdig hielt. Unberührte Köder waren ein besonderes Zeichen; wenn die Hummer

(die wirklich Totes als Nahrung bevorzugen) den Köder nicht angenommen hatten, so mußte dies bedeuten, daß sich im Köder ein lebender Geist manifestierte.

»Und du weißt, ich bin nicht religiös«, sagte Ray zu Homer.

»Richtig«, sagte Homer.

Weil Homer Wells viele Jahre damit verbracht hatte, sich zu fragen, ob seine Mutter jemals wiederkehren und Anspruch auf ihn erheben würde, ob sie auch nur an ihn dachte, ob sie am Leben sei oder tot, konnte er sich besser mit Wallys ungeklärtem Status abfinden als die andern. Eine Waise versteht, was es bedeutet, wenn jemand Wichtiges »nur einfach verschollen« ist. Olive und Candy, die Homers Gefaßtheit mit Gleichgültigkeit verwechselten, waren manchmal leicht ungehalten über ihn.

»Ich tu nur, was wir alle tun müssen«, sagte er mit besonderem Nachdruck zu Candy. »Ich warte einfach ab.«

Es gab wenig Feuerwerk an diesem Vierten Juli; zum einen hätte es gegen die Verdunkelungsvorschriften verstoßen, und zum anderen wäre eine Simulation von Bomben und Gewehrfeuer eine Respektlosigkeit denjenigen unter »unseren Jungs« gegenüber gewesen, die der echten Musik ausgesetzt waren. Im nächtlichen Spital von Cape Kenneth zelebrierten die Hilfspfleger und Schwesternhelferinnen eine stille Feier zum Unabhängigkeitstag, die nur gestört wurde durch die Hysterie einer Frau, die eine Abtreibung von dem jungen und herrschsüchtigen Dr. Harlow verlangte, der meinte, sich ans Gesetz halten zu müssen. »Aber es ist Krieg!« entgegnete die Frau. Ihr Mann war tot; er war im Pazifik gefallen; sie hatte das Telegramm vom Kriegsministerium dabei, um es zu beweisen. Sie war neunzehn und noch nicht ganz im dritten Monat schwanger.

»Ich spreche gerne wieder mit ihr, sobald sie Vernunft annimmt«, sagte Dr. Harlow zu Schwester Caroline.

»Wieso sollte sie sich vernünftig benehmen?« fragte Schwester Caroline ihn.

Homer verließ sich in bezug auf Schwester Caroline auf seinen Instinkt; außerdem hatte sie ihm und Candy erzählt, daß sie Sozialistin sei. »Und ich bin nicht hübsch«, fügte sie wahrheitsgemäß hinzu. »Darum bin ich nicht auf eine Ehe aus. Wär ich jetzt so dran wie sie, würde man von mir erwarten, daß ich mich dankbar zeige – oder mich zumindest glücklich schätze.«

Die hysterische Frau wollte sich nicht beruhigen, vielleicht, weil Schwester Carolines Herz nicht bei der Sache war. »Ich verlange ja nichts *Heimliches*!« schrie die Frau. »Warum sollte ich dieses Baby bekommen müssen?«

Homer Wells fand einen Zettel Papier, mit Spalten für Laboranalysen. Er schrieb folgendes quer über die Spalten:

> FAHREN SIE NACH ST. CLOUD'S, FRAGEN SIE NACH DEM WAISENHAUS.

Er gab den Zettel Candy, die ihn an Schwester Caroline weitergab, die ihn betrachtete, bevor sie ihn der Frau gab, die augenblicklich aufhörte, sich zu beschweren.

Als die Frau gegangen war, forderte Schwester Caroline Homer und Candy auf, sie zur Apotheke zu begleiten.

»Ich will euch sagen, was ich normalerweise tue«, sagte Schwester Caroline, als sei sie wütend auf die beiden. »Ich führe eine perfekt sichere Dilatation aus, ohne Kürettage. Ich erweitere nur die Cervix. Ich mache das in meiner Küche, und ich bin sehr vorsichtig. Sie müssen natürlich noch ins Krankenhaus. Man könnte glauben, sie hätten versucht,

es selber zu machen, aber es gibt keine Infektion oder Verletzung; sie haben einfach eine Fehlgeburt gehabt. Sie haben eine D gehabt, ohne die C. Alles, was sie noch brauchen, ist eine gute Ausschabung. Und die Mistkerle müssen mitmachen – da ist diese Blutung, und es ist klar, daß die Frau es bereits verloren hat.« Sie hielt inne und funkelte Homer Wells an. »Du bist auch darin ein Experte, nicht wahr?«

»Richtig«, sagte Homer.

»Und du weißt eine bessere Möglichkeit als meine?« fragte sie.

»Nicht so viel besser«, sagte er. »Es ist eine vollständige D und C, und der Arzt ist ein Gentleman.«

»Ein Gentleman«, sagte Schwester Caroline zweifelnd. »Was kostet der Gentleman?«

»Er ist kostenlos«, sagte Homer.

»Ich bin ebenfalls kostenlos«, sagte Schwester Caroline.

»Er bittet um eine Spende für das Waisenhaus, wenn die Betreffende es sich leisten kann«, sagte Homer Wells.

»Wieso ist er nicht erwischt worden?« fragte Schwester Caroline.

»Ich weiß nicht«, sagte Homer. »Vielleicht sind die Leute dankbar.«

»Menschen sind auch nur Menschen«, sagte Schwester Caroline mit ihrer sozialistischen Stimme. »Du bist ein blödes Risiko eingegangen, es mir zu sagen. Und ein noch blöderes Risiko, es dieser Frau zu sagen – du kennst sie nicht einmal.«

»Richtig«, pflichtete Homer bei.

»Dein Doktor wird nicht lange durchhalten, wenn du so weitermachst«, sagte Schwester Caroline.

»Richtig«, sagte Homer.

Dr. Harlow fand sie alle in der Apotheke; nur Candy sah schuldbewußt drein, und darum starrte er sie an.

»Was wollten diese beiden Experten Ihnen erzählen?« fragte Dr. Harlow. Er schaute Candy lange an, während er dachte, daß niemand ihn sah, aber Homer Wells sah ihn, und Schwester Caroline war sehr empfänglich für die Sehnsüchte, die andere Frauen weckten. Candys Zunge blieb wie gelähmt, was sie noch schuldbewußter aussehen ließ, und Dr. Harlow wandte sich an Schwester Caroline. »Sind Sie die Hysterikerin losgeworden?« fragte er sie.

»Kein Problem«, sagte Schwester Caroline.

»Ich weiß, daß Sie es mißbilligen«, sagte Dr. Harlow zu ihr, »aber Regeln gibt es aus guten Gründen.«

»Regeln gibt es aus guten Gründen«, wiederholte Homer Wells unwillkürlich; es war eine so blöde Redensart, daß er sich gezwungen fühlte, sie zu wiederholen. Dr. Harlow starrte ihn an.

»Zweifellos bist du auch ein Abtreibungsexperte, Wells«, sagte Dr. Harlow.

»Es ist nicht sehr schwer, ein Abtreibungsexperte zu sein«, sagte Homer Wells. »Es ist ziemlich einfach zu machen.«

»Findest du?« fragte Dr. Harlow aggressiv.

»Nun, was weiß ich?« sagte Homer Wells schulterzuckend.

»Ja, was weißt du?« sagte Dr. Harlow.

»Nicht viel«, sagte Schwester Caroline barsch, was sogar Dr. Harlows Beifall fand. Sogar Candy lächelte. Homer Wells lächelte ebenfalls einfältig. Siehst du? Ich werde klüger! Das war es, was er Schwester Caroline zulächelte, die ihn so herablassend behandelte wie sonst nur Hilfspfleger. Dr. Harlow schien zu finden, daß die von ihm verehrte

Hackordnung mit der Ehrerbietung eingehalten wurde, die für sie alle zwingend vorgeschrieben war. Eine Art Zuckerguß, bestehend aus Rechtschaffenheit und Adrenalin, überzog sein Gesicht. Homer Wells mußte innerlich lachen bei der Vorstellung, wie man Dr. Harlow wachrütteln und ihn demütigen könnte. Mr. Roses Messerkunst könnte eine solche Wirkung auf ihn haben – Homer stellte sich vor, wie Mr. Rose Dr. Harlow mit seinem Messer entkleidete; alle Kleidungsstücke würden sich um die Knöchel des Arztes aufhäufen, in Fetzen und Streifen, und doch würde es auf dem nackten Körper des Doktors keinen Kratzer geben.

Einen Monat, nachdem Wallys Flugzeug abgeschossen worden war, hörten sie von der Besatzung der *Die Chance klopft an.*

»Wir waren auf halbem Weg nach China«, schrieb der Kopilot, »als die Nipponsöhne ein paar gemeine Treffer landeten. Hauptmann Worthington befahl der Besatzung abzuspringen.«

Der Bordkommandant und der Funker sprangen kurz hintereinander; der Kopilot sprang als dritter. Das Dschungeldach war so dicht, daß der erste Mann, als er hindurchkrachte, die anderen Fallschirme nicht sehen konnte. Der Dschungel selbst war so dicht, daß die Besatzungsmitglieder einander suchen mußten – den Funker fanden sie erst nach sieben Stunden. Der Regen war so stark – er machte ein solches Getöse auf den breiten Palmblättern – daß keiner der Männer das Flugzeug explodieren hörte. Die Atmosphäre war so reich an eigenen Düften, daß der Geruch des brennenden Benzins und der Qualm des Feuers sie niemals erreichten. Sie fragten sich, ob das Flugzeug sich nicht wie durch ein Wunder wieder gefangen habe und weitergeflo-

gen sei. Wenn sie hinaufschauten, sahen sie nicht durch die Baumwipfel (die allenthalben von leuchtendgrünen Tauben funkelten).

Binnen sieben Stunden zog sich der Bordkommandant dreizehn Blutegel verschiedener Größen zu – die der Funker umsichtig entfernte. Der Bordkommandant pflückte fünfzehn Egel von dem Funker ab. Wie sie herausfanden, war es die beste Methode, um Blutegel zu entfernen, wenn man das hintere Ende mit einer glimmenden Zigarette berührte; auf diese Weise lösten sie den Kontakt mit dem Fleisch. Wenn man nur an ihnen zog, rissen sie ab; ihre starken Saugmäuler aber blieben fest sitzen.

Der Funker und der Bordkommandant aßen fünf Tage lang nichts. Wenn es regnete – was es die meiste Zeit tat –, tranken sie das Regenwasser, das sich in Pfützen in den großen Palmblättern sammelte. Sie fürchteten sich, das andere Wasser zu trinken, auf das sie stießen. In manchen der Wasserstellen glaubten sie Krokodile zu sehen. Weil der Funker sich vor Schlangen fürchtete, zeigte der Bordkommandant nicht auf die Schlangen, die er sah; der Bordkommandant fürchtete sich vor Tigern, und einmal glaubte er, einen gesehen zu haben, doch der Funker behauptete, sie hätten nur einen Tiger gehört, oder mehrere Tiger – oder denselben Tiger mehrere Male. Der Bordkommandant sagte, daß derselbe Tiger ihnen fünf Tage lang gefolgt sei.

Die Blutegel ermüdeten sie, wie sie sagten. Auch wenn das Dschungeldach den Regen lauter prasseln ließ, hielt es den Regen davon ab, direkt auf die zwei Männer herabzufallen; aber der Dschungel war so gesättigt von Regen, daß der Regen beinah ununterbrochen auf sie herabtropfte – und wenn der Regen einmal kurz aussetzte, ließ das Dschungeldach kein Sonnenlicht auf den Boden des Dschungels

durchdringen, und die heiseren Vögel, die im Regen schwiegen, waren lauter als der Regen, wenn sie ihre Chance bekamen, gegen den Monsun zu protestieren.

Der Funker und der Bordkommandant hatten keine Ahnung, wo Wally und der Kopilot waren. Am fünften Tag holten sie den Kopiloten ein, der nur einen Tag vor ihnen ein Eingeborenendorf erreicht hatte. Er war fürchterlich ausgezehrt von den Blutegeln – weil er allein gewandert war, hatte er niemanden, der ihm die Blutegel ausbrannte, an die er nicht herankam. In der Mitte seines Rückens hatten sich eine ganze Menge von den Dingern angesammelt, die die Eingeborenen geschickt entfernten. Sie benutzten einen angezündeten Bambusstengel wie eine Zigarre. Die Eingeborenen waren Birmesen, und freundlich; auch wenn sie kein Englisch sprachen, machten sie doch klar, daß ihnen die japanische Invasion wenig Freude bereitete, und auch, daß sie den Weg nach China wußten.

Aber wo war Wally? Der Kopilot war in einem Eisenbaumgehölz gelandet; und die Bambusrohre, durch die er sich seinen Weg hacken mußte, waren stämmig wie Männerschenkel. Die Schneide seiner Machete war so stumpf und rund wie der Rücken der Klinge.

Die Birmesen gaben ihnen zu verstehen, daß es hier zu gefährlich war, um auf Wally zu warten; einige der Dorfbewohner wollten den Kopiloten, den Bordkommandanten und den Funker nach China führen. Für diese Reise schwärzten die Birmesen ihre Haut mit zerstampften Baobaumfeigen und wanden sich Orchideen ins Haar; sie wollten nicht wie Weiße aussehen.

Die Reise dauerte zwanzig Tage. Zu Fuß wanderten sie zweihundertfünfundzwanzig Meilen. Sie kochten kein Essen; am Ende der Reise war ihr Reis schimmelig – so viel

Regen gab es. Der Bordkommandant behauptete, er sei bis ans Ende seiner Tage verstopft; der Kopilot behauptete, er sterbe vor Durchfall. Der Funker schiß Hasenkugeln und schleppte an fünfzehn der zwanzig Tage ein leichtes Fieber mit sich herum; er bekam einen wahren Helm von Flechtengrind. Jeder der Männer verlor ungefähr vierzig Pfund.

Als sie ihren Stützpunkt in China erreichten, kamen sie für eine Woche ins Spital. Dann wurden sie zurück nach Indien geflogen, wo der Kopilot im Spital behalten wurde, zur Diagnose und Therapie seiner Amöben – niemand konnte sagen, was für eine Art Amöben es war.

Der Bordkommandant hatte Probleme mit seinem Dickdarm; er wurde ebenfalls dabehalten. Der Funker (und sein Grind) gingen wieder an die Arbeit. »Man nahm uns unsere ganze Ausrüstung weg, als man uns in China ins Krankenhaus steckte«, schrieb er an Olive. »Als man sie uns zurückgab, war alles auf einen Haufen geworfen. Da waren vier Kompasse. Wir waren nur drei, aber da waren vier Kompasse. Einer von uns war mit Hauptmann Worthingtons Kompaß aus dem Flugzeug gesprungen.«

Nach Meinung des Funkers war es besser, mit dem Flugzeug abzustürzen, als sich in diesem Teil Birmas ohne Kompaß zurechtzufinden.

Im August 194– erklärte Birma Großbritannien und den Vereinigten Staaten offiziell den Krieg. Candy sagte zu Homer, daß sie einen neuen Platz brauche, um sich hinzusetzen, um in Ruhe gelassen zu werden. Der Anlegesteg weckte in ihr das Bedürfnis, sich hinunterzustürzen; sie hatte zu viele Male mit Wally auf dem Steg gesessen. Es half nicht, daß Homer jetzt mit ihr dort saß.

»Ich weiß einen Platz«, sagte Homer zu ihr.

Vielleicht hatte Olive recht, dachte er; vielleicht hatte er

das Ciderhaus nicht umsonst herausgeputzt. Wenn es regnete, saß Candy drinnen und lauschte den Tropfen auf dem Blechdach. Sie fragte sich, ob es im Dschungel so laut tönte wie hier, oder lauter, und ob der süße Fäulnisgeruch der Cideräpfel auch nur annähernd dem erstickenden Geruch fortgeschrittener Verwesung am Boden des Dschungels glich. Wenn das Wetter schön war, saß Candy auf dem Dach. Manche Nächte erlaubte sie Homer Wells, ihr dort Geschichten zu erzählen. Vielleicht war es, weil das Riesenrad und Mr. Roses Deutungen der Dunkelheit fehlten, daß Homer Wells sich veranlaßt fühlte, Candy alles zu erzählen.

In diesem Sommer schrieb Wilbur Larch abermals an die Roosevelts. So oft hatte er ihnen beiden unter den Sternbildern des Äthers geschrieben, daß er sich nicht sicher war, ob er ihnen wirklich geschrieben oder nur davon geträumt hatte. Er schrieb immer an beide zugleich, nie nur an einen.

Meistens fing er an mit: »Sehr geehrter Mister President«, und »Sehr geehrte Mrs. Roosevelt«, aber manchmal war er jovialer aufgelegt und begann: »Lieber Franklin Delano Roosevelt«; einmal begann er: »Liebe Eleanor.«

In diesem Sommer sprach er den Präsidenten ganz schlicht an. »Mister Roosevelt«, schrieb er, sich den »Sehr geehrten« sparend. »Ich weiß, Sie sind sicher furchtbar mit dem Krieg beschäftigt. Trotzdem habe ich vollstes Vertrauen in Ihre humanitäre Gesinnung – und in Ihr Engagement für die Armen, für die Vergessenen und besonders für die Kinder …« An Mrs. Roosevelt schrieb er: »Ich weiß, Ihr Mann muß furchtbar beschäftigt sein, aber vielleicht könnten Sie ihn auf eine Sache von höchster Dringlichkeit aufmerksam machen – denn sie betrifft die Rechte der Frau und das Los des unerwünschten Kindes …«

Die verwirrenden Lichterkonstellationen, die an der Decke der Apotheke blinkten, trugen ihr Teil zu dem überspannten und unverständlichen Stil des Briefes bei.

»Dieselben Leute, die uns erzählen, wir müßten für das Leben der Ungeborenen eintreten – dieselben, die sich nicht bemüßigt fühlen, für etwas anderes einzutreten als für sich selbst, nachdem das Mißgeschick der Geburt komplett ist! –, also genau die, die ihre Liebe zur Seele des Ungeborenen bekunden, scheren sich keinen Deut um die Wohlfahrt der Armen, scheren sich keinen Deut um die Unerwünschten und die Unterdrückten. Und wie rechtfertigen sie, daß sie sich so sehr um den Fötus und so wenig um unerwünschte oder mißhandelte Kinder sorgen? Sie verdammen andere für das Mißgeschick einer ungewollten Empfängnis; sie verdammen die Armen – als könnten die Armen etwas dafür, daß sie arm sind. Eine Möglichkeit, wie die Armen sich selbst helfen könnten, wäre, die Größe ihrer Familie planen zu können. Denn für mich ist Entscheidungsfreiheit eindeutig demokratisch – eindeutig amerikanisch!

Ihr Roosevelts seid Nationalhelden! *Meine* Helden seid Ihr jedenfalls! Wie könnt Ihr die anti-amerikanischen, antidemokratischen Abtreibungsgesetze dieses Landes dulden?«

Inzwischen hatte Dr. Larch aufgehört zu schreiben und tobte in der Apotheke herum. Schwester Edna kam an die Apothekentür und pochte an die Milchglasscheiben.

»Und das nennt sich eine demokratische Gesellschaft, wo Menschen zum Mißgeschick einer ungewollten Empfängnis verdammt sind?!« brüllte Wilbur Larch. »Was sind wir: Affen? Wenn ihr erwartet, daß Menschen verantwortlich sind für ihre Kinder, dann müßt ihr ihnen das Recht geben, zu entscheiden, ob sie Kinder bekommen wollen oder nicht. Was denkt ihr Leute euch eigentlich? Ihr seid nicht nur ver-

rückt! Ihr seid menschenfressende Ungeheuer!« kreischte Wilbur Larch so laut, daß Schwester Edna in die Apotheke lief und ihn schüttelte.

»Wilbur, die Kinder hören Sie!« sagte sie zu ihm. »Und die Mütter. Alle hören Sie!«

»Niemand hört mich«, sagte Dr. Larch. Schwester Edna erkannte das unwillkürliche Zucken in Wilbur Larchs Wangen und die Schlaffheit in seiner Unterlippe; der Doktor tauchte gerade aus dem Äther auf. »Der Präsident beantwortet meine Briefe nicht«, beklagte sich Larch bei Schwester Edna.

»Er ist sehr beschäftigt«, sagte Schwester Edna. »Vielleicht kommt er nicht einmal dazu, Ihre Briefe zu lesen.«

»Was ist mit Eleanor?« fragte Wilbur Larch.

»Was ist mit Eleanor?« fragte Schwester Edna.

»Kommt sie nicht dazu, ihre Briefe zu lesen?« Wilbur Larchs Ton war weinerlich wie der eines Kindes, und Schwester Edna tätschelte seinen Handrücken, der von braunen Flecken gesprenkelt war.

»Missus Roosevelt ist ebenfalls sehr beschäftigt«, sagte Schwester Edna. »Aber sie kommt sicher noch dazu, Ihnen zu antworten.«

»Das dauert nun schon Jahre«, sagte Dr. Larch leise und kehrte sein Gesicht zur Wand. Schwester Edna ließ ihn ein Weilchen in dieser Stellung dösen. Sie versagte es sich, ihn zu streicheln; wie gern hätte sie ihm das Haar aus der Stirn gestrichen, auf dieselbe Art, wie sie oft die Kleinen getröstet hatte. Wurden sie denn alle wieder wie Kinder? Und wurden sie, wie Schwester Angela behauptete, alle gleich, alle einander ähnlich, sogar körperlich? Jemand, der St. Cloud's zum ersten Mal besuchte, mochte denken, sie wären allesamt Mitglieder derselben Familie.

Plötzlich überraschte Schwester Angela sie in der Apotheke.

»Na, ist es uns ausgegangen?« fragte sie Schwester Edna. »Was ist los? Ich war sicher, ich hätte einen ganzen Kasten bestellt.«

»Einen Kasten wovon?« fragte Schwester Edna.

»Merthiolat – rotes«, sagte Schwester Angela übellaunig. »Ich hatte Sie gebeten, mir rotes Merthiolat zu holen – im Entbindungssaal ist kein Tropfen mehr!«

»Oh, ich hab's vergessen!« sagte Schwester Edna und brach in Tränen aus.

Wilbur Larch erwachte.

»Ich weiß, wie beschäftigt ihr beide seid«, sagte er zu den Roosevelts, auch wenn er Schwester Edna und Schwester Angela allmählich erkannte – die ihm ihre müden Arme entgegenstreckten. »Meine treuen Freunde«, sagte er, als spräche er zu einer unermeßlich großen Hörerschaft von Gönnern. »Meine Mitstreiterinnen«, sagte Wilbur Larch, als kandidierte er für eine Wiederwahl – ein wenig erschöpft, aber nicht minder ernsthaft bemüht um die Unterstützung seiner Mitstreiterinnen, die wie er Gottes Werk in Ehren hielten.

Olive Worthington saß im Dunkeln in Wallys Zimmer, damit Homer, wenn er von draußen ins Haus schaute, sie nicht dort sitzen sah. Sie wußte, daß Homer und Candy beim Ciderhaus waren, und sie versuchte sich einzureden, daß sie es Homer nicht übelnahm, daß er Candy offensichtlich trösten konnte. (Er war außerstande, Olive im geringsten zu trösten; Homers Anwesenheit – bei Wallys Abwesenheit – machte Olive gereizt, und es zeugte wahrhaftig von Charakterstärke, daß sie sich für diese Gereiztheit zu tadeln vermochte; nur selten erlaubte sie sich, ihre Gereiztheit zu zeigen.) Und nie-

mals hätte sie Candy für untreu gehalten – nicht einmal, wenn Candy allen verkündet hätte, sie werde Wally aufgeben und Homer Wells heiraten. Nur war es so, daß Olive Candy kannte: Olive erkannte, daß Candy Wally nicht aufgeben konnte, ohne ihn als tot aufzugeben, und das hätte Olive ihr verübelt. Er *fühlt* sich nicht tot *an*! dachte Olive. Doch es ist nicht Homers Schuld, daß er hier ist und Wally dort, rief sie sich ins Gedächtnis.

Ein Moskito war im Zimmer, und sein nadelfeines Sirren störte Olive so sehr, daß sie vergaß, warum sie Wallys Zimmer dunkel gelassen hatte; sie knipste das Licht an, um Jagd auf den Moskito zu machen. Gab es nicht schreckliche Moskitos, dort wo Wally war? Die birmesischen Moskitos waren gesprenkelt (und viel größer als die in Maine).

Ray Kendall war ebenfalls allein, aber er fühlte sich nur wenig durch die Moskitos belästigt. Es war eine stille Nacht, und Ray beobachtete das Wetterleuchten, das gegen die Verdunkelungsvorschriften entlang der Küste verstieß. Er machte sich Sorgen wegen Candy. Raymond Kendall wußte, wie der Tod eines anderen das eigene Leben zum Stillstand bringen konnte, und er bedauerte (im voraus), daß das Vorwärtsschreiten in ihrem Leben durch Wallys Verlust angehalten werden könnte. »Ich an ihrer Stelle«, sagte Ray laut, »würde den anderen Burschen nehmen.«

Denn der andere Bursche war ihm ähnlicher; nicht daß Ray Homer Wells lieber gehabt hätte als Wally – er verstand ihn einfach besser.

Aber Ray tat keiner einzigen Schnecke was zuleide, während er auf dem Anlegesteg saß; er wußte, daß eine Schnekke zu lange braucht, um dahin zu gelangen, wohin sie unterwegs ist.

»Jedesmal, wenn du eine Schnecke vom Anleger wirfst«,

stichelte Ray Homer Wells, »zwingst du jemand, sein ganzes Leben von vorn anzufangen.«

»Vielleicht tu ich ihm einen Gefallen«, sagte Homer Wells, die Waise. Ray mußte zugeben, daß er diesen Jungen mochte.

Das Wetterleuchten war weniger sensationell vom Dach des Ciderhauses aus – das Meer wurde selbst bei den hellsten Blitzen nicht sichtbar. Und doch war das Wetterleuchten unheimlicher dort; seine Ferne wie seine Lautlosigkeit erinnerten Candy und Homer Wells an einen Krieg, den sie weder spüren noch hören konnten. Für sie war der Krieg ein fernes Wetterleuchten.

»Ich glaube, er ist am Leben«, sagte Candy zu Homer. Wenn sie zusammen auf dem Dach saßen, hielten sie sich an den Händen.

»Ich glaube, er ist tot«, sagte Homer Wells. Das war der Moment, als sie beide Licht in Wallys Zimmer angehen sahen.

Diese Nacht im August waren die Bäume voll, die Zweige bogen sich schwer unter ihrer Last, und die Äpfel – alle bis auf die leuchtenden, wachsgrünen Gravensteiner – waren von einem blassen, ins Rosa schimmernden Grün. Das Gras in den Reihen zwischen den Bäumen war kniehoch; noch eine Mahd würde es geben vor der Ernte.

Diese Nacht heulte eine Eule aus dem Obstgarten namens Cock Hill; im Obstgarten namens Frying-Pan hörten Candy und Homer auch einen Fuchs bellen.

»Füchse können auf Bäume klettern«, sagte Homer Wells.

»Nein, können sie nicht«, sagte Candy.

»Auf Apfelbäume jedenfalls«, sagte Homer. »Wally hat's mir erzählt.«

»Er lebt«, flüsterte Candy.

Im Wetterleuchten sah Homer Tränen in ihrem Gesicht funkeln; es war naß und salzig, als er sie küßte. Es war ein zitterndes, linkisches Unterfangen – sich auf dem Dach des Ciderhauses zu küssen.

»Ich liebe dich«, sagte Homer Wells.

»Ich liebe dich ebenfalls«, sagte Candy. »Aber er lebt.«

»Er lebt nicht«, sagte Homer.

»Ich liebe ihn«, sagte Candy.

»Ich weiß, daß du es tust«, sagte Homer Wells. »*Ich* liebe ihn ebenfalls.«

Candy neigte sich seitwärts und legte ihren Kopf gegen Homers Brust, so daß er sie nicht küssen konnte; er hielt sie mit einem Arm, während seine andere Hand sich an ihre Brust verirrte, wo sie blieb.

»Es ist so schwer«, flüsterte sie, aber sie ließ seine Hand, wo sie war. Da waren jenes ferne Wetterleuchten, draußen über dem Meer, und eine warme Brise, so schwach, daß sie kaum die Apfelblätter regte und schon gar nicht Candys Haar.

Olive verfolgte in Wallys Zimmer den Moskito von einem Lampenschirm (vor dem sie ihn nicht erschlagen konnte) zu einer Stelle an der weißen Wand über Homers Bett. Als sie den Moskito mit ihrem Handballen zerquetschte, wunderte sie sich über den nickelgroßen Blutfleck, der an der Wand zurückblieb – das lausige kleine Geschöpf hatte sich vollgesogen. Olive befeuchtete ihren Zeigefinger und betupfte den Blutfleck, was die Schweinerei nur schlimmer machte. Wütend stand sie von Homers Bett auf und glättete unnötigerweise sein unberührtes Kopfkissen; sie glättete auch Wallys unberührtes Kopfkissen; dann knipste sie die Nachttischlampe aus. Sie blieb in der Tür des leeren Zim-

mers stehen, ließ einen prüfenden Blick über alles gleiten und knipste dann das Deckenlicht aus.

Homer Wells hielt Candy fest um die Hüften, als er ihr vom Dach herunterhalf. Sie mußten gewußt haben, daß es riskant war, sich auf dem Dach des Ciderhauses zu küssen; es war noch gefährlicher für sie am Boden. Sie standen beisammen, einer die Arme locker um die Taille des anderen geschlungen – sein Kinn berührte ihre Stirn (sie schüttelte den Kopf: nein, nein, aber nur ein bißchen) –, als sie beide merkten, daß das Licht in Wallys Zimmer aus war. Sie lehnten sich aneinander, während sie zum Ciderhaus gingen, und das hohe Gras griff gierig nach ihren Beinen.

Sie achteten vorsichtig darauf, daß die Fliegengittertür nicht schepperte. Wer hätte es hören können? Sie waren lieber im Dunkeln; weil sie nicht nach dem Lichtschalter in der Küche tasteten, kamen sie auch nicht mit den Spielregeln im Ciderhaus in Berührung, die daneben angeheftet waren. Nur schwaches Wetterleuchten zeigte ihnen den Weg zu den Schlafquartieren, wo die Doppelreihen der Eisenbetten mit ihren nackten, spitzen Sprungfedern standen – die alten Matratzen wie in einer Kaserne zusammengerollt am Fußende eines jeden Bettes. Sie entrollten eine.

Das Bett hatte schon viele Menschen beherbergt. Die Geschichte der Träume, die auf diesem Bett geträumt worden waren, war äußerst vielfältig. Das kleine Stöhnen, das sich tief in Candys Kehle sammelte, war sanft und über dem Eisenknarren der rostigen Sprungfedern des Bettes kaum zu hören; das Stöhnen war so zart in dieser moderigen Luft wie das flatternde Streicheln von Candys Händen, die sich wie Schmetterlinge auf Homers Schultern niederließen, bevor er spürte, wie ihre Hände ihn kräftig packten – und ihre Finger sich in ihn verkrallten, während sie ihn festhielten.

Das Stöhnen, das ihr jetzt entschlüpfte, war schriller als die knirschenden Bettfedern und beinahe so laut wie Homers eigenes Tönen. Oh, dieser Junge, dessen Geschrei einst Legende gewesen war, oben am Fluß in Three Mile Falls – oh, wie konnte er tönen!

Olive Worthington saß aufrecht in ihrem Bett und lauschte, wie sie meinte, einer Eule auf dem Cock Hill. Warum heult sie nur? dachte sie.

Sie dachte an alles, was sie ablenken konnte von ihrer Vision der Moskitos im Dschungel von Birma.

Mrs. Grogan lag hellwach, zeitweilig in Angst um ihre Seele; die gute Frau hatte absolut nichts zu befürchten. Es *war* eine Eule, die sie hörte – sie gab traurige Töne von sich.

Wilbur Larch, der immer hellwach zu sein schien, ließ seine geschickten, achtsamen Finger über die Tasten der Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro huschen. »Bitte, bitte, Mister President«, schrieb er.

Klein Steerforth, der an Allergien gegen Staub und Schimmel litt, fand die Nacht bedrückend; es schien ihm, als könne er nicht atmen. Er war zu faul, aus dem Bett zu steigen, und darum schneuzte er seine Nase an seinem Kopfkissen. Beim Getön einer so mächtigen und gequälten Trompete eilte Schwester Edna zu ihm. Auch wenn Steerforths Allergien nicht schwer waren, war seit Fuzzy Stone keine Waise mehr allergisch gewesen gegen Staub und Moder.

»Sie haben bereits so viel Gutes getan«, schrieb Wilbur Larch an Franklin D. Roosevelt. »Und Ihre Stimme im Radio schenkt mir Hoffnung. Als Angehöriger des ärztlichen Berufsstandes weiß ich wohl, welch heimtückische Krankheit Sie selbst so bravourös besiegten. Nach Ihnen wird jeder, der Ihr Amt bekleidet, sich schämen, wenn er es ver-

säumt, den Armen und den Vernachlässigten zu dienen – oder *müßte* sich schämen …«

Ray Kendall lag hingestreckt auf seinem Dock, als hätte das Meer ihn dorthin geworfen; er konnte sich nicht dazu aufraffen, aufzustehen und hinein- und ins Bett zu gehen. Nur selten war die Küstenluft so träge; die Luft war einfach Luft-wie-immer in St. Cloud's.

»Ich habe ein Bild gesehen von Ihnen und Ihrer Frau – Sie besuchten einen Gottesdienst. Ich glaube, es war ein episkopalischer«, schrieb Wilbur Larch an den Präsidenten. »Ich weiß nicht, was man Ihnen in dieser Kirche über die Abtreibung erzählt, aber da gibt es etwas, das Sie wissen sollten. Fünfunddreißig bis fünfundvierzig Prozent des Bevölkerungswachstums unseres Landes lassen sich zurückführen auf ungeplante, unerwünschte Geburten. Ehepaare, die wohlhabend sind, wünschen sich in der Regel ihre Babys. Nur siebzehn Prozent der wohlhabenden Eltern geborenen Babys sind unerwünscht, DOCH WAS IST MIT DEN ARMEN? Zweiundvierzig Prozent der Babys, die in Armut lebenden Eltern geboren werden, sind unerwünscht. Mister President, das ist beinah die Hälfte. Und wir leben nicht mehr zu Zeiten eines Ben Franklin, der (wie Sie wahrscheinlich wissen) so erpicht darauf war, die Bevölkerung zu vermehren. Das Ziel Ihrer Regierung ist Beschäftigung der bereits vorhandenen Bevölkerung, damit es ihr besser geht. Jene, die sich für das Leben der Ungeborenen einsetzen, sollten einmal über das Leben der Lebenden nachdenken. Mister Roosevelt – ausgerechnet Sie! –, Sie sollten wissen, daß die Ungeborenen nicht so bedauernswert und Ihrer Hilfe so bedürftig sind wie die Geborenen! Bitte, erbarmen Sie sich der Geborenen!«

Olive Worthington warf und wälzte sich herum. Oh, erbarme dich meines Sohnes! betete sie immer wieder.

Auf mittlerer Höhe in einem Apfelbaum in dem Obstgarten namens Frying-Pan – wachsam hingekauert in die Gabelung zwischen den dicksten Ästen des Baumes – überblickte ein Rotfuchs, Ohren und Nase witternd, sein Schwanz leicht wie eine Feder schwebend, mit Raubtieraugen den Obstgarten. Für den Fuchs wimmelte der Boden dort unten von Nagern, auch wenn der Fuchs nicht wegen dieses Anblicks auf den Baum geklettert war – er war den Baum hinaufgesprungen, um einen Vogel zu fressen, von dem eine Feder sich durch die Schnurrhaare des Fuchses schob und in den rostfarbenen Ziegenbart am spitzen Kinn des grausamen Tierchens.

Candy Kendall klammerte sich an Homer Wells – oh, wie sie sich anklammerte! –, als der Atem aus ihnen herausfuhr und die ansonsten reglose Luft bewegte. Und die zitternden Mäuse unter dem Fußboden des Ciderhauses blieben zwischen den Wänden des Ciderhauses wie versteinert sitzen, um den Liebenden zu lauschen. Die Mäuse wußten, daß es eine Eule zu fürchten gab und den Fuchs. Aber welches Tier war das, dessen Schall sie versteinerte? Die Eule heult nicht, wenn sie jagt, und der Fuchs bellt nicht, wenn er stößt. Was aber ist das für ein neues Tier? fragten sich die Ciderhausmäuse – welches neue Tier ist zum Angriff übergegangen und hat die Luft bewegt?

Und, ist es ungefährlich?

Nach Wilbur Larchs Meinung war Liebe gewiß nicht ungefährlich – niemals. Wegen seiner eigenen fortschreitenden Gebrechlichkeit, seit Homer Wells St. Cloud's verlassen hatte, hätte er wohl gesagt, daß die Liebe zu tadeln sei; wie zaghaft war er geworden, was manche Dinge betraf, und unverhofft reizbar hinsichtlich anderer. Schwester Angela

hätte ihn darauf aufmerksam machen können, daß seine neuerlichen Anfälle von Schwermut und Zorn ebensowohl die Folge seiner fünfzigjährigen Äthersucht und seines fortgeschrittenen Alters wie auch die Folge seiner bänglichen Liebe zu Homer Wells waren. Mrs. Grogan, wäre sie gefragt worden, hätte ihm sagen können, daß er wohl eher an dem, wie sie es nannte, St.-Cloud's-Syndrom litt als an der Liebe; Schwester Edna hätte niemals die Liebe für irgend etwas verantwortlich gemacht.

Doch Wilbur Larch betrachtete die Liebe als eine Krankheit, noch heimtückischer als die Poliomyelitis, der Präsident Roosevelt so wacker standgehalten hatte. Und konnte man Larch tadeln, wenn er die sogenannten Produkte der Empfängnis als »Folgen der Liebe« bezeichnete? – auch wenn seine guten Schwestern bestürzt waren, wenn er so sprach. Hatte er nicht ein Recht, hart über die Liebe zu urteilen? Immerhin gab es viele Zeugnisse – sowohl in den Produkten der Empfängnis wie auch in den damit verbundenen Leiden und dem kaputten Leben so vieler von Dr. Larchs Waisen – um seine Auffassung zu rechtfertigen, daß die Liebe nicht gefahrloser war als ein Virus.

Hätte er die Macht der Kollision zwischen Candy Kendall und Homer Wells gespürt – hätte er ihren Schweiß geschmeckt und die Spannung in den Muskeln ihrer glänzenden Rücken erfühlt; hätte er die Qual gehört und die Befreiung von der Qual, die aus ihren Stimmen herauszuhören war: Wilbur Larch hätte seine Meinung nicht geändert. Ein flüchtiger Blick auf solche Leidenschaft hätte ihn in seiner Auffassung von der Gefährlichkeit der Liebe bestätigt, und er wäre versteinert gewesen wie die Mäuse.

Nach Dr. Larchs Auffassung war die Liebe, selbst wenn

er seine Patientinnen dazu bewegen konnte, irgendeine Methode der Geburtenkontrolle zu praktizieren, niemals gefahrlos.

»Man bedenke die sogenannte Zyklusmethode«, schrieb Wilbur Larch. »Hier in St. Cloud's sehen wir viele Folgen der Zyklusmethode.«

Er ließ eine Broschüre drucken, in schlichtesten Blockbuchstaben:

GEBRÄUCHLICHE ARTEN DES MISSBRAUCHS
VON PRÄSERVATIVEN

Er schrieb, als schriebe er für Kinder; was er in manchen Fällen auch tat.

1. MANCHE MÄNNER ZIEHEN DAS PRÄSERVATIV NUR ÜBER DIE SPITZE DES PENIS: DAS IST EIN FEHLER, WEIL DAS PRÄSERVATIV ABGLEITEN WIRD. ES MUSS ÜBER DEN GANZEN PENIS GEZOGEN WERDEN, UND ES MUSS ANGEZOGEN WERDEN, WENN DER PENIS ERIGIERT IST.
2. MANCHE MÄNNER VERSUCHEN DAS PRÄSERVATIV EIN ZWEITES MAL ZU GEBRAUCHEN: DAS IST EBENFALLS EIN FEHLER. SOBALD MAN EIN PRÄSERVATIV ABGEZOGEN HAT, WIRFT MAN ES WEG! UND MAN WASCHE SEINE GENITALREGION GRÜNDLICH, BEVOR MAN SICH WEITEREN KONTAKT MIT SEINER PARTNERIN ERLAUBT – SPERMIEN SIND LEBEWESEN (ZUMINDEST FÜR KURZE ZEIT), UND SIE KÖNNEN SCHWIMMEN!
3. MANCHE MÄNNER HOLEN DAS PRÄSERVATIV AUS SEINER VERPACKUNG UND SETZEN DEN GUMMI ZU LANGE DEM LICHT UND DER LUFT AUS, BEVOR SIE IHN GEBRAUCHEN; FOLGLICH TROCKNET DER GUMMI AUS UND BEKOMMT

RISSE UND LÖCHER. DAS IST EIN FEHLER! SPERMIEN SIND GANZ WINZIG – SIE KÖNNEN DURCH RISSE UND LÖCHER SCHWIMMEN!

4. MANCHE MÄNNER BLEIBEN LANGE IN IHRER PARTNERIN DRIN, NACHDEM SIE EJAKULIERT HABEN; EIN KRASSER FEHLER! DER PENIS SCHRUMPFT! WENN DER PENIS NICHT MEHR ERIGIERT IST UND WENN DER MANN ENDLICH SEINEN PENIS AUS SEINER PARTNERIN ZIEHT, KANN DAS PRÄSERVATIV GANZ ABGLEITEN. DIE MEISTEN MÄNNER SPÜREN ES NICHT EINMAL, WENN DAS GESCHIEHT, DOCH WELCH EINE SCHWEINEREI! IM INNERN DER FRAU HAT MAN SOMIT EIN GANZES PRÄSERVATIV HINTERLASSEN, UND ALL DIESE SPERMIEN!

Und manche Männer, hätte Homer Wells – an Herb Fowler denkend – hinzufügen können, verteilen an ihre Mitmenschen Präservative mit Löchern darin.

In dem Ciderhaus auf Ocean View, hingekauert mit den kauernden Mäusen, konnten Homer Wells und Candy Kendall sich nicht aus ihrer Umarmung lösen. Zum einen war die Matratze so schmal – es war nur möglich, sich die Matratze zu teilen, wenn sie vereint blieben –, und zum anderen hatten sie so lange gewartet; sie hatten sich so viel erhofft. Und ihnen beiden bedeutete es so viel, daß sie es sich erlaubt hatten, gemeinsam zu kommen. Gemeinsam waren ihnen Liebe und Schmerz, und keiner von beiden hätte dem anderen diesen Moment erlaubt, wäre da nicht in ihnen beiden wenigstens ein Teil gewesen, der sich mit Wallys Tod abgefunden hatte. Und nach dem Liebemachen fühlten jene Teile in ihnen, die Wallys Verlust schmerzlich empfanden, sich gezwungen, den Augenblick ehrerbietig und feierlich zu würdigen. Darum waren ihre Mienen nicht so voll von

Verzückung und so frei von Sorge, wie die Mienen der meisten Liebenden es nach der Liebe sind.

Homer Wells lag, das Gesicht in Candys Haar gedrückt, da und träumte, er sei erst jetzt angekommen am ursprünglichen Ziel des weißen Cadillac; es war ihm, als fahre Wally noch immer Candy und ihn fort von St. Cloud's – als stünde er immer noch unter Wallys Schutz; gewiß war Wally ein wahrer Wohltäter, da er ihn sicher zu diesem Ort der Zuflucht gefahren hatte. Der Puls in Candys Schläfe, der seinen eigenen Puls leicht berührte, war so tröstlich für Homer wie das Summen der Reifen, als der große weiße Cadillac ihn aus dem Gefängnis gerettet hatte, in das er geboren war. Da war eine Träne auf Candys Gesicht; am liebsten hätte er Wally gedankt.

Und hätte er im Dunkeln Candys Gesicht gesehen, so hätte er gewußt, daß ein Teil von ihr immer noch über Birma war.

So lange lagen sie reglos – die erste Maus, die kühn genug war, über ihre nackten Beine zu rennen, überraschte sie. Homer Wells fuhr in eine kniende Haltung hoch; es brauchte einen Moment, bis ihm klar wurde, daß er *ein ganzes Präservativ mit allen diesen Spermien* in Candy gelassen hatte. Es war Nummer 4 auf Wilbur Larchs Liste der GEBRÄUCHLICHEN ARTEN DES MISSBRAUCHS VON PRÄSERVATIVEN.

»Oh-oh«, sagte Homer Wells, dessen Finger flink und behutsam und geübt waren; er brauchte nur den Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand, um den verlorenen Gummi herauszufischen; auch wenn er sehr schnell war, bezweifelte er, daß er schnell genug war.

Wegen der ausführlichen Umständlichkeit, mit der Homer Candy belehrte, schnitt sie ihm das Wort ab. »Ich

glaube, ich weiß, wie ich mich duschen muß, Homer«, sagte sie.

Und darum endete ihre erste Nacht der Leidenschaft, die sich so langsam zwischen ihnen aufgebaut hatte, in der typischen Hast der Maßnahmen, die ergriffen werden, um eine unerwünschte Schwangerschaft zu vermeiden – deren mögliche Ursache ebenfalls ziemlich typisch war.

»Ich liebe dich«, wiederholte Homer, als er ihr einen Gutenachtkuß gab. Da war beides, Glut wie Verärgerung, in Candys Gutenachtkuß, da war beides, Wildheit und Resignation, in der Art, wie sie seine Hände umklammerte. Homer stand eine Weile auf dem Parkplatz hinter dem Hummerbassin; das einzige Geräusch war das der Luftpumpe, die frischen Sauerstoff durch den Wassertank kreisen ließ, der die Hummer am Leben erhielt.

Die Luft auf dem Parkplatz roch nach Salzwasser und Motoröl. Die Hitze der Nacht war gewichen. Ein kühler, feuchter Nebel wälzte sich vom Meer heran; kein Wetterleuchten mehr, das auch nur schwach den Atlantik erhellt hätte.

Es schien Homer, als habe es so viel abzuwarten gegeben in seinem Leben, und nun war da wieder etwas, was Zeit und Rat brauchte.

Wilbur Larch, der in den Siebzigern war und ein Großmeister von Maine auf dem Gebiet des Abwartens, starrte wieder einmal an die sternenfunkelnde Decke der Apotheke. Eine der Annehmlichkeiten des Äthers war, daß er den Schnüffler gelegentlich in eine Lage brachte, welche ihm den Blick aus der Vogelperspektive auf sich selbst gewährte; so kam es, daß Wilbur Larch von weitem auf ein Bild seiner selbst herablächeln durfte. Es war der Abend, an

dem er die Adoption Klein Copperfields, des Lisplers, gesegnet hatte.

»Freuen wir uns für Klein Copperfield«, hatte Dr. Larch gesagt. »Klein Copperfield hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, Copperfield!«

Nur war es diesmal, in der Äthererinnerung, ein freudiger Anlaß. Es hatte sogar Einstimmigkeit in den Antworten gegeben, als dirigiere Larch einen Chor von Engeln – die allesamt Copperfield fröhlich singend Lebewohl wünschten. So war es nicht gewesen. Copperfield war bei den kleinsten der Waisen besonders beliebt gewesen; er war, wie Schwester Angela sagte, ein »Verbinder« – in seiner frohgelaunten, lispelnden Gegenwart hob sich die Stimmung der anderen Waisen und hielt an. An diesem Abend hatte niemand in Larchs Gutenachtwünsche und sein Lebewohl für Copperfield eingestimmt. Aber Copperfields Weggang war besonders hart gewesen für Dr. Larch, denn mit Copperfields Scheiden ging nicht nur die letzte Waise fort von St. Cloud's, der Homer Wells einen Namen gegeben hatte, sondern auch die letzte Waise, die Homer gekannt hatte. Mit Copperfields Verschwinden verschwand auch noch ein bißchen mehr von Homer Wells. Klein Steerforth – nachgeboren und nachher mit einem Namen begabt – war zuerst adoptiert worden.

Doch dafür war der Äther da! Erlaubte er Dr. Larch doch, seine Historie zu revidieren. Vielleicht war es immer schon der Äther gewesen, der Dr. Larch dazu anstiftete, sich bei Fuzzy Stone als Revisionist zu betätigen. Und in Larchs Ätherträumen hatte er viele Male Wally Worthington gerettet – das explodierende Flugzeug hatte sich wieder zusammengesetzt und war an den Himmel zurückgekehrt; der Fallschirm hatte sich geöffnet, und die sanften Strö-

mungen der birmesischen Luft hatten Wally bis nach China getragen. Sicher über die Japaner, die Tiger und die Schlangen und die schrecklichen Krankheiten Asiens hinweg – wie friedlich hatte Wilbur Larch Wally fliegen sehen. Und wie beeindruckt waren die Chinesen von Wallys gutem Aussehen – von diesem patrizierhaften Profil. Mit der Zeit würden die Chinesen Wally helfen, seinen Stützpunkt zu finden, und er würde heimkehren zu seiner Freundin – und dies war es, was Larch sich am meisten wünschte; er wünschte sich Wally daheim bei Candy, denn nur dann gab es eine Hoffnung, daß Homer Wells heimkehrte nach St. Cloud's.

Beinah drei Monate nachdem Wallys Flugzeug abgeschossen worden war, begann die Ernte auf Ocean View und wußte Candy Kendall, daß sie schwanger war. Immerhin war sie vertraut mit den Symptomen; genau wie Homer Wells.

Eine zusammengewürfelte Pflückermannschaft mißhandelte die Obstgärten dieses Jahr; da waren Hausfrauen und Kriegsbräute, die aus den Bäumen fielen, und Schüler wurden aus den örtlichen Schulen abbeordert, um ihr Teil zur Ernte beizutragen. Sogar die Apfelernte von 194– galt als Bestandteil der Kriegsanstrengungen. Olive machte Homer zum Mannschaftsboss der High-School-Kinder, deren Methoden, dem Obst Druckstellen beizubringen, so vielfältig waren, daß Homer dauernd zu tun hatte.

Candy arbeitete im Markt; sie erzählte Olive, daß ihre häufigen Anfälle von Übelkeit durch den Geruch von Dieseltreibstoff und Auspuffgasen bedingt wären, der dauernd von den Vehikeln der Farm hereinwehte. Olive gab zurück, sie dächte, die Tochter eines Mechanikers und Hummerfi-

schers wäre doch wohl weniger empfindlich gegen starke Gerüche, und als sie vorschlug, es könnte für Candy angenehmer sein, in den Gärten zu arbeiten, gestand diese, daß auch das Bäumeklettern ihr Unwohlsein bereite.

»Ich wußte nicht, daß du so zimperlich bist«, sagte Olive. Olive war niemals aktiver gewesen bei einer Ernte, niemals dankbarer dafür, daß es eine gab. Doch die Ernte dieses Jahr erinnerte Homer Wells daran, wie er Wassertreten gelernt hatte; Candy und Olive hatten es ihm beide beigebracht. (»Auf der Stelle schwimmen«, hatte Olive es genannt.)

»Ich schwimme nur auf der Stelle«, sagte Homer zu Candy. »Wir können Olive nicht während der Ernte im Stich lassen.«

»Wenn ich so hart arbeite, wie ich nur kann«, sagte Candy zu ihm, »habe ich vielleicht eine Fehlgeburt.«

Es war nicht sehr wahrscheinlich, wie Homer wußte.

»Was, wenn ich nicht will, daß du eine Fehlgeburt hast?« fragte Homer sie.

»Was wenn?« fragte Candy.

»Was, wenn ich möchte, daß du mich heiratest und das Baby bekommst?« fragte Homer.

Sie standen am einen Ende des Transportbandes in der Packhalle; Candy war an der Spitze der Kette von Frauen, die die Äpfel nach ihrer Größe sortierten – sie entweder verpackten oder sie zu Cider verdammten. Candy würgte, obwohl sie sich die Spitze der Kette ausgesucht hatte, um möglichst nah bei der offenen Tür zu sein.

»Wir müssen abwarten«, sagte Candy unter Würgen.

»Wir dürfen nicht lange warten«, sagte Homer Wells. »Wir haben nicht viel Zeit.«

»Ich könnte dich ein Jahr lang nicht heiraten oder län-

ger«, sagte Candy. »Ich *möchte* dich wirklich heiraten, aber was ist mit Olive? Wir müssen warten.«

»Das Baby wird nicht warten«, sagte Homer.

»Wir wissen beide, wohin wir gehen müssen – um das Baby nicht zu bekommen«, sagte Candy.

»Oder es zu bekommen«, sagte Homer Wells. »Es ist auch mein Baby.«

»Wie könnte ich ein Baby bekommen, ohne daß jemand erfährt, daß ich es bekommen habe?« fragte Candy; sie würgte wieder, und die dicke Dot Taft kam die Kette der Packerinnen herauf, um zu sehen, was los sei.

»Homer, was sind das für Manieren, einer jungen Dame beim Kotzen zuzuschauen?« fragte ihn Big Dot. Sie legte ihren mächtigen Arm um Candys Schulter. »Komm weg von der Tür, Schätzchen«, sagte Big Dot Taft zu Candy. »Komm und arbeite weiter unten in der Kette – da riecht man nur die Äpfel. Da bei der Tür kommt das Auspuffgas vom Traktor herein.«

»Bis später«, murmelte Homer – zu Candy und auch zu Big Dot.

»Niemand hat es gern, sich im Beisein des andren Geschlechts zu erbrechen, Homer«, klärte Big Dot ihn auf.

»Richtig«, sagte Homer Wells, Waise und künftiger Vater.

In Maine gilt es für klüger, etwas nur zu wissen, als darüber zu reden; daß niemand sagte, daß Candy Kendall schwanger sei, bedeutete nicht unbedingt, daß man nicht wußte, daß sie es war. In Maine geht man davon aus, daß jeder Junge jedes Mädchen in Schwierigkeiten bringen kann. Was die beiden dagegen tun, ist ihre Sache; wenn sie Rat wollen, sollen sie fragen.

»Wenn *Du* eine Waise wärst, was würdest Du lieber ha-

ben?« schrieb Wilbur Larch einmal in *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's*. »Eine Waise oder eine Abtreibung?«

»Eine Abtreibung, ganz entschieden«, hatte Melony einmal gesagt, als Homer Wells sie fragte. »Und du?«

»Ich würde lieber die Waise haben«, hatte Homer gesagt.

»Du bist einfach ein Träumer, Sonnenstrahl«, hatte Melony zu ihm gesagt.

Jetzt glaubte er, daß es stimmte; er war einfach ein Träumer. Er verwechselte die High-School-Kinder miteinander und schrieb manchen von ihnen Bushels gut, die andere Kinder gepflückt hatten. Er hinderte zwei Jungen daran, einander mit Äpfeln zu bewerfen, und fand, er müsse ein Exempel an ihnen statuieren – um das Obst zu schützen und um seine Autorität zu festigen. Aber während er die Jungen zurück zum Apfelmarkt fuhr, wo er sie zwang, zu warten, ohne Schwierigkeiten zu machen – und einen Vormittag des Äpfelpflückens zu versäumen –, brach zwischen den anderen High-School-Kindern eine allgemeine Apfelschlacht aus, und als Homer in den Garten zurückkehrte, mußte er einen regelrechten Krieg schlichten. Die Kisten, die bereits auf den Anhänger verladen waren, waren von Apfelresten verklebt, und das erhitzte Schutzblech des Traktors stank nach verbrannten Äpfeln (irgend jemand mußte versucht haben, den Traktor als »Deckung« zu nutzen). Vielleicht wäre Vernon Lynch ein besserer Vorarbeiter für die High-School-Kinder gewesen, dachte Homer. Das einzige, was Homer wollte, war, die Sache mit Candy richtig zu machen.

Wenn sie jetzt auf Ray Kendalls Anleger saßen, saßen sie eng beieinander, und sie saßen nicht lange – es wurde allmählich kalt. Sie saßen zusammengekauert an einem der Pfosten am Ende des Stegs, wo Ray Candy – so viele Male –

mit Wally hatte sitzen sehen, und ungefähr in derselben Haltung (auch wenn Wally, wie Ray feststellte, stets aufrechter dagesessen hatte, als sei er bereits damals an einen Pilotensitz angeschnallt gewesen).

Ray Kendall verstand, warum sie notgedrungen über den Vorgang des Sichverliebens grübeln mußten, aber sie taten ihm leid; er wußte, daß das Verlieben niemals als ein so verdrießlicher Augenblick gedacht gewesen war. Und doch hatte Ray alle Achtung vor Olive, und er wußte auch, daß Homer und Candy nur ihretwegen Trauernde in ihrem eigenen Liebesroman sein mußten.

»Ihr solltet einfach fortgehen«, sagte Ray aus dem Fenster zu Homer und Candy; er sprach sehr leise, und das Fenster war zu.

Homer fürchtete, daß er, wenn er darauf beharrte, daß Candy ihn heirate – darauf beharrte, daß sie ihrer beider Baby bekam –, sie zwingen würde, ihn völlig abzuweisen. Er wußte auch, daß Candy sich vor Olive fürchtete; es war nicht so, daß Candy so sehr darauf erpicht gewesen wäre, eine zweite Abtreibung zu bekommen – Homer wußte, daß Candy ihn heiraten und noch am gleichen Tag ihr Baby bekommen wollte, wenn sie es hätte vermeiden können, Olive die Wahrheit zu sagen. Candy schämte sich nicht für Homer; sie schämte sich auch nicht dafür, schwanger zu sein. Candy schämte sich, weil Olive ihr dann vorwerfen würde, ihre Liebe zu Wally reiche offenbar nicht aus – Candys Zuversicht (daß Wally am Leben sei) sei nicht so stark wie Olives eigene Zuversicht. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die Mutter eines einzigen Sohnes und die junge Frau, die die Geliebte des Sohnes ist, sich als Rivalinnen sehen.

Schockierender (in Homers Augen) war, was er selbst offenbar fühlte. Er wußte bereits, daß er Candy liebte und sie

wollte; jetzt entdeckte er, daß er – mehr sogar als *sie* – ihr Kind wollte.

Sie waren schlicht eines dieser Paare, die sich in etwas hineingeritten haben und denen es bei ihren Illusionen wohler ist als bei den nackten Tatsachen.

»Nach der Ernte«, sagte Homer zu Candy, »werden wir nach St. Cloud's fahren. Ich werde sagen, daß sie mich dort brauchen. Das ist sowieso wahrscheinlich der Fall. Und wegen des Kriegs kümmert sich sonst niemand um sie. Du könntest deinem Daddy sagen, es sei einfach eine andere Art von Kriegsanstrengung. Wir beide könnten Olive sagen, daß wir uns verpflichtet fühlen, dort zu sein, wo wir wirklich gebraucht werden; um uns nützlicher zu machen.«

»Möchtest du, daß ich das Baby bekomme?« fragte Candy ihn.

»Ich möchte, daß du *unser* Baby bekommst«, sagte Homer Wells. »Und nachdem das Baby geboren ist und ihr beide euch erholt habt, werden wir hierher zurückkehren. Wir werden deinem Daddy und Olive sagen – oder wir werden ihnen schreiben –, daß wir uns verliebt haben und daß wir geheiratet haben.«

»Und daß wir ein Kind gezeugt haben, bevor wir all dies taten?« fragte Candy.

Homer Wells, der die wirklichen Sterne – hell und kalt – über der verdunkelten Küste von Maine sah, malte sich die ganze Geschichte ganz deutlich aus. »Wir werden sagen, das Baby sei adoptiert«, sagte er. »Wir werden sagen, daß wir uns noch weitergehend verpflichtet gefühlt haben – dem Waisenhaus gegenüber. Das fühle ich mich ohnehin, irgendwie«, fügte er hinzu.

»Unser Baby ist adoptiert?« frage Candy. »Dann haben wir also ein Baby, das glaubt, es sei eine Waise?«

»Nein«, sagte Homer. »Wir haben unser eigenes Baby, und es weiß, daß es ganz das unsere ist. Wir *sagen* nur, es sei adoptiert – nur um Olives willen und nur für eine Weile.«

»Das heißt lügen«, sagte Candy.

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Das heißt lügen – für eine Weile.«

»Vielleicht – wenn wir zurückkehren mit dem Baby –, vielleicht müssen wir dann gar nicht sagen, es sei adoptiert. Vielleicht können wir dann die Wahrheit sagen«, sagte Candy.

»Vielleicht«, sagte Homer. Vielleicht kommt Zeit, vielleicht kommt Rat, dachte er.

Er drückte seinen Mund auf ihren Nacken; er schnupperte an ihrem Haar.

»Wenn wir dächten, daß Olive es akzeptieren könnte, wenn wir dächten, daß sie es akzeptieren könnte – das mit Wally«, fügte sie hinzu, »dann müßten wir nicht lügen wegen des Babys, daß es adoptiert sei, nicht wahr?«

»Richtig«, sagte Homer Wells. Was sollen all diese Sorgen wegen des Lügens, fragte er sich, Candy fest umfangend, während sie leise weinte. War es denn wahr, daß Wilbur Larch keine Erinnerung hatte an Homers Mutter? War es wahr, daß Schwester Angela und Schwester Edna ebenfalls keine Erinnerung an seine Mutter hatten? Schon möglich, aber Homer Wells hätte sie niemals dafür getadelt, wenn sie gelogen hätten; sie hätten nur gelogen, um ihn zu schützen. Und wenn sie sich doch nicht an seine Mutter erinnerten und seine Mutter ein Monstrum war, war es dann nicht besser gewesen, daß sie gelogen hatten? Für Waisen ist nicht jede Wahrheit erwünscht.

Und wenn Homer entdeckt hätte, daß Wally unter furchtbaren Schmerzen gestorben war, oder nach langem

Leiden – wenn Wally gefoltert worden wäre oder verbrannt oder von einem Tier aufgefressen –, dann hätte Homer sicherlich deswegen gelogen. Wenn Homer Wells ein Privatgelehrter gewesen wäre, so wäre er ebenso ein Revisionist gewesen wie Wilbur Larch – er hätte versucht, alles gut enden zu lassen. Homer Wells, der immer zu Wilbur Larch gesagt hatte, daß *er* (Larch) der Arzt sei, war mehr Arzt, als er es sich eingestand.

In der ersten Nacht des Cidermachens teilte er sich die Arbeit an der Presse mit Meany Hyde und Everett Taft; Big Dot und ihre kleine Schwester Debra Pettigrew waren die Flaschenabfüller. Debra schmollte bei der Aussicht auf schmutzige Arbeit; sie klagte über das Schütten und Spritzen, und ihre Reizbarkeit wurde noch verstärkt durch die Anwesenheit von Homer Wells – Debras Verständnis dafür, daß Homer und Candy Verbündete in einem gewissen Schmerz geworden waren, war merklich gefärbt durch ihren Verdacht, daß Candy und Homer auch Verbündete in einer gewissen Lust geworden waren. Zumindest hatte Debra keineswegs großzügig auf Homers Vorschlag reagiert, sie sollten einfach Freunde bleiben. Homer war verwirrt durch Debras Feindseligkeit und vermutete, daß seine Jahre im Waisenhaus ihn hinderten, eine vernünftige Erklärung für ihr Verhalten zu finden. Es schien Homer, als habe Debra ihm immer den Zutritt zu allem anderen als ihrer Freundschaft verweigert. Warum war sie ihm jetzt böse, daß er nicht mehr verlangt hatte?

Meany Hyde verkündete Homer und Everett Taft, dies werde der erste und letzte Preßgang der Ernte sein, weil er zu Hause bleiben wolle bei Florence – »Jetzt, wo ihre Zeit nah ist«, sagte Meany.

Wenn Mr. Rose Cider preßte, war ein ganz anderes Gefühl in der moderigen Luft. Zum einen ging alles schneller; das Pressen war eine Art Wettlauf. Zum anderen war da eine Spannung, geschaffen durch Mr. Roses Autorität – und das Wissen um die erschöpften Männer, die im angrenzenden Raum schliefen oder zu schlafen versuchten, ließ sie die Arbeit am Quetschwerk und an der Presse mit einem Gespür für Eile (und Perfektion) vollbringen, wie man es nur am Rande der Erschöpfung hat.

Debra Pettigrews künftige Fülligkeit wurde immer sichtbarer, je nasser sie wurde; da war die gleiche Neigung in ihren Schultern wie bei ihrer Schwester, und sogar die Schlaffheit in der Unterseite von Debras Armen, die eines Tages dem wuchtigen Wabbeln weichen würde, das Big Dot durchbebte. In schwesterlicher gegenseitiger Nachahmung wischten sie sich mit ihren Bizepsen den Schweiß von den Augen – da sie ihre Gesichter nicht mit ihren cidersüßen und klebrigen Händen berühren wollten.

Nach Mitternacht brachte Olive ihnen kaltes Bier und heißen Kaffee.

Als sie gegangen war, sagte Meany Hyde: »Diese Missus Worthington ist eine aufmerksame Frau – da bringt sie uns nicht nur etwas, sondern läßt uns sogar die Wahl.«

»Und sogar jetzt, wo Wally fort ist«, sagte Everett Taft. »Es ist ein Wunder, daß sie überhaupt an uns gedacht hat.«

Was immer jemand mir bringen mag, was immer da kommen mag, dachte Homer Wells, ich werde ihm nicht aus dem Weg gehen. Endlich sollte das Leben ihm zustoßen – die Reise nach St. Cloud's, die er vorgeschlagen hatte, würde ihn sogar erlösen von St. Cloud's. Er würde ein Baby haben (wenn nicht sogar eine Frau); er würde eine Arbeit brauchen.

Natürlich werde ich die jungen Bäumchen mitnehmen und sie einpflanzen, dachte er – als entsprächen Apfelbäume St. Cloud's, als entsprächen Apfelbäume dem, was Wilbur Larch von ihm verlangte.

Gegen Ende der Ernte wurde das Licht grauer, und die Obstgärten waren tagsüber dunkler, auch wenn mehr Licht durch die leeren Bäume drang. Die Unerfahrenheit der Pflückermannschaft zeigte sich in den verschrumpelten Äpfeln, die immer noch an den schwer zu erreichenden Zweigen hingen. In St. Cloud's war die Erde nun schon gefroren. Homer würde eine Extrafahrt machen müssen wegen der jungen Bäumchen. Er würde sie im Frühling pflanzen; es würde ein Frühlingsbaby sein.

Homer und Candy arbeiteten jetzt nur Nachtschichten im Spital von Cape Kenneth. Die Tage, an denen Ray die Torpedos baute, waren die Tage, die Homer mit Candy verbringen konnte – in ihrem Zimmer über dem Hummerbassin.

Sie verspürten eine neue Freiheit in der Liebe, jetzt, da Candy bereits schwanger war.

Auch wenn sie es ihm nicht – noch nicht – sagen konnte, liebte Candy das Liebemachen mit Homer Wells; sie hatte viel mehr Spaß dabei als je mit Wally. Aber sie konnte es nicht über sich bringen, laut auszusprechen, daß irgend etwas *besser sei als mit Wally*; auch wenn das Liebemachen besser war mit Homer, bezweifelte sie, daß dies Wallys Schuld war. Sie und Wally hatten nie Zeit gehabt, sich wirklich frei zu fühlen.

»Ich komme mit dem Mädchen«, schrieb Homer an Dr. Larch. »Sie wird mein Baby bekommen – weder eine Abtreibung noch eine Waise.«

»Ein *erwünschtes* Kind!« sagte Schwester Angela. »Wir werden ein *erwünschtes* Kind bekommen!«

»Wenn nicht ein geplantes«, sagte Wilbur Larch, der aus dem Fenster von Schwester Angelas Büro starrte, als habe sich der Hügel, der draußen vor dem Fenster aufragte, gegen ihn persönlich erhoben. »Und ich vermute, er wird die verdammten Bäumchen pflanzen«, sagte Dr. Larch. »Wozu braucht er ein Baby? Wie kann er ein Baby haben und aufs College gehen – oder auf die Medical School?«

»Wann wollte er denn auf die Medical School, Wilbur?« fragte Schwester Edna.

»Ich wußte, er würde wiederkommen!« rief Schwester Angela. »Er gehört zu uns!«

»Ja, das tut er«, sagte Wilbur Larch. Unwillkürlich, und etwas steif, spannte sich sein Rücken, seine Knie winkelten sich an, seine Arme streckten sich aus, und die Finger seiner Hände öffneten sich halb – als bereite er sich vor, ein schweres Paket in Empfang zu nehmen. Schwester Edna schauderte, als sie ihn in einer solchen Pose sah, die sie an den Fötus aus Three Mile Falls erinnerte, dieses tote Baby, dessen so außerordentlich flehende Gebärde Homer Wells herbeigeführt hatte.

Homer sagte zu Olive Worthington: »Ich gehe nicht gerne fort, besonders wo Weihnachten vor der Tür steht, und all diese Erinnerungen – aber es gibt jemanden, den ich vernachlässigt habe. Eigentlich das ganze St. Cloud's – dort ändert sich nichts. Sie brauchen immer die gleichen Dinge, und jetzt, da jedermann Kriegsanstrengungen macht, glaube ich, daß St. Cloud's vergessener ist denn je. Und Dr. Larch wird auch nicht jünger. Ich könnte nützlich sein. Da die Ernte vorbei ist, habe ich, glaube ich, nicht genug zu tun. In St. Cloud's gibt es immer zuviel zu tun.«

»Du bist ein braver junger Mann«, sagte Olive Worthing-

ton, aber Homer ließ den Kopf hängen. Er erinnerte sich daran, was Mr. Rochester zu Jane Eyre gesagt hatte:

»Fürchtet die Reue, wenn Ihr versucht seid zu irren, Miss Eyre: Reue ist das Gift des Lebens.«

Es war ein früher Novembermorgen in der Küche in Ocean View; Olive war noch nicht frisiert und hatte ihr Make-up nicht aufgelegt. Das Grau in dem Tageslicht und in ihrem Gesicht und in ihrem Haar ließ Mrs. Worthington in Homers Augen älter erscheinen. Sie benutzte die Schnur ihres Teebeutels, um den letzten Tee aus dem Beutel zu wringen, und Homer konnte den Blick nicht von den knotigen, verschlungenen Adern auf ihren Handrücken wenden. Sie hatte seit jeher zuviel geraucht, und morgens hustete sie immer.

»Candy kommt mit mir«, sagte Homer Wells.

»Candy ist eine brave junge Frau«, sagte Olive. »Es ist höchst selbstlos von euch beiden – wo ihr euch vergnügen könntet –, den unerwünschten Kindern Trost und Kameradschaft zu geben.« Die Schnur um den Bauch des Teebeutels war so straff, daß Homer dachte, sie würde den Beutel aufschlitzen. Olives Stimme war so förmlich, daß sie bei einer Preisverleihungsfeier hätte sprechen können, den preiswürdigen Heroismus schildernd. Sie versuchte mit aller Kraft, nicht zu husten. Als die Schnur des Teebeutels riß, blieben einige der nassen Teeblätter am Dotter ihres weichgekochten Eis kleben, das in einem Porzellaneierbecher thronte, den Homer Wells einmal mit einem Kerzenhalter verwechselt hatte.

»Ich könnte dir niemals genug danken für alles, was du für mich getan hast«, sagte Homer. Olive Worthington schüttelte nur den Kopf; ihre Schultern waren straff, ihr Kinn war gereckt. Die Geradheit ihres Rückens war fürch-

terlich. »Tut mir so leid wegen Wally«, sagte Homer Wells. Da war die allergeringste Bewegung in Olives Kehle, doch ihre Halsmuskeln blieben starr.

»Er ist nur verschollen«, sagte Olive.

»Richtig«, sagte Homer Wells. Er legte Olive die Hand auf die Schulter. Sie ließ sich nicht anmerken, ob die Hand eine Last war oder ein Trost, aber nachdem sie beide eine Weile so verharrt hatten, neigte sie ihr Gesicht eben genug, um ihre Wange an seine Hand zu legen; so verharrten sie noch eine Weile länger, wie posierend für einen Maler der alten Schule – oder für einen Photographen, der auf das Unwahrscheinliche wartet: daß die Novembersonne hervorkäme.

Olive beharrte darauf, daß er den weißen Cadillac nahm.

»Na«, sagte Ray zu Candy und zu Homer. »Ich glaube, es ist gut für euch beide, daß ihr zusammenhaltet.« Ray war enttäuscht, daß weder Homer noch Candy diese Feststellung mit Enthusiasmus würdigten; als der Cadillac aus dem Parkplatz beim Hummerbassin hinausfuhr, rief Ray ihnen nach: »Und versucht, *Spaß* miteinander zu haben!« Irgendwie zweifelte er, ob sie ihn gehört hatten.

Wer fährt schon nach St. Cloud's, um Spaß zu haben?

Ich bin eigentlich nicht adoptiert worden, dachte Homer Wells. Ich hintergehe Mrs. Worthington nicht wirklich; sie hat niemals zu mir gesagt, sie sei meine Mutter. Trotz allem sprachen Homer und Candy auf der Fahrt nicht viel.

Je weiter sie auf ihrer Reise ins nördliche Hinterland kamen, desto weniger Blätter waren noch an den Bäumen; es gab etwas Schnee in Skowhegan, wo die Erde dem Gesicht eines alten Mannes glich, der eine Rasur nötig hat. Es gab mehr Schnee in Blanchard und in East Moxie und in Moxie Gore, und in Ten Thousand Acre Tract mußten sie eine

Stunde warten, weil ein Baum über die Straße gestürzt war. Schneewehen waren über den Baum hinweggegangen, dessen zerschmetterte Silhouette einem gestrauchelten Dinosaurier glich. In Moose River und in Misery Gore und sogar in Tomhegan war der Schnee liegengeblieben. Die Verwehungen entlang der Straße waren so scharf geschoren vom Schneepflug – und sie standen so hoch –, daß Candy und Homer das Vorhandensein eines Hauses nur am Rauch aus dem Schornstein erkennen konnten oder an den schmalen, durch die Verwehungen gehackten Pfade, die hie und da befleckt waren von der markierenden Pisse der Hunde.

Olive und Ray und Meany Hyde hatten ihnen Extrabenzingutscheine geschenkt. Sie hatten beschlossen, das Auto zu nehmen, weil sie dachten, daß sie dann St. Cloud's – wenn auch nur für kurze Ausfahrten – entfliehen könnten, doch bis sie in Black Rapids angekommen waren und Homer die Schneeketten an die Hinterreifen montiert hatte, erkannten sie, daß die winterlichen Straßen (wobei dies erst der Anfang des Winters war) das Fahren weitgehend verunmöglichen würden.

Hätten sie Dr. Larch gefragt, er hätte ihnen die Mühe ersparen können, das Auto mitzubringen. Er hätte gesagt, daß niemand zu dem Zweck nach St. Cloud's kommt, um von dort aus kleine Ausflüge zu machen; er hätte spaßeshalber vorgeschlagen, sie könnten doch immer den Zug nehmen nach Three Mile Falls.

Bei den schlechten Straßen und den schwierigen Sichtverhältnissen und dem Schnee, der hinter Ellenville zu fallen begonnen hatte, war es bereits dunkel, als sie St. Cloud's erreichten. Die Scheinwerfer des weißen Cadillac, der den Hügel hinter der Mädchenabteilung hinaufkletterte, beleuchteten zwei Frauen, die den Hügel zum Bahnhof hin-

unterschritten – ihre Gesichter vom Licht abgewandt. Ihr Gang wirkte unsicher; eine von ihnen hatte keinen Schal; die andere hatte keinen Hut; der Schnee funkelte im Scheinwerferlicht, als ob die Frauen Diamanten in die Luft geworfen hätten.

Homer Wells hielt den Wagen an und kurbelte das Fenster herunter. »Kann ich Sie mitnehmen?« fragte er die Frauen.

»Sie fahren in die verkehrte Richtung«, sagte die eine.

»Ich könnte umkehren!« rief er ihnen zu. Als sie davongingen, ohne ihm zu antworten, fuhr er weiter zur Spitalpforte der Knabenabteilung und schaltete die Scheinwerfer aus. Vor den Lichtern der Apotheke fiel der Schnee genauso wie in jener Nacht, als Homer nach seiner Flucht vor den Drapers in Waterville in St. Cloud's anlangte.

Es hatte ein kleines Hickhack zwischen Larch und seinen Krankenschwestern gegeben um die Frage, wo Homer und Candy schlafen sollten. Larch ging davon aus, daß Candy in der Mädchenabteilung schlafen sollte und Homer dort, wo er immer geschlafen hatte, nämlich bei den anderen Jungen, aber die Frauen reagierten ungehalten auf diesen Vorschlag.

»Sie sind ein Liebespaar!« betonte Schwester Edna. »Sicherlich schlafen sie zusammen!«

»Nun, sicherlich *haben* sie das schon mal getan«, sagte Larch. »Das bedeutet nicht, daß sie hier zusammen schlafen müssen.«

»Homer sagte, er würde sie heiraten«, betonte Schwester Edna.

»Würde«, brummelte Wilbur Larch.

»Ich finde, es wäre nett, jemanden hier zu haben, der mit jemand zusammen schläft«, sagte Schwester Angela.

»Mir scheint«, sagte Wilbur Larch, »daß wir im Geschäft sind, weil überhaupt zu viele zusammen schlafen.«

»Sie sind ein Liebespaar«, wiederholte Schwester Edna entrüstet.

Und so hatten die Frauen beschlossen, Candy und Homer sollten zusammen ein Zimmer mit zwei Betten im Parterre der Mädchenabteilung haben; wie sie die Betten stellten, war ihre Sache.

Mrs. Grogan sagte, daß sie sehr von dem Gedanken angetan sei, einen Mann in der Mädchenabteilung zu haben; manchmal klagten die Mädchen über einen Spanner; einen Mann des Nachts in der Nähe zu haben, das war eine gute Idee.

»Außerdem«, sagte Mrs. Grogan, »bin ich ganz allein dort drüben – ihr drei habt einander.«

»Wir alle schlafen allein, hier drüben«, sagte Dr. Larch.

»Na, Wilbur«, sagte Schwester Edna, »seien Sie nicht so stolz darauf.«

Olive Worthington, allein in Wallys Zimmer, betrachtete die beiden Betten – Homers und Wallys Bett – beide waren frisch bezogen, beide Kopfkissen faltenlos. Auf dem Nachttisch zwischen ihren Betten stand eine Photographie von Candy, die zeigte, wie sie Homer schwimmen beibrachte.

Weil es in dem Zimmer der Jungen keinen Aschenbecher gab, hielt Olive ihre freie, hohle Hand unter den lang herabhängenden Aschekegel ihrer Zigarette.

Raymond Kendall, allein über dem Hummerbassin, betrachtete das Triptychon der Photographien, das wie ein Altarbild auf seinem Nachttisch stand, neben seinem Satz Steckschlüssel. Auf der Photographie in der Mitte war er selbst als junger Mann; er saß auf einem unbequem wirken-

den Stuhl, seine Frau auf seinem Schoß; sie war mit Candy schwanger; der Stuhl war in offensichtlicher Gefahr. Auf der Photographie links war Candy als Collegeabgängerin, auf der rechts waren Candy und Wally zu sehen – mit ihren Tennisschlägern aufeinander zielend, wie mit Gewehren. Ray hatte kein Bild von Homer Wells; er brauchte nur aus dem Fenster auf seinen Anlegesteg zu schauen, um Homer deutlich vor sich zu sehen; Ray konnte nicht seinen Steg anschauen und an Homer Wells denken, ohne die Schnecken ins Wasser regnen zu hören.

Schwester Edna hatte versucht, etwas vom Abendbrot für Homer und Candy warm zu stellen; sie hatte das enttäuschende Schmorfleisch in den Instrumentensterilisator gesteckt, den sie von Zeit zu Zeit kontrollierte. Mrs. Grogan, die in der Mädchenabteilung das Gebet sprach, sah den Cadillac nicht den Hügel heraufkommen. Schwester Angela war im Entbindungssaal und rasierte eine Frau, bei der schon das Fruchtwasser abgegangen war.

Homer und Candy gingen an der leeren, hell erleuchteten Apotheke vorbei; sie spähten in Schwester Angelas leeres Büro. Homer wußte sich etwas besseres, als in den Entbindungssaal zu spähen, solange das Licht an war. Aus dem Schlafsaal hörten sie Dr. Larchs vorlesende Stimme. Auch wenn Candy ihn fest an der Hand hielt, hatte Homer doch große Lust, da hinüberzuhasten – um die Gutenachtgeschichte nicht zu verpassen.

Florence, Meany Hydes Frau, wurde eines gesunden Knäbleins entbunden – neun Pfund, zwei Unzen –, und zwar kurz nach dem Erntedankfest, das Olive Worthington und Raymond Kendall auf eine recht förmliche und stille Art in Ocean View begingen. Olive hatte alle ihre Apfelarbeiter in

ihr offenes Haus eingeladen; sie bat Ray, bei diesem Anlaß als Gastgeber zu fungieren. Meany Hyde beteuerte gegenüber Olive, sein neues Baby sei entschieden ein Zeichen dafür, daß Wally am Leben war.

»Ja, ich weiß, daß er am Leben ist«, sagte Olive ruhig zu Meany.

Es war kein allzu beschwerlicher Tag für sie, aber sie fand Debra Pettigrew auf Homers Bett sitzend, die Photographie anstarrend, auf der Candy Homer schwimmen beibrachte. Und nicht lange nachdem sie Debra aus dem Zimmer geleitet hatte, entdeckte Olive Grace Lynch in derselben Mulde sitzend, die Debra auf Homers Bett gemacht hatte.

Grace aber starrte auf den Fragebogen vom Treuhänderausschuß von St. Cloud's, den einen, den Homer nie ausgefüllt und an die Wand von Wallys Zimmer gepinnt hatte, als wären es ungeschriebene Regeln.

Und die dicke Dot Taft brach in der Küche in Tränen aus, während sie Olive von einem ihrer Träume erzählte. Everett habe sie im Schlaf gefunden, wie sie sich über den Boden des Schlafzimmers zur Toilette schleppte. »Ich hatte keine Beine«, erzählte Big Dot Olive. »Es war die Nacht, als Florences Junge geboren wurde, und ich wachte auf ohne Beine – nur wachte ich nicht wirklich auf, ich träumte nur, daß nichts von mir übrig war unter der Taille.«

»Nur daß du auf die Toilette mußtest«, betonte Everett Taft. »Warum wärst du sonst über den Boden gekrochen?«

»Das Entscheidende war, daß ich verletzt war«, sagte Big Dot ärgerlich zu ihrem Mann.

»Oh«, sagte Everett Taft.

»Der springende Punkt ist«, sagte Meany Hyde zu Olive, »mein Baby kam ganz normal zur Welt, aber Big Dot hat

geträumt, daß sie nicht gehen konnte. Siehst du nicht, Olive?« fragte Meany. »Ich glaube, Gott will uns sagen, daß Wally in Ordnung ist – daß er am Leben ist, aber verletzt.«

»Er ist verwundet, oder irgendwie«, sagte Big Dot und brach erneut in Tränen aus.

»Natürlich«, sagte Olive kurz angebunden. »Das ist's, was ich immer dachte.« Ihre Worte erschreckten sie alle – sogar Ray Kendall. »Wäre er nicht verwundet, dann hätten wir inzwischen von ihm gehört. Und wäre er nicht am Leben, dann hätte ich es erfahren«, sagte Olive. Sie reichte Big Dot ihr Taschentuch und zündete sich am Stummel ihrer fast aufgerauchten Zigarette eine neue an.

Erntedank in St. Cloud's war bei weitem nicht so mystisch und das Essen nicht so gut, aber alle amüsierten sich. Anstelle von Luftballons verteilte Dr. Larch Präservative an Schwester Angela und Schwester Edna, die – trotz ihres Mißvergnügens an der Arbeit – die Gummis aufbliesen und sie in Schüsseln mit grüner und roter Lebensmittelfarbe tauchten. Als die Farben getrocknet waren, malte Mrs. Grogan die Namen der Waisen auf die Gummis, und Homer und Candy versteckten die leuchtendbunten Präservative überall im Waisenhaus.

»Wir spielen Gummi-Suchen«, sagte Wilbur Larch. »Wir hätten die Idee aufsparen sollen für Ostern. Eier sind teuer.«

»Wir werden doch nicht auf Ostereier verzichten, Wilbur«, sagte Schwester Edna empört.

»Ich glaube nicht«, sagte Dr. Larch erschöpft.

Olive Worthington hatte eine ganze Kiste Champagner geschickt. Wilbur Larch hatte noch nie einen Tropfen Champagner getrunken – er trank selten –, aber die Art, wie die Bläschen seinen Gaumen zusammenzogen und seine

Nasengänge öffneten und seinen Augen ein trockenes, aber klares Gefühl verschafften, erinnerte ihn an jenen leichtesten aller Dämpfe, an jenen berühmten Schnüffelstoff, nach dem er süchtig war. Er trank und trank. Er sang sogar für die Kinder – ein Lied, das er die französischen Soldaten im Ersten Weltkrieg hatte singen hören. Es war nicht besser für Kinder geeignet als die Präservative, aber das französische Lied (das schmutziger war als jeder Limerick, den Wally Worthington je gehört hatte) wurde in Ermangelung der nötigen Französischkenntnisse und in kindlicher Unschuld mit einem heiteren Liedchen verwechselt, und die grünen und roten Gummis wurden verwechselt mit Luftballons. Selbst Schwester Edna wurde ein wenig betrunken; Champagner war ihr ebenfalls neu, auch wenn sie sich manchmal einen Schuß Sherry in die heiße Hühnerbrühe tat. Schwester Angela trank nicht, aber sie wurde rührselig – in dem Maß, daß sie ihre Arme um Homers Hals warf und ihn mächtig küßte, während sie ununterbrochen erklärte, daß die Stimmung von St. Cloud's merklich abgesackt sei während Homers Abwesenheit, und daß Homer von einem wirklich barmherzigen Gott gesandt sei, um sie wiederzubeleben.

»Aber Homer bleibt nicht«, sagte Wilbur Larch mit einem Hickser.

Sie waren alle beeindruckt von Candy, die sogar Dr. Larch als »unsere engelhafte Volontärin« bezeichnete und die von Mrs. Grogan tagtäglich bemuttert wurde, als wäre sie ihre Tochter. Schwester Edna kümmerte sich um die jungen Liebenden in der Art, wie eine Motte ein Licht umflattert.

Am Erntedankfest flirtete Dr. Larch sogar – ein wenig – mit Candy. »Ich habe niemals ein so hübsches Mädchen ge-

sehen, das bereit gewesen wäre, Klistiere zu verabreichen«, sagte Larch und tätschelte Candys Knie.

»Ich bin nicht zimperlich«, sagte Candy zu ihm.

»Hier ist kein Platz für Zimperlichkeit«, sagte Larch rülpsend.

»Trotzdem gibt es Platz für ein wenig Zartgefühl, hoffe ich«, klagte Schwester Angela. Niemals hatte Larch sie *oder* Schwester Edna gelobt für ihre Bereitschaft, Klistiere zu verabreichen.

»Natürlich wollte ich, daß er auf die Medical School geht, daß er Arzt wird, zurückkehrt und mich hier ablöst«, erzählte Wilbur Larch Candy mit lauter Stimme – als ob Homer nicht direkt gegenüber am Tisch säße. Wieder tätschelte Larch Candys Knie. »Aber das ist in Ordnung«, sagte er. »Wer würde nicht lieber ein Mädel wie dich schwängern – und Äpfel züchten!« Er sagte etwas auf französisch und trank noch ein Glas Champagner. »Natürlich«, flüsterte er Candy zu, »braucht er nicht auf die Medical School zu gehen, um *hier* Arzt zu sein. Es gibt nur noch ein paar weitere Techniken, mit denen er vertraut sein sollte. Teufel!« sagte Larch und deutete auf die Waisen, die ihren Truthahn aßen – jede einen bunten Gummi, wie ein Namensschild, vor dem Teller postiert, »dies ist kein schlechter Platz, um eine Familie zu gründen. Und wenn Homer jemals dazu kommt, diese verdammte Hügelflanke zu bepflanzen, dann werdet ihr auch hier eure Äpfel haben.«

Als Dr. Larch bei Tisch einschlief, trug Homer Wells ihn in die Apotheke. War Dr. Larch in der Zeit seiner Abwesenheit von St. Cloud's, so fragte sich Homer Wells, gänzlich verrückt geworden? Da war niemand, den er fragen konnte. Wenn Mrs. Grogan, Schwester Edna und besonders Schwester Angela ihm auch beipflichten mochten, daß

Larch in andere Gefilde entschwebt sei – daß er ein Ruder über Wasser hatte, wie Ray Kendall sagen würde; daß sich bei ihm ein Reifen im Sand drehte, wie Wally zu sagen pflegte –, hätten dieselben Mrs. Grogan und die Schwestern Dr. Larch doch höchst energisch verteidigt.

Ihrer Meinung nach war Homer zu lange weggeblieben und seine Urteilsfähigkeit eingerostet. Zum Glück hatte Homers geburtshilfliche Technik unter seiner Abwesenheit nicht gelitten.

Schwangere Frauen halten sich nicht an Feiertage. Die Züge fahren zu anderen Zeiten, aber sie fahren. Es war nach sechs Uhr abends, als die Frau in St. Cloud's eintraf. Entgegen seiner Gewohnheit begleitete der Bahnhofsvorsteher sie bis zur Spitalpforte, weil die Frau bereits ins zweite Stadium der Wehen eingetreten war – die Fruchtblase war geplatzt, und ihre Preßwehen kamen in regelmäßigen Abständen. Homer Wells palpitierte den Kopf des Babys durch das Perineum, als Schwester Angela ihm mitteilte, daß Dr. Larch zu betrunken sei, um geweckt zu werden, und daß Schwester Edna ebenfalls eingeschlafen sei.

Homer war besorgt, weil das Perineum Anzeichen einer Vorwölbung zeigte und weil die Frau auf eine ziemlich starke Äthernarkose nur langsam ansprach.

Homer mußte den Kopf des Säuglings zurückhalten, um das Perineum vor dem Einreißen zu bewahren; der mediolaterale Einschnitt, den Homer auszuführen beschloß, wurde an einer Stelle vorgenommen, die dem Sieben-Uhr-Punkt auf dem Zifferblatt entsprach – nach Homers Ansicht eine ungefährlichere Episiotomie, weil der Schnitt notfalls erheblich weiter geführt werden konnte als die Mittelschnitt-Operation.

Unmittelbar nach der Geburt des Kopfes ließ Homer

seinen Finger um den Hals des Kindes gleiten, um zu sehen, ob die Nabelschnur sich dort verknotet hatte, doch es war eine leichte Geburt, und beide Schultern traten spontan aus. Er legte zwei Ligaturen an die Nabelschnur und durchtrennte die Schnur zwischen den beiden. Er hatte noch immer seinen Chirurgenkittel an, als er in die Apotheke ging, um zu sehen, wie Dr. Larch sich von seinem Erntedankchampagner erholte. Wenn Dr. Larch auch mit den Übergangsstadien vertraut war, in die er beim Wechsel aus einer Ätherwelt in eine Welt ohne Narkotika geriet, war er doch nicht mit dem Übergang zwischen Trunkenheit und dem Kater vertraut. Wie er Homer Wells im blutbefleckten Gewand seiner Zunft erblickte, wähnte sich Dr. Larch gerettet.

»Ah, Doktor Stone«, sagte er und streckte Homer die Hand entgegen, mit jener selbstbeweihräuchernden Förmlichkeit, wie sie unter Kollegen des ärztlichen Standes gang und gäbe ist.

»Doktor Wer?« sagte Homer Wells.

»Doktor Stone«, sagte Wilbur Larch und zog seine Hand zurück, während der Kater ihn überkam – eine Staubschicht an seinem Gaumen, so dick, daß er sich nur wiederholen konnte. »Fuzzy Stone, Fuzzy Stone, Fuzzy Stone.«

»Homer?« fragte Candy, als sie zusammen in einem der Betten lagen, die ihnen in ihrem Zimmer in der Mädchenabteilung zugeteilt worden waren. »Wieso hat Dr. Larch gesagt, du brauchtest nicht auf die Medical School zu gehen, um hier Arzt zu sein?«

»Vielleicht meint er, daß die Hälfte der Arbeit ohnehin illegal ist«, sagte Homer Wells. »Was soll es also, ein legaler Arzt zu sein?«

»Aber niemand würde dir eine Stelle geben, wenn du kein legaler Arzt wärst, nicht wahr?« fragte Candy.

»Dr. Larch vielleicht schon«, sagte Homer Wells. »Ich weiß einiges.«

»Du *möchtest* doch ohnehin nicht Arzt sein hier – oder?« fragte Candy.

»Das ist richtig, das möchte ich nicht«, sagte er. Was sollte all dies Getue um Fuzzy Stone? fragte er sich im Einschlafen.

Homer schlief immer noch, als Dr. Larch sich über die Erntedank-Frau beugte und die Episiotomie untersuchte. Schwester Angela erzählte ihm – Stich für Stich – davon, aber wenn Larch die Schilderung auch zu würdigen wußte, war sie eigentlich unnötig; wie das gesunde Gewebe der Frau aussah und sich anfühlte, sagte ihm alles, was er wissen wollte. Homer Wells hatte seinen Glauben an die eigenen Fähigkeiten nicht verloren; er hatte immer noch eine sichere Hand.

Er besaß auch die Selbstgerechtigkeit der Jugend und der Verletzten; Homer Wells kannte keine Selbstzweifel, die seine Verachtung für Leute gemildert hätten, die ihr Leben so arg verpfuschten, daß sie die Kinder nicht haben wollten, die sie empfingen. Wilbur Larch hätte ihm sagen können, daß er lediglich ein arroganter junger Arzt sei, der noch nie krank gewesen war – daß er sich der Junge-Ärzte-Krankheit schuldig machte, wenn er ein krankhaftes Überlegenheitsgefühl gegenüber *allen* Patienten an den Tag legte. Aber Homer schwang das Ideal von Ehe und Familie wie eine Keule; er war sich der Richtigkeit seines Zieles sicherer als ein Ehepaar bei der Feier seines fünfundsechzigsten Hochzeitstages.

Er mochte sich vorgestellt haben, daß die heilige Weihe, in deren Zeichen er seine Verbindung mit Candy sah, wie ein Heiligenschein über dem jungen Paar schweben und ein

sichtbares, verzeihendes Licht über sie und ihr Kind werfen würde, wenn sie zurückkehrten nach Heart's Haven und Heart's Rock. Er mochte sich gedacht haben, daß seine und Candys beste Absichten so hell erstrahlen würden, daß Olive und Ray und der ganze Rest dieser alleswissenden, nichtssagenden Gemeinschaft geblendet wären. Homer und Candy mochten sich ausgemalt haben, daß ihr Kind – empfangen in einem Augenblick der Liebe, der Wallys Verschwunden- oder Tot- oder »Nur-Verschollen«-Sein überstrahlte – begrüßt werden würde wie ein zur Erde herabgestiegener Engel.

Und darum genossen sie in diesem Winter in St. Cloud's das Leben eines jungvermählten Paares. Nie war Sichnützlich-Machen so vergnüglich gewesen. Da gab es keine Aufgabe, für die sich die liebliche und zunehmend schwangere junge Frau zu erhaben befunden hätte; ihre Schönheit und ihre physische Energie wirkten ansteckend auf die Mädchen in der Mädchenabteilung. Dr. Larch unternahm es, Homer mehr über Pädiatrie beizubringen – da er nichts auszusetzen fand an Homers geburtshilflicher Technik und da Homer nachdrücklich bei seiner Weigerung blieb, an den Abtreibungen mitzuwirken. Seine diesbezügliche Hartnäckigkeit verblüffte sogar Candy, die gerne zu Homer sagte: »Erkläre es mir nur noch einmal – wieso du den Eingriff nicht mißbilligst, aber nicht selber mitwirken willst an etwas, das du für falsch hältst.«

»Richtig«, sagte Homer Wells; er hatte keine Zweifel. »Du hast es kapiert. Mehr gibt es nicht zu erklären. Ich glaube, eine Abtreibung sollte für jede Frau zugänglich sein, die eine möchte, aber *ich* möchte niemals eine durchführen. Was ist so schwer daran zu verstehen?«

»Nichts«, sagte Candy, aber sie fragte ihn immer wieder

danach. »Du glaubst, es ist falsch, und doch glaubst du, daß es legal sein sollte – richtig?«

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Ich glaube, es ist falsch, aber ich glaube auch, daß es die persönliche Entscheidung jedes einzelnen sein sollte. Was könnte einen persönlicher betreffen, als zu entscheiden, ob man ein Kind will oder nicht?«

»Ich weiß nicht«, sagte Candy, auch wenn ihr in den Sinn kam, daß sie und Homer »entschieden« hatten, daß Wally tot sei – was sie selbst besonders betraf.

In ihrem fünften Monat begannen sie, in getrennten Betten zu schlafen, aber sie rückten die Betten zusammen und versuchten sie zu beziehen, als sei es ein großes Bett, was ein Problem war, da es in St. Cloud's keine Doppelbettlaken gab.

Mrs. Grogan wollte Homer und Candy Doppelbettlaken zum Geschenk machen, doch sie hatte kein eigenes Geld, um welche zu kaufen, und fragte sich auch, ob es nicht merkwürdig aussehen würde, sie für das Waisenhaus einzukaufen. »Sehr merkwürdig«, sagte Larch, der sein Veto gegen die Idee einlegte.

»In anderen Teilen der Welt hat man Doppelbettlaken«, schrieb Wilbur Larch in der *Kurzen Geschichte von St. Cloud's.* »Hier in St. Cloud's behelfen wir uns ohne – wir behelfen uns einfach ohne.«

Doch es war die schönste Weihnacht seit je in St. Cloud's. Olive schickte so viele Geschenke, und Candys Beispiel – als die erste glückliche schwangere Frau, so lange sie alle sich erinnern konnten – war ein Geschenk für sie alle. Es gab einen Truthahn und einen Schinken, und Dr. Larch und Homer trugen einen Tranchierwettbewerb aus, den, wie alle sagten, Homer gewann. Er war mit dem Tran-

chieren des Truthahns fertig, bevor Larch mit dem Tranchieren des Schinkens fertig wurde.

»Na, Truthähne schneiden sich leichter als Schweine«, sagte Larch. Insgeheim war er sehr erfreut über Homers Messerkunst. Daß Homer seine Handfertigkeit im Schneiden unter anderen Bedingungen gelernt hatte als Mr. Rose die seine, ging Homer oft durch den Sinn. Gewisse Bildungsprivilegien vorausgesetzt, hätte Mr. Rose ein hervorragender Chirurg werden können.

»Hätte werden können«, murmelte Homer vor sich hin. Er war niemals glücklicher gewesen.

Er machte sich nützlich, er war verliebt – und wurde geliebt –, und er erwartete ein Kind. Was kann ich mir mehr wünschen? dachte er, wenn er seine täglichen Runden machte. Andere Leute streben vielleicht nach Unterbrechung der Routine, doch eine Waise sehnt sich nach dem alltäglichen Leben.

Mitten im Winter, bei einem Schneesturm – während die Frauen mit Mrs. Grogan Tee in der Mädchenabteilung tranken und Dr. Larch am Bahnhof war, um sich den Bahnhofsvorsteher persönlich vorzuknöpfen, weil er eine erwartete Sendung Sulfonamide verbummelt hatte – traf eine Frau vor der Spitalpforte ein, zusammengekrümmt vor Krämpfen und Blutungen. Sie hatte eine D ohne eine C bekommen, wie Schwester Caroline bemerkt haben würde; wer immer die Dilatation bewerkstelligt haben mochte, schien sie gefahrlos bewerkstelligt zu haben. Was jetzt erforderlich war, war eine abschließende Kürettage, die Homer allein ausführte. Nur ein sehr kleines Stück von den Produkten der Empfängnis war im Ausgekratzten erkennbar, was Homer Wells nur einen einzigen kleinen Skrupel

kostete. Ungefähr im vierten Monat, schätzte er nach einem kurzen Blick auf das Stück und warf es sogleich weg.

In der Nacht, als er Candy streichelte, ohne sie aufzuwecken, staunte er, wie friedlich sie schlief; und er bemerkte, wie das Leben in St. Cloud's doch ohne Ort und Zeit zu sein schien, unabänderlich, wie es hart erschien, aber liebevoll, wie es irgendwie gefahrloser zu sein schien als das Leben in Heart's Rock oder in Heart's Haven – sicherlich gefahrloser als das Leben über Birma. Das war die Nacht, als er aufstand und in die Knabenabteilung ging. Vielleicht suchte er seine Geschichte in dem großen Saal, wo all die Jungen schliefen, aber was er statt dessen fand, war Dr. Larch, der jedem der Jungen einen verspäteten Gutenachtkuß gab. Da stellte Homer Wells sich vor, wie Dr. Larch ihn auf diese Weise geküßt haben mochte, als er klein gewesen war; Homer Wells wäre nie auf die Idee gekommen, daß diese Küsse, auch jetzt noch, immer noch ihm zugedachte Küsse waren. Es waren Küsse auf der Suche nach Homer Wells.

In derselben Nacht sah er den Luchs auf der kahlen, unbepflanzten Hügelflanke – glatt jetzt von Schnee, der getaut und dann wieder zu einer dicken Kruste gefroren war. Homer war nur für einen Moment hinausgegangen; nach dem Beobachten der Küsse brauchte er Luft zum Atmen. Es war ein kanadischer Luchs – ein dunkles Kanonenstahlgrau vor dem helleren Grau des mondbeleuchteten Schnees, sein Wildkatzengestank so stark, daß es Homer den Atem verschlug, als er die Bestie roch. Deren Wildkatzeninstinkt war wach genug, um ihre Spur gerade einen Sprung weit vom sicheren Wald entfernt zu ziehen. Der Luchs querte den Rand des Abhangs, als er abzugleiten begann; seine Krallen griffen nicht auf der Schneekruste, und der Hügel war plötzlich stei-

ler geworden. Die Katze rutschte vom düsteren Mondlicht in das grellere Licht vor dem Fenster von Schwester Angelas Büro; sie vermochte nichts gegen das seitliche Abgleiten. Sie wurde näher an das Waisenhaus herangetragen, als sie freiwillig gekommen wäre, ihr wilder Todesgeruch beißend vermischt mit der eisigen Kälte. Die Hilflosigkeit des Luchses auf dem Eis ließ seinen Ausdruck verängstigt und resigniert erscheinen. Wahnsinn und Fatalismus waren eingefangen in den glühenden gelben Augen der Katze und in ihrem unwillkürlichen geifernden Fauchen, während sie weiterglitt und tatsächlich gegen das Spital polterte, ehe ihre Krallen auf dem verkrusteten Schnee einen Halt fanden. Sie geiferte ihren Zorn gegen Homer Wells, als sei Homer die Ursache ihrer unfreiwilligen Abfahrt.

Ihr Atemhauch war in ihrem Kinnbart gefroren, und ihre Büschelohren glitzerten von Eisperlen. Die in Panik geratene Bestie versuchte den Hügel hinaufzurennen; sie war kaum halbwegs oben, als sie erneut abzugleiten begann, wider Willen hinabgezogen zum Waisenhaus. Der Luchs keuchte, als er zum zweitenmal am Fuß des Hügels losrannte; er lief schräg bergauf, rutschte, fing sich wieder, rutschte schließlich auf den weicheren Schnee im Walde und entkam – ganz woanders als dort, wohin er gewollt hatte.

Doch dem Luchs wäre *jeder* Fluchtweg recht gewesen – nur fort von dem Spital.

Homer Wells, der dem verschwundenen Luchs in den Wald nachstarrte, konnte sich nicht vorstellen, daß er jemals so leicht von St. Cloud's fortkommen würde.

Es kam ein falscher Frühling, sehr früh in diesem März; überall in Maine bog sich das Eis der Flüsse unter dem

feuchten Schnee, die Teiche brachen auf mit Kanonenknall, scharf genug, um Vögel aufflattern zu lassen, und die größeren Seen im Hinterland stöhnten und sangen und krachten wie auf Rangierbahnhöfen kollidierende Güterwaggons.

In dem Apartment, das sie sich mit Lorna teilte, erwachte Melony vom Kennebec – sein Eis bog sich unter fußtiefem Matsch und barst mit einem tiefen, hallenden Gong, der einige der älteren Frauen in der Fremdenpension kreischend im Bett auffahren ließ.

Melony erinnerte es an die Nächte in ihrem Bett in der Mädchenabteilung in St. Cloud's, wenn das März-Eis mahlend den Fluß von Three Mile Falls herabkam. Sie stieg aus dem Bett und ging in Lornas Zimmer, um sich zu unterhalten, aber Lorna war so schläfrig, daß sie nicht aufstehen wollte. Melony legte sich zu ihrer Freundin ins Bett. »Es ist nur das Eis«, flüsterte Lorna. So geschah es, daß sie und Melony ein Liebespaar wurden, als sie dem falschen Frühling lauschten.

»Nur eines«, sagte Lorna zu Melony. »Wenn wir zusammensein wollen, mußt du aufhören, nach diesem Typ Homer zu suchen. Entweder du willst mich, oder du willst ihn.«

»Ich will dich«, sagte Melony zu Lorna. »Nur, verlaß mich niemals.«

Eine feste Beziehung – das Ideal einer Waise; doch Melony fragte sich, was aus ihrem Zorn werden sollte. Wenn sie aufhörte, nach Homer Wells zu suchen, würde sie dann auch aufhören, an ihn zu denken?

Es gab zuviel Schnee; das kurze Tauwetter drang nie in die gefrorene Erde ein, und als die Temperaturen fielen und es abermals schneite, erstarrten die Flüsse schnell wieder.

Ein alter Mühlenteich hinter dem Waisenhaus in St. Cloud's wurde zur Falle für die Wildgänse. Verwirrt durch das Tauwetter, waren die Gänse auf dem Matsch gelandet, den sie mit offenem Wasser verwechselten; der Matsch gefror wieder über Nacht, und die Schwimmfüße der Gänse waren darin gefangen. Als Homer Wells die Gänse fand, waren sie erfrorene Statuen ihres vormaligen Selbst – von frischem Schnee überpudert, waren sie steinerne Wächter des Tümpels. Es blieb nichts übrig, als sie aus dem Eis zu hacken und sie zu brühen; sie waren leichter zu rupfen, weil sie halb gefroren waren. Als Mrs. Grogan sie briet – und dabei dauernd mit der Nadel hineinstach, um das Fett heraustropfen zu lassen –, wurde sie das Gefühl nicht los, als würde sie sie nur aufwärmen, bevor sie sie wieder weiterschickte auf ihre gefährliche Reise.

Es war bereits April, als das Eis in Three Mile Falls aufbrach und der Fluß in St. Cloud's über seine Ufer trat; Wasser füllte den Keller des einstigen Hurenhotels und übte solchen Druck auf die Tragbalken aus, daß die Salonbar mitsamt ihrer Messingfußleiste durch den Fußboden stürzte und durch ein Dammschott hinaus und davon schwamm. Der Bahnhofsvorsteher sah sie verschwinden; von düsteren Vorzeichen besessen, wie er war, schlief er zwei Nächte hintereinander in seinem Büro, aus Furcht, das Bahnhofsgebäude sei in Gefahr.

Candys Bauch war so riesig, daß sie kaum noch schlief. An dem Morgen, als der Hügel schneefrei war, prüfte Homer Wells die Erde; er konnte einen Spaten beinah einen Fuß tief hineintreiben, bevor er auf gefrorenen Grund stieß – es mußte noch sechs Zoll tiefer tauen, bevor er Apfelbäumchen pflanzen konnte, doch er wagte nicht länger zu warten, bevor er die Reise nach Heart's Rock unternahm,

um die Bäumchen zu holen. Er wollte nicht fort sein, wenn Candy niederkam.

Olive war überrascht, ihn zu sehen, und auch über seine Bitte, den Cadillac gegen einen der Lieferwagen einzutauschen, um die jungen Bäumchen zu transportieren.

»Ich möchte einen Vierzig-mal-Vierzig-Standardgarten anpflanzen«, sagte Homer zu Olive. »Die Hälfte Macs, ungefähr zehn Prozent Rote Delicious und je weitere zehn oder fünfzehn Prozent Cortlands und Baldwins.«

Olive ermahnte ihn, auch ein paar Northern Spies dazwischen zu setzen und ein paar Gravensteiner – für Apfelkuchen. Sie fragte ihn, wie es Candy gehe, und warum sie nicht mitgekommen sei; er erzählte ihr, daß Candy zu beschäftigt sei. (Alle liebten sie, und die Kleinen hingen einfach an ihr.) Es würde schwerfallen, wieder fortzugehen, wenn die Zeit gekommen wäre, gestand Homer Olive; sie beide machten sich so nützlich – sie würden so sehr gebraucht. Und die unentwegten Anforderungen – »Ach, selbst ein freier Tag, wie dieser, läßt sich schwer einschieben«, sagte Homer.

»Du meinst, du wirst nicht über Nacht bleiben?« fragte Olive.

»Zu beschäftigt«, sagte Homer, »aber wir beide werden rechtzeitig wieder hier sein, um die Bienen auszusetzen.«

»Das wird um den Muttertag sein«, stellte Olive fest.

»Richtig«, sagte Homer Wells; er küßte Olive, deren Haut kühl war und nach Zigarettenasche roch.

Meany Hyde und Herb Fowler halfen ihm, den Lieferwagen zu beladen.

»Du willst ganz allein ein Vierzig-mal-Vierzig anpflanzen?« fragte ihn Meany. »Da kannst du nur hoffen, daß die Erde auftaut.«

»Da kannst du nur hoffen, daß dein Rücken was aus-

hält«, sagte Herb Fowler. »Da kannst du nur hoffen, daß dir nicht der Schwanz abfällt.«

»Wie geht's Candy?« fragte die dicke Dot Taft. Beinah so dick wie du, dachte Homer.

»Ganz gut«, sagte er. »Aber sehr beschäftigt.«

»Möchte ich wetten«, sagte Debra Pettigrew.

In dem Heizkeller unter dem Hummerbassin baute Ray Kendall seinen eigenen Torpedo.

»Wofür?« fragte Homer.

»Nur um zu sehen, ob ich es kann«, sagte Ray.

»Aber worauf wirst du ihn abfeuern?« fragte Homer. »Und von wo aus wirst du ihn abfeuern?«

»Der schwierige Teil ist das Gyroskop«, sagte Ray. »Es ist nicht schwierig, ihn abzufeuern – was schwierig ist, ist, ihn zu *steuern.*«

»Ich verstehe nicht«, sagte Homer Wells.

»Na, schau dich selbst an«, sagte Ray. »Du pflanzt einen Apfelgarten bei einem Waisenhaus. Du bist seit fünf Monaten dort, meine Tochter ist zu beschäftigt, um mich für einen Tag zu besuchen. Auch ich verstehe nicht alles.«

Auf der Fahrt zurück nach St. Cloud's fragte sich Homer, ob Rays kühles oder ausweichendes Verhalten Absicht gewesen sei. Er kam zu dem Schluß, daß Rays Botschaft klar war: Wenn ihr mir Dinge verheimlicht, werde ich euch auch nichts erklären.

»Einen Torpedo!« sagte Candy zu Homer, als er mit den jungen Bäumchen eintraf. »Wofür?«

»Wart's ab«, sagte Homer Wells.

Dr. Larch half ihm, die Bäumchen abzuladen.

»Sie sind ein bißchen dürr, nicht wahr?« fragte Larch.

»Sie werden nicht viel Früchte tragen, acht bis zehn Jahre lang«, sagte Homer.

»Dann zweifle ich, ob ich davon welche essen werde«, sagte Wilbur Larch.

»Ach«, sagte Homer, »auch bevor es Äpfel gibt an den Bäumen – denken Sie doch, wie die Bäume aussehen werden auf dem Hügel.«

»Sie werden dürr aussehen«, sagte Wilbur Larch.

In der Nähe der Hügelkuppe war der Boden immer noch gefroren; Homer konnte seinen Spaten nicht weit genug hineintreiben. Und weiter unten füllten sich die Löcher, die er grub, mit Wasser, das von dem Schnee abfloß, der im Wald immer noch schmolz. Weil er warten mußte, bis er die Bäumchen pflanzen konnte, befürchtete er, die Wurzeln könnten verschimmeln oder von Mäusen verwüstet werden – doch hauptsächlich war er gereizt, weil er den Kalender seines Lebens nicht genau kontrollieren konnte. Er hatte die Bäumchen pflanzen wollen, bevor Candy niederkam. Er wollte die ganze Hügelflanke bepflanzt haben, wenn das Baby geboren wurde.

»Was habe ich dir nur angetan, daß du so zwanghaft ordentlich geworden bist?« fragte Wilbur Larch.

»Chirurgie ist eine ordentliche Angelegenheit«, sagte Homer Wells.

Es wurde Mitte April, bis Homer die Löcher graben und den Vierzig-mal-Vierzig-Obstgarten anpflanzen konnte – was er in drei Tagen tat –, sein Rücken war so steif am Abend, daß er so unruhig und unbequem schlief wie Candy und sich herumwälzte und drehte wie sie.

Es war die erste warme Frühlingsnacht; sie hatten es viel zu warm unter der schweren Winterbettdecke; als Candys Fruchtwasser abging, verwechselten sie beide die Pfütze für einen Moment mit ihrem Schweiß.

Homer half ihr zur Spitalpforte der Knabenabteilung.

Schwester Edna bereitete Candy vor, während Homer lief, um mit Dr. Larch zu sprechen, der in Schwester Angelas Büro wartete.

»Dieses Kind werde *ich* entbinden«, sagte Larch. »Unparteilichkeit hat gewisse Vorteile. Väter sind eine Plage im Entbindungssaal. Wenn du dabeisein willst, kümmere dich nur um deine eigenen Angelegenheiten.«

»Richtig«, sagte Homer Wells. Er war ganz untypisch zappelig, und Dr. Larch lächelte über ihn.

Schwester Edna war bei Candy, während Schwester Angela Dr. Larch schrubbte. Homer Wells hatte bereits seine Maske angelegt, als er einen Tumult aus dem Schlafsaal der Jungen hörte. Er ließ die Maske an, als er nachsehen ging. Einer der John Larchs oder der Wilbur Walshs war aufgestanden und hinausgelaufen, um gegen eine Mülltonne zu pinkeln – mit beträchtlichem Lärm. Dies wiederum hatte einen großen Waschbären gestört, der sich am Müll zu schaffen machte, und der Waschbär hatte den pinkelnden Waisenknaben so sehr erschreckt, daß er sich den Pyjama naß machte. Homer versuchte dies ruhig in Ordnung zu bringen; er wollte zurück in den Entbindungssaal.

»Drinnen pinkeln ist besser bei Nacht«, bemerkte er zu dem Schlafsaal insgesamt. »Candy bekommt jetzt ihr Baby.«

»Was wird sie bekommen?« fragte einer der Jungen.

»Entweder einen Jungen oder ein Mädchen«, sagte Homer Wells.

»Welchen Namen wirst du ihm geben?« fragte ein anderer.

»Schwester Angela hat mir einen Namen gegeben«, sagte Homer Wells.

»Mir auch«, sagten mehrere von ihnen.

»Wenn es ein Mädchen ist, will ich sie Angela nennen«, sagte Homer Wells.

»Und wenn es ein Junge ist?«

»Wenn es ein Junge ist, will ich ihn Angel nennen«, sagte Homer. »Das ist eigentlich genau wie Angela, ohne das letzte A.«

»Angel?« fragte irgendeiner.

»Richtig«, sagte Homer Wells und gab ihnen allen einen Gutenachtkuß.

Als er ging, fragte ihn einer: »Und wirst du es hier lassen?«

»Nein«, sagte Homer Wells murmelnd, da er seine Maske wieder heraufgezogen hatte.

»Was?« riefen die Waisen.

»Nein«, sagte Homer deutlicher und nahm die Maske ab.

Es war heiß im Entbindungssaal. Das warme Wetter war unverhofft gekommen; weil niemand die Fliegengitter angebracht hatte, weigerte sich Larch, ein Fenster zu öffnen.

Als sie erfuhr, daß das Kind – so oder anders – nach ihr benannt werden würde, weinte Schwester Angela so sehr, daß Larch darauf bestand, daß sie eine frische Maske anlegte. Schwester Edna war zu klein, um an die Schweißperlen auf Larchs Stirn dranzukommen. Sie übersah einige davon. Als der Kopf des Babys austrat, taufte ein Tropfen von Larchs Schweiß das Kind mitten auf seine Schläfe – buchstäblich bevor es ganz geboren war –, und Homer Wells fühlte sich unwillkürlich an David Copperfield erinnert, der mit einem »Hautnetz«, einer Glückshaube, geboren worden war.

Als die Schultern nicht rasch genug folgten, um Larch zufriedenzustellen, nahm er das Kinn und das Nackengrübchen in beide Hände und zog den Säugling abwärts, bis er mit einer einzigen Aufwärtsbewegung die hintere Schulter zuerst auf die Welt holte. Homer Wells, der sich in die Lip-

pe biß, nickte beifällig, als die vordere Schulter – und der Rest des Kindes – folgte.

»Es ist ein Angel!« verkündete Schwester Edna Candy, die immer noch ein Ätherlächeln lächelte. Schwester Angela, die eine frische Maske durchfeuchtet hatte, mußte sich abwenden.

Erst nachdem die Plazenta ausgetrieben war, sagte Dr. Larch, wie er es manchmal sagte: »Perfekt!« Dann, und das hatte er noch nie getan, küßte er Candy – wenn auch durch seine Maske – mitten zwischen ihre weit offenen ätherbefreiten Augen.

Am nächsten Tag schneite und schneite es – ein wütender Aprilschneesturm, der den Winter nicht fahrenlassen wollte –, und Homer betrachtete seine neu gepflanzten Apfelbäume mit Sorge; die zerbrechlichen, schneebedeckten Bäumchen erinnerten ihn an die glücklosen Gänse, die auf dem Mühlenteich eine verfrühte Landung versucht hatten.

»Hör auf, dich um die Bäume zu sorgen«, sagte Wilbur Larch. »Sie sind jetzt auf sich selbst angewiesen.«

Das war auch Angel Wells – acht Pfund, sieben Unzen, und weder eine Waise noch eine Abtreibung.

Eine Woche vor Maibeginn gab es immer noch zu viel Schnee in St. Cloud's, als daß es schon ein Matschwetter gewesen wäre. Homer Wells hatte die einzelnen Zweige eines jeden seiner Apfelbäumchen geschüttelt; und Mäusespuren um einen besonders verletzlich aussehenden Winter-Banana-Baum hatten ihn veranlaßt, Gifthafer und Giftmais zu streuen. Jeder Baum hatte eine Metallmanschette um seinen schlanken Stamm. Hirsche hatten bereits die Reihe der Macintoshs angeknabbert, die nah am Wald gepflanzt waren. Homer legte tiefer im Wald eine Salzlecke für die Hir-

sche aus, in der Hoffnung, das Salz möge sie dort zurückhalten.

Candy stillte Angel, dessen schorfiger Rest einer Nabelschnur abgefallen und dessen Beschneidung verheilt war. Homer hatte seinen Sohn selbst beschnitten.

»Du mußt in Übung bleiben«, hatte Dr. Larch zu ihm gesagt.

»Sie meinen, ich soll meinen Sohn beschneiden?« hatte Homer gefragt.

»Möge es der einzige Schmerz sein, den du ihm jemals zufügen wirst«, hatte Wilbur Larch erwidert.

Es gab morgens immer noch Eis, an der Innenseite der Fensterscheiben. Homer pflegte seinen Finger an die Scheibe zu halten, bis sein Finger leuchtend rot war, naß und kalt, und dann berührte er Candy mit dem Finger – was sie aufweckte, wenn sie zu langsam auf sein sanftes Streicheln über ihre Stoppeln reagierte. Homer und Candy waren entzückt, wie sie zusammen wieder in das Bett paßten und wie Angel zwischen sie hineinpaßte, wenn Candy ihn stillte, und wie Candys Milch sie manchmal noch vor Angels Geschrei weckte. Sie waren sich einig: Nie waren sie glücklicher gewesen. Was machte es schon, wenn der Himmel, obschon fast Mai war, immer noch von der Schieferfarbe des Februar war und immer noch gestreift von Graupelschnee? Was machte es schon, wenn das Geheimnis, das sie in St. Cloud's hüteten, nicht für immer gehütet werden konnte – und bereits ein Geheimnis war, das halb Heart's Haven und halb Heart's Rock selbst herauszufinden schlau genug gewesen war? Die Leute von Maine bedrängen einen nicht; sie lassen einen von allein zu Verstand kommen, wenn die Zeit reif ist.

Alle zwei Tage fand in der Apotheke ein Wiegeritual mit

Angel Wells statt, wobei Schwester Angela die Tabellen führte und Dr. Larch und Homer abwechselnd in Angels Bauch knufften, ihm in die Augen sahen und seine Greifreflexe überprüften. »Gebt es nur zu«, sagte Schwester Edna zu Candy und Homer bei solch einer Wiegezeremonie: »Euch gefällt es hier.«

An diesem Tag, in St. Cloud's, hatte es dreiunddreißig Grad Fahrenheit – knapp über dem Gefrierpunkt; der feuchte Schnee, mit dem der Vormittag angefangen hatte, verwandelte sich in Eisregen. An diesem Tag, in Heart's Rock, hatte Olive Worthington ihr eigenes Geheimnis. Vielleicht hätte Olive, wären Homer und Candy ihr gegenüber entgegenkommender gewesen, ihr Geheimnis mit ihnen geteilt. Sie hätte zum Telephon gegriffen und sie angerufen. Aber die Leute in Maine lieben das Telephon nicht, eine taktlose Erfindung; besonders im Falle wichtiger Nachrichten trifft einen das Telephon unvorbereitet. Ein Telegramm bietet einem eine respektvolle Anstandsfrist, in der man seine Sinne zusammenraffen und antworten kann. Olive sandte ihnen ihr Geheimnis in einem Telegramm; dies gab allen noch ein wenig Zeit.

Candy sollte das Telegramm als erste sehen. Sie stillte gerade Angel in der Mädchenabteilung, vor einem ganz verständigen Publikum von Waisenmädchen, als Mrs. Grogan ihr das Telegramm brachte, das einer der für den Bahnhofsvorsteher schuftenden Lakaien endlich auszuliefern sich bequemt hatte. Das Telegramm war ein offenkundiger Schock für Candy, die Angel abrupt Mrs. Grogan in die Arme drückte, obwohl Angel noch nicht fertig getrunken hatte. Es verwunderte Mrs. Grogan, daß Candy sich nicht einmal die Zeit nahm, ihre Brust richtig in ihren Büstenhalter zurückzuschieben – sie knöpfte sich lediglich die Bluse

zu und lief, trotz des Wetters, hinaus und hinüber zur Spitalpforte der Knabenabteilung.

Zu diesem Zeitpunkt fragte Homer gerade Dr. Larch, ob eine Röntgenaufnahme von seinem (Homers) Herzen sich für ihn als aufschlußreich erweisen könnte.

Wilbur Larch überlegte sich seine Antwort sehr sorgfältig, als Candy zu ihnen hereinplatzte.

Olive Worthington war eine Yankee-Frau, sie kannte den Preis eines Telegramms, die Kosten für jedes Wort, aber ihre Begeisterung für die Sache hatte sie eindeutig mitgerissen; sie übertraf bei weitem ihr übliches wortkarges Selbst.

WALLY LEBEND GEFUNDEN/STOP/
GENESUNG VON ENZEPHALITIS CEYLON/STOP/
BEFREIT AUS RANGOON BIRMA/STOP/
TEMPERATUR ZWEIUNDNEUNZIG GRAD/STOP/
GEWICHT EINHUNDERTUNDFÜNF PFUND/STOP/
GELÄHMT/STOP/
IN LIEBE OLIVE

»Einhundertundfünf Pfund«, sagte Homer Wells.

»*Lebend*«, flüsterte Candy.

»Gelähmt«, sagte Schwester Angela.

»Enzephalitis«, sagte Wilbur Larch.

»Wie *konnte* er zweiundneunzig Grad Temperatur haben, Wilbur?« fragte Schwester Edna. »Das wären ja – zweiunddreißig Grad Fieber!«

Dr. Larch wußte es nicht; er wollte keine Vermutung wagen. Es war wieder eines jener Details, deren Klärung sehr lange Zeit zu brauchen pflegt. Für Hauptmann Worthington, der – vor etwa zehn Monaten – sein Flugzeug über Birma

sich selbst überlassen hatte, würde die Klärung mancher solcher Details Jahre dauern.

Es regnete so stark, als er absprang, daß es Wally schien, als müsse der Fallschirm den Regen wegschieben, um sich zu öffnen. Aber das Dröhnen des Flugzeugs war so nah, daß Wally fürchtete, die Leine zu früh zu reißen. Er fürchtete auch den Bambus – er hatte Geschichten gehört von Fliegern, die von ihm gepfählt worden waren –, doch er verfehlte den Bambus, landete in einem Teakbaum und renkte sich die Schulter an einem Ast aus. Sein Kopf mochte gegen den Stamm geschlagen sein, oder aber der Schmerz in seiner Schulter bewirkte, daß er das Bewußtsein verlor. Es war dunkel, als er erwachte, und weil er nicht sehen konnte, wie tief unten der Boden war, wagte er es erst am Morgen, sich von den Fallschirmleinen zu befreien. Dann verabreichte er sich zuviel Morphium – für seine Schulter – und verlor die Spritze in der Dunkelheit.

In der Eile hatte er vor dem Abspringen keine Zeit gehabt, eine Machete ausfindig zu machen; am Morgen brauchte er – mit nur einem einsatzfähigen Arm und unter Zuhilfenahme des Bajonetts aus der Stiefelscheide – eine ganze Weile, die Fallschirmleinen durchzuschneiden. Als er sich auf den Boden herabließ, blieb seine Hundemarke an einer Liane hängen. Wegen seiner verletzten Schulter konnte er weder sein ganzes Gewicht mit einem Arm stützen, noch die Erkennungsmarke befreien, und so verlor er sie.

Die Kette schnitt ihm in den Nacken, als die Marke sich löste, und er landete auf einem alten Teakholzstamm, der unter den Farnen und unter den toten Palmwedeln verborgen war. Der Stamm rollte, und Wally verstauchte sich den Knöchel. Als ihm klar wurde, daß er bei dem Monsunwetter niemals Ost und West würde unterscheiden können, fiel

ihm plötzlich auf, daß sein Kompaß verschwunden war. Er streute sich Sulfonamidpuder auf seinen zerschnittenen Nacken.

Wally hatte keine Ahnung, wo China war; er suchte sich einen Weg, kroch hindurch, wo immer es am wenigsten dicht war. Auf diese Weise hatte er nach drei Tagen den Eindruck, daß der Dschungel entweder lichter wurde oder daß er besser wurde darin, seinen Weg dahindurch zu suchen. China lag östlich von Wally, aber Wally ging nach Süden; China lag oben – jenseits der Berge –, aber Wally suchte die Täler. Wo Wally war, verliefen die Täler südwestlich. In einer Hinsicht hatte er recht: der Dschungel lichtete sich. Es wurde auch wärmer. Jede Nacht kletterte er auf einen Baum und schlief in einer Astgabel. Die großen gewundenen Stämme des Baobaumes – knorrig wie riesige hölzerne Kabel – boten die besten Astgabeln zum Schlafen, aber Wally war nicht das erste Lebewesen, das dies herausgefunden hatte. Eines Nachts, auf Augenhöhe in der Astgabel eines Baobaumes neben ihm, untersuchte ein Leopard sich auf Zecken. Wally folgte dem Beispiel des Leoparden und entdeckte einige. Er gab es auf, die Blutegel entfernen zu wollen.

Eines Tages sah er eine Python – eine kleine, etwa fünfzehn Fuß lang. Sie lag auf einem Stein und verschlang etwas, annähernd von der Größe und Gestalt eines Jagdhundes. Wally schätzte, daß es ein Affe war, auch wenn er sich nicht erinnern konnte, Affen gesehen zu haben. Er hatte natürlich Affen gesehen, aber er hatte sie vergessen; er hatte Fieber. Er versuchte seine Temperatur zu messen, aber das Thermometer in seinem Erste-Hilfe-Beutel war zerbrochen.

An dem Tag, da er einen Tiger durch einen Fluß schwimmen sah, bemerkte er die Moskitos; das Klima änderte sich.

Der Fluß mit dem Tiger darin hatte ein weites Tal geschaffen; auch der Wald wurde anders.

Wally fing einen Fisch mit bloßen Händen und aß dessen Leber roh; er kochte Frösche, groß wie Katzen, aber ihre Schenkel waren fischiger als die Froschschenkel, an die er sich erinnerte. Vielleicht lag es am fehlenden Knoblauch.

Er aß etwas, das von der Konsistenz einer Mango war und überhaupt keinen Geschmack hatte; die Frucht hinterließ einen moderigen Nachgeschmack, und einen ganzen Tag lang übergab er sich und hatte Fieberschauer. Dann verwandelte sich der Fluß, in dem er den Tiger gesehen hatte, in einen größeren Fluß; die Monsunwasser hatten eine mächtige Strömung; Wally fühlte sich ermutigt, ein Floß zu bauen. Er erinnerte sich an die Flöße, die er zum Befahren des Drinkwater Lake konstruiert hatte, und er heulte, als er feststellte, wieviel schwerer es war, ein Floß aus Bambus und Lianen zu bauen als aus Pechkiefer und Seilen – und gefundenen Brettern und Nägeln. Und auch, wieviel schwerer der grüne Bambus war. Es machte nichts aus, daß das Floß leckte; es schwamm kaum über Wasser; und wenn er es an irgendeiner Stelle schleppen mußte, dann konnte er es, wie er wußte, nicht heben.

Er bemerkte noch mehr Moskitos, besonders als der Fluß sich verbreiterte und die Strömung sich verlangsamte und er nur dahintrieb. Er hatte keine Ahnung, wie viele Tage er dahingetrieben war, oder wann er zum erstenmal mit Sicherheit wußte, daß er Fieber hatte. Etwa um die Zeit, als er die Reisfelder und die Wasserbüffel sah, sollte er später erzählen. Eines Tages sollte er sich daran erinnern, wie er den Frauen auf den Reisfeldern gewinkt hatte; sie schienen überrascht, ihn zu sehen.

Als Wally die Reisfelder sah, muß er gewußt haben, daß

er die falsche Richtung eingeschlagen hatte. Er war in das Innere Birmas gelangt, das geformt ist wie ein Drachen mit langem Schwanz; er war viel näher an Mandalay als an China, und die Japaner hielten Mandalay. Doch Wally hatte einhundertvier Grad Fahrenheit – das sind vierzig Grad Fieber; er ließ sich nur treiben; manchmal konnte er den Fluß nicht von den Feldern unterscheiden. Es war sonderbar, daß Männer wie Frauen lange Röcke trugen, doch nur die Männer hatten ihr Haar bedeckt; sie trugen etwas auf dem Kopf, das wie ein Korb aussah, und die Körbe waren mit Bändern von leuchtendbunter Seide umwunden. Die Frauen gingen barhäuptig, aber viele von ihnen steckten sich Blumen ins Haar. Männer wie Frauen flochten ihr Haar zu Zöpfen. Sie schienen dauernd zu essen, aber sie kauten nur Betelnüsse. Ihre Zähne waren verfärbt; mit ihren Lippen sahen sie aus, als hätten sie Blut getrunken, aber das war nur der Betelsaft.

Die Behausungen, wohin sie Wally brachten, waren alle gleich – einstöckige, strohgedeckte Hütten auf Bambusstelzen; die Familien aßen draußen auf einer Veranda. Sie gaben ihm Reis und Tee und jede Menge Sachen mit Curry. Als sein Fieber fiel, aß Wally *Panthay Khowse* (Nudeln mit Huhn) und *Nga Sak Kin* (Fischbällchen mit Curry). Dies waren die ersten Wörter, die seine birmesischen Retter ihm beizubringen versuchten, aber Wally mißverstand es; er glaubte, *Nga Sak Kin* sei der Name des Mannes, der ihn von dem Floß getragen hatte und Wallys Kopf festhielt, während die Frau des Mannes Wally mit ihren Fingern fütterte. Sie war wunderbar klein und trug eine reinweiße Bluse; ihr Ehemann berührte die Bluse und nannte sie bei ihrem Namen, da er versuchte, Wally mehr von seiner Sprache beizubringen.

*»Aingyis«*, sagte der Mann, und Wally glaubte, dies sei der Name der Frau.

Sie roch wie das Innere der strohgedeckten Hütten – sie roch nach Kaliko und Zitronenschale.

Sie waren ein so freundliches Paar, *Nga Sak Kin* und *Aingyis*; Wally wiederholte laut ihre Namen und lächelte. Sie lächelten zurück, der Herr Curryfischbällchen und seine Frau, die Frau Bluse. Sie rochen klebrigsüß wie Mandelgebäck. Sie rochen so zitrusherb wie bergamottensüß.

Mit dem Fieber war die Starre in seinem Hals und seinem Rücken gekommen, doch als das Fieber fiel und er aufhörte sich zu erbrechen – als die Kopfschmerzen vorbei und die Schüttelfröste verschwunden waren und ihm nicht einmal mehr übel war – da bemerkte er die Lähmung. Damals war es eine starre Lähmung in seinen unteren und oberen Extremitäten. (»Spastizität«, hätte Wilbur Larch es genannt.)

Wallys Arme und Beine standen starr ab, und er konnte sie nicht bewegen; er delirierte zwei bis drei Wochen lang, und wenn er zu sprechen versuchte, war seine Sprache schleppend und langsam. Er hatte Schwierigkeiten beim Essen, wegen des Tremors in seinen Lippen und in seiner Zunge. Er konnte seine Blase nicht leeren, und die Eingeborenen mußten ihn mit einem rauhen dünnen Bambusstengel katheterisieren – damit er überhaupt urinieren konnte.

Sie transportierten ihn immer weiter. Sie transportierten ihn stets auf dem Wasser. Einmal sah er Elefanten; sie schleppten Baumstämme aus dem Wald. Die Wasseroberfläche wurde dauernd von Schildkröten und schwarzen Schlangen und Wasserhyazinthen aufgestört sowie von Betelsaft, der von einem dunkleren Rot war als die Blutspuren in seinem Urin.

*»Nga Sak Kin?«* fragte Wally. *»Aingyis?«* fragte er. Wohin waren sie verschwunden? Auch wenn die Gesichter seiner Retter dauernd wechselten, schienen sie ihn zu verstehen. Mußten aus einer großen Familie stammen, dachte Wally. »Ich bin gelähmt, nicht wahr?« fragte er die hübschen kleinen Männer und Frauen, die immerzu lächelten. Eine der Frauen wusch und kämmte sein Haar; ihre ganze Familie schaute zu, wie die Sonne Wallys Haar trocknete und einen blonden Schimmer darin aufglühen ließ, was alle maßlos beeindruckte!

Sie gaben ihm eine lange, reinweiße Bluse anzuziehen. *»Aingyis«*, sagten sie. Oh, es ist ein Geschenk von ihr! dachte er. Dann verdeckten sie sein blondes Haar mit einer schwarzen Perücke – es war ein wächserner Zopf, und sie türmten ihn hoch auf seinen Kopf und verzierten ihn mit Blumen. Die Kinder kicherten. Sie rasierten sein Gesicht so scharf, daß seine Haut brannte; sie rasierten seine Beine – unter den Knien, wo seine Beine aus dem langen Rock herausragten, den sie ihn hatten anziehen lassen. Der Sinn des Spiels war, ihn in Sicherheit zu bringen, ihn untertauchen zu lassen. Weil sein Gesicht so hübsch war, war es leichter für sie, eine Frau aus ihm zu machen als einen Mann; die birmesische Idealfrau hat keine Brüste.

Schade, daß sie nicht sorgfältiger waren, wenn sie ihn katheterisierten – sie waren so sorgfältig bei allem anderen. Der Bambusstengel war nicht immer sauber; die Rauheit des Katheters führte zu Blutungen, doch der Schmutz bescherte ihm die Infektion. Sie sollte ihn steril machen. Der Nebenhoden, so hätte Wilbur Larch ihn aufklären können, ist eine einzige geringelte Röhre, in der die Spermien heranreifen, nachdem sie das Testikel verlassen haben. Bei einer Nebenhodenentzündung wird das Spermium daran gehin-

dert, den Samenleiter zu erreichen. In Wallys Fall versiegelte die Infektion seinen Leiter für immer.

Sie taten gut daran, ihn zu katheterisieren – falsch war nur die Methode. Er litt an Harnretention, seine Blase war überdehnt – sie hatten keine andere Wahl, als ihm Erleichterung zu verschaffen. Manchmal fragte sich Wally, ob es nicht einen leichteren Weg gäbe – oder ob der Bambus sauber sei – aber was konnte er ihnen sagen? *»Aingyis«*, pflegte er zu sagen. *»Nga Sak Kin?«* pflegte er sie zu fragen.

Monate später sollte er das Bombardement hören. »Irrawaddy«, sollten sie ihm erklären. Man bombardierte die Ölfelder am Irrawaddy. Wally wußte, wo er war. Er hatte ebenfalls diese Ölfelder bombardiert. Bevor er das Bombardement hörte (und als Frau verkleidet, wie immer), wurde er zu einem Arzt in Mandalay gebracht. Seine Augen schmerzten, weil sie ihm eine Currypaste ins Gesicht gerieben hatten, um ihn bräunlich aussehen zu lassen. Doch aus der Nähe, mit den blauen Augen und der patrizierhaften Nase, hätte er niemanden täuschen können. Er sah viele Japaner in Mandalay. Der Arzt hatte Mühe, Wally zu erklären, was ihm fehle. Er sagte folgendes auf englisch: »Japanisches B-Moskito.«

»Ich wurde von einem japanischen Moskito gestochen?« sagte Wally. Aber was war ein B-Moskito? fragte er sich. Er brauchte keinen Katheter mehr, um zu pinkeln, doch die Infektion hatte ihr Unheil angerichtet.

Zu der Zeit, als er das Bombardement am Irrawaddy hörte, war die Lähmung aus seinen oberen Extremitäten gewichen – er konnte seine Arme wieder voll gebrauchen –, und die Spastizität war aus seinen Beinen gewichen; auch wenn seine Beine immer noch gelähmt waren, war es eine schlaffe Lähmung und nicht ganz symmetrisch (sein linkes

Bein war lebloser als sein rechtes). Seine Blase war in Ordnung, und abgesehen von den Auswirkungen des Curry war auch sein Darm in Ordnung; was er von seiner geschlechtlichen Funktion spürte, fühlte sich normal an.

»Es gibt keine autonomen Folgen der Enzephalitis«, sollte Wilbur Larch Candy und Homer Wells erklären.

»Was heißt das?« fragte Candy.

»Es heißt, daß Wally ein normales Geschlechtsleben haben kann«, sagte Homer Wells, der nichts wußte von Wallys Epididymis. Wally würde ein normales Geschlechtsleben haben, aber er würde keine ausreichende Spermienzahl haben. Er würde immer noch einen Orgasmus und eine Ejakulation haben – weil die Samenflüssigkeit hauptsächlich in der Prostata produziert wird, die etwas weiter unten liegt. Er würde nur niemals ein eigenes Kind zeugen können.

Zu jener Zeit wußte keiner von ihnen, daß Wally steril geworden war; sie wußten nur von der Enzephalitis.

Wally hatte sie sich von den Moskitos eingefangen. Sie hieß Japanische B-Enzephalitis, und sie war während des Krieges in Asien ziemlich verbreitet. »Es ist ein Zeckenvirus«, erklärte Wilbur Larch.

Eine residuelle schlaffe Lähmung der unteren Extremitäten war keine häufige Folge der Krankheit, doch sie war gut genug bekannt, um wissenschaftlich dokumentiert zu sein. Da gibt es zahlreiche Veränderungen, die im Gewebe des Gehirns stattfinden, aber die Veränderungen, die im Rückenmark stattfinden, ähneln sehr der Poliomyelitis. Die Inkubationszeit beträgt ungefähr eine Woche, und der akute Krankheitsverlauf beträgt nur eine Woche bis zehn Tage; die Genesung ist sehr langsam, mit Muskeltremor, der manchmal Monate anhält.

»Eine schwere Krankheit, die die Vögel da übertragen«, sagte Wilbur Larch zu Schwester Edna und zu Schwester Angela.

Der Moskito holt sich das Virus von den Vögeln und überträgt es auf Menschen und andere große Säugetiere.

Wallys Gesicht war so hübsch, und er hatte so viel Gewicht verloren; das war der Grund, warum sie ihn als Frau verkleideten. Die Japaner fühlten sich angezogen wie auch eingeschüchtert von den birmesischen Frauen – besonders den Frauen von Padaung mit ihren hohen Messingcolliers, die in Spiralen gewunden wurden, um den Hals zu strekken. Daß Wally ein Invalide *und* eine Frau war, machte ihn unberührbar. Daß sie ihm ein eurasisches Aussehen verpaßt hatten, machte ihn auch zum Kastenlosen.

Als die Monsunzeit endete, im Oktober, reisten sie entweder nachts auf dem Fluß, oder sie schützten ihn mit einem Regenschirm vor der Sonne – und wieder mit Currypaste. Er wurde der Curryfischbällchen überdrüssig, aber er fragte immer wieder danach – so jedenfalls meinten die Birmesen; sie waren das einzige, was sie ihm gaben. Und wenn er delirierte, sagte er Candys Namen. Einer der Bootsleute fragte ihn danach.

»Candy?« erkundigte er sich höflich. An diesem Tag waren sie auf einem Sampan. Wally lag unter einem Mattendach und beobachtete den Bootsmann beim Rudern.

*»Aingyis«*, sagte Wally. Er meinte, ähnlich wie sie – eine brave Frau, eine Ehefrau.

Der Bootsmann nickte. Im nächsten Hafen am Fluß – Wally wußte nicht, wo: es mochte Yandoon gewesen sein – gaben sie ihm abermals eine reinweiße Bluse.

»Candy!« sagte der Bootsmann. Wally glaubte, er meine: gib sie Candy. Er lächelte; er ließ sich einfach treiben.

Die spitze Nase des Sampan schien den Weg zu erschnuppern. Es war ein Land der Gerüche für Wally – es war ein duftender Traum.

Wilbur Larch konnte sich Wallys Reise vorstellen. Es war natürlich eine Ätherreise. Elefanten und Ölfelder, Reisterrassen und fallende Bomben, verkleidet als Frau und gelähmt von der Hüfte abwärts – Larch war dort gewesen; er war überall gewesen. Er hatte keine Mühe, sich Rangoon und Wasserbüffel vorzustellen. Jeder Äthertraum hatte sein Gegenstück an britischen Untergrundagenten, die amerikanische Piloten über den Golf von Bengalen schmuggelten. Wallys Reise durch Birma war ein Ausflug, wie ihn Wilbur Larch schon oft unternommen hatte. Der Johannisbeerduft von Petunien lag immer im Streit mit dem Gestank von Dung.

Man flog Wally über den Golf von Bengalen – in einem kleinen Flugzeug mit einem britischen Piloten und einer singhalesischen Besatzung. Wilbur Larch hatte viele solche Flüge unternommen.

»Sprichst du Singhala?« fragte der Engländer Wally, der auf dem Kopilotensitz saß. Der Pilot roch nach Knoblauch und Gilbwurz.

»Ich weiß nicht einmal, was Singhala ist«, sagte Wally. Wenn er seine Augen schloß, sah er immer noch die wächsernen weißen Blüten der wilden Limonellenbüsche; er sah immer noch den Dschungel.

»Hauptsprache von Ceylon, mein Junge«, sagte der Pilot. Der Pilot roch auch nach Tee.

»Wir fliegen nach Ceylon?« fragte Wally.

»Man kann keinen Blonden in Birma lassen, alter Knabe«, sagte der Engländer. »Weißt du nicht, daß Birma voller Nipponsöhne ist?« Doch Wally erinnerte sich lieber

an seine eingeborenen Freunde. Sie hatten ihm beigebracht, Salaam zu sagen – eine tiefe Verbeugung, die rechte Hand an der Stirn (immer die rechte Hand, hatten sie erklärt); es war eine Verbeugung zum Gruß. Und wenn ihm übel war, hatte immer einer die Punkah für ihn bewegt – eine Punkah ist ein großer, schirmförmiger Fächer, der durch ein Seil bewegt wird (das von einem Diener gezogen wird).

»Punkah«, sagte Wally zu dem englischen Piloten.

»Was's das, alter Knabe?« fragte der Pilot.

»Es ist so heiß«, sagte Wally, der sich schläfrig fühlte; sie flogen in sehr niedriger Höhe, und das kleine Flugzeug war ein Backofen. Ein Hauch von Sandelholz drang durch den stärkeren Knoblauch im Schweiß des Piloten.

»Zweiundneunzig Grad, amerikanisch, als wir in Rangoon starteten«, sagte der Pilot. Der Pilot fand es witzig, »amerikanisch« zu sagen statt »Fahrenheit«, aber Wally merkte es nicht.

»Zweiundneunzig Grad!« sagte Wally. Es war ihm, als sei dies die erste Tatsache, an die er den Hut hängen konnte, wie man in Maine zu sagen pflegt.

»Was ist mit deinen Beinen passiert?« fragte der Engländer beiläufig.

»Japanischer B-Moskito«, erklärte Wally. Der britische Pilot blickte ernst; er glaubte, Wally meine ein Flugzeug – als sei Japanischer B-Moskito der Name eines Jagdflugzeugs, das Wallys Flugzeug abgeschossen hätte.

»Das kenn' ich gar nicht, alter Knabe«, gestand der Pilot Wally. »Dachte, ich hätte sie alle gesehen, aber den Nipponsöhnen ist nicht zu trauen.«

Die singhalesische Besatzung hatte sich mit Kokosöl eingeschmiert, und sie trugen Sarongs und lange kragenlose

Hemden. Zwei von ihnen aßen etwas, und einer kreischte ins Funkgerät; der Pilot sagte in scharfem Ton etwas zu dem Funker, der augenblicklich seine Stimme senkte.

»Singhala ist eine schreckliche Sprache«, vertraute der Pilot Wally an. »Klingt wie Katzen beim Ficken.«

Als Wally nicht auf seinen Humor reagierte, fragte der Engländer, ob er schon einmal in Ceylon gewesen sei. Als Wally ihm nicht antwortete – Wally schien mit offenen Augen zu träumen –, sagte der Engländer: »Wir haben nicht nur die ersten Gummibäume gepflanzt *und* ihre verdammten Gummiplantagen aufgebaut – wir haben ihnen auch beigebracht, Tee zu brauen. Sie wußten, wie man ihn anbaut, das muß man ihnen lassen, aber es war keine anständige Tasse Tee zu kriegen auf dieser ganzen verdammten Insel. Und jetzt wollen die unabhängig werden«, sagte der Engländer.

»Zweiundneunzig Grad«, sagte Wally lächelnd.

»Ja, versuche nur, dich zu entspannen«, sagte der Pilot. Wenn Wally rülpste, schmeckte er Zimt; wenn er die Augen schloß, sah er afrikanische Ringelblumen aufgehen wie Sterne.

Plötzlich fingen die drei Singhalesen gleichzeitig zu sprechen an. Zuerst sagte das Funkgerät etwas, und dann sprachen die drei wie im Chor.

»Verdammte Buddhisten, sie alle«, erklärte der Pilot. »Sogar im verdammten Funk beten sie. Das ist Ceylon«, sagte der Engländer. »Zwei Drittel Tee und ein Drittel Gummi und Gebet.« Er schrie den Singhalesen etwas zu, und sie senkten ihre Stimmen.

Irgendwo über dem Indischen Ozean, kurz bevor sie Ceylon sahen, war der Pilot beunruhigt über ein Flugzeug in seiner Nachbarschaft. »Betet jetzt, verdammt noch mal,

ihr«, sagte er zu den Singhalesen, die allesamt schliefen. »Dieses japanische B-Moskito«, sagte der Engländer zu Wally. »Wie sieht es aus?« fragte er. »Oder hat es dich von hinten erwischt?«

Doch alles, was Wally sagen konnte, war: »Zweiundneunzig Grad.«

Nach dem Krieg sollte Ceylon eine unabhängige Nation werden; vierundzwanzig Jahre später sollte das Land seinen Namen ändern in Sri Lanka. Doch alles, woran Wally sich erinnern sollte, war, wie heiß es gewesen war. In gewisser Weise war sein Fallschirm niemals gelandet. In gewisser Weise war er zehn Monate lang über Birma geblieben – gleichsam schwebend. Alles, was Wally von seiner eigenen Geschichte in Erinnerung behalten sollte, machte nicht viel mehr Sinn als ein Ätherrausch. Und wie er den Krieg überleben sollte – steril, gelähmt, beide Beine schlaff –, das war schon geträumt worden von der dicken Dot Taft.

Es war vierunddreißig Grad Fahrenheit in St. Cloud's, als Homer Wells zum Bahnhof ging und dem Bahnhofsvorsteher ein Telegramm an Olive diktierte. Homer hätte sie nicht einfach anrufen und *so* direkt anlügen können. Und hatte Olive nicht auch ein Telegramm geschickt? Sie mochte ihre Gründe gehabt haben, nicht am Telephon sprechen zu wollen. Mit dem sicheren Gefühl, daß Ray und Olive alles wußten, was Homer und Candy machten, diktierte Homer sein Telegramm an Olive – eine höfliche Förmlichkeit wahrend, schwach wie ein Verdacht. Es war ein Verdacht, der nur auf unhöfliche Weise zu beweisen gewesen wäre, und Homer war höflich.

GOTT SEGNE DICH UND WALLY/STOP/
WANN SEHEN WIR IHN/STOP/
CANDY UND ICH KEHREN BALD HEIM/STOP/
HABE KLEINEN JUNGEN ADOPTIERT/STOP/
ALLES LIEBE HOMER

»Du bist etwas jung, um jemanden zu adoptieren, nicht wahr?« fragte der Bahnhofsvorsteher.

»Richtig«, sagte Homer.

Candy telephonierte mit ihrem Vater.

»Es wird Wochen dauern, vielleicht Monate, bis man ihn transportieren kann«, sagte Ray zu ihr. »Er muß etwas Gewicht zusetzen, bevor er so weit reisen kann, und wahrscheinlich müssen Untersuchungen vorgenommen werden – und es herrscht immer noch Krieg, vergiß das nicht.«

Candy, an ihrem Ende der Leitung, weinte nur.

»Sag mir, wie es dir geht, Schatz«, sagte Ray Kendall. Das war der Moment, da sie ihm hätte sagen können, daß sie Homers Baby bekommen hatte.

Doch was sie schließlich sagte, war: »Homer hat eine der Waisen adoptiert.«

Nach einer Pause sagte Ray Kendall: »Nur eine?«

»Er hat einen kleinen Jungen adoptiert«, sagte Candy. »Natürlich werde ich ebenfalls mithelfen. Irgendwie haben wir zusammen ein Baby adoptiert.«

»Soso«, sagte Ray.

»Sein Name ist Angel«, sagte Candy.

»Segen auf sein Haupt«, sagte Ray. »Segen auch für euch beide.«

Candy weinte noch ein bißchen mehr.

»Adoptiert, hm?« fragte Ray seine Tochter.

»Ja«, sagte Candy Kendall. »Einen der Waisenjungen.«

Sie hörte mit dem Stillen auf, und Schwester Edna machte sie mit dem Gerät zum Abpumpen ihrer Brüste bekannt. Angel mißbilligte seine Bekehrung zur Fläschchenmilch, und ein paar Tage war er sehr reizbar und launisch. Candy war ebenfalls reizbar und launisch.

Als Homer bemerkte, daß ihr Schamhaar beinah wieder ganz nachgewachsen sein würde, bis sie nach Heart's Haven zurückkehrten, schnauzte sie ihn an.

»Um Gottes willen, wer wird schon sehen, ob ich Schamhaare habe oder nicht – außer dir?« fragte Candy.

Homer zeigte ebenfalls Anzeichen von Belastung.

Er war ungehalten über Dr. Larchs Vorschlag, daß Homers Zukunft im Arztberuf liegen könne. Larch beharrte weiter darauf, Homer ein nagelneues Exemplar von *Grays Anatomie* zu schenken; er schenkte ihm auch Greenhills Standardwerk über *Gynäkologische Praxis* und das britische Meisterwerk *Diseases of Women.*

»Herr im Himmel«, sagte Homer Wells. »Ich bin Vater, und ich werde Apfelfarmer werden.«

»Du hast eine beinah perfekte geburtshilfliche Technik«, sagte Larch zu ihm. »Du brauchst nur noch ein wenig mehr vom Gynäkologischen – und das Pädiatrische natürlich.«

»Vielleicht ende ich als Hummerfischer«, sagte Homer.

»Und ich abonniere dich auf das *New England Journal of Medicine*«, sagte Dr. Larch. »Und auf das *JAMA*, und das *S.G. and O …*«

»Sie sind der Arzt«, sagte Homer Wells erschöpft.

»Wie fühlst du dich?« fragte Candy Homer.

»Wie ein Waisenjunge«, sagte Homer. Sie hielten einander fest, aber sie machten nicht Liebe. »Wie fühlst *du* dich?« fragte Homer.

»Ich werd's nicht wissen, bevor ich ihn sehe«, sagte Candy aufrichtig.

»Was wirst du dann wissen?« fragte Homer.

»Ob ich ihn liebe, oder dich, oder euch beide«, sagte sie. »Oder ich werde nicht *mehr* wissen, als was ich jetzt weiß.«

»Es heißt immer noch ›Kommt Zeit, kommt Rat‹, nicht wahr?« fragte Homer.

»Du erwartest doch nicht von mir, daß ich ihm etwas erzähle, während er immer noch dort drüben ist, oder?« fragte Candy.

»Nein, natürlich erwarte ich das nicht«, sagte er sanft. Sie hielt ihn noch fester; sie fing wieder an zu weinen.

»Oh, Homer«, sagte sie. »Wie kann er bloß nur einhundertundfünf Pfund wiegen?«

»Ich bin sicher, er wird etwas Gewicht zusetzen«, sagte Homer, aber plötzlich zitterte er am ganzen Körper; Wallys Körper war so stark gewesen. Homer erinnerte sich an das erste Mal, als Wally ihn zum Ozean mitgenommen hatte; die Brandung war ungewöhnlich rauh gewesen. Wally hatte ihn bei der Hand genommen und ihm gezeigt, wie man unter den Wellen hindurchtauchen und wie man auf ihnen reiten kann. Sie waren eine Stunde lang den Strand entlang gewandert, ohne Ablenkung durch Candy; sie hatte sich gebräunt.

»Ich versteh dieses blöde Herumliegen in der Sonne nicht«, hatte Wally zu Homer gesagt, der beipflichtete. »Entweder man tut etwas in der Sonne und bekommt ein wenig Farbe, oder man tut etwas anderes – aber man tut etwas. Das ist die Hauptsache.«

Sie sammelten Muscheln und Steine – die Beschäftigung so vieler Spaziergänger auf der Suche nach ganz besonderen Exemplaren. Homer war augenblicklich beeindruckt von

der Glätte der Steine und der zerbrochenen Muschelstücke – wie hatten das Wasser und der Sand sie doch poliert.

»Dies ist ein Stück mit sehr viel Erfahrung«, hatte Wally gesagt und Homer ein besonders abgewetztes Muschelstück in die Hand gedrückt; es hatte keine Kanten.

»Viel Erfahrung«, hatte Homer gesagt.

Und danach hatte Wally gesagt: »Und das ist ein weltlicher Stein«, und einen alten, glatten vorgezeigt.

Homer glaubte, daß sein Verlangen nach Candy alles verändert habe, sogar den Naturvorgang des Glattschleifens von Muscheln und Steinen. Wenn er und Wally noch einmal an den Strand gingen, würden sie dann wieder so spazierenlaufen, oder war es unvermeidlich, daß die Liebe zu einer Frau sogar ihre alltäglichsten gemeinsamen Erfahrungen verändern konnte? War er nur fünf Minuten lang sein Freund gewesen? fragte sich Homer Wells – und sein Rivale für den Rest seines Lebens?

Homer betraute Schwester Angela mit der Fürsorge für den Obstgarten am Hügel. Er erklärte, daß die Maschendrahtmanschetten rund um die Bäume nicht so straff gewickelt werden dürften, daß sie das Wachstum der Bäume beeinträchtigten – aber auch nicht so locker, daß Mäuse die Bäume ringeln konnten. Er zeigte ihr, wie man die Gänge der Fichtenmäuse entdecken konnte, die die Wurzeln fraßen.

Alle küßten Candy zum Abschied, sogar Wilbur Larch – der, als er den Arm ausstreckte, um Homers Hand zu schütteln, verlegen dreinschaute, weil Homer seine Hand beiseite schob und ihn umarmte und ihn auf seinen ledrigen Hals küßte. Schwester Edna schluchzte ganz ungehemmt. Und kaum war der Lieferwagen an der Mädchenabteilung vorbeigerollt, schloß Wilbur Larch sich in der Apotheke ein.

Es war ein Sonntag, und darum war Raymond Kendall mit seinem selbstgebastelten Torpedo beschäftigt, als Homer Candy nach Hause brachte. Candy sagte zu Homer, daß sie nicht vor dem nächsten Morgen bereit wäre, Olive unter die Augen zu treten, doch wurde sie von unvorhergesehener Panik erfaßt, als Homer mit Angel davonfuhr. Obwohl ihre Milch versiegt war, wußte sie, daß sie immer noch nach der Uhr ihres Babys aufwachen würde – auch wenn nur Homer das Geschrei tatsächlich hören würde. Und wie viele Nächte war es her, seit sie allein geschlafen hatte?

Am nächsten Tag sollte sie zu Homer sagen: »Wir müssen eine Möglichkeit finden, ihn uns zu teilen. Ich meine, noch bevor wir es Olive sagen – von Wally ganz zu schweigen –, müssen wir *beide* uns um ihn kümmern, wir müssen *beide* mit ihm zusammensein. Ich vermisse ihn einfach zu sehr.«

»Ich vermisse dich«, sagte Homer Wells zu ihr.

Er war eine Waise, die weniger als einen Monat ihres Lebens eine Familie gehabt hatte, und er war nicht darauf vorbereitet, abermals keine Familie zu haben.

Als er und Angel auf Ocean View eintrafen, begrüßte Olive Homer wie eine Mutter; sie schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn und weinte. »Zeig mir das Baby – oh, er ist ein Schatz!« weinte sie. »Was ist überhaupt in dich gefahren? Du bist so jung, und du bist ganz allein.«

»Na, das Baby war ebenfalls ganz allein«, murmelte Homer. »Und Candy wird mir helfen.«

»Natürlich«, sagte Olive. »Ich werde dir ebenfalls helfen.« Sie trug Angel in Wallys Zimmer, wo Homer zu seiner Überraschung eine Wiege vorfand – und mehr Babysachen, als man bei einer gründlichen Durchsuchung sowohl

der Knaben- als auch der Mädchenabteilung von St. Cloud's hätte auftreiben können.

Eine ganze Batterie von Milchfläschchen erwartete Homer in der Küche. Olive hatte sogar einen besonderen Topf zum Sterilisieren der Schnuller gekauft. Im Wäscheschrank gab es mehr Windeln als Kopfkissen und Bettlaken und Handtücher.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Homer das Gefühl, er sei adoptiert worden. Zu seinem Schrecken sah er, daß Olive ihn liebte.

»Ich glaube, daß du und Angel Wallys Zimmer haben solltet«, sagte Olive; sie hatte offenbar emsig Pläne geschmiedet. »Wally wird keine Treppen steigen können, darum lasse ich das Speisezimmer zu einem Schlafzimmer umbauen – wir können immer in der Küche essen, und das Speisezimmer hat ja die Terrasse, wenn gutes Wetter ist. Ich lasse eine Rampe von der Terrasse zum Patio rund um den Swimmingpool bauen, für den Rollstuhl.«

Als Homer sie umfangen hielt, während sie weinte, beschlich ihn ein neues Schuldgefühl wie der Anbruch der Nacht, wie diese stets alte, stets neue Reue, die zu fürchten Mr. Rochester Jane Eyre gelehrt hatte, dieses »Gift des Lebens«.

In der zweiten Maiwoche arbeiteten Ira Titcomb und Homer nebeneinander, sie setzten die Bienen in den Obstgärten aus. Es war zu Anfang der Blütezeit, am Abend vor Muttertag, als sie die Stöcke ausbrachten. Alle dachten an den Muttertag dieses Jahr; niemand hatte Olive vergessen. Das Haus war voll von kleinen Geschenken, überall standen Krüge mit blühenden Apfelbaumzweigen, und sogar Homer hatte ein Muttertagsgeschenk bekom-

men – so spaßig fanden sie es, daß er ein Baby adoptiert hatte.

»Stell dir nur vor, du mit deinem ganz eigenen Baby!« Dies war die Art, wie Big Dot Taft es ausdrückte.

Im Apfelmarkt, wo man den Schautischen einen neuen Farbanstrich gab, waren zwei Babys zur Schau gestellt – Angel Wells und Pete, der Junge von Florence und Meany Hyde. Pete Hyde sah aus wie eine Kartoffel, verglichen mit Angel Wells – was besagen soll, daß seine Miene völlig ausdruckslos war und daß er offenbar in seinem Gesicht keine Knochen hatte.

»Na, Homer, dein Angel ist ein Engel«, pflegte Florence Hyde zu sagen, »und mein Pete ist ein Pete.«

Die Apfelmarktfrauen hänselten ihn ohne Ende; Homer lächelte nur. Debra Pettigrew zeigte besonderes Interesse, mit Angel Wells zu hantieren; sie pflegte dem Baby die längste Zeit aufmerksam ins Gesicht zu schauen, bevor sie verkündete, daß sie sicher sei, das Baby werde einmal genauso aussehen wie Homer. »Nur aristokratischer«, vermutete sie. Drück-mich-Louise sagte, das Baby sei »zu schön für große Worte«. Wenn Homer draußen im Garten war, kümmerten sich entweder Olive oder eine der Apfelmarktfrauen um Angel, doch die meiste Zeit kümmerte sich Candy um ihr Baby.

»Irgendwie haben wir ihn zusammen adoptiert«, pflegte sie zu erklären. Sie sagte es so oft, daß Olive sagte, Candy sei ebenso eine Mutter für dieses Kind, wie Homer es sei, und darum machte Olive – als eine Art Scherz – Candy ebenfalls ein Muttertagsgeschenk. Unterdessen taten die Bienen ihre Arbeit, schleppten Pollen von der Frying-Pan zum Cock Hill, und der Honig leckte zwischen den Schindeln hervor, die die Bienenstöcke bargen.

Eines Morgens entdeckte Homer Wells Olives Handschrift am Zeitungsrand – eine bleistiftgekritzelte Anmerkung zu den Schlagzeilen des Tages, deren jede Olive zu ihrem Kommentar veranlaßt haben mochte. Aber irgendwie glaubte Homer, diese Anmerkung gelte ihm.

UNERTRÄGLICHE UNAUFRICHTIGKEIT

hatte Olive geschrieben.

Und eines Abends hörte Candy zufällig Ray. Ihr Schlafzimmerlicht war aus; in der pechschwarzen Dunkelheit hörte sie ihren Vater sagen: »Es ist nicht falsch, aber es ist nicht richtig.« Zuerst dachte sie, er wäre am Telephon. Nachdem sie wieder in Schlaf gesunken war, weckte sie das Geräusch ihrer sich öffnenden und schließenden Tür noch einmal, und sie erkannte, daß Ray bei ihr in ihrem Zimmer gesessen und sie angesprochen hatte – im Schlaf, in der Dunkelheit.

Und manche Nächte während der Blütezeit pflegte Candy zu Homer zu sagen: »Du bist ein geplagter Vater.«

»Das ist er, nicht wahr?« pflegte Olive bewundernd zu sagen.

»Ich werde dir den Kleinen über Nacht abnehmen«, pflegte Candy zu sagen, und Homer pflegte zu lächeln bei aller Gespanntheit solcher Wortwechsel. Er pflegte allein aufzuwachen in Wallys Zimmer, in der Erwartung, daß Angel nach seinem Fläschchen verlangte. Er konnte sich vorstellen, wie Raymond Kendall aufstand, um die Milch zu wärmen, und wie Candy in ihrem Bett lag, das Milchfläschchen in einem annähernd so richtigen Winkel zu ihrer Brust, wie sie es nur bewerkstelligen konnte.

Rays Torpedoteile waren aus dem Marinestützpunkt von Kittery geklaut.

Homer und Candy wußten beide, wie er sie beschafft hatte, aber nur Candy tadelte Ray deswegen.

»Ich habe denen schon mehr Fehler bei diesen Dingern nachgewiesen, als sie bisher überhaupt gebaut haben«, sagte Ray. »Sehr unwahrscheinlich, daß sie mich ertappen.«

»Aber wofür eigentlich?« fragte Candy ihren Vater. »Es gefällt mir nicht, daß wir eine Bombe hier haben – besonders, wo wir ein Baby im Haus haben.«

»Na, als ich den Torpedo ins Haus holte«, erklärte Ray, »wußte ich nichts von dem Baby.«

»Na, jetzt weißt du es«, sagte Candy. »Feuere ihn doch ab, auf irgend etwas – irgend etwas weit Entferntes.«

»Wenn er fertig ist, werde ich ihn abfeuern«, sagte Ray.

»Auf was wirst du ihn abfeuern?« fragte Homer Raymond Kendall.

»Ich weiß nicht«, sagte Ray. »Vielleicht auf den Haven-Club – das nächste Mal, wenn sie mir sagen, daß ich ihre Aussicht verschandele.«

»Es gefällt mir gar nicht, daß ich nicht weiß, *wofür* du etwas machst«, sagte Candy zu ihrem Vater, als sie allein waren.

»Es ist so«, sagte Ray langsam. »Ich will dir sagen, wie er ist – ein Torpedo. Er ist wie Wally, der nach Hause kommt. Du weißt, er kommt, doch du kannst den Schaden nicht kalkulieren.«

Candy bat Homer um eine Deutung dessen, was Ray gesagt hatte.

»Er will dir überhaupt nichts sagen«, sagte Homer. »Er fischt im trüben – er möchte, daß du ihm etwas sagst.«

»Angenommen, es geht alles weiter, wie es ist?« fragte Candy Homer, nachdem sie sich im Ciderhaus geliebt hatten, das noch nicht für den Ernteeinsatz geputzt worden war.

»Wie es ist«, sagte Homer Wells.

»Ja«, sagte sie. »Nur einmal angenommen, wir warten und warten. Wie lange können wir warten?« fragte sie. »Ich meine, angenommen, nach einer Weile wird es leichter, zu warten, als es zu sagen?«

»Wir werden es sagen müssen, irgendwann«, sagte Homer Wells.

»Wann?« fragte Candy.

»Wenn Wally nach Hause kommt«, sagte Homer.

»Wenn er nach Hause kommt, gelähmt, und weniger wiegt, als ich jetzt«, sagte Candy. »Ist das der Moment, ihn damit zu überfallen?« fragte sie.

Gab es denn Dinge, in die man sich nicht hätte hineinfinden können? fragte sich Homer Wells. Das Skalpell, so erinnerte er sich, hat ein gewisses Gewicht; man braucht nicht darauf zu drücken – es scheint von selber zu schneiden – aber man muß doch in gewisser Weise die Verantwortung dafür übernehmen. Wenn man es aufnimmt, muß man es bewegen. Ein Skalpell erfordert nicht die Autorität der Kraft, aber es verlangt von dem Benutzer die Autorität der Bewegung.

»Wir müssen wissen, wohin wir gehen«, sagte Homer Wells.

»Aber wie, wenn wir es nicht wissen?« fragte Candy. »Wie, wenn wir nur wissen, daß wir bleiben wollen? Wie, wenn wir einfach warten und weiter warten?«

»Du meinst, daß du niemals wissen wirst, ob du ihn liebst oder mich?« fragte Homer sie.

»Zu alledem kommt vielleicht noch hinzu, wie sehr er mich brauchen wird«, sagte Candy. Homer legte seine Hand auf sie – dahin, wo ihr Schamhaar nachgewachsen war, beinah genau so, wie es gewesen war.

»Glaubst du nicht, daß ich dich ebenfalls brauchen werde?« fragte er sie.

Sie drehte sich auf die andere Hüfte und wandte ihm den Rücken zu – und zog dabei seine Hand weg von dort, wo er sie berührt hatte, und drückte sie an ihre Brust.

»Wir müssen abwarten«, sagte sie.

»Über einen gewissen Punkt hinaus möchte ich nicht warten«, sagte Homer Wells.

»Welcher Punkt ist das?« fragte Candy.

Weil seine Hand auf ihrer Brust lag, spürte er, wie sie den Atem anhielt.

»Wenn Angel alt genug ist, um entweder zu wissen, daß er eine Waise ist, oder um zu wissen, wer seine Eltern sind«, sagte Homer. »Das ist der Punkt. Ich will nicht, daß Angel glaubt, er sei adoptiert. Ich möchte nicht, daß er nicht weiß, wer seine Mutter und sein Vater sind.«

»Ich mache mir keine Sorgen um Angel«, sagte Candy. »Angel wird jede Menge Liebe bekommen. Ich mache mir Sorgen um dich und mich.«

»Und um Wally«, sagte Homer.

»Wir werden verrückt werden«, sagte Candy.

»Wir werden nicht verrückt werden«, sagte Homer. »Wir werden uns um Angel kümmern müssen und dafür sorgen, daß er sich geliebt fühlt.«

»Aber was, wenn *ich* mich nicht geliebt fühle, oder *du* – was dann?« fragte Candy ihn.

»Wir werden warten bis dahin«, sagte Homer Wells. »Wir werden einfach abwarten«, sagte er, beinah überraschend heftig. Eine Frühlingsbrise wehte über sie hinweg und führte den eklig-süßen Gestank faulender Äpfel heran. Der Geruch hatte eine Schärfe, beinah wie Ammoniak, die Homer Wells so überwältigte, daß er Candys Brust

losließ und seinen Mund und seine Nase mit der Hand bedeckte.

Erst im Sommer sollte Candy zum erstenmal direkt von Wally hören. Sie erhielt tatsächlich einen Brief – einen richtigen Brief –, ihre erste Nachricht von ihm, seit er vor einem Jahr abgeschossen worden war.

Wally hatte sechs Wochen im Mount-Lavinia-Spital in Ceylon verbracht. Man hatte ihn von dort nicht transportieren wollen, bevor er nicht mindestens fünfzehn Pfund zugenommen hatte, sein Muskeltremor abgeklungen war und die von der Unterernährung herrührende tagträumerische Geistesabwesenheit aufgehört hatte, die sein Sprechen beeinträchtigte. Er schrieb aus New Delhi; nach einem Monat dort hatte er weitere zehn Pfund zugenommen. Er sagte, daß er gelernt habe, Zimt in seinen Tee zu tun, und daß das Klatschen der Sandalen im Spital beinah nie aufhöre.

Man versprach ihm, daß man ihn die lange Heimreise antreten lassen werde, sobald er einhundertvierzig Pfund wog und sobald er ein paar Grundübungen beherrschte, die wesentlich waren für seine Rehabilitation. Er konnte die Route seiner in Aussicht genommenen Heimreise nicht schildern, wegen des Zensors. Wally hoffte, der Zensor werde – angesichts seiner Lähmung – Verständnis dafür haben, daß es notwendig war für ihn, etwas über seine »perfekt normale« Geschlechtsfunktion zu sagen. Der Zensor hatte dies durchgehen lassen. Wally wußte immer noch nicht, daß er steril war; er wußte, daß er eine Harnleiterinfektion gehabt hatte und daß die Infektion vorbei war.

»Und wie geht es Homer? Ich vermisse ihn so sehr!« schrieb Wally.

Doch nicht diese Stelle des Briefes erschütterte Candy

zutiefst. Candy war so niedergeschmettert durch den Anfang, daß der Rest des Briefes nur noch eine fortgesetzte Vernichtung war.

»Ich habe solche Angst, du wirst keinen Krüppel heiraten wollen«, fing Wally an.

In ihrem Einzelbett, von den Gezeiten in den Schlaf gewiegt und wieder wach gerüttelt, starrte Candy auf das Bild ihrer Mutter auf dem Nachttisch. Sie hätte in diesem Moment gerne eine Mutter gehabt, mit der sie hätte reden können, und vielleicht weil sie keine Erinnerung an ihre Mutter hatte, erinnerte sie sich an den ersten Abend, als Homer und sie im Waisenhaus angekommen waren. Dr. Larch hatte den Jungen aus *Große Erwartungen* vorgelesen. Candy sollte niemals die Zeile vergessen, bei der sie und Homer eingetreten waren.

»›Ich erwachte, ohne daß mich im Schlaf das Gefühl meiner Nichtswürdigkeit verlassen hätte‹«, hatte Wilbur Larch gerade vorgelesen. Entweder hatte Dr. Larch vorab beschlossen, die Abendlektüre mit dieser Zeile zu beenden, oder aber er hatte Candy und Homer Wells erst jetzt in der offenen Tür bemerkt – das grelle Licht auf dem Flur, eine nackte Glühbirne, bildete eine Art von anstaltsmäßigem Heiligenschein über ihren Köpfen – und seine Stelle im Buch verloren, was ihn aus der Eingebung des Augenblicks veranlaßte, das Vorlesen zu beenden. Aus welchem Grunde auch immer, dieses Gefühl der Nichtswürdigkeit war Candys Einführung in St. Cloud's gewesen und der Anfang und das Ende ihrer Gutenachtgeschichte.

## 10

# *Fünfzehn Jahre*

Seit fünfzehn Jahren waren Lorna und Melony nun ein Paar. Sie waren gesetzt auf ihre Art. Die ehemaligen jungen Rebellinnen aus der Nur-für-Frauen-Pension bewohnten jetzt die besten Zimmer – mit Blick auf den Fluß – und spielten, für ein Entgegenkommen in ihrer Miete, die Oberaufseherinnen des Hauses. Melony war geschickt. Sie hatte Klempnerei und Elektrikerin auf der Schiffswerft gelernt, wo sie eine von drei Werkselektrikern war. (Die anderen zwei waren Männer, doch sie machten nie Quatsch mit Melony; das wagte niemand.)

Lorna war häuslicher geworden. Ihr fehlte die Konzentration für die Weiterbildung in der Werft, aber sie blieb angestellt – »Bleib, wegen der Rente«, hatte Melony ihr geraten. Lorna mochte sogar die Monotonie am Fließband, und sie war schlau genug, sich für die übertariflich bezahlten Schichten zu melden – sie war bereit, zu ungewöhnlichen Zeiten zu arbeiten, wenn sie weniger arbeiten konnte. Daß sie abends oft so lange fortblieb, beunruhigte Melony.

Lorna wurde zunehmend feminin. Sie trug nicht nur Kleider (sogar bei der Arbeit) und benutzte mehr Make-up und Parfüm (und achtete auf ihr Gewicht), sondern ihr einst hartes Gesicht wurde auch weicher, und sie gewöhnte sich ein Lächeln an (besonders wenn sie getadelt wurde). Melony fand sie zunehmend passiv.

Als Paar hatten sie selten gestritten, weil Lorna nicht mitstreiten wollte. Im Laufe der fünfzehn Jahre hatte sie

entdeckt, daß Melony nachgab, wenn sie nicht auf Gegenwehr stieß; angesichts eines Widerstandes pflegte Melony niemals aufzugeben.

»Du kämpfst nicht fair«, klagte Melony manchmal.

»Du bist viel größer als ich«, erwiderte Lorna dann listig.

Was eine Untertreibung war. Damals, 195–, als Melony in den Vierzigern war (wie alt genau, wußte niemand), wog sie einhundertfünfundsiebzig Pfund. Sie war fünf Fuß acht Zoll groß; sie maß beinah fünfzig Zoll um die Brust, was bedeutete, daß sie Männerhemden trug (große; alles unter Kragenweite 43 paßte ihr nicht; weil sie kurze Arme hatte, mußte sie immer die Ärmel aufrollen). Um die Taille brauchte sie Größe 44, im Schritt aber maß sie nur 28 Zoll (was bedeutete, daß sie ihre Hosen unten umschlagen oder sie von Lorna kürzen lassen mußte). Melonys Hosen waren immer so eng an den Schenkeln, daß die Bügelfalten nicht lange hielten, dafür hingen sie am Gesäß sehr sackförmig – Melony war nicht fettärschig, sie hatte die unbetonten Hüften der meisten Männer. Sie hatte kleine Füße, die ihr immer weh taten.

In fünfzehn Jahren war sie nur einmal verhaftet worden – wegen einer Schlägerei. Tatsächlich lautete die Anklage auf Körperverletzung, doch am Ende bekam sie nur eine einfache Ruhestörung angehängt. Sie war auf der Damentoilette einer Pizza-Bar in Bath gewesen, als irgendein College-Junge versucht hatte, Lorna in ein Gespräch zu verwickeln. Als er Melony ihren Platz neben Lorna an der Bar einnehmen sah, flüsterte er Lorna zu: »Ich glaube kaum, daß ich für deine Freundin einen Kerl auftreiben könnte.« Er dachte wohl an eine Verabredung zu viert.

»Sprich lauter!« sagte Melony. »Flüstern ist unhöflich.«

»Ich habe gesagt, ich glaube kaum, daß ich für dich einen Kerl auftreiben könnte«, sagte der Junge frech.

Melony legte ihren Arm um Lorna und wölbte ihre Hand über Lornas Brust.

»Ich könnte keinen Schäferhund finden, der stillhalten würde für dich«, sagte Melony zu dem College-Jungen.

»Blöde Tucke«, sagte er, als er ging. Er dachte, er hätte leise genug gesprochen, und hatte hauptsächlich den Werftarbeitern am anderen Ende der Bar Eindruck machen wollen; er konnte nicht wissen, daß die Männer Melonys Kollegen waren. Sie hielten den College-Jungen fest, während Melony ihm mit einem eisernen Serviettenhalter die Nase brach.

Melony schlief am liebsten mit ihrem breiten Gesicht auf Lornas straffem nacktem Bauch ein; wann Melony eingeschlafen war, merkte Lorna immer an Melonys regelmäßig werdendem Atem, den sie an ihrem Schamhaar spürte. In fünfzehn Jahren hatte es nur eine Nacht gegeben, wo Lorna ihre Freundin bitten mußte, ihren schweren Kopf beiseite zu rücken, bevor sie fest eingeschlafen war.

»Was ist los? Hast du Krämpfe?« fragte Melony.

»Nein, ich bin schwanger«, sagte Lorna. Melony glaubte, es sei ein Scherz, bis Lorna auf die Toilette ging, um sich zu übergeben.

Als Lorna ins Bett zurückkehrte, sagte Melony: »Ich möchte versuchen, es zu verstehen, ganz ruhig. Wir sind wie ein Ehepaar seit fünfzehn Jahren, und jetzt bist du schwanger.« Lorna kugelte sich um eines der Kopfkissen zusammen; sie bedeckte ihren Kopf mit dem anderen Kissen. Ihr Gesicht und ihr Bauch und ihr Geschlecht waren geschützt, aber trotzdem zitterte sie; sie fing an zu weinen. »Ich schätze, was du mir sagen willst«, fuhr Melony fort, »ist, daß es, wenn Frauen miteinander ficken, viel länger dauert, bis eine von ihnen schwanger wird, als wenn eine

Frau mit einem Kerl fickt. Richtig?« Lorna antwortete ihr nicht; sie schniefte nur weiter. »Zum Beispiel fünfzehn Jahre – zum Beispiel so lange. Es dauert fünfzehn Jahre, bis Frauen schwanger werden, wenn sie mit anderen Frauen ficken. Junge, was für 'ne Anstrengung«, sagte Melony.

Sie ging zum Fenster und betrachtete die Aussicht auf den Kennebec; im Sommer war das Laub an den Bäumen so dicht, daß der Fluß kaum zu sehen war. Sie ließ sich von einer Sommerbrise den Schweiß an ihrem Nacken und auf ihrer Brust trocknen, bevor sie zu packen anfing.

»Bitte geh nicht fort – verlaß mich nicht«, sagte Lorna; sie lag immer noch zusammengekugelt auf dem Bett.

»Ich packe *deine* Sachen«, sagte Melony. »Ich bin ja nicht schwanger. Ich muß nirgendwohin gehen.«

»Wirf mich nicht raus«, sagte Lorna jämmerlich. »Schlag mich, aber wirf mich nicht raus.«

»Du nimmst den Zug nach Saint Cloud's. Wenn du dort ankommst, fragst du nach dem Waisenhaus«, sagte Melony zu ihrer Freundin.

»Es war nur ein Kerl – nur ein Kerl, und es war nur ein Mal!« schrie Lorna.

»Nein, war es nicht«, sagte Melony. »Ein Kerl macht dich *mit einem Mal* schwanger. Bei Frauen dauert es fünfzehn Jahre.«

Als sie Lornas Sachen gepackt hatte, stand Melony über das Bett gebeugt und schüttelte ihre Freundin, die sich unter den Bettdecken zu verstecken suchte. »Fünfzehn Jahre!« schrie Melony. Sie schüttelte Lorna und schüttelte sie, aber sonst tat sie ihr nichts. Sie brachte Lorna sogar zum Zug. Lorna sah ganz aufgelöst aus, dabei war das erst der frühe Morgen eines Sommertages, der ziemlich drückend zu werden versprach.

»Ich frag nach dem Waisenhaus?« fragte Lorna betäubt. Zusätzlich zu ihrem Koffer reichte Melony Lorna einen großen Karton.

»Und den gibst du einer alten Frau namens Grogan – falls sie noch am Leben ist«, sagte Melony. »Sag nichts zu ihr, gib ihn ihr einfach nur. Und falls sie tot ist oder nicht mehr da –«, fuhr Melony fort; dann unterbrach sie sich. »Vergiß es«, sagte sie. »Sie ist entweder da, oder sie ist tot, und falls sie tot ist, bringst du den Karton zurück. Du kannst ihn mir wiedergeben, wenn du den Rest deiner Sachen abholst.«

»Den Rest meiner Sachen?« fragte Lorna.

»Ich war dir treu. Ich war treu wie ein Hund«, sagte Melony, lauter, als sie hatte sprechen wollen, weil der Zugführer sie sonderbar anschaute – als sei sie ein Hund. »Siehste was, was dir gefällt, Arschgesicht?« fragte Melony den Zugführer.

»Der Zug fährt gleich ab«, murmelte er.

»Bitte, wirf mich nicht raus«, flüsterte Lorna Melony zu.

»Ich hoffe, du hast ein richtiges Ungeheuer in dir«, sagte Melony zu ihrer Freundin. »Ich hoffe, es reißt dich in Stükke, wenn man es dir aus dem Loch zieht.«

Lorna stürzte hin auf dem Gang im Waggon, als sei sie niedergeschlagen worden, und Melony ließ sie hingestreckt liegen. Der Zugführer half Lorna auf die Beine und auf ihren Sitz; aus dem Fenster des rollenden Zuges sah er Melony fortgehen. Das war der Moment, als der Zugführer merkte, daß er beinah so heftig zitterte wie Lorna.

Melony dachte an Lorna, wie sie anlangte in St. Cloud's – an diesen Scheißkerl von Bahnhofsvorsteher (ob er noch dort war?), diesen langen Marsch den Hügel hinauf, mit ihrem Koffer und dem großen Karton für Mrs. Grogan (ob

Lorna es schaffte?), und war der Alte immer noch im Geschäft? Sie war seit fünfzehn Jahren nicht mehr wütend gewesen, aber dies hier war ein erneuter Verrat, und Melony grübelte nach, wie rasch ihre Wut zurückgekehrt war; sie schärfte alle ihre Sinne. Es juckte sie in den Fingern, wieder Äpfel zu pflücken.

Sie war überrascht, daß sie es fertigbrachte, ohne Heftigkeit an Homer Wells zu denken. Sie erinnerte sich, wie entzückt sie anfangs gewesen war, Lorna als Kumpel zu haben – zum Teil, weil sie Lorna vorjammern konnte, was Homer ihr angetan hatte. Jetzt stellte Melony sich vor, wie gern sie sich bei Homer über Lorna beklagen würde.

»Diese kleine Hure«, würde sie zu Homer sagen. »Wenn nur irgendeiner 'ne Beule in der Hose hatte, konnte sie sich nicht satt sehen.«

»Richtig«, würde Homer sagen, und gemeinsam würden sie ein Gebäude demolieren – nur um es in den Strom der Zeit zu stoßen. Wenn die Zeit verstreicht, möchte man die Menschen, die einen einst kannten, gern wiedersehen; mit ihnen kann man richtig sprechen. Wenn genug Zeit verstrichen ist – was macht es dann schon, was sie einem angetan haben?

Melony stellte fest, daß sie einen Augenblick so denken konnte; doch wenn sie im nächsten Augenblick wieder an Homer Wells dachte, wollte sie ihn am liebsten umbringen.

Als Lorna zurückkehrte von St. Clouds und in die Fremdenpension ging, um ihre Sachen zu holen, fand sie alles ordentlich zusammengepackt und in Kisten verstaut und in einem Winkel des Zimmers zusammengestellt; Melony war bei der Arbeit, darum nahm Lorna ihre Sachen und ging.

Danach sahen sie sich vielleicht einmal die Woche in der

Werft oder in der Pizza-Bar in Bath, wo alle aus der Werft hingingen; bei solchen Gelegenheiten waren sie höflich, aber stumm. Nur einmal richtete Melony das Wort an Lorna.

»Die alte Frau, die Grogan – war sie am Leben?« fragte Melony.

»Ich hab den Karton nicht wieder mitgebracht, oder?« fragte Lorna.

»Also hast du ihn ihr gegeben?« fragte Melony. »Und du hast nichts gesagt?«

»Ich hab nur gefragt, ob sie am Leben ist, und eine der Krankenschwestern sagte ja, also hab ich den Karton einer der Schwestern gegeben, als ich gegangen bin«, sagte Lorna.

»Und der Arzt?« fragte Melony. »Der alte Larch – ist er am Leben?«

»Kaum noch«, sagte Lorna.

»Verdammt will ich sein«, sagte Melony. »Hat's weh getan?«

»Nicht sehr«, sagte Lorna vorsichtig.

»Schade«, sagte Melony. »Es hätte richtig weh tun sollen.«

In der Fremdenpension, wo sie jetzt die einzige Oberaufseherin war, riß sie aus einem uralten Katalog einen vergilbten Artikel heraus und eine Photographie aus der Tageszeitung. Sie ging in den Antiquitätenladen, der von ihrer dusseligen alten Verehrerin Mary Agnes Cork geführt wurde, deren Adoptiveltern gut zu ihr gewesen waren; sie hatten ihr sogar die Verantwortung für den Familienbetrieb übertragen. Melony bat Mary Agnes um einen geeigneten Rahmen für den Zeitungsartikel und das Photo, und Mary Agnes war entzückt, etwas Perfektes anbieten zu können: einen echt viktorianischen Bilderrahmen von einem Schiff, das in den Werften von Bath instand gesetzt worden war.

Mary Agnes verkaufte Melony den Rahmen weit unter Wert, obwohl Melony eine reiche Frau war. Elektriker werden gut bezahlt, und Melony hatte seit fünfzehn Jahren Vollzeit für die Werft gearbeitet; und als Oberaufseherin der Fremdenpension wohnte sie beinahe mietfrei. Sie besaß kein Auto, und sie kaufte alle ihre Kleidung aus Beständen der US-Marine.

Es paßte gut, daß der Rahmen aus Teak war – das Holz jenes Baumes, der Wally Worthington eine ganze Nacht lang in der Luft über Birma festgehalten hatte –, denn der Artikel handelte von Hauptmann Worthington, und das Bild, das Melony nach fünfzehn Jahren wiedererkannt hatte, zeigte ebenfalls Wally. Der Artikel handelte nur von der wunderbaren Rettung des abgeschossenen (und gelähmten) Piloten, der mit dem Purple-Heart-Orden ausgezeichnet worden war. Aus Melonys Sicht ähnelte die ganze Geschichte der Handlung eines billigen und unwahrscheinlichen Abenteuerfilms, aber das Bild gefiel ihr – und auch jener Teil des Artikels, der besagte, daß Wally ein Lokalheld sei, ein Worthington aus der Familie der Worthingtons, die seit vielen Jahren die Ocean-View-Obstgärten in Heart's Rock besaßen und verwalteten.

In ihrem Schlafzimmer in der Fremdenpension in Bath hängte Melony den antiken Bilderrahmen mit dem Artikel und der Photographie über ihr Bett. In der Dunkelheit war sie froh, zu wissen, daß er da war – über ihrem Kopf, wie die Geschichte. Und genauso froh war sie, wenn sie die Photographie bei Tageslicht betrachtete. In der Dunkelheit verweilte sie bei den Silben des Namens dieses Helden.

»Worthington«, sagte sie laut, manchmal auch »Ocean View«, was ihr schon vertrauter war; oder »Heart's Rock«, wobei sie rasch die kurzen Wörter ausspuckte.

In solchen Stunden vor Anbruch der Dämmerung, es sind für Schlaflose die schwersten, pflegte Melony zu flüstern: »Fünfzehn Jahre.« Und kurz bevor sie einschlief, fragte sie dann das erste fahle Licht, das in ihr Schlafzimmer kroch: »Bist du noch dort, Sonnenstrahl?« Am allerschwersten fällt es uns doch, hinzunehmen, daß das Verstreichen der Zeit die Menschen, die uns einmal am meisten bedeuteten, einhüllt in Gedankenstriche.

Seit fünfzehn Jahren hatte Homer Wells die Verantwortung für das Schreiben und Anbringen der Spielregeln im Ciderhaus übernommen. Jedes Jahr heftete er sie ganz zum Schluß an die Wand, nachdem der frische Farbanstrich getrocknet war. Manches Jahr hatte er versucht, bei den Regeln witzig zu sein; in anderen Jahren hatte er versucht, unbekümmert zu klingen; vielleicht war es weniger der Regelkatalog selbst als vielmehr Olives Ton gewesen, der eine gewisse Kränkung bewirkte und es daher für die Wanderarbeiter zu einer Frage des Stolzes machte, die Regeln nie zu befolgen.

Die Regeln selbst änderten sich kaum. Die rotierende Gitterscheibe mußte gereinigt werden. Ein warnendes Wort über das Trinken und Einschlafen im Kühllagerraum war geboten. Und lange nachdem das Riesenrad in Cape Kenneth abgebaut worden war und es so viele Lichter an der Küste gab, daß der Ausblick vom Dach des Ciderhauses dem Blick auf eine ferne Großstadt glich, saßen die Wanderarbeiter immer noch auf dem Dach und tranken zuviel und fielen herunter und pflegte Homer Wells sie zu bitten (oder ihnen zu befehlen), es zu unterlassen. Regeln, vermutete er, *baten* niemals; Regeln *befahlen.*

Doch er versuchte, die Regeln im Ciderhaus freundlich klingen zu lassen. Er formulierte die Regeln in einem vertraulichen Ton. »Es hat im Laufe der Jahre Unfälle auf dem Dach gegeben – besonders nachts und besonders weil auf dem Dach viel getrunken wird. Wir empfehlen daher, daß Ihr mit beiden Beinen fest auf dem Boden steht, wenn Ihr trinkt«, schrieb Homer.

Aber jedes Jahr wurde das Stück Papier mürbe und rissig und für andere Zwecke benutzt – als eine Art Behelfs-Einkaufszettel zum Beispiel, immer geschrieben von jemand, der es nicht richtig konnte.

MAISMEEL
MITTELFEINER SCHROTT

stand ein Jahr quer über Homers Regeln geschrieben.

Zuweilen sammelten sich auf dem einsamen Stück Papier kleine, halbanalphabetische Schmähungen und Witzeleien.

»Nix Fieken auf dem Dach!« oder »Wicksen nur im Kühlhaus!«

Wally erzählte Homer, daß nur Mr. Rose schreiben könne; daß die Späße und Sprüche und Einkaufslisten alle von Mr. Rose stammten, doch Homer war sich nicht sicher.

Jeden Sommer schrieb Mr. Rose an Wally, und Wally teilte Mr. Rose mit, wie viele Pflücker er brauchte – und Mr. Rose ließ ihn wissen, wie viele er mitbringen würde und an welchem Tag sie ungefähr eintreffen würden.

Einen Vertrag hatte es nie gegeben – nur die kurzen, verläßlichen Zusicherungen von Mr. Rose.

Manchen Sommer kam er mit einer Frau – groß und sanft und ruhig. Sie trug ein kleines Mädchen rittlings auf ihrer Hüfte. Um die Zeit, als das Mädchen herumlaufen

und in Schwierigkeiten geraten konnte (es war ungefähr in Angels Alter), brachte Mr. Rose die Frau und das Mädchen nicht mehr mit.

Der einzige Arbeiter seit fünfzehn Jahren, der so beständig wiederkam wie Mr. Rose, war Black Pan, der Koch.

»Was macht Ihr kleines Mädchen«, pflegte Homer Wells Mr. Rose zu fragen, immer wenn er ohne Frau und Tochter ankam.

»Sie wächst, wie dein Junge«, pflegte Mr. Rose zu sagen.

»Und was macht Ihre Frau Gemahlin?« pflegte Homer zu fragen.

»Sie kümmert sich um das kleine Mädchen«, pflegte Mr. Rose zu sagen.

Nur einmal in fünfzehn Jahren sprach Homer Wells allerdings Mr. Rose auf die Regeln im Ciderhaus an. »Ich hoffe, sie kränken niemand«, setzte Homer an. »Ich bin verantwortlich – ich schreibe sie, jedes Jahr –, und falls sich jemand gekränkt fühlen sollte, sagen Sie es mir hoffentlich.«

»Keine Kränkung«, sagte Mr. Rose lächelnd.

»Es sind nur kleine Spielregeln«, sagte Homer.

»Ja«, sagte Mr. Rose. »In der Tat.«

»Aber es macht mir Sorgen, daß ihnen niemand Beachtung zu schenken scheint«, sagte Homer schließlich.

Mr. Rose, dessen höfliches Gesicht all die Jahre über unverändert, dessen Körper dünn und geschmeidig geblieben war, schaute Homer nachsichtig an.

»Wir haben doch auch unsere eigenen Spielregeln, Homer«, sagte er.

»Ihre eigenen Spielregeln«, sagte Homer Wells.

»Für 'ne Menge Sachen«, sagte Mr. Rose. »Zum Beispiel, wie weit wir uns einlassen dürfen mit euch.«

»Mit mir?« sagte Homer.

»Mit Weißen«, sagte Mr. Rose. »Wir haben unsere eigenen Spielregeln dafür.«

»Ich verstehe«, sagte Homer, aber er verstand eigentlich nicht.

»Und fürs Kämpfen«, sagte Mr. Rose.

»Das Kämpfen«, sagte Homer Wells.

»Untereinander«, sagte Mr. Rose. »Eine Regel ist, wir dürfen einander nicht schlimm verwunden. Nicht schlimm genug für kein Spital, nicht schlimm genug für keine Polizei. Wir dürfen einander verwunden, aber nicht schlimm.«

»Ich verstehe«, sagte Homer.

»Nein, tust du nicht«, sagte Mr. Rose. »Du verstehst nicht – das ist der springende Punkt. Wir dürfen einander nur so schlimm verwunden, daß ihr es nie seht – ihr wißt es nie, wenn wir verwundet sind. Verstehst du?«

»Richtig«, sagte Homer Wells.

»Wann wirst du mal was anderes sagen?« fragte Mr. Rose lächelnd.

»Seien Sie nur vorsichtig auf dem Dach«, empfahl ihm Homer.

»Da oben kann doch nichts Schlimmes passieren«, sagte Mr. Rose zu ihm. »Die schlimmen Dinge passieren am Boden.«

Homer Wells war schon wieder im Begriff, »richtig« zu sagen, als er merkte, daß er nicht sprechen konnte; Mr. Rose hatte seine Zunge zwischen seinen stumpfen, kantig auslaufenden Zeigefinger und seinen Daumen genommen. Ein unbestimmter Geschmack, wie Staub, war in Homers Mund. Mr. Roses Hand war so schnell gewesen, wie Homer es noch nie gesehen hatte – er hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch tatsächlich einem anderen die Zunge festhalten konnte.

»Hab ich dich erwischt«, sagte Mr. Rose lächelnd und ließ Homers Zunge los.

Homer brachte heraus: »Sie sind aber sehr schnell.«

»Richtig«, sagte Mr. Rose munter. »Niemand ist schneller.«

Wally beklagte sich bei Homer über den alljährlichen Verschleiß auf dem Dach des Ciderhauses. Alle zwei bis drei Jahre mußte das Blechdach erneuert oder die Schutzschicht geflickt oder eine neue Rinne angebracht werden.

»Was haben seine eigenen Spielregeln damit zu tun, daß sie unsere nicht beachten?« fragte Wally Homer.

»Ich weiß nicht«, sagte Homer. »Schreib ihm einen Brief und frag ihn.«

Aber niemand wollte Mr. Rose kränken; er war ein zuverlässiger Mannschaftsboss. Er sorgte dafür, daß das Pflücken und Pressen bei jeder Ernte immer wieder glatt verlief.

Candy, die auf Ocean View das Geld verwaltete, behauptete, daß die Kosten für die Reparaturen des Ciderhausdaches durch Mr. Roses Zuverlässigkeit mehr als wettgemacht würden.

»Der Bursche hat etwas Zwielichtiges an sich«, sagte Wally fast vorwurfsvoll. »Ich meine, ich möchte wirklich nicht wissen, wie er es schafft, daß die Pflücker sich alle ordentlich benehmen.«

»Aber sie *benehmen* sich ordentlich«, sagte Homer.

»Er macht seine Arbeit gut«, sagte Candy. »Laßt ihm also seine eigenen Spielregeln.«

Homer Wells schaute weg; er wußte, daß Spielregeln für Candy so gut waren wie jeder Vertrag.

Vor fünfzehn Jahren hatten sie ihre eigenen Spielregeln aufgestellt – oder eigentlich hatte Candy sie aufgestellt (be-

vor Wally nach Hause kam). Sie standen im Ciderhaus (nachdem Angel geboren war, in einer Nacht, als Olive sich um Angel kümmerte). Sie hatten sich eben geliebt, doch richtig beglückend war es nicht gewesen; irgend etwas stimmte nicht. Es sollte fünfzehn Jahre lang nicht stimmen, aber in dieser Nacht hatte Candy gesagt: »Laß uns etwas beschließen.«

»In Ordnung«, sagte Homer.

»Was immer passiert, Angel gehört uns gemeinsam.«

»Natürlich«, sagte Homer.

»Ich meine, du mußt sein Vater sein – du nimmst dir alle Vaterzeit, die du brauchst –, und ich muß mir alle Mutterzeit nehmen, die ich brauche«, sagte Candy.

»Immer«, sagte Homer Wells, aber irgend etwas stimmte nicht.

»Ich meine, unabhängig davon, was passiert – ob ich bei dir bin oder bei Wally«, sagte Candy.

Homer blieb eine Weile stumm. »Also neigst du mehr zu Wally?« fragte er.

»Ich *neige* nirgendwohin«, sagte Candy. »Ich stehe hier vor dir, und wir einigen uns auf gewisse Spielregeln.«

»Ich wußte nicht, daß es um Spielregeln geht«, sagte Homer Wells.

»Angel gehört uns gemeinsam«, sagte Candy. »Wir beide werden mit ihm leben. Wir werden seine Familie sein. Keiner zieht jemals aus.«

»Auch wenn du bei Wally bist?« sagte Homer nach einer Weile.

»Erinnerst du dich an das, was du mir gesagt hast, als du wolltest, daß ich Angel bekomme?« fragte Candy ihn.

Homer Wells war auf der Hut. »Ich weiß nicht genau, was du meinst«, sagte er.

»Du sagtest, daß es auch dein Baby, daß es *unser gemeinsames* Kind sei. Daß ich nicht allein entscheiden dürfe, ihn nicht zu bekommen – das war der springende Punkt«, sagte Candy.

»Ja«, sagte Homer. »Ich erinnere mich.«

»Nun, wenn er damals unser Kind war, ist er es auch jetzt – was immer passiert«, wiederholte Candy.

»Im selben Haus?« fragte Homer Wells. »Auch wenn du zu Wally gehst?«

»Wie eine Familie«, sagte Candy.

»Wie eine Familie«, sagte Homer Wells. Es war ein Wort, das eine starke Macht über ihn hatte. Eine Waise bleibt für immer ein Kind; eine Waise verabscheut die Veränderung; eine Waise haßt es, umzuziehen; eine Waise liebt die Routine.

Seit fünfzehn Jahren wußte Homer Wells, daß es vielleicht so viele Regeln im Ciderhaus gab wie Menschen, die durch das Ciderhaus gegangen waren. Trotzdem befestigte er jedes Jahr eine neue Liste.

Seit fünfzehn Jahren hatte der Treuhänderausschuß vergeblich versucht, Dr. Larch abzulösen; sie konnten niemanden finden, der den Posten haben wollte. Es gab durchaus Menschen, die darauf brannten, sich in den undankbaren Dienst an ihren Mitmenschen zu stürzen, aber es gab exotischere Orte als St. Cloud's, wo ihre Dienste benötigt wurden – und wo sie genausogut leiden konnten. Der Treuhänderausschuß schaffte es auch nicht, eine neue Krankenschwester anzuwerben; noch nicht einmal eine neue Verwaltungshilfe konnten sie anheuern.

Als Dr. Gingrich sich in den Ruhestand versetzen ließ – nicht aus dem Ausschuß, aus dem Ausschuß würde er nie-

mals zurücktreten –, erwog er, den Posten in St. Cloud's selbst zu übernehmen, doch Mrs. Goodhall wies ihn darauf hin, daß er kein Gynäkologe war. Seine psychiatrische Praxis hatte in Maine nie wirklich eingeschlagen, dennoch war Dr. Gingrich überrascht und ein wenig verletzt, aus Mrs. Goodhalls Stimme eine gewisse Schadenfreude herauszuhören. Mrs. Goodhall hatte selbst das Rentenalter erreicht, aber nichts hätte der fanatischen Gesinnung dieser Frau ferner liegen können, als in Rente zu gehen. Wilbur Larch war in den Neunzigern, und Mrs. Goodhall war besessen von der Idee, ihn in den Ruhestand zu schicken, bevor er starb; denn wenn Larch im Dienst sterben sollte, würde das bestimmt als eine Niederlage für sie gewertet werden.

Vor kurzem – vielleicht im Bemühen, den Ausschuß zu beleben – hatte Dr. Gingrich ein Treffen in einem Nachsaisonhotel in Ogunquit vorgeschlagen, einfach um die Routine ihrer Sitzungen in ihren gewohnten Amtsräumen in Portland zu unterbrechen. »Machen wir eine Art Betriebsausflug«, schlug er vor. »Mit Meeresluft und so weiter.«

Aber es regnete. Bei der kalten Witterung zog sich das Holz zusammen; der Sand kroch durch Fenster und Türen und knirschte unter den Füßen; die Vorhänge, Handtücher und Bettlaken waren kratzig. Der Wind wehte vom Ozean herein; man konnte nicht auf der Veranda sitzen, weil der Wind den Regen unter das Dach trieb. Das Hotel stellte ihnen einen langen, finsteren, leeren Speisesaal zur Verfügung; sie hielten ihre Versammlung unter einem Kandelaber ab, den niemand einschalten konnte – niemand fand den richtigen Schalter.

Es paßte zu ihrer Diskussion über St. Cloud's, daß sie ihrer Amtsgeschäfte in einem einstigen Ballsaal zu walten ver-

suchten, der bessere Tage gesehen hatte, in einem Hotel, so tief in der Nachsaison, daß jeder, der sie dort sah, vermutet hätte, sie wären in Quarantäne. Genau das dachte Homer, als er sie flüchtig erspähte; er und Candy waren die einzigen anderen Nachsaisongäste in dem Hotel. Sie hatten ein Zimmer genommen, für einen halben Tag; sie waren weit fort von Ocean View, aber sie wollten so weit wegfahren, um sicher zu sein, daß niemand sie erkennen würde.

Es war Zeit für sie aufzubrechen. Sie standen draußen auf der Veranda, Candy mit dem Rücken an Homers Brust gelehnt, seine Arme um sie geschlungen; sie blickten beide hinaus aufs Meer. Anscheinend gefiel es ihm, wie der Wind ihm ihr Haar ins Gesicht peitschte, und anscheinend hatte keiner von beiden etwas gegen den Regen einzuwenden.

Drinnen im Hotel blickte Mrs. Goodhall durch die flekkigen Fensterscheiben und runzelte die Stirn über das Wetter und über das junge Paar, das den Elementen trotzte. In ihren Augen war das alles nicht richtig normal. Und genau das stimmte nicht mit Larch; ein Mensch kann neunzig Jahre und älter werden, ohne senil zu sein, das hätte sie zugegeben, aber Larch war einfach nicht normal. Und selbst wenn es sich bei den beiden um ein junges Ehepaar handelte, war ein öffentliches Bekunden von Zuneigung nicht akzeptabel für Mrs. Goodhall – und sie zogen um so mehr Aufmerksamkeit auf sich, als sie dem Regen trotzten.

»Außerdem«, bemerkte sie zu Dr. Gingrich, der keine Vorwarnung erhalten hatte und keine Landkarte besaß, anhand deren er ihren Gedankensprüngen hätte folgen können, »wette ich, daß sie nicht verheiratet sind.«

Das junge Paar, dachte er, schaute ein wenig traurig drein. Vielleicht brauchten sie einen Psychiater; vielleicht war es das Wetter, und sie hatten vorgehabt zu segeln.

»Ich habe herausgefunden, was er ist«, sagte Mrs. Goodhall zu Dr. Gingrich, der glaubte, sie meine den jungen Mann, Homer Wells. »Er ist ein nicht-praktizierender Homosexueller«, verkündete Mrs. Goodhall. Sie meinte Dr. Larch, der ihr Tag und Nacht nicht aus dem Kopf ging.

Dr. Gingrich war einigermaßen verblüfft über diese, wie er fand, ziemlich wilde Vermutung von Mrs. Goodhall, doch er musterte den jungen Mann mit neuem Interesse. Gewiß, er liebkoste die junge Frau nicht sehr hingebungsvoll; er wirkte ein wenig zurückhaltend.

»Wenn wir ihn auf frischer Tat ertappen würden, dann hätten wir ihn im nächsten Moment draußen«, stellte Mrs. Goodhall fest. »Natürlich müßten wir immer noch jemanden finden, der bereit wäre, ihn abzulösen.«

Dr. Gingrich war verwirrt. Er begriff, daß Mrs. Goodhall nicht daran interessiert sein konnte, den jungen Mann auf der Veranda abzulösen, und daß sie folglich immer noch an Dr. Larch dachte. Doch wenn Dr. Larch ein »nicht-praktizierender Homosexueller« war, auf welcher frischen Tat wollten sie ihn dann jemals ertappen?

»Wir sollen ihn dabei ertappen, wie er ein Homosexueller *ist*, aber nicht richtig praktizierend?« fragte Dr. Gingrich behutsam; es war nicht schwer, Mrs. Goodhall in Rage zu bringen.

»Er ist offenkundig schwul«, schnarrte sie.

Dr. Gingrich hatte sich in all den Jahren seiner psychiatrischen Praxis in Maine niemals veranlaßt gesehen, jemand als »nicht-praktizierenden Homosexuellen« zu bezeichnen, auch wenn er so etwas öfter gehört hatte, wenn ein Patient sich über die Wunderlichkeit seines Partners beklagte. Mrs. Goodhall dagegen verachtete Männer, die allein lebten. Das war nicht normal. Und sie verachtete junge Paare, die ihre

Zuneigung bekundeten, oder nicht verheiratet waren, oder beides. Zu viel Normalität brachte sie ebenfalls in Rage. Obwohl er Mrs. Goodhalls Wunsch teilte, Dr. Larch und seine Mitarbeiterinnen in St. Cloud's abzulösen, verfiel Dr. Gingrich auf den Gedanken, daß Mrs. Goodhall eine gute Patientin für ihn abgäbe – sie hätte ihn noch ein paar weitere Jahre vor dem Ruhestand bewahren können.

Als das junge Paar ins Hotel zurückkam, warf Mrs. Goodhall den beiden einen derartigen Blick zu, daß die junge Frau sich abwandte.

»Haben Sie gesehen, wie sie sich schamvoll abwandte?« sollte Mrs. Goodhall Dr. Gingrich später fragen.

Der junge Mann dagegen hielt ihrem Blick stand. Er hat direkt durch sie hindurchgeblickt! wunderte sich Dr. Gingrich. Einen so guten Blick von der Sorte, die »töten könnten«, hatte Dr. Gingrich selten gesehen, und er ertappte sich dabei, wie er dem jungen Paar zulächelte.

»Hast du dieses Paar gesehen?« fragte Candy später, auf der langen Fahrt zurück nach Ocean View.

»Ich glaube nicht, daß sie verheiratet sind«, sagte Homer Wells. »Oder falls doch, hassen sie sich.«

»Vielleicht habe ich gerade deshalb gedacht, daß sie verheiratet sind«, sagte Candy.

»Er sah ein bißchen blöde aus, und sie wirkte völlig verrückt«, sagte Homer.

»Und ich bin sicher, sie waren verheiratet«, sagte Candy.

Während draußen der Regen niederprasselte, erklärte Mrs. Goodhall in dem trostlosen schmuddeligen Speisesaal in Ogunquit: »Es ist einfach nicht normal. Doktor Larch, diese alten Krankenschwestern – die ganze Sache. Wenn nicht bald jemand Neues, egal, von welchem Fach, eingestellt wird, würde ich sagen, wir schicken einen Hausmeister hin – ein-

fach jemanden, der das Haus kontrollieren und uns sagen kann, wie schlimm es ist.«

»Vielleicht ist es nicht so schlimm, wie wir glauben«, sagte Dr. Gingrich erschöpft. Er hatte das junge Paar das Hotel verlassen sehen, und sie hatten ihn melancholisch gestimmt.

»Jemand sollte hinfahren und nachsehen«, sagte Mrs. Goodhall. Der dunkle Kandelaber thronte über ihrem kleinen grauen Kopf.

Dann kam – gerade rechtzeitig, wie alle fanden – eine neue Krankenschwester nach St. Cloud's. Erstaunlicherweise hatte sie sich anscheinend von sich aus über das Haus informiert: sie hieß Schwester Caroline; sie machte sich dauernd nützlich und war auch eine große Hilfe, als Melonys Geschenk für Mrs. Grogan eintraf.

»Was ist das?« fragte Mrs. Grogan. Der Karton war beinah zu schwer für sie, um ihn hochzuheben; Schwester Edna und Schwester Angela hatten ihn gemeinsam in die Mädchenabteilung herübergeschleppt. Es war ein drückendheißer Sommernachmittag; dennoch hatte Schwester Edna, weil es ein vollkommen windstiller Tag war, die Apfelbäumchen gespritzt.

Dr. Larch kam in die Mädchenabteilung, um zu sehen, was in dem Paket war.

»Na, kommen Sie, machen Sie's auf«, sagte er zu Mrs. Grogan. »Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

Mrs. Grogan wußte nicht recht, wie sie den Karton aufmachen sollte, der mit Draht und Zwirn und Klebeband verschlossen war – als habe irgendein Grobian versucht, ein wildes Tier einzusperren. Schwester Caroline wurde zu Hilfe gerufen.

Was würden sie tun ohne Schwester Caroline? fragte sich

Larch. Vor dem Paket für Mrs. Grogan war Schwester Caroline das einzige größere Geschenk gewesen, das jemals nach St. Cloud's geschickt worden war. Homer Wells hatte sie vom Spital in Cape Kenneth geschickt. Er wußte, daß Schwester Caroline für das Werk des Herrn war, und er hatte sie überredet, dorthin zu gehen, wo ihre Hingabe willkommen sein würde. Doch Schwester Caroline hatte Schwierigkeiten, Melonys Geschenk zu öffnen.

»Wer hat es abgegeben?« fragte Mrs. Grogan.

»Eine Frau namens Lorna«, sagte Schwester Angela. »Ich habe sie noch nie gesehen.«

»Ich habe sie auch noch nie gesehen«, sagte Wilbur Larch.

Als das Paket geöffnet war, blieb die Sache rätselhaft. Es enthielt einen riesigen Mantel, der Mrs. Grogan viel zu groß war. Ein Mantel aus Armeebeständen, gefertigt für den Dienst in Alaska, und er hatte eine Kapuze und einen Pelzkragen und war so schwer, daß er, als Mrs. Grogan ihn anprobierte, sie beinah zu Boden zog – sie kam etwas aus dem Gleichgewicht und wankte wie ein Kreisel, der seinen Schwung verliert. Der Mantel hatte alle Arten von Geheimtaschen, die wahrscheinlich für Waffen oder Eßgeschirr da waren – »Oder für die abgeschnittenen Arme und Beine von Feinden«, sagte Dr. Larch.

Mrs. Grogan hing verloren und schwitzend in ihrem Mantel und sagte: »Ich kapier's nicht.« Dann fühlte sie das Geld in einer der Taschen. Sie zog ein paar lose Banknoten hervor und zählte sie, und in dem Moment erinnerte sie sich, daß es genau der Betrag war, den Melony ihr gestohlen hatte, als sie aus St. Cloud's fortgegangen war – und Mrs. Grogans Mantel mitgenommen hatte – vor mehr als fünfzehn Jahren.

»Oh, mein Gott!« weinte Mrs. Grogan und fiel in Ohnmacht.

Schwester Caroline rannte zum Bahnhof, doch Lornas Zug war bereits abgefahren. Als Mrs. Grogan wieder zu sich kam, weinte sie unentwegt.

»Oh, dieses liebe Mädchen!« schluchzte sie, während alle sie trösteten und keiner sprach; Larch und Schwester Angela und Schwester Edna hatten Melony alles andere als »lieb« in Erinnerung. Larch probierte den Mantel an, der auch für ihn beinah zu groß und zu schwer war; er taumelte ein Weilchen in ihm umher und erschreckte eines der kleineren Mädchen aus der Mädchenabteilung, die in die Vorhalle gekommen waren, um nachzusehen, warum Mrs. Grogan weinte.

Larch hatte in einer anderen Tasche etwas gefunden: abgeschnittene, verdrehte Enden von Kupferdraht und eine Drahtschere mit Gummigriffen.

Auf seinem Weg zurück in die Knabenabteilung flüsterte Larch Schwester Angela zu: »Ich möchte wetten, sie hat einen Elektriker ausgeraubt.«

»Einen dicken Elektriker«, sagte Schwester Angela.

»Ihr zwei Lästermäuler«, schalt Schwester Edna. »Es ist jedenfalls ein warmer Mantel – wenigstens wird er sie warm halten.«

»Er wird ihr einen Herzanfall bescheren, wenn sie sich mit ihm abschleppt«, sagte Dr. Larch.

»Ich kann ihn tragen«, warf Schwester Caroline ein. Es war das erste Mal, daß Larch und seine alten Schwestern merkten, daß Schwester Caroline nicht nur jung und energisch war; sie war auch groß und stark – und eine barmherzigere, weniger vulgäre Version von Melony (sofern Melony ebenfalls Marxistin gewesen wäre, dachte Wilbur Larch – und ein Engel).

Larch hatte Schwierigkeiten mit dem Wort »Engel«, seit Homer Wells und Candy St. Cloud's mit ihrem Angel verlassen hatten. Larch hatte Schwierigkeiten mit dieser ganzen Idee, wie Homer lebte. Seit fünfzehn Jahren hatte Larch sich gewundert darüber, wie die drei – Homer und Candy und Wally – es geschafft hatten; er war sich gar nicht so sicher, was sie geschafft hatten, oder um welchen Preis. Er wußte natürlich, daß Angel ein gewolltes Kind war und sehr geliebt und gut versorgt wurde – sonst hätte Larch nicht Schweigen bewahren können. Es war schwierig für ihn, über alles andere Schweigen zu wahren. Wie hatten die drei sich arrangiert?

Aber wer bin ich schon, um Ehrlichkeit in allen Beziehungen zu fordern? fragte er sich. Ich mit meinen fiktiven Geschichten, ich mit meinen fiktiven Herzfehlern – ich mit meinem Fuzzy Stone.

Und wer war er schon, um die Frage nach der sexuellen Beziehung als solcher zu stellen? Mußte er sich denn ins Gedächtnis rufen, daß er mit einer Mutter geschlafen hatte und sich im Licht der Zigarre ihrer Tochter angekleidet hatte? Daß seinetwegen eine Frau hatte sterben müssen, die sich für Geld den Penis eines Ponys in den Mund gesteckt hatte?

Larch sah aus dem Fenster auf den Hügel mit dem Apfelgarten. Diesen Sommer, 195–, gediehen die Bäume prächtig; die Äpfel waren meist blaßgrün und rosa, die Blätter waren von einem satten Grün. Die Bäume waren beinah zu hoch für Schwester Edna, die sie mit der Aerosolspritze kaum mehr besprühen konnte. Ich muß Schwester Caroline bitten, die Baumpflege zu übernehmen, dachte Larch. Er machte sich eine Notiz und ließ sie in der Schreibmaschine stecken. Die Hitze machte ihn schläfrig. Er ging in die Apo-

theke und streckte sich auf dem Bett aus. Im Sommer, bei offenen Fenstern, kann ich eine etwas stärkere Dosis riskieren, dachte er.

Der letzte Sommer, in dem Mr. Rose das Kommando über die Pflückermannschaft auf Ocean View hatte, war der Sommer 195–, als Angel Wells fünfzehn war. Den ganzen Sommer über hatte sich Angel schon auf den nächsten Sommer gefreut – wenn er sechzehn wäre und alt genug, um seinen Führerschein zu machen. Bis dahin würde er genug Geld – aus seiner Arbeit im Sommer in den Obstgärten, aus seiner Mitwirkung bei den Ernten – gespart haben, um sich sein erstes Auto zu kaufen.

Sein Vater, Homer Wells, besaß kein Auto. Wenn Homer zum Einkaufen in die Stadt fuhr oder wenn er im Spital von Cape Kenneth aushalf, benutzte er eines der Farmfahrzeuge. Der alte Cadillac, der mit einer Handbremse und einem Handgashebel ausgerüstet worden war, damit Wally ihn fahren konnte, war oft frei, und Candy hatte ihr eigenes Auto – einen zitronengelben Jeep, auf dem sie Angel das Autofahren beigebracht hatte und der in den Obstgärten wie auf den öffentlichen Straßen zuverlässig und robust war.

»Ich habe deinem Vater das Schwimmen beigebracht«, sagte Candy stets zu Angel. »Da werde ich dir auch das Autofahren beibringen können.«

Natürlich konnte Angel auch mit allen anderen Farmfahrzeugen umgehen. Er konnte mähen und spritzen und einen Gabelstapler bedienen. Der Führerschein war einfach notwendig, die offizielle Anerkennung für etwas, was Angel auf der Farm schon sehr gut machte.

Er wirkte viel älter als fünfzehn. Er hätte überall in Mai-

ne herumfahren können, ohne daß ihn jemand auf sein Alter angesprochen hätte. Er würde einmal größer sein als sein jungenhafter, rundgesichtiger Vater – am Anfang dieses Sommers waren sie genau gleich groß – und die ausgeprägte Eckigkeit seiner Gesichtsknochen ließ ihn bereits erwachsen aussehen; sogar die Spur eines Bartes war da. Die Schatten unter seinen Augen wirkten nicht ungesund; sie betonten lediglich das lebhafte Dunkel seiner Augen. Es war ein Scherz zwischen Vater und Sohn: daß die Schatten unter Angels Augen »ererbt« wären. »Du hast deine Schlaflosigkeit von mir«, pflegte Homer Wells zu seinem Sohn zu sagen, der immer noch glaubte, er sei adoptiert. »Du hast keinen Grund, dich adoptiert zu *fühlen*«, hatte sein Vater zu ihm gesagt. »Du hast eigentlich drei Eltern. Das Äußerste, was die meisten Menschen haben, sind zwei.«

Candy war wie eine Mutter zu ihm gewesen, und Wally war ein zweiter Vater – oder doch der wunderliche Lieblingsonkel. Angel kannte kein anderes Leben als das mit ihnen dreien. Mit fünfzehn hatte er noch kein einziges Mal in ein anderes Zimmer ziehen müssen; alles war gleich geblieben, soweit er sich erinnern konnte.

Er hatte das Zimmer, das einmal Wallys Zimmer gewesen war, jenes, das Wally mit Homer geteilt hatte. Angel war in ein richtiges Jungenzimmer geboren: er war aufgewachsen, umgeben von Wallys Tennis- und Schwimmpokalen und den Bildern von Candy mit Wally (als Wallys Beine noch funktionierten) und auch dem Bild von Candy, wie sie Homer das Schwimmen beibrachte. Wallys *Purple Heart* (das Wally Angel geschenkt hatte) hing an der Wand über dem Bett des Jungen; es verdeckte einen sonderbar verschmierten Fingerabdruck – Olives Fingerabdruck aus der Nacht, als sie einen Moskito gegen diese Wand geklatscht

hatte, derselben Nacht, in der Angel Wells im Ciderhaus gezeugt worden war. Nach fünfzehn Jahren brauchte die Wand einen frischen Anstrich.

Homers Zimmer am anderen Ende des Korridors war das Elternschlafzimmer gewesen; es war Olives Zimmer gewesen und das Zimmer, wo Senior starb. Olive selbst war im Spital von Cape Kenneth gestorben, bevor der Krieg zu Ende, noch bevor Wally nach Hause geschickt worden war. Es war inoperabler Krebs, der sich sehr schnell ausbreitete, nachdem man Gewebeproben entnommen hatte.

Homer und Candy und Ray hatten sie abwechselnd besucht; einer von ihnen war immer bei Angel geblieben, doch Olive war niemals allein. Homer und Candy hatten – insgeheim, nur zueinander – gesagt, daß die Dinge vielleicht anders gekommen wären, wenn Wally es heim in die Staaten geschafft hätte, bevor Olive starb. Wegen Wallys kritischen Zustands und wegen der zusätzlichen Schwierigkeit, ihn in Kriegszeiten zu transportieren, hatte man es für das beste gehalten, Wally nichts von Olives Krebs zu sagen; so hatte es Olive auch gewollt.

Am Schluß glaubte Olive, Wally sei heimgekehrt. Sie war so vollgepumpt mit Schmerzmitteln, daß sie Homer bei seinen letzten Besuchen für Wally hielt. Homer hatte sich angewöhnt, ihr vorzulesen – aus *Jane Eyre*, aus *David Copperfield* und aus *Große Erwartungen* –, aber er legte das Buch weg, wenn Olives Gedanken abzuschweifen begannen. Die ersten Male, als Olive Homer mit Wally verwechselte, war Homer nicht sicher, wen sie anzusprechen glaubte.

»Du mußt ihm verzeihen«, sagte Olive. Sie sprach schleppend. Sie nahm Homers Hand, die sie eigentlich weniger festhielt als auf ihrem Schoß barg.

»Ihm verzeihen?« sagte Homer Wells.

»Ja«, sagte Olive. »Er kann nichts dafür, wie sehr er sie liebt oder wie sehr er sie braucht.«

Zu Candy war Olive deutlicher. »Er wird verkrüppelt sein. Und er wird mich verlieren. Wenn er auch dich verliert, wer sorgt dann für ihn?«

»Ich werde immer für ihn sorgen«, sagte Candy. »Homer und ich werden für ihn sorgen.«

Aber Olive war nicht so drogenbetäubt, daß ihr die Zweideutigkeit in Candys Antwort entgangen wäre. »Es ist nicht richtig, jemand zu verletzen oder zu täuschen, der bereits verletzt und getäuscht worden ist, Candy«, sagte sie mißbilligend. Bei all den Drogen, die sie nahm, empfand Olive eine absolute Freiheit. An ihr war es nicht, ihnen zu sagen, daß sie wußte, was sie wußte; an ihnen war es, ihr zu sagen, was sie vor ihr verheimlichten. Bis sie es ihr sagten, mochten sie ruhig darüber rätseln, was sie wußte.

Zu Homer sagte Olive: »Er ist eine Waise.«

»Wer?« fragte Homer.

»*Er*«, sagte sie. »Vergiß nur nicht, wie bedürftig eine Waise ist. Er wird alles nehmen. Dort, wo er herkommt, hatte er gar nichts – wenn er sieht, was er haben kann, wird er alles nehmen, was er sieht. Mein Sohn«, sagte Olive, »tadele niemand. Tadel wird dich töten.«

»Ja«, sagte Homer Wells, der Olives Hand hielt. Als er sich über sie beugte, um auf ihren Atem zu lauschen, küßte sie ihn, als sei er Wally.

»Tadel wird dich töten«, wiederholte er Candy gegenüber, nachdem Olive gestorben war. »›Fürchte die Reue‹«, sagte Homer Wells, in ewiger Erinnerung an Mr. Rochesters Rat.

»Hör auf, mir Sprüche zu *zitieren*«, sagte Candy zu ihm. »Er kommt nun einmal nach Hause. Und er weiß nicht

einmal, daß seine Mutter tot ist. Ganz zu schweigen«, sagte Candy; dann verstummte sie.

»Ganz zu schweigen«, sagte Homer Wells.

Candy und Wally heirateten, kaum einen Monat nachdem Wally heimgekehrt war; Wally wog einhundertsiebenundvierzig Pfund, und Homer Wells schob den Rollstuhl den Mittelgang in der Kirche hinab. Candy und Wally bewohnten das umgebaute Schlafzimmer im Erdgeschoß des großen Hauses.

Homer hatte an Wilbur Larch geschrieben, kurz nachdem Wally heimgekehrt war. Olives Tod (so schrieb Homer an Larch) hatte die Dinge für Homer und Candy endgültiger »geregelt« als Wallys Lähmung oder irgendwelche Gefühle der Schuld oder Niedertracht, die Candy geplagt haben mochten.

»Candy hat recht: Mach Dir keine Sorgen um Angel«, hatte Wilbur Larch an Homer Wells geschrieben. »Angel wird genug Liebe bekommen. Warum sollte er sich als Waise fühlen, wenn er doch keine ist? Du bist ihm ein guter Vater, und Candy ist ihm eine gute Mutter – und wenn er außerdem Wallys Liebe bekommt – glaubst Du wirklich, daß er sich an die Frage klammern wird, wer sein leiblicher Vater ist? Das wird nicht Angels Problem sein. Es wird Dein Problem sein. Du wirst ihn wissen lassen wollen, daß Du sein leiblicher Vater bist, um *Deinet*willen – nicht weil er es wissen will. Das Problem ist, daß Ihr es sagen wollen werdet. Du und Candy. Ihr werdet stolz sein. Um Euretwillen wird es sein, und nicht um Angels willen, daß Ihr ihm sagen wollt, daß er keine Waise ist.«

Und für sich selbst, oder als Eintragung in *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's*, schrieb Wilbur Larch: »Hier

in St. Cloud's haben wir nur ein Problem. Sein Name ist Homer Wells. Er ist ein Problem, wohin auch immer er geht.«

Abgesehen von dem Dunkel in seinen Augen und seiner Fähigkeit, einen nachdenklichen, entrückten Blick anzunehmen, der beides war, wachsam und verträumt, ähnelte Angel Wells seinem Vater sehr wenig. Er sah sich selbst nie als Waise; er wußte, daß er adoptiert worden war, und er wußte, daß er von dort kam, woher sein Vater gekommen war. Und er wußte, daß er geliebt wurde; er spürte es einfach. Was machte es schon, daß er Candy »Candy« und Homer »Daddy« nannte – und Wally »Wally«?

Schon im letzten Sommer war Angel Wells kräftig genug gewesen, um Wally zu tragen – ein paar Treppen hinauf, oder in die Brandung, oder hinaus zum flachen Ende des Swimmingpools und zurück in den Rollstuhl. Homer hatte Angel gelehrt, Wally in die Brandung zu tragen, wenn sie zum Strand gingen. Wally konnte besser schwimmen als sie alle, aber er mußte tief genug ins Wasser gelangen, so daß er entweder über eine Welle hinwegschwimmen oder unter ihr durchtauchen konnte.

»Du darfst nur nicht zulassen, daß er im seichten Wasser umhergeworfen wird«, hatte Homer seinem Sohn erklärt.

Es gab ein paar Regeln bezüglich Wallys (es gab immer Regeln, hatte Angel beobachtet). Egal, wie gut Wally schwimmen konnte, er durfte nie allein schwimmen, und seit vielen Sommern war Angel Wells jetzt schon sein Rettungsschwimmer, wann immer Wally sich von den Wellen tragen ließ oder nur im Swimmingpool plätscherte. Beinah die Hälfte des physischen Kontakts zwischen Wally und Angel fand im Wasser statt, wo sie zwei Fischottern oder Robben glichen. Sie rangen miteinander und tunkten einan-

der unter Wasser, so daß Candy manchmal Angst um alle beide bekam.

Und Wally durfte nicht allein Auto fahren; zwar hatte der Cadillac eine Handkupplung und Handbremsen, aber jemand anders mußte den Rollstuhl zusammenklappen und ihn einladen oder aus dem Wagenfond herausheben. Die ersten faltbaren Rollstühle waren ziemlich schwer. Und obwohl Wally sich manchmal mit Hilfe einer dieser eisernen Gehhilfen durchs Erdgeschoß des Hauses schleppte, waren seine Beine nicht mehr als Attrappen; in unvertrautem Gelände brauchte er seinen Rollstuhl – und in unebenem Gelände brauchte er jemanden, der ihn schob.

Oft war es Angel, der ihn schob; und oft war Angel der Beifahrer im Cadillac. Homer und Candy hätten vielleicht geschimpft, wenn sie es gewußt hätten, aber Wally hatte Angel schon vor langer Zeit beigebracht, den Cadillac zu fahren.

»Die Handarmaturen machen es leicht, Jungchen«, pflegte Wally zu sagen. »Deine Beine brauchen nicht lang genug zu sein, um die Pedale zu erreichen.« Candy hatte zu Angel zum Thema Fahrenlernen im Jeep etwas ganz anderes gesagt. »Sobald deine Beine lang genug für die Pedale sind«, hatte sie zu ihm gesagt und ihn geküßt (was sie tat, sooft sie einen Vorwand fand), »werde ich dir das Autofahren beibringen.«

Als es schließlich soweit war, kam es Candy niemals in den Sinn, daß Angel so leicht Auto fahren lernte, weil er seit Jahren den Cadillac gefahren hatte.

»Manche Regeln sind gute Regeln, Jungchen«, pflegte Wally zu dem Jungen zu sagen und ihn zu küssen (was Wally ausgiebig tat, besonders im Wasser). »Aber manche Regeln sind nichts als Regeln. Die mußt du möglichst vorsichtig übertreten.«

»Es ist blöd, daß ich erst mit sechzehn den Führerschein bekommen kann«, sagte Angel zu seinem Vater.

»Richtig«, sagte Homer Wells. »Man sollte Ausnahmen machen für Kinder, die auf einer Farm aufwachsen.«

Manchmal spielte Angel Tennis mit Candy, aber öfter schlug er mit Wally Bälle übers Netz, der sogar noch im Sitzen einen guten Aufschlag hatte. Die Clubmitglieder hatten ein wenig gejammert über die Rollstuhlspuren auf dem Platz – doch was wäre der Haven-Club gewesen, ohne daß er die eine oder andere Worthingtonsche Wunderlichkeit geduldet hätte? Wally pflegte im Rollstuhl auf der Stelle zu sitzen und fünfzehn bis zwanzig Minuten lang nur Vorhände zu schlagen; Angel hatte die Aufgabe, ihm die Bälle genau zuzuspielen. Dann stellte Wally seinen Rollstuhl um und schlug nur Rückhände.

»Eigentlich ist's ein besseres Training für dich als für mich, Jungchen«, pflegte Wally zu Angel zu sagen. »Zumindest werde ich nicht besser.« Angel wurde viel besser; er war so viel besser als Candy, daß es seine Mutter manchmal kränkte, wenn sie merkte, wie langweilig es für Angel war, mit ihr Tennis zu spielen.

Homer Wells spielte nicht Tennis. Er hatte nie viel für Sport übrig gehabt und hatte sich sogar dem Hallenfußball in St. Cloud's widersetzt – auch wenn er manchmal von Schlagball träumte, meist mit Schwester Angela als Werferin; bei ihr war's immer am schwersten, den Ball zu treffen. Und Homer Wells hatte keine Hobbys – außer Angel auf Schritt und Tritt zu folgen, als sei Homer das Schoßtier seines Sohnes, ein Hund, der nur darauf wartet, daß man mit ihm spielt. Kopfkissenschlachten im Dunkeln; sie waren jahrelang beliebt. Einander einen Gutenachtkuß geben und dann Vorwände finden, um das Ritual zu wiederholen –

und neue Arten und Weisen finden, einander morgens aufzuwecken. Wenn Homer sich langweilte, so wußte er sich auch zu beschäftigen. Er hatte seine freiwillige Arbeit am Spital von Cape Kenneth beibehalten; in gewissem Sinne hatte er nie aufgehört mit seinen Kriegsanstrengungen, seinem Dienst als Hilfspfleger. Und er war ein alter Hase in Sachen medizinischer Fachliteratur. Das *Journal of the American Medical Association* und das *New England Journal of Medicine* hatten es auf Tischen und Bücherregalen im Hause von Ocean View zu sehr ansehnlichen Stapeln gebracht. Candy beanstandete die Illustrationen im *American Journal of Obstetrics and Gynecology.*

»Ich brauche ein wenig geistige Anregung hier«, pflegte Homer Wells zu sagen, wann immer Candy sich über die krude Anschaulichkeit dieser Lektüre beschwerte.

»Ich finde nur, Angel braucht es nicht zu sehen«, sagte Candy.

»Er weiß, daß ich mich in dem Bereich ganz gut auskenne«, sagte Homer.

»Mich stört nicht, was er weiß, mich stören die Bilder«, sagte Candy.

»Es gibt keinen Grund, das Thema vor dem Kind zu verschleiern«, sagte Wally, der Homers Partei ergriff.

»Es gibt auch keinen Grund, das Thema grotesk darzustellen«, wandte Candy ein.

»Ich finde es weder schleierhaft noch grotesk«, sagte Angel in diesem Sommer, als er fünfzehn war. »Es ist einfach interessant.«

»Du gehst noch nicht einmal mit Mädchen«, sagte Candy lachend und wollte die Gelegenheit nutzen, um ihn zu küssen. Doch als sie sich über ihn beugte, sah sie auf dem Schoß ihres Sohnes eine Illustration, die in einem Artikel über vagi-

nale Chirurgie abgebildet war. Die Illustration zeigte die Schnittlinien für die Entfernung der Vulva und eines Primärtumors bei einer erweiterten Radikal-Vulvektomie.

»Homer!« schrie Candy. Homer war oben in seinem sehr kargen Schlafzimmer. Sein Leben war so karg, daß er nur zwei Dinge an seine Wände geheftet hatte – und eines davon war im Badezimmer. Neben seinem Bett hatte er ein Bild von Wally in Fliegermontur und Schaffelljacke. Wally posierte mit der Besatzung von *Die Chance klopft an*; der Schatten des dunklen Flugzeugflügels machte das Gesicht des Funkers ganz schwarz, während das Gesicht des Bordkommandanten (der schließlich an einer Dickdarmkomplikation gestorben war) von der grellen indischen Sonne ganz weiß war; nur Wally und der Kopilot waren richtig belichtet, auch wenn Homer bessere Bilder von ihnen beiden gesehen hatte. Der Kopilot schickte Wally zu Weihnachten immer ein Bild von sich und seiner wachsenden Familie; er hatte fünf oder sechs Kinder und eine mollige Frau; aber jedes Jahr wirkte der Kopilot dünner (die Amöben, die er sich in Birma geholt hatte, war er nie wieder richtig losgeworden).

Und im Badezimmer hatte Homer den leeren Fragebogen angeheftet, das Extraexemplar, das er nie an den Treuhänderausschuß von St. Cloud's zurückgesandt hatte. Der Wasserdampf aus der Dusche hatte das Papier des Fragebogens rauh wie Lampenschirmpergament gemacht. An Leserlichkeit oder Idiotie hatte keine der Fragen irgend etwas eingebüßt.

Das Ehebett war höher als üblich (weil Senior Worthington zu seiner Zeit immer gern im Liegen aus dem Fenster geschaut hatte); das gefiel auch Homer an dem Bett. Er hatte von dort oben den Swimmingpool und das Dach des Ci-

derhauses im Blickfeld. Er liebte es, stundenlang auf diesem Bett zu liegen und nur aus dem Fenster zu sehen. »Homer!« rief Candy nach ihm. »Komm bitte und sieh dir an, was dein Sohn liest.«

In der Art redeten sie alle miteinander. Candy sagte »dein Sohn« zu Homer, und auch Wally drückte sich so aus, und Angel sagte immer »Daddy« oder »Pop«, wenn er mit seinem Vater sprach. Die ganzen fünfzehn Jahre lang hatte dieses Arrangement bestanden – Homer und Angel oben, Wally und Candy unten im früheren Eßzimmer. Die vier nahmen ihre Mahlzeiten zusammen ein.

An manchen Abenden – besonders im Winter, wenn die kahlen Bäume mehr Einblick in die erleuchteten Eßzimmer und Küchen der Nachbarhäuser gewährten – unternahm Homer gern vor dem Essen eine kurze Autofahrt. Er fragte sich, angesichts der Familien, die da zusammen ihr Abendbrot aßen, wie wohl ihr Leben sein mochte? St. Cloud's war berechenbarer gewesen. Was wußte man schon wirklich über all diese Familien, die sich miteinander hinsetzten, um zu Abend zu essen?

»Wir *sind* eine Familie. Ist das nicht die Hauptsache?« fragte Candy Homer Wells, wann immer er seine Autofahrten vor dem Abendbrot zu lange auszudehnen schien.

»Angel hat eine Familie, eine wirklich wunderbare Familie. Ja, das ist die Hauptsache«, pflichtete Homer bei.

Und wenn Wally ihr erzählte, daß er so glücklich war, daß er sich für den glücklichsten Mann der Welt hielt, daß jeder seine Beine hergeben würde, um so glücklich zu sein, wie Wally es war – dann erlebte Candy wieder eine der Nächte, in denen sie nicht schlafen konnte, in denen sie an Homer Wells dachte, der ebenfalls hellwach war. Manchmal trafen sie sich nachts in der Küche, tranken ein Glas

Milch und aßen Apfelkuchen. Manchmal, wenn es warm war, hockten sie am Swimmingpool, ohne einander zu berühren; für jeden Beobachter hätte der Abstand zwischen ihnen auf einen Streit hingedeutet (dabei stritten sie nur selten) oder aber auf Gleichgültigkeit (doch gleichgültig waren sie sich nie). Die Art, wie sie am Pool saßen, erinnerte sie beide daran, wie sie einst auf Ray Kendalls Anlegesteg gesessen hatten, bevor sie näher beieinandergesessen hatten. Wurde es ihnen einmal allzu bewußt, daß sie sich daran erinnerten oder daß sie diesen Steg vermißten oder Ray (der gestorben war, bevor Angel alt genug war, um sich an ihn zu erinnern) – dann konnte ihnen das den Abend am Swimmingpool verderben, und es trieb sie zurück in ihre getrennten Schlafzimmer, wo sie dann noch ein wenig länger wach lagen.

Als Angel Wells älter (und beinah so schlaflos wie sein Vater) wurde, sah er Homer und Candy oft am Swimmingpool sitzen, den auch er aus seinem Fenster sehen konnte. Wenn Angel sich je etwas dachte dabei, daß die beiden dort draußen saßen, dann nur, warum so alte Freunde so weit auseinander saßen.

Raymond Kendall war kurz nach Wallys und Candys Hochzeit gestorben. Er kam ums Leben, als das Hummerbassin in die Luft flog; seine ganze Anlage wurde in Stücke gerissen, sein Hummerboot sank, und die zwei alten Schrotthaufen von Autos, an denen er arbeitete, wurden durch die Explosion gute fünfundzwanzig Meter über seinen Parkplatz und die Küstenstraße hinuntergeschleudert – als rollten sie aus eigener Kraft. Sogar das Panoramafenster im Haven-Club wurde durch die Detonation eingedrückt. Es geschah allerdings so spät in der Nacht, daß die Bar geschlossen und keiner der Stammgäste des Haven-Club

mehr anwesend war, um mit anzusehen, wie dieser liebgewonnene Dorn im Auge aus ihrem Blick über den Hafen von Heart's Haven getilgt wurde.

Ray hatte an seinem selbstgebastelten Torpedo herumgebastelt; trotz all seiner legendären technischen Genialität mußte er etwas an dem Torpedo entdeckt haben, was er nicht kannte. Das Unglück eines geliebten Menschen kann die eigene Schuld an den Tag bringen; Candy bedauerte, daß sie ihrem Vater nichts von Homer und Angel Wells erzählt hatte. Daß Ray vermutlich alles längst gewußt hatte, konnte sie nicht trösten; sie hatte seinem Schweigen entnehmen können, daß er es von ihr hören wollte. Aber nicht einmal der Tod ihres Vaters konnte Candy Kendall veranlassen, irgend jemandem ihre Geschichte zu erzählen.

Auf der Küstenstraße Richtung Süden hatten bis zu Powells Eisdiele tote Hummer gelegen, und der Parkplatz und die Straße waren mit Hummerbruchstücken übersät. Das hatte Herb Fowler (der nie um eine witzige Bemerkung verlegen war) veranlaßt, den alten Mr. Powell zu fragen, ob er nicht eine neue Eiscremesorte erfinden wolle.

Herb hatte den Sommer abgewartet, in dem Angel Wells fünfzehn wurde, bis er Angel seinen ersten Gummi zuschnippte. Angel war etwas beleidigt, weil Herb ihn nicht früher eingeweiht hatte. Angels Kumpel und Kollege, der pummelige Pete Hyde, war nur ein paar Monate älter als Angel (und in mancherlei Hinsicht nicht annähernd so erwachsen), und Angel wußte, daß Herb Fowler Pete Hyde einen Gummi an den Kopf geworfen hatte, als Pete erst dreizehn war. Angel hatte aber offenbar noch nicht herausgefunden, daß Pete Hyde zur großen Familie der Belegschaft von Ocean View gehörte, während er, Angel – obwohl er mit der Belegschaft arbeitete – zur Familie des Bosses gehörte.

Die Arbeiter wußten, daß Homer Wells Ocean View leitete. Er war derjenige, der die meiste Verantwortung übernahm. Olive hätte das nicht überrascht, und Candy und Wally waren offensichtlich dankbar für Homers Autorität. Die Arbeiter waren über Homers Herkunft aus St. Cloud's im Bilde und hatten vielleicht deshalb das Gefühl, daß er ihnen näherstand; er wohnte zwar, wie Big Dot Taft sagte, im »Puppenhaus«, aber er war einer von ihnen. Keiner der Arbeiter hatte etwas dagegen, daß Homer der Boss war, möglicherweise mit Ausnahme von Vernon Lynch, der alle und jede Autorität ablehnte – erst recht, seit Grace Lynch gestorben war.

Candy, die sich um die Angelegenheiten der Arbeiterfrauen kümmerte, entdeckte, daß Grace schwanger gewesen war; sie starb an akuter Peritonitis im Anschluß an einen fehlgeschlagenen Versuch, selbst abzutreiben. Homer, der sich oft fragte, warum sie sich nicht zu einer zweiten Reise nach St. Cloud's entschlossen hatte, tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie nicht umsonst gestorben war. Ihr Tod (und Dr. Harlows besonders fühllose Reaktion darauf) war für Schwester Caroline Anlaß genug, um aus der Belegschaft des Spitals von Cape Kenneth auszuscheiden, wozu Homer Wells sie ermutigt hatte. Schwester Caroline griff endlich Homers Vorschlag auf und bewarb sich in St. Cloud's.

»Homer Wells hat mich hergeschickt«, sagte Schwester Caroline, als sie sich Wilbur Larch vorstellte. Er war auf seine alten Tage nicht gerade unbekümmert geworden.

»Hergeschickt, wozu?« fragte Larch.

»Ich bin ausgebildete Krankenschwester«, sagte sie. »Ich bin hier, um Ihnen zu helfen.«

»Mir helfen, wobei?« fragte Larch, der als Inbegriff der Unschuld nicht sehr überzeugend wirkte.

»Ich bin für das Werk des Herrn«, sagte Schwester Caroline erzürnt.

»Nun, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?« fragte Wilbur Larch.

Also hat er mir doch etwas geschenkt, außer den Apfelbäumchen, sinnierte der alte Herr. Also gibt es noch Hoffnung für ihn.

Vor lauter Erleichterung darüber, daß sie jetzt Schwester Caroline hatten, waren Schwester Angela und Schwester Edna nicht einmal eifersüchtig. Hier war das neue Blut, das den Treuhänderausschuß vielleicht noch ein Weilchen auf Abstand halten konnte.

»Die neue Krankenschwester ist entschieden eine Verbesserung der Situation«, gestand Dr. Gingrich dem Ausschuß. »Ich möchte sagen, sie befreit uns von dem Druck, unmittelbare Entscheidungen treffen zu müssen.« (Als ob sie den alten Herrn nicht lieber heute als morgen ablösen wollten!)

»Mir wäre ein junger Arzt lieber als eine junge Krankenschwester«, erklärte Mrs. Goodhall. »Ein junger Arzt und ein junger Verwaltungsgehilfe. Sie wissen, was ich von Ordnung halte. Die Ordnung hier ist ein Witz. Aber es ist wenigstens eine zeitweilige Verbesserung; das nehme ich Ihnen ab«, sagte sie.

Hätte Wilbur Larch sie hören können, er hätte gesagt: »Lassen Sie mir ein wenig Zeit, meine Dame, und Sie werden mir noch viel mehr abnehmen.«

Doch im Jahre 195– war Wilbur Larch in den Neunzigern. Manchmal blieb sein Gesicht so reglos unter dem Äthertrichter, daß dieser an Ort und Stelle liegenblieb, auch nachdem seine Hand herabgesunken war; nur ein kräftiger Atemzug konnte ihn von der Maske befreien. Er hatte eini-

ges an Gewicht verloren. Im Spiegel oder auf seinen geliebten Ätherreisen hatte er den Eindruck, sich in einen Vogel zu verwandeln. Nur Schwester Caroline hatte den Mut, seine Drogensucht zu kritisieren. »Sie sollten es wissen, gerade Sie«, sagte Schwester Caroline streng zu ihm.

»Gerade ich?« fragte Dr. Larch unschuldig. Manchmal machte es ihm Spaß, sie zu provozieren.

»Sie haben eine schlechte Meinung von der Religion«, bemerkte Schwester Caroline zu ihm.

»Das mag schon sein«, sagte er vorsichtig. Sie war ein bißchen zu jung und zu schnell für ihn, das wußte er.

»Na, was glauben Sie wohl, ist Drogenabhängigkeit – wenn nicht eine Art Religion?« fragte Schwester Caroline.

»Ich habe nichts gegen Leute, die beten«, sagte Wilbur Larch. »Beten ist etwas Persönliches – Beten ist die Entscheidung jedes einzelnen. Beten Sie, zu wem oder was Sie wollen! Erst wenn man anfängt, Regeln aufzustellen –«, sagte Wilbur Larch, aber er fühlte sich auf verlorenem Posten. Er wußte, sie konnte ihn mit Worten umgarnen. Er bewunderte den Sozialismus, doch mit einer verdammten Sozialistin zu reden, das war, als redete man mit Glaubensfanatikern. Wie oft hatte er sie sagen hören, daß eine Gesellschaft, in der Abtreibungen illegal vorgenommen werden müssen, die Gewalt gegen Frauen billige; daß die Illegalisierung der Abtreibung einfach eine scheinheilige, selbstgerechte Form der Gewalt gegen Frauen wäre und nur eine Form der Legalisierung von Gewalt gegen Frauen. Wie oft hatte er sie sagen hören, daß Abtreibungen nicht nur das Recht auf freie Entscheidung des einzelnen wären, sondern auch eine Pflicht des Staates, der sie ermöglichen müßte. »Sobald der Staat anfängt, etwas zu ermöglichen, fühlt er sich auch berechtigt, die Regeln vorzuschreiben«, sprudelte

Larch hastig hervor. Es war ein typischer Yankee-Spruch – ganz typisch Maine. Doch Schwester Caroline lächelte. Und schon köderte sie ihn mit einem neuen Argument; sie konnte ihn jederzeit in eine Falle tappen lassen. Er war eben kein systematisch denkender, sondern ein guter Mann.

»In einer besseren Welt …«, fing sie geduldig an. Ihre Engelsgeduld konnte Larch rasend machen.

»Nein, *nicht* in einer besseren Welt!« schrie er. »In dieser – in dieser Welt. Ich nehme diese Welt als gegeben. Reden Sie mit mir über diese Welt!« Aber das alles machte ihn so müde und weckte nur seine Sehnsucht nach ein bißchen Äther. Je mehr er mit Schwester Caroline Schritt zu halten suchte, desto mehr brauchte er den Äther; und je stärker er das Bedürfnis danach empfand, desto mehr gab ihr dies recht.

»Oh, ich kann nicht immer recht haben«, sagte Larch müde.

»Ja, ich weiß«, sagte Schwester Caroline mitfühlend. »Gerade weil auch ein guter Mensch nicht immer recht haben kann, brauchen wir eine Gesellschaft, brauchen wir gewisse Regeln – nennen Sie es Prioritäten, falls Ihnen das lieber ist«, sagte sie.

»Nennen Sie es doch, wie Sie wollen«, sagte Wilbur Larch verdrießlich. »Ich habe keine Zeit für Philosophie oder für den Staat oder für die Religion. Ich habe nicht genug Zeit«, sagte Wilbur Larch.

Immer mußte er insgeheim an ein neugeborenes Baby denken, das schrie; auch wenn es so still war im Waisenhaus wie in den wenigen übriggebliebenen, verlassenen Gebäuden von St. Cloud's – auch wenn es geisterhaft still war –, hörte Wilbur Larch Babys schreien. Und sie schrien nicht, um geboren zu werden, das wußte er; sie schrien, weil sie geboren waren.

Diesen Sommer schrieb Mr. Rose, daß er »und die Tochter« womöglich vor der Pflückermannschaft eintreffen könnten; er hoffe, das Ciderhaus wäre bereit.

»Es ist eine Weile her, seit wir die Tochter gesehen haben«, bemerkte Wally im Büro des Apfelmarktes. Everett Taft war draußen und ölte Wallys Rollstuhl für ihn, und darum saß Wally auf der Schreibtischkante. Seine schlaffen Beine baumelten herab, seine unbenutzten Füße steckten in einem blankgeputzten Paar Schuhe – sie waren mehr als fünfzehn Jahre alt.

Candy spielte mit der Rechenmaschine. »Ich glaube, die Tochter ist etwa in Angels Alter«, sagte sie.

»Richtig«, sagte Homer Wells, und Wally versetzte Homer einen sehr gut geschwungenen Haken – die einzige Sorte Faustschlag, die er im Sitzen wirklich schwingen konnte. Weil Homer am Schreibtisch gelehnt und Wally aufrecht gesessen hatte, traf der Faustschlag Homer völlig überraschend, und sehr hart, gegen die Wange. Der Faustschlag überraschte Candy so sehr, daß sie die Rechenmaschine über die Schreibtischkante stieß. Die Maschine krachte auf den Boden des Büros; als Homer zu Boden ging, landete er nicht ganz so krachend und leblos wie die Rechenmaschine, aber er landete hart. Er legte seine Hand an die Wange, wo er bald eine Schwellung und ein blaues Auge haben würde.

»Wally!« sagte Candy.

»Ich habe es so *satt*!« brüllte Wally. »Es wird Zeit, daß du ein neues Wort lernst, Homer«, sagte Wally.

»Gott, Wally«, sagte Candy.

»Ich bin in Ordnung«, sagte Homer, doch er blieb auf dem Büroboden sitzen.

»Tut mir leid«, sagte Wally. »Es geht mir einfach auf die

Nerven – daß du die ganze Zeit ›Richtig‹ sagst.« Und obwohl er diesen Fehler seit Jahren nicht mehr gemacht hatte, stieß er sich mit den Armen vom Schreibtisch ab – wahrscheinlich hatte er nur die Idee gehabt, aufzuspringen und Homer auf die Beine zu helfen; er hatte vergessen, daß er nicht gehen konnte. Hätte Candy ihm nicht unter die Arme gegriffen, ihn – Brust an Brust – umarmt, Wally wäre gestürzt. Homer stand auf und half Candy, Wally wieder auf den Schreibtisch zu setzen.

»Tut mir leid, Kumpel«, sagte Wally. Er legte seinen Kopf an Homers Schulter.

Homer sagte nicht »Richtig«. Candy ging ein Stück Eis in einem Handtuch für Homers Gesicht holen, und Homer sagte: »Ist in Ordnung, Wally. Alles ist in Ordnung.« Wally sackte ein wenig nach vorne, und Homer beugte sich zu ihm hin; ihre Stirnen berührten sich. In dieser Haltung blieben sie, bis Candy mit dem Eis wiederkam.

Seit fünfzehn Jahren glaubten Candy und Homer meistens, daß Wally alles wußte, daß er alles akzeptierte, daß er aber traurig war, weil sie ihm nichts sagten. Gleichzeitig dachten sie sich, daß es eine Erleichterung für Wally sei – wenn er nicht eingestehen mußte, daß er alles wußte. In welche neue, unangenehme Lage würden sie ihn bringen, wenn sie es ihm jetzt sagten? War es nicht die Hauptsache, daß Angel nichts wußte – nicht, solange Candy und Homer es ihm nicht sagten; die Hauptsache war, daß Angel es nicht von jemand anderem hörte. Was immer Wally wußte, er würde es Angel nicht sagen.

Wenn Homer überrascht war, so darüber, daß Wally ihn niemals zuvor geschlagen hatte.

»Um was ging es überhaupt?« fragte Candy Homer, als sie abends am Swimmingpool allein waren. Ein großes,

schwirrendes Insekt hatte sich im Laubgitter verfangen. Sie hörten seine Flügel gegen die aufgeweichten Blätter schlagen. Was immer es sein mochte, es wurde schwächer und schwächer.

»Ich schätze, es war seine Wut darüber, daß ich dauernd ›Richtig‹ sage«, sagte Homer.

»Wally weiß Bescheid«, sagte Candy.

»Das glaubst du seit fünfzehn Jahren«, sagte Homer Wells.

»Du glaubst, er weiß es nicht?« fragte Candy.

»Ich glaube, er liebt dich, und du liebst ihn«, sagte Homer. »Ich glaube, er weiß, daß wir Angel lieben. Ich glaube, auch Wally liebt Angel.«

»Aber glaubst du, er weiß, daß Angel *unser Kind* ist?« fragte Candy.

»Ich weiß nicht«, sagte Homer. »Ich weiß, daß Angel eines Tages erfahren muß, daß er unser Kind ist. Ich glaube, daß Wally weiß, daß ich dich liebe«, sagte er.

»Und daß ich dich liebe?« fragte Candy. »Weiß er das?«

»Du liebst mich manchmal«, sagte Homer. »Nicht sehr oft.«

»Ich habe nicht Sex gemeint«, flüsterte Candy.

»Ich wohl«, sagte Homer Wells.

Sie waren vorsichtig gewesen und – wie sie glaubten – beinah erfolgreich. Seit Wally aus dem Krieg heimgekehrt war, hatten Homer und Candy nur zweihundertsiebzigmal miteinander geschlafen – im Durchschnitt nur achtzehn Mal im Jahr, nur anderthalbmal im Monat; sie waren einfach so vorsichtig, wie sie nur konnten. Und noch etwas hatte Candy von Homer verlangt: daß sie sich um Wallys willen und um Angels willen – um ihrer Familie willen, wie Candy es nannte – niemals erwischen lassen würden; nie

würden sie jemanden in diese Verlegenheit bringen. Sollten sie je gesehen werden, dann würden sie aufhören, für immer.

Das war der Grund, warum sie Wally nichts gesagt hatten. Warum sollte Wally nicht akzeptieren, daß sie geglaubt hatten, er wäre tot – nicht nur verschollen –, und daß sie einander gebraucht und daß sie auch Angel gewollt hatten? Sie wußten, daß Wally das akzeptiert hätte. Wer könnte nicht akzeptieren, was *einst* passiert ist? Was *jetzt* passierte, das wollte Wally, wie sie wußten, wissen, und sie konnten es ihm nicht sagen.

Es gab einen weiteren Grund, vorsichtig zu sein. Weil Wally steril war, hätte es an ein Wunder gegrenzt, wenn Candy schwanger geworden wäre. Da Wallys Sterilität nicht von der Enzephalitis herrührte, sollte es mehrere Jahre dauern, bis er entdeckte, daß er steril war. Er sollte sich an die unsaubere Behandlung seiner Urethra erinnern, aber er erinnerte sich nur allmählich daran – so wie er sich auch an den Rest von Birma erinnerte. Kaum hatte er erfahren, daß seine Nebenhoden für immer verklebt waren, kam ihm die Besonderheit der verschiedenen Bambusröhrchen wieder in den Sinn; manchmal schien es ihm, als könne er sich genau an jeden Katheter erinnern, der ihm Erleichterung verschafft hatte.

Die Gefühle beim Orgasmus sind aber noch dieselben, wie Wally gegenüber Homer immer wieder stolz betonte. Wally nannte es »Schießen«; Homer war der einzige, mit dem Wally über seinen Zustand witzeln konnte. »Ich kann immer noch zielen mit dem Gewehr, und das Gewehr geht immer noch los«, sagte Wally, »und es geht immer noch los mit 'nem Knall – für mich«, sagte er. »Nur, daß man die Kugel nie wieder findet.«

Wally erinnerte sich von Zeit zu Zeit, daß es, wenn einer der Birmesen auf dem Sampan ihn behandelt hatte – wofür er immer so dankbar gewesen war –, niemals stark blutete, obwohl das Bambusröhrchen nicht ganz gerade war; sein Blut wirkte blaß und armselig im Vergleich zu den großen blutigen Flecken des Betelsaftes, den alle auf das Deck spuckten.

Falls Candy noch einmal von Homer Wells schwanger wäre – das hatte er ihr versprechen müssen –, würde *er* ihr eine Abtreibung machen. Sie konnte Wally nicht mit einer weiteren Reise nach St. Cloud's täuschen; sie *wollte* ihn nicht täuschen, sagte sie, und diese zusätzliche Rücksicht – daß Candy nicht schwanger werden durfte – war ein weiterer Grund für die Seltenheit ihrer Vereinigungen, die beinah immer unter Bedingungen stattfanden, die schwierig genug gewesen wären, um den Beifall der Gründerväter Neuenglands zu finden. Wilbur Larchs Beifall hätten sie deshalb noch lange nicht gefunden.

Sie entwickelten kein Verhaltensmuster, das andere hätte argwöhnisch machen können. (Als ob nicht, egal, wie sie sich verhielten, alle längst argwöhnisch gewesen wären!) Es gab keinen bestimmten Ort, wo sie sich trafen, keinen bestimmten Tag, keine bestimmte Uhrzeit. In den Wintermonaten, wenn Angel nach der Schule Wally zum Schwimmen im Hallenbad eines privaten Knabeninternats brachte, bewerkstelligten Homer und Candy mitunter einen Spätnachmittag miteinander. Doch Homers Bett, das Olives Bett gewesen und mit den üblichen Ehebett-Assoziationen belastet war, löste bei ihnen beiden widerstreitende Gefühle aus – und das Bett, das Candy mit Wally teilte, hatte seine eigenen Tabus. Selten machten sie Ausflüge. Das Ciderhaus kam überhaupt nur im Spätsommer in Betracht, nachdem es

für die Pflückermannschaft bereitgemacht worden war; aber seit Angel Auto fahren gelernt hatte, konnte er sich in den Obstgärten frei bewegen – er durfte jedes der Farmfahrzeuge benutzen, wenn er nur den öffentlichen Straßen fernblieb, und sein pummeliger Kumpel Pete Hyde fuhr oft mit ihm spazieren. Homer argwöhnte, daß Pete und Angel ins Ciderhaus gingen, um heimlich Bier zu trinken, wann immer sie Herb Fowler überreden konnten, ihnen welches zu besorgen; oder daß sie dort dem Nervenkitzel der Fünfzehnjährigen frönten und rauchten. Und in der Nacht, gefangen in ihrer Schlaflosigkeit – wohin hätten Candy und Homer da noch verschwinden können, jetzt, wo auch Angel ein Schlafloser war?

Homer Wells wußte, daß keine Panne zu befürchten war – und daß Candy bestimmt nicht schwanger würde (so gut kannte er sich immerhin aus) –, und er sah auch keine Gefahr, daß sie sich jemals würden erwischen lassen. Aber bei all der Vernunft und Diskretion stellte Homer mit Bedauern den Verlust der Leidenschaft fest, mit der er und Candy beim ersten Mal aufeinandergeprallt waren.

Weil sie darauf beharrte (und er ihr beipflichtete, obwohl er es für gänzlich unnötig hielt), schrieb er an Dr. Larch und verlangte die notwendigen Instrumente, um für den Ernstfall gerüstet zu sein, den Candy befürchtete.

Seit fünfzehn Jahren hatte Homer ihr gesagt: »Du wirst nicht schwanger werden. Es kann nichts passieren.«

»Hast du alles, was du im Fall der Fälle brauchst?« fragte sie ihn immer.

»Ja«, sagte er.

Er hatte sich gebessert und sagte nicht mehr »Richtig«, seit Wally ihn geschlagen hatte. Und wenn ihm das Wort dennoch herausrutschte, war es häufig begleitet von einem

ebenso unwillkürlichen Zusammenzucken, wie in Erwartung eines erneuten Faustschlags, wie wenn jemand, zu dem er das Wort vielleicht sagte, so aufgebracht sein könnte wie Wally – und so schnell wie Mr. Rose.

Wilbur Larch hatte es mißverstanden, das mit den Instrumenten, die Homer verlangt hatte. Seit fünfzehn Jahren hatte er mißverstanden. Larch hatte alles prompt geschickt. Es gab ein mittelgroßes und ein großes Spekulum, die Dilatatoren mit den Douglass-Stiften – und eine Uterus-Sonde, eine Uterus-Biopsie-Kürette, zwei Hakenpinzetten, ein Satz Simsche Uterus-Küretten und eine Rheinstatersche Uterus-Spülungskürette. Larch schickte genügend Dakinsche Lösung und rotes Merthiolat (und genügend sterile Schambinden), daß Homer Wells bis ins nächste Jahrhundert hätte Abtreibungen vornehmen können.

»Ich gehe NICHT ins Geschäft!« schrieb Homer an Dr. Larch, aber Larch blieb dennoch zuversichtlich aufgrund der bloßen Tatsache, daß Homer die notwendige Ausrüstung besaß.

Homer wickelte die Instrumente in einen ganzen Ballen Watte und Mull; dann steckte er das Bündel in den wasserdichten Beutel, der einst Angels Windeln enthalten hatte. Er verstaute die Instrumente, zusammen mit dem Merthiolat, der Dakinschen Lösung und all den Schambinden, ganz hinten in einen Wäscheschrank im Obergeschoß. Den Äther verwahrte Homer im Schuppen, bei den Rasen- und Gartengeräten. Äther war brennbar; er wollte ihn nicht im Haus haben.

Doch bei den anderthalb Malen pro Monat, die er mit Candy zusammensein durfte, kam ihm schlagartig die Erkenntnis, daß es in ihrer Vereinigung (auch noch nach fünfzehn Jahren) eine Raserei gab, mit der sie sich aneinander-

klammerten, die nicht verblaßt wäre neben ihrer ersten Begegnung im Ciderhaus. Aber nachdem Homer Wells seine ersten sexuellen Erfahrungen ausgerechnet mit Melony gemacht hatte und nur während jener kurzen Phase seines, wie es ihm schien, »Ehelebens« mit Candy in St. Cloud's etwas von dem erlebt hatte, was Sex idealerweise ist, war Homer der Meinung, daß Sex wenig zu tun habe mit Liebe; daß Liebe viel konzentrierter und fühlbarer sei in Momenten der Zärtlichkeit und der Fürsorge. Es war (zum Beispiel) Jahre her, daß er Candy im Schlaf gesehen oder sie geweckt hatte; Jahre, seit er sie hatte einschlafen sehen und wach geblieben war, um sie anzuschauen.

Seine Zärtlichkeit bewahrte er sich für Angel auf. Als Angel noch kleiner gewesen war, waren Homer und Candy sich manchmal im Dunkel von Angels Zimmer begegnet, und sie erlebten sogar ein paar Abende des stillen Staunens, das Eltern ergreift, wenn sie ihre Kinder im Schlaf beobachten. Doch Homer war an vielen Abenden im Doppelbett neben Angels Bett eingeschlafen, während er nur auf den Atem seines Sohnes lauschte; immerhin hatte Homer seine ganze Kindheit lang in einem Saal einzuschlafen versucht, wo eine ganze Schar kleiner Kinder lag und atmete.

Und welches Gefühl mochte denn stärker von Liebe erfüllt sein, als ein Kind morgens zu wecken, von Liebe, aber auch von Bangigkeit, so überlegte Homer. Für Angel empfand er solche Liebe, während Candy derartige Augenblikke wohl mit Wally erlebte. Die Freuden einer Waise sind einigermaßen festgelegt. In St. Cloud's etwa war es am besten, frühmorgens hungrig zu sein; die Eierkuchen gingen nie aus. Es gab Sex, was gutes Wetter (und natürlich Melony) voraussetzte; es gab Akte von Vandalismus und Landstreicherei (wiederum Melony, bei jedem Wetter), es gab

einsame Akte und Augenblicke der Reflexion, die nur eintreten konnten, wenn es regnete (und nur ohne Melony). Sosehr Homer sich eine Familie ersehnte, war er doch nicht geübt darin, die Vielseitigkeit einer Familie zu würdigen.

An einem heißen und trägen Sonnabendnachmittag im Juli plätscherte Homer im Swimmingpool; er war den ganzen Morgen in den Obstgärten gewesen, um die jungen Bäume zu mulchen. Angel hatte mit ihm gearbeitet, und jetzt war Angel schon aus dem Becken gesprungen, aber immer noch tropfnaß; er schleuderte mit Wally einen Baseball hin und her. Wally saß auf dem Rasen, auf einer kleinen Kuppe neben dem Swimmingpool, und Angel stand auf den Fliesen. Sie warfen den harten Ball hin und her, ohne zu sprechen, ganz konzentriert auf ihre Würfe. Wally feuerte den Ball mit beträchtlicher Wucht dafür, daß er im Sitzen spielte, doch Angel hatte mehr Saft hinter dem Ball. Der Ball klatschte satt in ihre dicken Handschuhe.

Candy kam vom Büro des Apfelmarktes zum Pool herüber. Sie trug ihre Arbeitskleidung – Bluejeans, ein Khaki-Militärhemd mit übergroßen Taschen und Epauletten, Arbeitsstiefel, eine Baseballkappe der Boston Red-Sox mit nach hinten gedrehtem Schirm. (Es war ihr wichtiger, ihr blondes Haar vor der Sonne zu schützen als ihr Gesicht, weil es im Sommer noch heller werden konnte und dann ihre grauen Strähnen stärker hervortraten.)

»Ich weiß, die Männer sind Samstag mittag aus den Gärten verschwunden«, sagte sie, die Hände auf den Hüften, »aber die Frauen arbeiten im Markt bis drei.«

Homer hörte auf zu plätschern; er ließ seine Füße auf den Boden sinken, stand brusttief im Becken und schaute Candy an. Wally sah kurz über die Schulter nach ihr und feuerte dann den Ball zu Angel, der ihn zurückschoß.

»Bitte wartet einmal mit dem Ball, solange ich etwas zu sagen versuche«, sagte Candy.

Wally hielt den Ball fest. »Was versuchst du zu sagen?« fragte er.

»Ich finde, ihr solltet am Sonnabend, solange noch Leute im Markt arbeiten, darauf verzichten, am Swimmingpool zu spielen – alle können euch hören, und ich glaube, es färbt irgendwie ab.«

»Was färbt wo ab?« fragte Angel.

»Daß ihr spielen und im Puppenhaus wohnen dürft, wie sie es nennen, und sie müssen arbeiten«, sagte Candy.

»Pete arbeitet nicht«, sagte Angel. »Pete ist per Anhalter zum Strand gefahren.«

»Pete Hyde ist ein Kind«, sagte Candy. »Seine Mutter arbeitet noch.«

»Nun, ich bin auch ein Kind, oder nicht?« fragte Angel schelmisch.

»Na gut, ich meine nicht ausgerechnet dich«, sagte Candy. »Was ist mit euch beiden?« fragte sie Homer und Wally.

»Ich bin wohl auch ein Kind«, sagte Wally und warf den Ball zu Angel zurück. »Ich spiele ohnehin nur den ganzen Tag.« Angel lachte und warf den Ball hinüber, doch Homer Wells blickte Candy vom Wasser aus finster an.

»Siehst *du*, was ich meine, Homer?« fragte ihn Candy. Homer tauchte unter Wasser; er hielt den Atem ein Weilchen an, und als er heraufkam, um Luft zu holen, ging Candy eben durch die Küchentür. Die Fliegengittertür knallte.

»Ach, geh schon!« rief Wally hinter ihr her. »Natürlich sehen wir, was du meinst!«

Und das war der Moment, als Homer es sagte. Er spuckte etwas Wasser aus und sagte zu Angel: »Lauf und sag dei-

ner Mutter, wenn sie etwas anderes anzieht, nehmen wir sie mit zum Strand.«

Angel war schon halbwegs beim Haus, bis Homer begriff, was er gesagt hatte, und Wally Angel noch hinterherrief: »Sag ihr auch, sie soll eine andere Laune mitbringen.«

Während Angel in die Küche lief, sagte Wally: »Ich glaube, er hat nicht einmal gemerkt, was du gesagt hast, alter Junge.«

»Es ist nur, *weil* sie doch so eine gute Mutter für ihn ist – ich kann nicht anders, ich sehe sie so«, sagte Homer.

»Ich bin sicher, daß es schwer ist«, sagte Wally, »sie nicht so zu sehen, wie man sie sehen möchte.«

»Was?« fragte Homer.

»Sie ist doch ziemlich dominant, oder?« fragte ihn Wally. Homer ging wieder mit dem Kopf unter Wasser – es war ein kühler Ort, um nachzudenken.

»Dominant?« sagte er, als er auftauchte.

»Nun, irgendeiner muß doch wissen, was zu tun ist«, sagte Wally. »Einer muß doch die Entscheidungen treffen.«

Homer Wells, der das Wort »Richtig« in sich aufsteigen fühlte wie ein unaufhaltsam vom Beckenboden aufsteigendes Bläschen, legte seine Hand auf den Mund und sah Wally an, der mit durchgedrücktem Rücken auf der Rasenkuppe saß, den Baseballhandschuh auf dem Schoß, den Baseball in der Hand, seinen Wurfarm erhoben. Homer Wells wußte, daß der Ball, wäre ihm das Wort entschlüpft, zu ihm gesaust wäre, kaum daß das Wort in der Luft hing – und wahrscheinlich, bevor Homer wieder unter Wasser tauchen konnte.

»Sie weiß, was sie will«, sagte Homer Wells.

»Das wußte sie schon immer«, sagte Wally. »Und sie altert mit Anstand, findest du nicht?«

»Ja, wirklich«, sagte Homer und kletterte aus dem Swimmingpool. Er vergrub sein nasses Gesicht in einem Handtuch. Mit geschlossenen Augen hatte er das feine Gitterwerk der Fältchen in Candys Augenwinkeln vor sich, und die Sommersprossen auf ihrer Brust, wo sie sich im Laufe der Jahre zuviel Sonne gegönnt hatte. Er sah auch die wenigen, aber tieferen Falten, die sich quer über ihren sonst straffen Unterleib zogen; es waren Dehnungsstreifen, wie Homer wußte; er fragte sich, ob Wally wußte, woher sie kamen. Und da waren die Adern, die auf Candys schmalen Handrücken nun etwas stärker hervortraten, aber sie war noch immer eine schöne Frau.

Als Angel und Candy aus dem Haus kamen – bereit, zum Strand zu fahren –, beobachtete Homer seinen Sohn genau, um zu sehen, ob Angel gemerkt hatte, daß Homer Candy als »deine Mutter« bezeichnet hatte, doch Angel war wie immer, und Homer konnte nicht sagen, ob Angel den Lapsus erfaßt hatte. Homer fragte sich, ob er Candy erzählen sollte, daß Wally ihn erfaßt hatte.

Sie nahmen Candys zitronengelben Jeep. Candy fuhr; Wally saß vorne auf dem bequemen Sitz, und Homer und Angel teilten sich die Rückbank. Den ganzen Weg zum Strand schaute Wally nur angespannt aus dem Fenster, als sähe er die Straße zwischen Heart's Rock und Heart's Haven zum erstenmal. Als wäre Wally, so dachte Homer Wells, gerade aus einem Flugzeug über Birma abgesprungen, als wäre sein Fallschirm eben aufgegangen und als suchte er jetzt einen Platz zum Landen.

Zum erstenmal wußte Homer mit Gewißheit, daß Candy recht hatte.

Er weiß es, dachte Homer. Wally weiß es.

Der Apfelmarkt veränderte sich nie. Auch er war eine Familie. Nur Debra Pettigrew war fort; Big Dot Tafts kleine Schwester hatte einen Mann aus New Hampshire geheiratet und kam nur noch an Weihnachten zurück nach Heart's Rock. Jedes Weihnachten nahm Homer Wells Angel mit nach St. Cloud's. Sie aßen ein frühes Weihnachtsfrühstück mit Candy und Wally und packten eine Menge Geschenke aus; dann nahmen sie noch eine Menge mehr Geschenke mit nach St. Cloud's. Sie trafen meistens spätnachmittags oder am frühen Abend ein und feierten Weihnachten mit ihnen allen. Wie weinte da Schwester Angela! Schwester Edna weinte, wenn sie wieder fuhren. Dr. Larch war freundlich, aber reserviert.

Der Apfelmarkt war beinah so unveränderlich wie St. Cloud's – in mancher Hinsicht sogar noch unveränderlicher, weil die Leute dieselben blieben, während die Waisen in St. Cloud's dauernd wechselten.

Herb Fowler ging immer noch mit Louise Tobey, die immer noch Drück-mich-Louise genannt wurde; sie ging auf die fünfzig zu. Sie hatte Herb nie geheiratet (sie war nie gefragt worden) und doch den matronenhaften Charme und die Gesten einer Ehefrau entwickelt. Herb Fowler war immer noch ein sehr plumper, sehr abgeschmackter Witzemacher (über die Gummis); er war einer von jenen hageren grauen Männern um die Sechzig, mit einem (für einen so hageren Burschen) ungeheuerlichen Spitzbauch; er trug seinen Wanst wie eine Diebesbeute und dürftig unter seinem Hemd versteckt. Und Meany Hyde war rundherum fett und kahl und freundlich wie immer; Florence, seine Frau, und die dicke Dot Taft regierten immer noch den Hühnerhof auf dem Apfelmarkt. Nur zeitweilig ernüchtert durch Grace Lynchs Tod, brachten die beiden Frauen (mit ihren

schenkelstarken Oberarmen) Irene Titcomb (die immer noch ihre Gesichtshälfte mit dem Brandmal abwandte) immer noch zum Kichern. Everett Taft, der ein sehr milder Vorarbeiter war, schien erleichtert, daß Homer jetzt das Anheuern übernommen hatte und daß er die Bürde los war, zur Erntezeit Hilfskräfte anzuheuern. Vernon Lynchs Verbitterung war so gewaltig, daß sie sich nicht auf Einzelheiten beschränkte – auf Homers verantwortliche Stellung etwa oder auf Graces Tod. Es war einfach eine alles beherrschende Wut – brodelnd und stetig und ungemindert durch die Verheerungen von Vernons mehr als sechzig Jahren.

Homer Wells behauptete, daß Vernon Lynch einen unveränderlichen Hirntumor hätte; er wachse nicht, er bewirke immer den gleichen Druck und den gleichen Konflikt. »Er ist einfach da, wie das Wetter, hm?« alberte Ira Titcomb, der Bienenhalter, mit Homer. Ira war fünfundsechzig, und er hatte wieder eine Zahl auf dem Anhänger notiert, den er zum Transportieren seiner Bienenstöcke benutzte: wie oft er von seinen Bienen gestochen worden war.

»Nur zweihunderteinundvierzigmal«, sagte Ira. »Ich habe Bienen gehalten, seit ich neunzehn war. Macht insgesamt also nur fünf Komma zwei Stiche im Jahr. Ziemlich gut, hm?« fragte Ira Homer.

»Richtig«, murmelte Homer Wells und duckte sich vor dem erwarteten Faustschlag, zog den Kopf ein vor dem Baseball, der ihm mit der Schnelligkeit von Mr. Roses Messerkunst ins Gesicht pfeifen würde.

Homer führte natürlich seine eigene Rechnung. Wie oft er mit Candy geschlafen hatte, seit Wally aus dem Krieg heimgekehrt war, wurde jeweils mit Bleistift auf der Rückseite der Photographie von Wally mit der Besatzung der *Die Chance klopft an* notiert (und dann ausradiert und neu geschrieben).

Zweihundertsiebzig – nur einige Male mehr, als Ira Titcomb von Bienen gestochen worden war. Homer wußte allerdings nicht, daß auch Candy ein Konto führte – ebenfalls mit Bleistift schrieb sie »270« auf die Rückseite eines Photos von ihr, auf dem zu sehen war, wie sie Homer schwimmen lehrte. Sie bewahrte die Photographie beinah nachlässig im Badezimmer auf, das sie sich mit Wally teilte, wo die Photographie von einer Schachtel Kleenex oder einer Flasche Shampoo immer halb verdeckt war. Es war ein unordentlich vollgestopftes Badezimmer, das Olive zweckdienlich eingerichtet hatte, bevor sie starb und bevor Wally heimkehrte; es hatte die bequemen Handgriffe, die Wally brauchte, um die Toilette zu benutzen und in die Badewanne zu steigen.

»Es ist das Standard-Krüppelbadezimmer«, pflegte Wally zu sagen. »Ein Affe würde sich gut amüsieren hier drinnen. Hier kann man sich wunderbar hin und her schwingen.«

Und einmal diesen Sommer, auf dem Rückweg vom Strand, hatten sie das Auto auf dem Spielplatz der Grundschule in Heart's Haven geparkt. Wally und Angel wollten auf dem Dschungelturngerät spielen. Angel war sehr gewandt auf dem Ding, und Wallys Arme waren so kräftig trainiert, daß er sich mit einer beunruhigend affenartigen Kraft und Anmut hindurchbewegen konnte. Wie Affen brüllten die beiden zu Homer und Candy herüber, die im Auto warteten.

»Unsere beiden Kinder«, hatte Homer zur Liebe seines Lebens gesagt.

»Ja, unsere Familie«, hatte Candy lächelnd erwidert und dabei Wally und Angel beobachtet, wie sie kletterten und schwangen, kletterten und schwangen.

»Es ist besser für sie, als fernzusehen«, sagte Homer Wells, der sich Wally und Angel stets als Kinder dachte.

Homer und Candy waren sich einig, daß Wally zuviel fernsah, was ein schlechter Einfluß auf Angel war, der gern mit ihm guckte.

Vor lauter Fernsehbegeisterung hatte Wally Homer sogar ein Fernsehgerät geschenkt, das er nach St. Cloud's bringen sollte. Natürlich war der Empfang dort oben miserabel, was womöglich die McCarthy-Hearings verbesserte, die Wilbur Larchs erste längere Erfahrung mit dem Fernsehen waren.

»Gott sei Dank kam es nicht klar durch«, schrieb er an Homer.

Schwester Caroline hatte das ganze Jahr über schlechte Laune gehabt. Wenn die US-Armee tatsächlich »Kommunisten hätschelte«, wie Senator McCarthy behauptete, dann wollte Schwester Caroline in Erwägung ziehen, sich demnächst freiwillig zu melden.

Wilbur Larch, der sich anstrengte, Senator McCarthy durch das Schneetreiben und die Zickzacklinien auf dem Bildschirm zu erkennen, sagte: »Er sieht mir aus wie ein Trinker. Ich möchte wetten, er wird jung sterben.«

»Nicht jung genug für mich«, sagte Schwester Caroline.

Schließlich verschenkten sie den Fernseher. Schwester Edna und Mrs. Grogan wurden süchtig danach, und Larch kam auf die Idee, daß es für die Waisen schlimmer sei als organisierte Religion. »Es ist besser als Äther, Wilbur«, klagte Schwester Edna, aber Larch blieb fest. Er schenkte das Ding dem Bahnhofsvorsteher, der (nach Larchs Meinung) für diese Erfindung der geeignete Schwachkopf war; es war genau das richtige, um die Gedanken eines Menschen zu beschäftigen, der den ganzen Tag auf Züge wartete. Wilbur Larch bezeichnete als erster in Maine das Fernsehen als das, was es war: »eine Idiotenkiste«. Natürlich

schien Maine – und insbesondere St. Cloud's – alles langsamer zu kapieren als der Rest des Landes.

Aber Wally guckte begeistert, und Angel mit ihm, wann immer Candy und Homer nichts dagegen einzuwenden hatten. Wally behauptete zum Beispiel, daß Fernsehereignisse wie die McCarthy-Hearings für Angel von pädagogischem Nutzen wären. »Er sollte wissen«, sagte Wally, »daß das Land immer bedroht ist durch Irre vom rechten Flügel.«

Obwohl Senator McCarthy infolge der Hearings die Unterstützung von Millionen Menschen verlor – und obwohl der Senat ihn für sein »geringschätziges« Betragen gegenüber einem Subkomitee verurteilte, das seine Finanzen überprüft hatte, sowie für seine Beschimpfung eines Komitees, das für einen Mißtrauensantrag gegen ihn plädiert hatte –, war der Treuhänderausschuß von St. Cloud's von Senator McCarthy vorteilhaft beeindruckt. Vor allem Mrs. Goodhall und Dr. Gingrich fühlten sich ermutigt, Klage zu führen über Schwester Carolines sozialistische Ansichten und Neigungen, die, wie sie fanden, dem Waisenhaus einen Anflug von Rosa gaben.

Schwester Carolines Ankunft hatte dem Ausschuß ein wenig Wind aus den Segeln genommen. Wenn Mrs. Goodhall anfangs erleichtert vernahm, daß jemand »Neues« in St. Cloud's eingekehrt war, so entdeckte sie nachträglich irritiert, daß Schwester Caroline eine gute Meinung von Dr. Larch hatte. Dies veranlaßte Mrs. Goodhall zu einer Überprüfung Schwester Carolines, deren Schwesternzeugnisse tadellos waren, deren politische Aktivitäten aber Mrs. Goodhall einen Hoffnungsschimmer schenkten.

Viele Male hatte Mrs. Goodhall dem Ausschuß ihre These vorgetragen, daß Dr. Larch nicht nur in den Neunzigern,

sondern daß er auch ein nicht-praktizierender, verkappter Homosexueller sei. Nun warnte sie den Ausschuß, weil Dr. Larch eine junge Rote angeheuert habe.

»Sie sind alle so alt, sie werden nur allzu leicht Opfer einer Gehirnwäsche«, sagte Mrs. Goodhall.

Dr. Gingrich, der von Mrs. Goodhalls Gedankensprüngen zunehmend fasziniert war, wunderte sich immer noch über die verwirrende Vorstellung von einem nicht-praktizierenden Homosexuellen; es war, wie ihm schien, eine brillante Anschuldigung gegen jemanden, der leicht (oder erheblich) anders war. Es war das beste Gerücht, das man über einen Menschen in Umlauf setzen konnte, weil es niemals bewiesen oder widerlegt werden konnte. Dr. Gingrich wünschte sich, er wäre – nur als Provokation – auf die Idee einer solchen Anschuldigung gekommen, solange er noch als Psychiater praktizierte.

Und jetzt war Dr. Larch nicht nur alt und homosexuell und nicht-praktizierend – er war auch in Gefahr, von einer jungen Roten eine Gehirnwäsche verpaßt zu bekommen.

Dr. Gingrich brannte darauf, Dr. Larchs Reaktion auf die Anschuldigung zu erfahren, er sei ein nicht-praktizierender Homosexueller, weil Dr. Larch so entschieden über Schwester Carolines politische Einstellung redete.

»Sie ist Sozialistin, nicht Kommunistin!« protestierte Dr. Larch gegenüber dem Ausschuß.

»Kommt aufs gleiche heraus«, wie man in Maine über so manche Dinge sagt.

»Als nächstes«, klagte Larch gegenüber seinen Schwestern, »werden sie uns auffordern, Sachen anzuprangern.«

»Was sollten wir anprangern?« fragte Schwester Edna beunruhigt.

»Machen wir eine Liste«, sagte Larch.

»Die Abtreibungsgesetze«, sagte Schwester Angela.

»Ganz oben auf der Liste!« pflichtete Larch bei.

»Ach, du liebe Zeit!« sagte Schwester Edna.

»Die Republikanische Partei«, sagte Wilbur Larch. »Und den Treuhänderausschuß«, fügte er hinzu.

»Oh, du meine Güte«, sagte Schwester Edna.

»Den Kapitalismus«, sagte Schwester Caroline.

»Hier hat es niemals Kapital gegeben«, sagte Dr. Larch.

»Insekten und Schorf«, sagte Schwester Edna. Alle starrten sie an. »Und Maden«, fügte Schwester Edna hinzu. »Derentwegen muß ich die Apfelbäume spritzen. Insekten und Schorf und Maden.«

Infolgedessen grub Wilbur Larch aus einem Wandschrank die alte schwarze Ledertasche aus von damals an der Bostoner Entbindungsanstalt; er brachte die Tasche zu einem Flickschuster in Three Mile Falls, der auch Damenhandtaschen reparierte und goldene Initialen auf Sätteln anbrachte, und auf diese alte Tasche ließ er den Flickschuster in Gold F. S. eingravieren – für Fuzzy Stone.

Im August 195–, nur ein paar Tage bevor die Pflückermannschaft auf Ocean View eintreffen sollte, schickte Wilbur Larch die Arzttasche an Homer Wells. Es war die Jahreszeit, da Melony jedes Jahr ihren Urlaub nahm.

Die meisten der Werftarbeiter, sogar die Elektriker, nahmen ein paar Wochen im Sommer und ein paar Wochen um Weihnachten, doch Melony nahm einen ganzen Monat während der Erntezeit; sie fühlte sich gut – oder vielleicht wieder jung – beim Äpfelpflücken. Dieses Jahr hatte sie beschlossen, sich auf Ocean View anheuern zu lassen.

Sie reiste nach wie vor per Anhalter, wohin und wann immer sie sich auf den Weg machte, und weil sie nur Männerkleider trug, sah sie immer noch aus wie eine Landstrei-

cherin; niemand konnte ahnen, daß sie eine qualifizierte Werftelektrikerin war, mit genug Geld auf dem Sparkonto, um sich ein hübsches Haus und ein paar Autos zu kaufen.

Als Melony im Apfelmarkt eintraf, sah Big Dot Taft sie als erste. Die dicke Dot und Florence Hyde stellten eben einige Schautische auf, obwohl sie außer Gravensteinern gar keine neuen Äpfel vorrätig hatten. Sie hatten hauptsächlich Säfte und Marmelade und Honig. Irene Titcomb feuerte die Backöfen ein. Wally war im Büro am Telephon und sah Melony nicht – und sie sah ihn nicht.

Candy war in der Küche des Puppenhauses und sprach mit Bucky Bean, Olives vulgärem Bruder, über Immobilien. Bucky hatte aufgekauft, was von der Landzunge übrig war, die Ray Kendall im Hafen von Heart's Haven besessen hatte. Bucky hatte dort ein sehr billiges und schäbiges Meeresfrüchtelokal aufgemacht – eines der ersten Autorestaurants von Maine, wo junge Mädchen, angezogen wie Jubelchormajoretten, einem ein in der Regel fritiertes, lauwarmes Essen bringen, das man in seinem Auto verzehrt. Das Essen wird ans Auto serviert, und zwar auf wackligen kleinen Tabletts, die an der Autotür eingehängt werden, nachdem das Fenster heruntergekurbelt wurde. Homer hätte Wilbur Larch gerne mal in so ein Lokal mitgenommen – nur um zu hören, was der alte Herr sagen würde. Larchs Kommentar, dessen war Homer sicher, wäre ähnlich ausgefallen wie der aufs Fernsehen und auf Senator McCarthy.

Bucky Beans neue Idee war, jenen Teil des Obstgartens zu kaufen, der Cock Hill hieß, und ihn zu Ein-Acre-Parzellen als »Sommergrundstück« mit Blick auf den Ozean zu verkaufen.

Candy war gerade dabei, das Angebot abzulehnen, als Melony im Apfelmarkt eintraf. Candy hielt die Ein-Acre-

Parzellen für zu klein. Und außerdem würden die ahnungslosen neuen Besitzer bestimmt nicht damit rechnen, daß die auf die Äpfel verspritzten Chemikalien regelmäßig zu ihnen herüberschwebten und jeden Sommer auf ihre Grundstücke herabsanken. Gleichzeitig würden die Familien, die Grundstücke kauften und Häuser bauten, es zweifellos für ihr Recht halten, über Zäune zu klettern und so viele Äpfel zu pflücken, wie sie wollten.

»Du bist genau wie Olive«, klagte Bucky Bean. »Du hast keine Phantasie hinsichtlich der Zukunft.«

Das war der Moment, in dem Melony sich Big Dot Taft näherte, nicht nur weil Big Dot die Verantwortliche zu sein schien, sondern auch, weil große fette Frauen auf Melony wohltuend wirkten. Big Dot lächelte, als sie sah, wie stämmig Melony war; die beiden Frauen schienen im voraus dazu bestimmt, einander sympathisch zu finden.

Als Melony den Mund aufmachte, hallte ihre Stimme durch die beinah leeren Marktbuden und überraschte Meany Hyde und Vernon Lynch, die gerade Wasser in den Kühler des John Deere füllten. Wenn Melony normal zu sprechen versuchte, war ihre Stimme besonders tief; wenn sie ihre Stimme zu heben versuchte, glaubten die meisten, sie brülle.

»Arbeitet hier ein Kerl namens Homer Wells?« fragte Melony die dicke Dot.

»Klar tut er das«, sagte Big Dot fröhlich. »Bist du eine Freundin von Homer?«

»War ich mal«, sagte Melony. »Ich habe ihn ein Weilchen nicht gesehen«, fügte sie bescheiden hinzu – wenigstens bescheiden für Melony, die seit ihrer Liebesaffäre mit Lorna manchmal verlegen und schüchtern wurde bei anderen Frauen; ihr Selbstvertrauen gegenüber Männern war so unerschütterlich wie eh und je.

»Wo ist Homer?« fragte Florence Hyde Meany. Er starrte Melony an.

»Er stellt Kisten auf in der Frying-Pan«, sagte Meany Hyde. Irgend etwas ließ ihn schaudern.

»Willst du hier bloß vorbeischauen?« fragte Big Dot Melony, deren Finger – wie Dot bemerkte – sich instinktiv öffneten und schlossen, sich zu Fäusten ballten und sich wieder entspannten.

»Eigentlich bin ich wegen Arbeit gekommen«, sagte Melony. »Ich habe schon 'ne Menge gepflückt.«

»Homer heuert die Pflücker an«, sagte Big Dot. »Ich schätze, du wirst Glück haben – wo ihr alte Freunde seid.«

»Es ist zu früh, um Pflücker anzuheuern«, sagte Vernon Lynch. Irgend etwas in der Art, wie Melony ihn anschaute, ließ ihn nicht auf diesem Punkt beharren.

»Fahr doch und sag Homer, daß jemand da ist und ihn sehen will«, sagte Big Dot zu Vernon. »Homer ist der Boss.«

»Der Boss?« fragte Melony.

Irene Titcomb kicherte und wandte ihre Brandnarbe ab. »Es ist eigentlich eine Art Geheimnis – wer hier der Boss ist«, sagte Irene.

Vernon Lynch trat im Traktor so hart aufs Gas, daß ein öliger schwarzer Qualm aus dem Auspuffrohr bellte und über die Frauen im Markt wehte.

»Wenn du hier arbeiten wirst«, sagte Big Dot zu Melony, »kannst du's auch gleich wissen: Der Kerl, der den Traktor fährt, ist das Arschloch Nummer Eins.«

Melony zuckte die Schultern. »Gibt's hier nur eines?« fragte sie, und Big Dot lachte.

»Oh, meine Kuchen!« sagte Irene Titcomb und rannte weg. Florence Hyde musterte Melony freundlich, und Big

Dot legte Melony ihre fleischige Pranke auf die Schulter, als wären sie dicke Freundinnen. Irene Titcomb kam zu ihnen zurückgerannt und verkündete, die Kuchen seien gerettet.

»Erzähle uns doch: Woher kennst du Homer Wells?« sagte Florence Hyde zu Melony.

»Von wo und seit wann?« fragte die dicke Dot Taft.

»Von Saint Cloud's, seit ewig«, erzählte ihnen Melony. »Er war mein Kerl«, erzählte sie den Frauen, und ihre lächelnden Lippen zeigten den Schaden, den ihre Zähne genommen hatten.

»Was du nicht sagst!« sagte Big Dot Taft.

Homer Wells und sein Sohn Angel redeten über Masturbation – oder vielmehr, Homer redete. Sie hatten unter einem der alten Bäume in der Frying-Pan Mittagspause gemacht; sie hatten den ganzen Morgen Kisten aufgestellt und sich beim Traktorfahren und Kistenausladen abgewechselt. Sie hatten ihre Sandwiches aufgegessen, und Angel hatte seine Limonade geschüttelt und seinen Vater damit bespritzt, und Homer hatte versucht, möglichst zwanglos das Thema Masturbation anzuschneiden. Candy hatte Homer gegenüber erwähnt, daß Angels Bettlaken gewisse Spuren aufwies und daß es wohl an der Zeit wäre für ein Vater-Sohn-Gespräch bezüglich Angels offenkundig erwachender Sexualität.

»Junge, als ich in deinem Alter war – in St. Cloud's –, war es tatsächlich schwer, sich einigermaßen ungestört einen runterzuholen«, hatte Homer angefangen (zwanglos, wie er dachte).

Sie hatten auf dem Rücken im hohen Gras gelegen, unter dem vollsten Baum in der Frying-Pan – durch die saftigen, herabgebogenen Zweige und all die schweren Äpfel drang kein Sonnenstrahl hindurch.

»Tatsächlich«, sagte Angel nach einer Weile gleichgültig.

»Ja, hm«, sagte Homer. »Weißt du – ich war der Älteste – etwa in deinem Alter –, und ich war angeblich mehr oder minder verantwortlich für all die anderen Kinder. Ich wußte, daß sie noch viel zu klein waren, um Schamhaar zu haben, und mit ihrem kleinen Steifen überhaupt nichts anfangen konnten.«

Angel lachte. Homer lachte ebenfalls.

»Wie hast du's also geschafft?« fragte Angel seinen Vater nach einer Weile.

»Ich wartete, bis ich dachte, daß alle schliefen, und dann versuchte ich das Bett ruhig zu halten«, sagte Homer. »Aber du hast keine Ahnung, wie lange es dauern kann, bis zwölf oder fünfzehn Jungen einschlafen!«

Sie lachten beide noch ein bißchen mehr.

»Da war noch ein anderer Kleiner, der alt genug war, etwas davon zu wissen«, vertraute Homer ihm an. »Ich glaube, er fing eben damit an, ein bißchen an sich rumzuspielen – ich glaube, das erste Mal, daß er's tatsächlich machte, hatte er keine Ahnung, was da passieren würde. Und als er tatsächlich spritzte – als er ejakulierte, weißt du –, glaubte er, er hätte sich verletzt. In der Dunkelheit glaubte er wahrscheinlich, daß er blutete!«

Die Geschichte war der reinste Roman, aber Angel Wells gefiel sie; er lachte ziemlich frühreif, was seinen Vater ermunterte, fortzufahren.

»Na, er war so besorgt – er bat mich immer wieder, das Licht anzuknipsen, er sagte, etwas in ihm sei gebrochen«, sagte Homer.

»Gebrochen?« sagte Angel, und beide brüllten vor Lachen.

»Ja«, sagte Homer. »Und als ich das Licht anknipste und

er sich betrachtete, da sagte er: ›O Gott, ich bin losgegangen‹ – als spräche er über ein Gewehr und als hätte er sich damit ins Bein geschossen!«

Darüber lachten Vater und Sohn wieder ein Weilchen.

Dann sagte Homer, ernster: »Natürlich versuchte ich, ihm alles zu erklären. Es war schwierig, ihm begreiflich zu machen, daß er nichts Unrechtes getan hatte – weil es ja ganz natürlich ist; es ist völlig gesund und normal, aber diese Dinge werden meistens irgendwie verzerrt dargestellt.«

Angel war jetzt still; vielleicht erkannte er den Grund für diese Geschichte.

»Aber stell dir nur vor, wie ich diesem Kleinen zu erklären versuchte – er war ein ganzes Stück jünger, als du jetzt bist –, daß es nur natürlich ist, wenn er erregt wird beim Gedanken an Mädchen und an Sex, lange bevor er die Gelegenheit haben würde, etwas mit Mädchen zu machen. Oder tatsächlich Sex zu haben«, fügte Homer hinzu. Er hatte wahrhaftig sein Anliegen breitgeklopft, und er machte eine Pause, um zu sehen, wie sein Sohn es aufnahm; Angel lag mit einem langen Grashalm im Mund auf dem Rücken und starrte auf den riesigen Stamm des ausladenden Baumes.

Sie schwiegen eine Weile, und dann sagte Homer: »Gibt es etwas, was du mich fragen möchtest – über irgend etwas?«

Angel ließ ein kurzes Lachen hören; dann machte er eine Pause. »Ja«, sagte Angel zu seinem Vater. »Ich frage mich, wieso du keine Freundin hast – wieso du nicht mal interessiert zu sein scheinst.«

Die Frage hatte Homer im Anschluß an seine Vögel-und-Bienen-Einleitung nicht gerade erwartet, doch nach ein paar Sekunden wurde ihm klar, daß sie vorauszusehen gewesen wäre und daß eine vernünftige Antwort darauf Angel

zweifellos mehr am Herzen lag als alle Wahrheiten über die Masturbation.

»Ich hatte eine Freundin, in St. Cloud's«, sagte Homer. »Sie war irgendwie grob zu mir und manchmal ein Tyrann. Älter als ich, und damals war sie stärker als ich!« sagte er lachend.

»Ohne Witze«, sagte Angel. Er lachte nicht, er hatte sich auf seine Ellbogen herübergewälzt und beobachtete seinen Vater aufmerksam.

»Na, wir waren uns nicht sehr ähnlich«, sagte Homer. »Es war einer von diesen Fällen, wo man Sex hat, bevor eine Freundschaft da ist, oder wo eigentlich keine Freundschaft da ist – und nach einer kurzen Zeit war dann auch kein Sex mehr da. Jetzt bin ich mir nicht so sicher, was das für eine Beziehung war.«

»Es war irgendwie ein schlechter Start, willst du sagen?« fragte Angel.

»Richtig«, sagte sein Vater.

»Also, was passierte danach?« fragte Angel.

»Ich bin Wally und Candy begegnet«, sagte Homer vorsichtig. »Ich schätze, ich hätte Candy geheiratet – wenn sie nicht Wally geheiratet hätte. Sie war beinah meine Freundin, ungefähr fünf Minuten lang. Als Wally im Krieg war, als wir nicht wußten, ob er noch am Leben ist«, sagte Homer rasch. »Ich bin Wally und Candy immer so nah gewesen, und dann – nachdem ich dich hatte – fing ich an zu glauben, ich hätte schon alles, was ich mir wünschte.«

Angel Wells wälzte sich auf seinen Rücken und starrte den Stamm des Baumes hinauf. »Also, irgendwie hast du Candy immer noch gern?« fragte er. »Du interessierst dich für keine andere?«

»Irgendwie«, sagte Homer Wells. »Hast du schon eine

getroffen, für die du dich interessierst?« fragte er, in der Hoffnung, das Thema zu wechseln.

»Keine, die sich für mich interessiert«, sagte sein Sohn. »Ich meine, die Mädchen, an die ich denke, sind alle zu alt, um mich auch nur anzusehen.«

»Das wird sich ändern«, sagte Homer und stieß Angel in die Rippen; der Junge zog die Knie an und rollte sich auf die Seite und stieß seinen Vater wieder. »Ziemlich bald«, sagte Homer, »werden die Mädchen Schlange stehen, um dich anzusehen.« Er packte Angel im Schwitzkasten, und sie fingen an zu ringen. Ringen mit Angel war eine Möglichkeit, wie Homer dem Jungen körperlich nah sein konnte – lange nachdem es Angel peinlich geworden war, in der Öffentlichkeit umarmt und geküßt zu werden. Ein fünfzehnjähriger Junge hat nicht gern seinen Vater überall an sich hängen, Ringen dagegen war völlig respektabel; das war immer noch erlaubt. Vor lauter Raufen und Lachen und Keuchen hörten sie Vernon Lynch gar nicht kommen.

»He, Homer!« sagte Vernon scharf und gab ihnen einen Tritt, während sie sich auf der Erde unter dem großen Baum wälzten – so ähnlich, wie er versucht hätte, kämpfende Hunde zu trennen. Als sie ihn über sich stehen sahen, erstarrten sie verlegen in einer Umarmung – als wären sie bei etwas ertappt worden, was sie nicht tun sollten. »Falls du aufhören kannst rumzublödeln«, sagte Vernon, »habe ich eine Neuigkeit für dich.«

»Für mich?« sagte Homer Wells.

»Da ist eine fette Frau, die sagt, daß sie dich kennt. Sie ist im Markt«, sagte Vernon. Homer lächelte. Er kannte mehrere fette Frauen im Markt; er vermutete, daß Vernon die dicke Dot Taft meinte oder Florence Hyde. Sogar Drückmich-Louise hatte Gewicht zugesetzt in den letzten Jahren.

»Ich meine, eine *neue* fette Frau«, sagte Vernon. Er setzte sich in Bewegung, zurück zu seinem Traktor. »Sie sagt, sie will als Pflückerin anfangen, und sie fragt nach dir. Sie kennt dich.«

Homer kam langsam auf die Füße; er war über eine Wurzel des großen Baumes gerollt, und die Wurzel hatte ihm die Rippen gequetscht. Außerdem hatte Angel ihm Gras hinten ins Hemd gestopft. Angel sagte zu seinem Vater: »Oh, eine fette Frau, hm? Ich schätze, du hast mir nichts erzählt von der fetten Frau.« Als Homer sein Hemd aufknöpfte, um das Gras herauszuschütteln, knuffte Angel seinen Vater in den nackten Bauch und stellte in dem Moment fest, daß sein Vater gealtert war. Er war immer noch ein gutgebauter Mann und kräftig von der Arbeit in den Obstgärten, aber ein bißchen Bauch schob sich doch über den Gürtel seiner Jeans, und sein von der Rauferei zerwühltes Haar war eher graugesprenkelt als grün vom Gras. Den harten Zug um Homers Augenwinkel sah Angel auch zum erstenmal.

»Pop?« fragte Angel ihn leise. »Wer ist die Frau?« Aber sein Vater sah ihn mit Panik in den Augen an; er war drauf und dran, sein Hemd verkehrt zuzuknöpfen, und Angel mußte ihm dabei helfen. »Es kann doch nicht die Tyrannin sein, oder?« versuchte Angel mit seinem Vater zu scherzen – ihr Umgangston war oft sehr scherzhaft; doch Homer sprach nicht, er lächelte nicht einmal. Ein halber Anhänger voll Apfelkisten mußte noch entladen werden, aber Homer fuhr zu schnell, und ab und zu polterte eine Kiste herunter. Im Handumdrehen hatten sie einen leeren Anhänger. Für den Weg zurück zum Apfelmarkt nahm Homer, statt sich hinten durch die Obstgärten zu schlängeln, die Landstraße. Das ging schneller, und trotzdem hatte Homer alle Fahrer

angewiesen, sich von der Landstraße fernzuhalten, wann immer sie konnten, um Unfälle mit dem sommerlichen Strandverkehr möglichst zu vermeiden.

Kindern bleibt die Bedeutung eines Augenblicks am besten haften, wenn sie miterleben, wie Vater oder Mutter die eigenen Spielregeln brechen.

»Glaubst du, sie ist es?« schrie Angel seinem Vater zu. Er stand über den Schultern seines Vaters, seine Hände auf dem Sitz des Traktors, seine Füße gegen die Anhängerkupplung gestemmt. »Du mußt zugeben, es ist ein wenig aufregend«, fügte der Junge hinzu, aber Homer blickte hart vor sich hin.

Homer parkte Traktor und Anhänger bei den Lagerschuppen neben dem Markt. »Du kannst anfangen, die nächste Fuhre aufzuladen«, sagte er zu Angel, aber so leicht wurde er Angel nicht los. Der Junge folgte ihm auf dem Fuß zum Apfelmarkt, wo Big Dot und Florence und Irene die unerbittliche und wuchtige Melony umringten.

»Sie *ist* es, nicht wahr?« flüsterte Angel seinem Vater zu.

»Hallo, Melony«, sagte Homer Wells. In der reglosen Sommerluft war es mucksmäuschenstill.

»Wie geht's dir, Sonnenstrahl?« fragte ihn Melony.

»Sonnenstrahl!« sagte die dicke Dot Taft.

Sogar Angel mußte es laut nachsprechen. Man stelle sich vor: sein Vater, ein »Sonnenstrahl«!

Aber obgleich sie jahrelang darauf gewartet hatte, ihn wiederzusehen, hing Melonys Blick nicht an Homer Wells, sondern an Angel. Melony konnte ihre Augen nicht von dem Jungen wenden. Homer Wells, ein annehmbar gutaussehender Mann in den Vierzigern, erinnerte Melony nicht eben sehr an den Homer Wells, den sie gekannt hatte; Angel war es vielmehr, der Melony so maßlos verblüffte. Sie

hatte nicht damit gerechnet, daß diese wie aus dem Gesicht geschnittene Ähnlichkeit mit dem Jungen, den sie einst gekannt hatte, sie schier umhauen würde. Der arme Angel fühlte sich ein wenig schrumpfen unter dem wilden Blick, den Melony über ihn gleiten ließ, doch er war ein junger Gentleman und lächelte die Fremde gewinnend an.

»Da gibt's keinen Zweifel, wer *du* bist«, sagte Melony zu dem Jungen. »Du siehst deinem Vater ähnlicher als er selber.« Big Dot und die Damen vom Apfelmarkt hingen an ihren Lippen.

»Es ist nett, daß du eine Ähnlichkeit siehst«, sagte Homer Wells, »aber mein Sohn ist adoptiert.«

Hatte Homer Wells denn nichts gelernt? Nach all den Jahren voll harter Schläge, diesen Jahren von Muskeln und Fett und Verrat und deutlichem Älterwerden – sah er denn immer noch nicht in Melonys lodernden traurigen Augen, daß sie sich nicht hinters Licht führen ließ?

»Adoptiert?« sagte Melony, ohne ihre gelbgrauen Augen auch nur einen Moment von Angel abzuwenden. Sie war enttäuscht von ihrem ältesten Freund: daß er sie nach all den Jahren noch immer zu täuschen versuchte.

In dem Moment kam Candy – die Bucky Bean endlich losgeworden war – in den Apfelmarkt geschlendert, nahm sich einen Gravensteiner aus einem Korb auf dem ersten Schautisch, tat einen herzhaften Biß, stellte fest, daß offenbar niemand arbeitete, und ging zu dem kleinen Menschenauflauf hinüber.

Da in dem Kreis nur zwischen Homer und Angel etwas Platz war, trat sie zwischen die beiden; und nachdem sie den Mund voll hatte von dem frischen Apfel, war sie ein wenig verlegen, die Fremde ansprechen zu müssen.

»Hallo!« brachte sie fertig, zu Melony zu sagen, die au-

genblicklich in Candys Gesicht jene wenigen Züge Angels wiederfand, die sie in ihrer Erinnerung an Homer Wells nicht hatte unterbringen können.

»Das ist Melony«, sagte Homer zu Candy, die an dem Apfel würgte – vor langer Zeit, auf dem Ciderhausdach, hatte sie alles über Melony gehört. »Das ist Missus Worthington«, murmelte Homer zu Melony.

»Wie geht's?« brachte Candy hervor.

»Missus Worthington?« sagte Melony. Ihre Luchsaugen flitzten jetzt hin und her, von Angel zu Candy und von Angel zu Homer Wells.

Da kam Wally aus dem Büro in den Apfelmarkt gerollt.

»Arbeitet denn niemand heute?« fragte er auf seine freundliche Art. Als er sah, daß eine Fremde da war, wurde er höflich. »Oh, hallo!« sagte er.

»Hallo«, sagte Melony.

»Das ist mein Mann«, sagte Candy durch jede Menge Äpfel hindurch.

»Ihr Mann?« sagte Melony.

»Das ist Mister Worthington«, murmelte Homer Wells.

»Alle nennen mich Wally«, sagte Wally.

»Melony und ich waren im Waisenhaus zusammen«, erklärte Homer.

»Wirklich?« sagte Wally begeistert. »Das ist großartig«, sagte er. »Laß sie von jemand herumführen. Zeige ihr auch das Haus«, sagte Wally zu Homer. »Vielleicht möchten Sie gerne schwimmen?« fragte er Melony, die zum erstenmal in ihrem Leben nicht wußte, was sie sagen sollte. »Dot?« sagte Wally zur dicken Dot Taft. »Geben Sie mir durch, wieviel Bushel Gravensteiner wir im Lager haben. Ich habe eine Bestellung am Telephon.« Er wendete den Rollstuhl sehr glatt und rollte wieder los ins Büro.

»Meany weiß, wie viele da sind«, sagte Florence Hyde. »Er war eben drinnen.«

»Dann soll jemand Meany holen, damit er's mir sagt«, sagte Wally. »Nett, Sie kennengelernt zu haben«, rief er Melony zu. »Bitte, bleiben Sie zum Abendessen.«

Candy erstickte fast an ihrem Apfel, aber es gelang ihr, den Bissen hinunterzuwürgen.

»Danke!« rief Melony Wally nach.

Er brauchte keine fremde Hilfe, um in das Büro und wieder hinauszugelangen, weil Everett Taft (vor Jahren) die Schwelle herausgenommen und die Fliegengittertür so eingerichtet hatte, daß sie nach beiden Seiten schwang – wie eine Saloontür. Wally konnte ohne Unterstützung kommen und gehen.

Er ist der einzige Held hier, dachte Melony, als sie die Tür hinter dem Rollstuhl zuschwingen sah; sie konnte ihre Hände nicht beherrschen. Am liebsten hätte sie Angel angefaßt und an ihm gezupft – seit Jahren hatte sie Homer Wells zwischen ihre Finger bekommen wollen, doch jetzt wußte sie nicht, was sie mit ihm machen wollte. Wäre sie plötzlich auf alle viere gefallen oder hätte sie sich in Kampfbereitschaft geduckt, dann wäre Homer Wells, das wußte sie, gewappnet gewesen; sie merkte, daß auch er seine Hände nicht unter Kontrolle hatte; seine Finger trommelten auf seinen Schenkeln. Am schwersten fiel Melony die Einsicht, daß sie in seinen Augen keine Zuneigung für sie entdecken konnte; er schaute drein wie ein gefangenes Tier – ohne die geringste Neugier oder Begeisterung, sie wiederzusehen. Hätte sie den Mund aufgemacht und von dem Jungen angefangen – wie eindeutig er keine Waise war! –, dann wäre Homer Wells ihr an die Kehle gesprungen, bevor sie die Geschichte ausspucken konnte.

Niemand schien sich zu erinnern, daß Melony – unter anderem – wegen Arbeit gekommen war. Angel sagte: »Möchten Sie vielleicht zuerst den Swimmingpool sehen?«

»Nun, ich kann nicht schwimmen«, sagte Melony, »aber es wäre nett, ihn zu sehen.« Sie lächelte Homer an, mit einer so untypischen Wärme – die alles über ihre schlechten Zähne verriet –, daß Homer schauderte. Der Apfel, von dem nur ein einziger, unangenehmer Bissen abgebissen worden war, hing wie ein Bleigewicht am Ende von Candys erschlafftem Arm.

»Ich werde Ihnen das Haus zeigen«, sagte Candy. »Nachdem Angel Ihnen den Swimmingpool gezeigt hat.« Sie ließ den angebissenen Apfel fallen, dann lachte sie über sich selbst.

»Ich werde dir die Obstgärten zeigen«, murmelte Homer.

»Du brauchst mir keine Obstgärten zu zeigen, Sonnenstrahl«, sagte Melony. »Ich habe schon jede Menge Obstgärten gesehen.«

»Oh«, sagte er.

»Sonnenstrahl«, sagte Candy ausdruckslos.

Angel knuffte seinen Vater in den Rücken, während sie zum Haus und zum Swimmingpool schritten; für Angel war diese Überraschung immer noch ein großer und unerwarteter Spaß. Homer drehte sich kurz um und runzelte die Stirn über seinen Sohn, was Angel noch spaßiger fand. Während der Junge Melony den Swimmingpool zeigte – unter besonderem Hinweis auf die Rampe für Wallys Rollstuhl –, warteten Homer und Candy in der Küche auf sie.

»Sie weiß Bescheid«, sagte Homer zu Candy.

»Was?« sagte Candy. »Was weiß sie?«

»Melony weiß alles«, sagte Homer Wells in einer Trance von beinah ätherischer Intensität.

»Wie sollte sie?« fragte ihn Candy. »Hast du es ihr erzählt?«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte Homer. »Sie weiß es einfach – sie weiß immer alles.«

»Du machst dich lächerlich«, sagte Candy mürrisch.

»Wally ist ein großartiger Schwimmer«, erklärte Angel Melony. »Im Meer muß man ihn nur über die Brecher hinaustragen. Ich kann ihn tragen.«

»Du bist ein gutaussehender Bursche«, sagte Melony zu Angel. »Du siehst besser aus, als dein Daddy je ausgesehen hat.«

Angel wurde verlegen; er prüfte die Temperatur im Bekken. »Es ist warm«, sagte er. »Schade, daß Sie nicht schwimmen können. Sie könnten am flachen Ende bleiben, oder ich könnte Ihnen zeigen, wie man dahinplätschert. Candy hat meinem Daddy schwimmen beigebracht.«

»Unglaublich«, sagte Melony. Sie schritt auf das Sprungbrett hinaus und wippte ein wenig; sie brauchte nur sehr wenig zu wippen, damit das Brett sich weit zum Wasser hinunterbog. »Falls ich reinfalle, möchte ich wetten, du kannst mich retten«, sagte sie zu Angel, der nicht wußte, ob die große Frau flirtete oder drohte – oder ob sie nur müßig herumalberte. Das war so aufregend an ihr, dachte Angel: Sie machte den Eindruck, daß sie – von einem Moment zum nächsten – alles mögliche tun konnte.

»Ich könnte Sie wahrscheinlich retten, falls Sie ertrinken würden«, brachte Angel vorsichtig hervor. Aber Melony zog sich vom Ende des Sprungbretts zurück, das ihrem Schritt jene federnde Kraft verlieh, die man von großen Raubkatzen kennt.

»Unglaublich«, wiederholte sie, und ihre Augen versuchten, alles in sich aufzunehmen.

»Woll'n Sie das Haus jetzt sehen?« fragte Angel. Sie machte ihn nervös.

»Jemineh, das ist ein Haus, das ihr da habt«, sagte Melony zu Candy, die ihr das Erdgeschoß zeigte. Homer zeigte ihr das Obergeschoß. Auf dem Flur zwischen Homers und Angels Zimmer flüsterte Melony ihm zu: »Junge, du hast es wirklich gut getroffen. Wie hast du das geschafft, Sonnenstrahl?« Wie weidete sie sich an ihm mit ihren gelbbraunen Augen! »Du hast sogar einen großartigen Ausblick!« stellte sie fest, als sie auf dem Ehebett saß und aus dem Fenster schaute.

Als sie bat, die Toilette benutzen zu dürfen, ging Homer hinunter, um ein Wort mit Candy zu wechseln, aber Angel trödelte immer noch herum, immer noch vergnügt und neugierig. Der Eindruck, den das gewalttätige Wesen der ersten Freundin seines Vaters auf den Jungen gemacht hatte, war beträchtlich; wenn Angel bisher die Frage beunruhigt hatte, warum sein Vater ein so einsames Leben führte, dann hatte die gewaltige Erscheinung, die sich ihm heute dargeboten hatte, ihn wohl zu beruhigen vermocht. Wenn sein Vater mit dieser bedrohlichen Frau seine ersten Erfahrungen gemacht hatte, dann war es (für Angel) verständlich, wieso Homer so eine Beziehung nur ungern wiederholen wollte.

Melony schien viel Zeit zu brauchen auf der Toilette, und Homer war dankbar für diese Zeit; er brauchte sie, um Candy und Angel davon zu überzeugen, daß sie wieder an die Arbeit gingen und ihn mit Melony allein ließen. »Sie sucht *Arbeit*«, sagte er eindringlich zu ihnen. »Ich brauche etwas Zeit mit ihr, *allein.*«

»Arbeit«, sagte Candy – und erschrak erneut.

Beim bloßen Gedanken daran kniff sie unwillkürlich ihre hübschen Augen zusammen.

Spiegel waren nie Melonys Freunde gewesen, doch der Spiegel in Homers Badezimmer war besonders grausam zu ihr. Sie durchstöberte rasch das Apothekerschränkchen; ohne Grund warf sie einige von den Pillen in die Toilette. Sie fing an, Rasierklingen aus einem schlichten Blechspender auszuwerfen. Sie hörte erst damit auf, als der Spender leer war. Sie schnitt sich in den Finger bei dem Versuch, eine der Klingen vom Boden aufzuheben. Sie hatte ihren Finger in den Mund gesteckt, als sie sich zum erstenmal im Spiegel anschaute. Sie hielt die Rasierklinge in der anderen Hand, während sie die mehr als vierzig Jahre in ihrem Gesicht musterte. Oh, ich bin niemals attraktiv oder gar hübsch gewesen, aber zumindest eine wirksame Waffe, dachte sie; jetzt war sie sich nicht so sicher. Sie hielt die Rasierklinge an den Tränensack unter dem einen Auge; sie schloß dieses Auge, als könne das Auge selbst nicht mit ansehen, was sie tun würde. Dann tat sie nichts. Nach einer Weile legte sie die Rasierklinge auf den Rand des Waschbeckens und weinte.

Später fand sie ein Feuerzeug; Candy mußte es im Badezimmer liegengelassen haben; Homer rauchte nicht; Wally konnte keine Treppen steigen. Sie nahm das Feuerzeug und brachte damit den Griff von Homers Zahnbürste zum Schmelzen; sie versenkte die Rasierklinge in den weichsten Teil und wartete, bis der Griff wieder hart wurde. Wenn ich das Borstenende mit der Hand umklammere, habe ich eine nette kleine Waffe, dachte sie.

Dann sah sie den fünfzehn Jahre alten Fragebogen des Treuhänderausschusses von St. Cloud's; das Papier war so alt, daß sie vorsichtig sein mußte, um es nicht zu zerreißen. Wie diese alten Fragen doch ihre Seele aufwühlten! Sie warf die Zahnbürste mit der Rasierklinge ins Waschbecken, dann

hob sie sie wieder auf und legte sie in das Apothekerschränkchen, dann nahm sie sie wieder heraus. Sie übergab sich einmal und spülte zweimal die Toilette.

Melony blieb lange Zeit oben im Badezimmer. Als sie herunterkam, wartete Homer in der Küche; sie hatte genug Zeit für sich alleine gehabt, um mehrere Gemütsumschwünge zu durchleben und sich über ihre wahren Gefühle klarzuwerden – darüber, daß sie Homer in dieser Umgebung vorgefunden hatte, in einer, wie sie vermutete, erbärmlichen Situation. Möglich, daß sie sich ein paar Minuten an dem Unbehagen ergötzt hatte, das sie ihm bereitete, doch als sie herunterkam, war sie nicht mehr vergnügt, und ihre Enttäuschung über Homer Wells war noch größer als ihre beharrliche Wut – sie war beinah gleichbedeutend mit Trauer.

»Irgendwie dachte ich, du würdest am Ende was Besseres machen als die Frau eines armen Krüppels bumsen und dein eigenes Kind verleugnen«, sagte Melony zu Homer Wells. »Ausgerechnet du – du, eine Waise«, erinnerte sie ihn.

»Ganz so ist es nicht«, begann er, aber sie schüttelte ihren mächtigen Kopf und schaute in eine andere Richtung.

»Ich habe Augen«, sagte Melony. »Ich kann sehen, wie es ist – es ist *Scheiße*. Es ist ganz gewöhnliche Mittelschichtsscheiße – untreu sein und die Kinder anlügen. Ausgerechnet du!« sagte Melony. Sie hatte ihre Hände in die Taschen gesteckt; sie zog sie heraus und verschränkte sie hinter dem Rücken; dann stieß sie sie wieder in die Taschen. Bei jeder Bewegung ihrer Hände zuckte Homer zusammen.

Homer Wells war auf einen Angriff von ihr gefaßt gewesen; Melony war eine Angreiferin; aber diesen Angriff hatte er nicht erwartet. Er hatte gedacht, er würde ihr – eines Tages, wenn er sie wiedersähe – ebenbürtig sein, aber jetzt wußte er, daß er Melony niemals ebenbürtig sein würde.

»Glaubst du, ich reiß mir ein Bein aus, um dich in Verlegenheit zu bringen?« fragte ihn Melony. »Glaubst du, ich habe immer nach dir gesucht – nur um dir das Leben schwerzumachen?«

»Ich wußte nicht, daß du nach mir gesucht hast«, sagte Homer Wells.

»Ich habe dich völlig falsch eingeschätzt«, sagte Melony. Während er Melony anschaute, erkannte Homer, daß auch er Melony völlig falsch eingeschätzt hatte. »Ich glaubte immer, du würdest am Ende werden wie der alte Herr.«

»Wie Larch?« fragte Homer.

»Natürlich wie Larch!« bellte Melony ihn an. »So hatte ich dich eingeschätzt – weißt du, der Missionar. Der gute Mensch mit der Nase hoch in der Luft.«

»Ganz so sehe ich Larch nicht«, sagte Homer.

»Werde nicht rotzig zu mir!« schrie Melony. Tränen liefen über ihr grobes Gesicht. »Du trägst die Nase hoch in der Luft – diesen Teil hab ich richtig verstanden. Aber du bist nicht gerade ein Missionar. Du bist ein Kriecher. Du hast eine dick gemacht, die du von vornherein nicht hättest bumsen sollen, und du hast das nicht mal bei deinem eigenen Kind klargekriegt. Schöner Missionar! Ist das nicht *tapfer*? Für meine Begriffe, Sonnenstrahl, ist das ein Kriecher.«

Dann ging sie raus; sie fragte ihn nicht wegen Arbeit; er kam gar nicht dazu, sie zu fragen, wie ihr Leben gewesen war.

Er ging hinauf ins Badezimmer und übergab sich; er füllte das Waschbecken mit kaltem Wasser und tauchte seinen Kopf ein, aber das Pochen ließ nicht nach. Einhundertsiebenundfünfzig Pfund Wahrheit hatten ihn ins Gesicht geschlagen und gegen Nacken und Brust – hatten ihm den Atem eingeschnürt und Kopfschmerzen verursacht. In sei-

nem Mund hatte er den Geschmack nach Erbrochenem; er versuchte sich die Zähne zu putzen und schnitt sich in die Hand, bevor er die Klinge sah. Er fühlte sich oberhalb der Taille beinah so gelähmt, wie Wally sich unterhalb fühlen mußte. Als er zum Handtuch neben der Duschkabine griff, sah er, was sonst noch nicht stimmte, er sah, was im Badezimmer fehlte: der leere Fragebogen, der eine, den er nie an den Treuhänderausschuß von St. Cloud's zurückgesandt hatte, war verschwunden. Homer Wells brauchte nicht lange, um sich auszumalen, wie Melony manche der Fragen beantworten würde.

Diese neuerliche Panik hob ihn für einen Augenblick über sein eigenes Selbstmitleid hinaus. Er rief sofort das Waisenhaus an und bekam Schwester Edna ans Telephon.

»Oh, Homer!« schrie sie vor Freude, seine Stimme zu hören.

»Es ist wichtig«, sagte er ihr. »Ich habe Melony gesehen.«

»Oh, Melony!« schrie Schwester Edna fröhlich. »Missus Grogan wird entzückt sein!«

»Melony hat ein Exemplar des Fragebogens«, sagte Homer. »Bitte sagen Sie es Dr. Larch – ich glaube, das ist keine gute Nachricht. Dieser alte Fragebogen vom Treuhänderausschuß.«

»Ach, du liebe Güte«, sagte Schwester Edna.

»Natürlich füllt sie ihn vielleicht gar nicht aus«, sagte Homer, »aber sie hat ihn – da steht, wohin man ihn schikken soll, direkt auf dem Ding. Und ich weiß nicht, wohin sie verschwunden ist; ich weiß nicht, woher sie gekommen ist.«

»War sie verheiratet?« fragte Schwester Edna. »War sie glücklich?«

Herr im Himmel, dachte Homer Wells. Schwester Edna brüllte immer ins Telephon; sie war so alt, daß sie sich noch zu gut an die Zeiten mit den schlechten Verbindungen erinnerte.

»Sagen Sie Dr. Larch nur, daß Melony den Fragebogen hat. Ich dachte, er sollte es wissen«, sagte Homer Wells.

»Ja, ja!« brüllte Schwester Edna. »Aber, war sie glücklich?«

»Ich glaube nicht«, sagte Homer.

»Ach, du liebe Güte.«

»Ich dachte, sie bliebe zum Abendessen«, sagte Wally, als er den Schwertfisch zerteilte.

»Ich dachte, sie sucht Arbeit«, sagte Angel.

»Was ist aus ihr geworden?« fragte Wally.

»Wenn sie Äpfel pflücken wollte«, sagte Candy, »kann nicht viel aus ihr geworden sein.«

»Ich glaube nicht, daß sie Arbeit brauchte«, sagte Homer.

»Sie wollte dir nur einmal auf die Finger sehen, Pop«, sagte Angel, und Wally lachte. Angel hatte Wally erzählt, daß Melony Homers Freundin gewesen war, was Wally sehr komisch fand.

»Ich möchte wetten, dein Daddy hat dir niemals von Debra Pettigrew erzählt, Jungchen«, sagte Wally zu Angel.

»Oh, hör auf, Wally«, sagte Candy. »Das war nichts Ernsthaftes.«

»Du hast etwas ausgelassen«, sagte Angel zu seinem Vater und deutete mit dem Finger auf Homer.

»Ja«, gab Homer zu. »Aber Debra Pettigrew war nichts Bedeutsames.«

»Wir hatten Verabredungen zu viert«, erzählte Wally Angel. »Dein alter Herr nahm meistens den Rücksitz.«

»Hör auf, Wally!« sagte Candy. Sie hatte Homer und Angel zu viel Spargel gegeben und mußte jetzt etwas zurücknehmen, sonst wäre keiner für Wally und sie übriggeblieben.

»Du hättest deinen alten Herrn bei seinem ersten Autokino sehen sollen«, sagte Wally zu Angel. »Er wußte nicht, wozu Autokinos da sind.«

»Vielleicht weiß Angel ja auch nicht, wozu sie da sind!« sagte Candy scharf zu ihrem Mann.

»Natürlich weiß ich das!« sagte Angel lachend.

»Natürlich weiß er das!« sagte Wally und lachte mit.

»Nur Beduinen wissen es nicht«, sagte Homer Wells und versuchte in die Fröhlichkeit einzustimmen.

Nach dem Abendessen half er Candy mit dem Geschirr, während Angel mit Pete Hyde in den Obstgärten umherfuhr; fast jeden Abend machten sich die Jungen nach dem Essen einen Spaß daraus, durch alle Obstgärten hintereinander zu fahren, bevor es dunkel wurde. Homer ließ sie nach Einbruch der Dunkelheit dort nicht mehr umherfahren – nicht, nachdem die Apfelkisten für die Pflücker aufgestellt waren. Wally liebte das Zwielicht am Swimmingpool. Aus dem Küchenfenster sahen Homer und Candy ihn im Rollstuhl sitzen; er hatte den Kopf zurückgelegt, als ob er zum Himmel starrte, doch er beobachtete das kreisende Schweben eines Bussards über dem Obstgarten namens Cock Hill – ein paar kleinere Vögel belästigten den Bussard, flogen gefährlich nah an ihn heran und versuchten ihn zu vertreiben.

»Es ist Zeit, alles zu sagen«, sagte Homer zu Candy.

»Nein, bitte«, sagte Candy; sie griff an ihm vorbei zum Waschbecken und ließ den Grillrost, auf dem der Schwertfisch gebraten worden war, ins Seifenwasser fallen. Der

Rost war fettig, und überall klebten verkohlte Fischreste, aber Homer zog ihn sofort aus dem Wasser – ohne ihn einweichen zu lassen – und fing an, ihn zu schrubben.

»Es ist Zeit, allen alles zu sagen«, sagte Homer Wells. »Kein Abwarten mehr.«

Sie stand hinter ihm und schlang die Arme um seine Hüften; sie drückte ihr Gesicht zwischen seine Schulterblätter, aber er erwiderte ihre Umarmung nicht – er drehte sich nicht einmal nach ihr um. Er schrubbte den Grillrost einfach weiter.

»Wir werden es durchstehen miteinander, egal, wie du's machen willst«, sagte Homer. »Ob du dabeisein willst, wenn ich es Angel sage – ob du willst, daß ich dabei bin, wenn du es Wally sagst. Jede Art, die du willst, ist mir recht«, sagte er.

Sie umfing ihn, so fest sie nur konnte, aber er schrubbte einfach weiter. Sie vergrub ihr Gesicht zwischen seinen Schulterblättern und biß ihn in den Rücken. Jetzt mußte er sich zu ihr umdrehen. Er mußte sie von sich wegschieben.

»Du wirst es soweit bringen, daß Angel mich haßt«, schrie Candy.

»Angel wird dich niemals hassen«, sagte Homer zu ihr. »Für Angel bist du immer gewesen, was du bist – eine gute Mutter.«

Sie hielt die Servierzange für den Spargel in der Hand, und Homer glaubte, sie würde auf ihn losgehen, aber sie riß die Zange nur immer wieder zwischen ihren Händen auf und zu.

»Wally wird mich hassen!« schrie sie jämmerlich.

»Du behauptest dauernd, daß Wally Bescheid weiß«, sagte Homer Wells. »Wally liebt dich.«

»Und du liebst mich *nicht* mehr, oder?« sagte Candy; sie fing an zu schluchzen; sie warf die Servierzange nach Ho-

mer, ballte ihre Fäuste über ihren Schenkeln. Sie biß sich auf die Unterlippe, bis es blutete; als Homer ihre Lippe mit einem sauberen Geschirrtuch abzutupfen versuchte, stieß sie ihn zurück.

»Ich liebe dich, aber wir werden schlechte Menschen«, sagte er.

Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Wir werden *keine* schlechten Menschen!« schrie sie. »Wir versuchen, das Richtige zu tun, ohne andere zu verletzen!«

»Wir machen es falsch«, sagte Homer Wells. »Es ist Zeit, alles richtig zu machen.«

In Panik schaute Candy aus dem Fenster. Wally war von seiner Stelle am flachen Ende des Swimmingpools verschwunden. »Laß uns später miteinander reden«, flüsterte sie Homer zu. Sie schnappte sich einen verbliebenen Eiswürfel aus einem Glas und hielt ihn an ihre Unterlippe. »Wir sehen uns am Swimmingpool.«

»Darüber können wir nicht am Swimmingpool sprechen«, sagte er zu ihr.

»Dann treffen wir uns im Ciderhaus«, sagte sie; sie suchte überall nach Wally und fragte sich, zu welcher Tür er im nächsten Moment hereinkommen mochte.

»Das ist keine gute Idee, daß wir uns treffen«, sagte Homer.

»Dann mach einfach einen Spaziergang!« fauchte sie ihn an. »Du spazierst auf deinem Weg hin, ich auf meinem Weg – wir treffen uns, Gott verdammt«, schrie sie. Sie schaffte es ins Badezimmer, bevor Homer Wally an der Terrassentür hörte.

Candy war dankbar für die Sonderausstattung des Badezimmers, besonders für das Waschbecken auf Rollstuhlhöhe, wie ein Waschbecken für Kinder in einem Kindergarten, wie die Waschbecken in St. Cloud's (an die sie sich erinnerte). Sie

kniete sich auf den Badezimmerfußboden und hängte ihren Kopf ins Waschbecken; sie drehte ihr Gesicht unter den Wasserhahn; das kalte Wasser lief unaufhörlich über ihre Lippe.

»Was macht das Geschirr?« fragte Wally Homer, der sich noch immer mit dem Grillrost plagte.

»Etwas dreckig heute abend«, sagte Homer.

»Tut mir leid«, sagte Wally aufrichtig. »Wo ist Candy?«

»Ich glaube, sie ist im Badezimmer.«

»Oh«, sagte Wally. Er rollte sich hinüber in die Ecke der Küche, wo die Serviergabel und ein paar abgebrochene Spargelstückchen auf dem Boden lagen. Er beugte sich hinunter, hob die Zange auf und reichte sie Homer ans Waschbecken. »Kommst du die letzten Aufschläge des Spiels ansehen?« fragte er Homer. »Soll doch Candy das verdammte Geschirr machen.« Wally rollte sich aus der Küche; er wartete in der Einfahrt darauf, daß Homer den Wagen brachte.

Sie nahmen Candys Jeep und ließen das Verdeck unten. Es war nicht nötig, den Rollstuhl mitzunehmen; es war nur ein Spiel der Kinderliga. Homer konnte den Jeep direkt an die *Foul*-Linie heranfahren, und sie konnten das Spiel von den Autositzen aus sehen. Die Stadt war stolz auf ihr beleuchtetes Spielfeld, auch wenn es blödsinnig war, die Spiele der Kinderliga nach Einbruch der Dunkelheit auszutragen; es hielt die Kleinen unnötig lange wach, und das Feld war nicht richtig gut beleuchtet – *Home runs* und lange *Foul*-Bälle gingen immer ins Aus. Die winzigen Innenfeldspieler schienen die hohen *Pop-Ups* zu verpassen. Doch Wally schaute den Kleinen gern beim Spielen zu; als Angel noch spielte, hatte Wally nie ein Spiel verpaßt. Angel war jetzt zu alt für die Kinderliga, und bei den Spielen zuzuschauen, fand er gähnend langweilig.

Das Spiel war beinah vorbei, als sie eintrafen, was Homer Wells (der Baseball haßte) beruhigte. Ein ängstlicher dicker Junge war am Werfen; er nahm sich sehr viel Zeit zwischen den Würfen, als warte er ab, bis es so dunkel würde (oder die Lichter so völlig versagten), daß der Schläger den Ball überhaupt nicht mehr sehen konnte.

»Weißt du, was ich vermisse?« fragte Wally Homer Wells.

»Na, was?« sagte Homer, der die Antwort fürchtete. Vielleicht laufen, dachte Homer – oder vielleicht wird er sagen: »Meine Frau lieben; das ist's, was ich vermisse.«

Doch Wally sagte: »Fliegen. Wirklich, ich vermisse das Fliegen. Ich vermisse es, dort oben zu sein.« Wally beobachtete nicht das Ballspiel, sondern blickte über die hohen Feldleuchten hinweg, auf einen Punkt irgendwo hoch oben in der Dunkelheit. »Über allem anderen«, sagte er. »So war es.«

»Ich bin nie geflogen«, sagte Homer Wells.

»Mein Gott, das ist wahr!« sagte Wally, aufrichtig schokkiert. »Stimmt ja, du bist nie geflogen! Mein Gott, du wärst begeistert. Wir müssen das arrangieren, irgendwie. Und Angel würde es wirklich aufregend finden«, fügte Wally hinzu. »Das ist's, was ich am meisten vermisse.«

Als das Spiel vorbei war und sie nach Hause fuhren, langte Wally hinüber zum Schalthebel und legte den Leerlauf ein. »Stell auch den Motor ab, nur eine Sekunde«, sagte er zu Homer. »Laß uns nur dahinrollen.« Homer drehte den Zündschlüssel um, und der Jeep schaukelte lautlos dahin. »Stell auch die Scheinwerfer ab«, sagte Wally. »Nur eine Sekunde.« Und Homer Wells stellte die Scheinwerfer ab. Sie sahen die Lichter vom Haus Ocean View vor ihnen, und beide kannten die Straße so gut, daß sie sich einigermaßen

sicher fühlten, einfach im Dunkeln so draufloszurollen, aber dann wurden die Bäume höher und verstellten ihnen die Sicht auf das erleuchtete Haus, und da war eine unvertraute Delle in der Straße. Einen kurzen Moment schienen sie völlig verloren, wären womöglich von der Straße geschleudert worden, in die dunklen Bäume; Homer Wells schaltete die Scheinwerfer wieder ein.

»So war fliegen«, sagte Wally, als sie in die Einfahrt einbogen – vor ihnen, schimmernd im Scheinwerferlicht, stand der wartende Rollstuhl. Als Homer Wally vom Jeep zum Rollstuhl trug, schlang Wally seine beiden Arme um Homers Hals. »Glaub niemals, ich wäre dir nicht dankbar für alles, was du getan hast, alter Junge«, sagte Wally zu Homer, der ihn sehr sachte in den Rollstuhl setzte.

»Ach, geh«, sagte Homer.

»Nein, ich meine es ernst. Ich weiß, wieviel du getan hast für mich, und ich habe normalerweise nicht die Gelegenheit, zu sagen, wie dankbar ich wirklich bin«, sagte Wally. Er küßte Homer direkt zwischen die Augen, und Homer richtete sich auf, deutlich verlegen.

»Du hast doch alles für *mich* getan, Wally«, sagte Homer, aber Wally tat es mit einer Handbewegung ab; er war schon dabei, sich zum Haus zu rollen.

»Das ist nicht dasselbe, alter Junge«, sagte Wally, und Homer parkte den Jeep.

Am Abend, als Homer Angel zu Bett brachte, sagte Angel: »Weißt du, du mußt mich wirklich nicht mehr ins Bett bringen.«

»Ich tu's nicht, weil ich muß«, sagte Homer. »Ich tu's gern.«

»Weißt du, was ich glaube?« sagte Angel.

»Na, was?« fragte Homer, der die Antwort fürchtete.

»Ich glaube, du solltest versuchen, eine Freundin zu haben«, sagte Angel vorsichtig. Homer lachte.

»Vielleicht, wenn du versuchst, eine zu haben, will ich es auch mit einer versuchen«, sagte Homer.

»Klar, wir könnten uns zu viert verabreden«, sagte Angel.

»Ich nehme den Rücksitz«, sagte Homer.

»Klar, ich sitze sowieso lieber am Steuer«, sagte Angel.

»Nicht lange, dann würdest du lieber nicht mehr am Steuer sitzen«, sagte sein Vater zu ihm.

»Klar!« sagte Angel lachend. Dann fragte er seinen Vater: »War Debra Pettigrew so dick wie Melony?«

»Nein!« sagte Homer. »Na, sie war auf dem Weg, dick zu werden, aber sie war nicht so dick – nicht, als ich sie kannte.«

»Unmöglich, daß die Schwester der dicken Dot Taft dünn gewesen sein soll«, sagte Angel.

»Na, ich habe nie gesagt, daß sie dünn war«, sagte Homer, und beide lachten. Es war ein Augenblick, der unbeschwert genug war, daß Homer sich über Angel beugte und den Jungen küßte – direkt zwischen die Augen, wo Wally eben Homer geküßt hatte. Es war eine gute Stelle, um Angel zu küssen, fand Homer, denn er roch so gern die Haare seines Sohnes.

»Gute Nacht, ich hab dich lieb«, sagte Homer.

»Ich hab dich lieb. Gute Nacht, Pop«, sagte Angel, doch als Homer beinah aus der Tür war, fragte Angel ihn: »Was liebst du am meisten?«

»Dich«, sagte Homer zu seinem Sohn. »Dich lieb ich am meisten.«

»Nach mir«, sagte Angel Wells.

»Candy und Wally«, sagte Homer und rückte die beiden Namen so nah zusammen, wie seine Zunge es nur konnte.

»Nach ihnen«, sagte Angel.

»Na, Doktor Larch – und sie alle in St. Cloud's, schätze ich«, sagte Homer Wells.

»Und was ist das Beste, was du je getan hast?« fragte Angel seinen Vater.

»Ich habe dich bekommen«, sagte Homer sanft.

»Das Nächstbeste«, sagte Angel.

»Na, ich schätze, es war, Candy und Wally zu begegnen«, sagte Homer.

»Du meinst, *als* du ihnen begegnet bist?« fragte Angel.

»Ich schätze, ja«, sagte Homer Wells.

»Das Nächstbeste«, beharrte Angel.

»Ich hab einer Frau das Leben gerettet, früher einmal«, sagte Homer. »Doktor Larch war fort. Die Frau hatte Krämpfe.«

»Hast du mir erzählt«, sagte Angel. Angel hatte sich nie besonders dafür interessiert, daß sein Vater ein hochqualifizierter Assistent bei Dr. Larch geworden war; Homer hatte ihm nie von den Abtreibungen erzählt. »Was noch?« fragte Angel seinen Vater.

Sag es ihm jetzt, dachte Homer Wells, sage ihm alles. Doch was er zu seinem Sohn sagte, war: »Nichts sonst, wirklich. Ich bin kein Held. Ich habe keine besten Sachen getan oder nicht einmal *eine* beste Sache.«

»Ist schon recht, Pop«, sagte Angel fröhlich. »Gute Nacht.«

»Gute Nacht«, sagte Homer Wells.

Im Erdgeschoß wußte er nicht, ob Wally und Candy zu Bett gegangen waren oder ob Wally allein im Bett war; die Schlafzimmertür war geschlossen, und es kam kein Licht durch den Spalt unter der Tür. Aber irgend jemand hatte Licht in der Küche angelassen, und die Außenleuchten an den Masten am Ende der Einfahrt brannten noch. Er ging

ins Apfelmarktbüro, um die Post durchzusehen; wenn sie Licht im Büro sah, würde Candy wissen, wo er war. Und wenn sie schon losgegangen war zum Ciderhaus, konnte er vom Büro aus hingehen; es wäre klug, das Bürolicht dann brennen zu lassen und es erst auszumachen, wenn er vom Ciderhaus zurückkehrte. Auf diese Weise mochte Wally, wenn er wach wurde und Licht sah, glauben, daß Homer oder Candy noch immer im Büro arbeiteten.

Das Paket aus St. Cloud's, das am Tag von Melonys Besuch eingetroffen war, erschreckte Homer. Er wollte es beinah nicht öffnen. Der Alte schickt mir wahrscheinlich Irrigatorbeutel! dachte Homer Wells. Er war schockiert, als er die schwarzlederne Arzttasche sah: Das Leder war abgewetzt und weich, das Messingschloß war matt und stumpf wie die Gurtschnalle eines alten Sattels. Doch so verschlissen und gebraucht die Tasche insgesamt aussah, so strahlend traten ihre goldenen Initialen hervor:

F. S

Homer Wells öffnete die Tasche und schnupperte hinein; er erwartete den herzhaften, männlichen Geruch von altem Leder, aber vermischt mit dem Ledergeruch waren die femininen Spuren des scharfen Ätherdufts. Da entdeckte Homer Wells – mit einem Atemzug – eine Spur der Identität, die Dr. Larch für Fuzzy Stone aufgebaut hatte.

»Doktor Stone«, sagte Homer laut und erinnerte sich daran, wie Larch ihn angesprochen hatte, als sei er Fuzzy.

Er wollte nicht zurück ins Haus gehen, um die Arzttasche wegzustellen, aber er wollte sie auch nicht im Büro lassen; wenn er ins Büro zurückkehrte, um das Licht auszumachen, fürchtete er, die Tasche zu vergessen. Und das

Entscheidende an einer guten Arzttasche ist, daß sie bequem zu tragen ist. Also nahm er sie mit zum Ciderhaus. Die Tasche war natürlich leer – was sich für Homer nicht so ganz richtig anfühlte –, und darum pflückte er ein paar Gravensteiner und einige frühe Macs auf dem Weg zum Ciderhaus und legte die Äpfel in die Tasche. Natürlich rollten die Äpfel hin und her; das fühlte sich nicht ganz echt an. »Doktor Stone«, murmelte er einmal nickend, während er durchs hohe Gras stakste.

Candy hatte seit einer Weile auf ihn gewartet, lange genug, um mit den Nerven am Ende zu sein. Er dachte, wenn es nun andersherum wäre – wenn sie es wäre, die alles abbrechen wollte –, dann würde er genauso verwirrt sein wie sie jetzt.

Es zerriß ihm das Herz, als er sah, daß sie eines der Betten bezogen hatte. Die sauberen Laken und die Decken waren bereits ins Ciderhaus gebracht worden und harrten der Pflückermannschaft, die Matratzen lagen aufgerollt am Fußende der Betten. Candy hatte das Bett bezogen, das am weitesten von der Küchentür entfernt stand. Sie hatte eine Kerze vom Haus mitgebracht und sie angezündet – sie gab der rauhen Baracke ein sanfteres Licht, obwohl Kerzen eigentlich gegen die Regeln verstießen. Erst kürzlich hatte Homer es für nötig befunden, die Kerzen auf seiner Liste aufzuführen; einer der Pflücker hatte vor ein paar Jahren mit einer Kerze einen kleinen Brand verursacht.

> BITTE IM BETT NICHT ZU RAUCHEN – UND BITTE KEINE KERZEN ANZÜNDEN!

So hatte er die Regel formuliert.

Das Kerzenlicht war schwach; es war vom Puppenhaus aus nicht zu sehen.

Candy hatte sich nicht ausgezogen, aber sie saß auf dem Bett – und sie hatte ihr Haar ausgebürstet. Ihre Bürste lag auf der Apfelkiste, die als Nachttischchen diente, und dieser alltägliche Gegenstand von solcher Vertrautheit und Häuslichkeit bereitete Homer Wells (mit der schwarzen Arzttasche in der Hand) einen überwältigenden Schauder. Plötzlich erblickte er sich selbst – als hilflosen Arzt, auf Hausbesuch bei einem Menschen, der nicht mehr lange zu leben hat.

»Tut mir leid«, sagte er leise zu ihr. »Wir haben es versucht – wir haben es wahrhaftig versucht –, aber es geht nicht. Nur die Wahrheit wird gehen.« Seine eigene Stimme krächzte vor lauter Schwülstigkeit.

Candy saß da, die Knie zusammengedrückt und die Hände im Schoß: sie zitterte. »Glaubst du wirklich, Angel ist alt genug, um das alles zu wissen?« flüsterte sie, als sei der flackernde Raum voller Apfelpflücker.

»Er ist alt genug, um sich einen runterzuholen, er ist alt genug, um zu wissen, wozu Autokinos da sind – ich glaube, er ist alt genug dafür«, sagte Homer Wells.

»Werde nicht plump«, sagte Candy.

»Tut mir leid«, sagte er abermals.

»Es gibt immer so viel zu tun während der Ernte«, sagte Candy; sie zupfte an ihrem weißen Sommerkleid, als wären dort Fusseln (dabei war es fleckenlos rein), und Homer Wells erinnerte sich, daß Senior Worthington diese Angewohnheit gehabt hatte – daß es in Seniors Fall ein Symptom der Alzheimerschen Krankheit gewesen war und daß Dr. Larch sogar den Namen gewußt hatte für das Symptom. Wie nannten es die Neurologen? versuchte Homer sich zu erinnern.

»Wir werden also warten und es ihnen nach der Ernte

sagen«, sagte Homer. »Wir haben fünfzehn Jahre gewartet. Ich schätze, wir können noch weitere sechs Wochen warten.«

Sie streckte sich auf dem schmalen Bett aus, als sei sie ein kleines Mädchen und warte darauf, in einem fremden Land zu Bett gebracht zu werden und ihren Gutenachtkuß zu bekommen. Er ging zu dem Bett und setzte sich steif auf die Kante, neben ihre Hüfte, und sie legte die Hand auf sein Knie. Er barg ihre Hand unter seiner Hand.

»Oh, Homer«, sagte sie, doch er wollte sich nicht umdrehen und sie ansehen. Sie nahm seine Hand und führte sie unter ihr Kleid und überließ sich seiner Berührung; sie hatte nichts an unter dem Kleid. Er zog seine Hand nicht fort, aber er ließ sie wie ein lebloses Gewicht auf ihr liegen, mehr nicht. »Was stellst du dir vor, was passieren wird?« fragte sie ihn kühl – nachdem sie erkannt hatte, daß seine Hand nur leblos dalag.

»Ich kann mir gar nichts vorstellen«, sagte er.

»Wally wird mich hinauswerfen«, sagte Candy sanft und ohne Selbstmitleid.

»Wird er nicht«, sagte Homer. »Und wenn er es täte, ich täte es nicht – dann wärst du bei mir. Das ist der Grund, warum er's nicht tun wird.«

»Was wird Angel tun?« fragte Candy.

»Was er will«, sagte Homer. »Ich denke, er wird je nachdem, was er will, mal bei dir sein und mal bei mir.« Dieser Teil war schwer zu sagen – und noch schwerer, sich vorzustellen.

»Er wird mich hassen«, sagte Candy.

»Das wird er nicht«, sagte Homer Wells.

Sie stieß seine Hand fort, und er nahm das leblose Ding zurück auf seinen eigenen Schoß; im nächsten Moment fand

ihre Hand abermals sein Knie, und er hielt ihre Hand leicht dort fest – am Handgelenk, als fühle er ihren Puls. Zu seinen Füßen kauerte die schäbige Arzttasche, voller Äpfel und wie eine Katze auf der Lauer; in dem flackernden Raum wirkte die Arzttasche wie der einzige natürliche Gegenstand – diese Tasche sah aus, als sei sie zu Hause, wohin immer man sie mitnahm; es war eine Tasche, die genau dorthin gehörte, wo immer sie gerade war.

»Wohin wirst du gehen?« fragte ihn Candy nach einer Weile.

»Werde ich irgendwohin gehen müssen?« fragte er zurück.

»Ich denke schon«, sagte Candy.

Homer Wells versuchte sich das alles vorzustellen, als er das Auto hörte. Candy mußte es im selben Moment gehört haben, denn sie setzte sich auf und blies die Kerze aus. Sie saßen und hielten einander umfangen auf dem Bett und lauschten auf das Auto, das sich ihnen näherte.

Es war ein altes Auto, vielleicht auch nicht besonders gut in Schuß; die Ventile klopften, und anscheinend war das Auspuffrohr locker und klapperte. Der Wagen war schwer und lag tief; sie hörten ihn über die hoch gewölbte Schotterstraße durch den Obstgarten schrammen, der Fahrer mußte vertraut sein mit dem Weg, denn die Scheinwerfer waren nicht eingeschaltet – deswegen hatte er so nah kommen können, ohne daß sie es bemerkten.

Candy beeilte sich, das Bett abzuziehen; in der Dunkelheit faltete sie Decken und Laken wahrscheinlich nicht sehr ordentlich wieder zusammen, und Homer mußte ihr helfen, die Matratze aufzurollen.

»Es ist Wally!« flüsterte Candy, und wirklich hörte sich das Auto an wie der Cadillac, der (seit Raymond Kendalls

Tod) eine verstellte Zündung hatte. Tatsächlich, so erinnerte sich Homer, war der Auspufftopf des Cadillac locker, und die Ventile an seinem überholten Motor mußten schon wieder nachgestellt werden. Für den Einsatz auf den holprigen Schotterstraßen, die sich durch die Obstgärten schlängelten, war das Auto eigentlich zu schwer und zu flach gebaut.

Aber wie hatte Wally es bloß fertiggebracht? fragte sich Homer Wells. Wally hätte kriechen müssen zu dem Cadillac (Homer hatte ihn eigenhändig hinter einem der Lagerschuppen geparkt, wo die Straße viel zu steinig und uneben war für den Rollstuhl).

»Vielleicht ist es ein Junge aus dem Ort«, flüsterte Homer Candy zu.

Einige Jugendliche aus dem Ort kannten das Ciderhaus; in den Straßen im Obstgarten hatte sich schon so manches Liebespaar vergnügt.

Das schwere Auto rollte direkt vor die Ciderhauswand. Candy und Homer spürten, wie die Stoßstange gegen das Gebäude stieß.

»Es ist Wally!« flüsterte Candy; warum sollte sich ein Junge aus dem Ort die Mühe machen, so nah zu parken? Der Motor klopfte noch eine Weile, nachdem die Zündung abgestellt war. Und dann war da dieses Schwirren der Motorhitze aus dem schweren Auto, während es zur Ruhe kam.

Homer ließ Candy los; er stolperte über die Arzttasche, als er zur Tür springen wollte, und Candy fing ihn auf und zog ihn wieder zurück zu sich.

»Ich werde ihn nicht hier herein *kriechen* lassen«, sagte Homer zu ihr, aber Candy konnte sich nicht überwinden, aus der dunkelsten Ecke des Ciderhauses hervorzukommen.

Homer hob die Arzttasche auf und tappte in die dunkle Küche; seine Hand tastete nach dem Lichtschalter und streifte seine neue Liste von Spielregeln. Er hatte die Autotür nicht aufgehen hören, aber plötzlich hörte er leise Stimmen; er hielt inne, die Hand auf dem Lichtschalter. Oh, Wally, das ist nicht fair! dachte er; wenn da Stimmen waren, dann mußte Wally Angel mitgebracht haben. Das mochte es leichter gemacht haben für Wally, zum Cadillac zu gelangen – Angel konnte das Auto herübergebracht haben für ihn. Aber ungeachtet der Qual, die auf Wally lastete, war Homer wütend auf seinen Freund, weil er Angel da hineingezogen hatte. Nur, war Angel nicht ohnehin hineingezogen? fragte sich Homer. (Jetzt schalteten sie die Scheinwerfer ein – um den Weg zur Tür zu beleuchten?)

So hatte Homer sich die Situation nicht vorgestellt, in der er es ihnen beiden sagen wollte, doch was zählte das schon? Homer Wells schaltete das Licht an, das ihn zeitweilig blendete. Er dachte, er müsse beleuchtet dastehen wie ein Weihnachtsbaum in der Ciderhaustür. Und paßte es denn nicht, daß es der Cadillac gewesen war, der ihn gerettet hatte aus St. Cloud's, und da war er wieder, der Cadillac – irgendwie gekommen, um ihn abermals zu erretten? Denn hier stand er, die abgewetzte Arzttasche in der Hand und endlich bereit, die Wahrheit zu sagen – bereit endlich, seine Medizin zu schlucken.

In dem strahlenden Licht zupfte er imaginäre Fusseln von seinen Kleidern. Jetzt fiel es ihm wieder ein, wie die Neurologen das nannten: *Karphologie.*

Er lockerte seinen Griff um Dr. Larchs Tasche und spähte in die Dunkelheit. Plötzlich war es ihm klar – wohin er gehen würde. Er war nur, was er immer gewesen war: eine Waise, die niemals adoptiert worden war. Es war ihm ge-

lungen, sich ein wenig Zeit zu stehlen, fort vom Waisenhaus, aber den einzigen legitimen Anspruch auf ihn hatte St. Cloud's. Um die Vierzig sollte ein Mann wissen, wo er hingehört.

Dr. Larch begann wieder einen Brief an Harry Truman, bevor er sich erinnerte, daß Eisenhower nun seit ein paar Jahren Präsident war. Er hatte mehrere Briefe an Roosevelt geschrieben, nachdem Roosevelt gestorben war, und er hatte noch viele mehr an Eleanor geschrieben, aber die Roosevelts hatten niemals zurückgeschrieben. Auch Harry Truman hatte niemals zurückgeschrieben, und Larch konnte sich nicht erinnern, ob er auch an Mrs. Truman geschrieben hatte oder an Trumans Tochter – wer immer es sein mochte, er oder sie hatte nicht geantwortet.

Er versuchte, beim Gedanken, an Eisenhower zu schreiben, nicht deprimiert zu werden; er versuchte sich zu erinnern, wie er den letzten begonnen hatte. »Verehrter Herr General«, hatte er begonnen, aber weiter konnte er sich nicht mehr erinnern; er hatte etwas darüber gesagt, daß er Arzt gewesen sei bei den »Truppen« im Ersten Weltkrieg – er hatte sich irgendwie herangeschlichen an sein eigentliches Thema, eine Art Flankenmanöver. Vielleicht war es an der Zeit, es mit Mrs. Eisenhower zu versuchen. Doch als Larch »Liebe Mamie« schrieb, kam er sich selbst lächerlich vor.

Ach, was hat es denn für einen Zweck? dachte Larch. Man muß verrückt sein, um wegen der Abtreibung an Eisenhower zu schreiben. Er riß den Brief aus der Schreibmaschine; aus heiterem Himmel beschloß er, der Kopf des Präsidenten gliche dem eines Babys.

Dann erinnerte er sich daran, daß Melony den Fragebogen hatte. Er hatte keine Zeit zu vertrödeln. Er sagte

Schwester Angela, daß es eine Versammlung geben werde nach dem Abendbrot, wenn die Kinder ins Bett gebracht worden wären.

Schwester Angela konnte sich nicht erinnern, daß es in St. Cloud's jemals eine Versammlung gegeben hätte, außer jener höchst unangenehmen mit dem Treuhänderausschuß; wenn es jetzt wieder eine Versammlung geben sollte, so nahm sie an, daß der Ausschuß im Spiel war.

»Oh, du liebe Güte, eine Versammlung«, sagte Schwester Edna; sie war den ganzen Tag aufgeregt.

Mrs. Grogan war ebenfalls beunruhigt. Sie sorgte sich darüber, wo die Versammlung stattfinden würde – als könnte sie sie verpassen oder vielleicht gar nicht finden.

»Ich glaube, wir können die Möglichkeiten einschränken«, versicherte ihr Schwester Caroline.

Den ganzen Tag arbeitete Wilbur Larch in Schwester Angelas Büro. Es wurden an diesem Tag keine Babys geboren; und die eine Frau, die eine Abtreibung vorgenommen haben wollte, wurde willkommen geheißen, man machte es ihr bequem und sagte ihr, sie könne ihre Abtreibung morgen bekommen. Wilbur Larch wollte Schwester Angelas Büro nicht verlassen, auch nicht zu Mittag, auch nicht zum Tee, nicht einmal für die Werke des Herrn.

Er legte letzte Hand an die Geschichte des guten Doktor Fuzzy Stone; Larch schrieb auch den Nachruf auf Homer Wells. Armer Homer, sein Herz: die Härten eines Farmerlebens und eine hoch cholesterinhaltige Ernährung – »Eine Waise ist ein Fleischesser, eine Waise ist immer hungrig«, schrieb Wilbur Larch.

Dr. Stone dagegen war keine typische Waise. Larch charakterisierte Fuzzy Stone als »hager und hart«. Wer immerhin unter all den Waisen hätte jemals gewagt, Dr. Larch her-

auszufordern? Und hier kam Fuzzy Stone und drohte, seinen alten Mentor ins Kittchen zu bringen! Nicht genug, daß er es wagte, Dr. Larchs Ansichten über die Abtreibung anzugreifen, Fuzzy Stone hatte überdies so entschiedene Ansichten zu dem Thema, daß er wiederholt androhte, Dr. Larch beim Ausschuß anzuzeigen. Und nun erst wurde Fuzzy in seinem Eifer durch die Selbstgerechtigkeit eines echten Missionars bestärkt, denn Larch wußte, daß der sicherste Ort, wo Dr. Stone als Arzt praktizieren konnte, dort war, wo ihn der Ausschuß niemals aufspüren konnte. Fuzzy bekämpfte die Diarrhöe bei den hungernden Kindern Asiens. Larch hatte gerade in einem Artikel in *The Lancet* gelesen, daß Diarrhöe in jenem Teil der Welt als Kindermörder Nummer eins gelte. (Homer Wells, der nicht wußte, daß sein Herz schlappgemacht hatte, hatte denselben Artikel gelesen.) Die anderen Details über Birma und Indien – die Fuzzys zornigen Briefen an Wilbur Larch so missionarische Echtheit verliehen – entnahm Larch seiner Erinnerung an das, was Wally bei seiner qualvollen Reise dort erlebt hatte.

Es war ein anstrengender Tag für Larch gewesen, der auch schon in anderen Rollen an den Treuhänderausschuß geschrieben hatte. Er hätte Äther dem Abendbrot vorgezogen, auch wenn ihn das Abendbrot voraussichtlich standfester machen würde für diese Versammlung, die seine tyrannisierten Mitarbeiterinnen fürchteten. Larch las einen so kurzen Abschnitt aus *Jane Eyre* vor, daß alle Mädchen in der Mädchenabteilung noch wach waren, als er sie verließ, und er las einen so kurzen Teil von *David Copperfield*, daß zwei der Jungen sich beklagten.

»Tut mir leid, das ist alles, was David Copperfield heute passiert ist«, sagte Dr. Larch zu ihnen. »David hatte keinen so besonders guten Tag.«

Wilbur Larch hatte einen besonders guten Tag gehabt, das wußten Mrs. Grogan und seine Krankenschwestern. Er ließ sie alle in Schwester Angelas Büro zusammenkommen, als ziehe er Trost aus dem Papierwust und der düsteren, einengenden Gegenwart seiner umfangreichen *Kurzen Geschichte von St. Cloud's*, die sich um ihn her auftürmte. Er stützte sich auf seine überstrapazierte Schreibmaschine, als sei die Maschine ein Katheder.

»So!« sagte er, weil die Frauen schwatzten. »So!« wiederholte er und schwang das Wort wie einen Hammer, um die Versammlung zur Ordnung zu rufen. »So, und jetzt werden wir ihnen auf der Paßhöhe den Weg abschneiden.«

Schwester Edna fragte sich, ob er sich zum Bahnhof hinuntergeschlichen habe, um sich mit dem Bahnhofsvorsteher im Fernsehen Westernfilme anzusehen; Schwester Edna machte das ziemlich oft. Sie liebte Roy Rogers mehr als Hopalong Cassidy; sie wünschte sich, Roy möge nicht singen; sie gab Tom Mix den Vorzug vor allen. Obwohl sie den einsamen Ranger verabscheute, hatte sie eine Schwäche für Tonto – wie für alle Sonderlinge der Welt.

»Und *wem* werden wir den Weg abschneiden?« fragte Schwester Caroline aggressiv.

»Und *Sie*!« sagte Dr. Larch zu Schwester Caroline und deutete mit dem Finger auf sie. »Sie sind mein erster Colt. Sie werden den Finger am Abzug haben. Sie feuern den ersten Schuß.«

Mrs. Grogan fürchtete um ihren Verstand und war zugleich überzeugt, daß Larch den seinen endgültig verloren hatte. Schwester Angela glaubte, daß Larch schon seit langem aus der Balance war. Schwester Edna liebte ihn so sehr, daß sie ihn nicht beurteilen konnte. Schwester Caroline verlangte, die nackten Tatsachen zu sehen.

»Okay«, sagte Schwester Caroline. »Fangen wir ganz vorne an. Auf wen werde ich schießen?«

»Sie werden mich ins Kittchen bringen«, sagte Larch zu ihr. »Sie werden mich verpfeifen – uns alle hier.«

»So etwas werde ich nicht tun!« sagte Schwester Caroline.

Sehr geduldig erklärte er es ihnen. Es war so einfach – für *ihn* war es einfach, weil er es sich seit Jahren ausgedacht hatte. Nicht ganz so einfach war es für die anderen, und er mußte sie sehr langsam hinführen – über die Stufen zu ihrem Heil.

Sie mußten annehmen, daß Melony den Fragebogen beantworten würde. Sie mußten glauben, daß ihre Antwort negativ sein würde – nicht weil Melony unbedingt negativ wäre, wie Larch Mrs. Grogan erläuterte (die sie verteidigen wollte), sondern weil Melony wütend war. »Sie wurde wütend geboren, sie wird immer wütend sein, und selbst wenn sie uns nichts Böses will, wird sie eines Tages – über irgend etwas, über *alles* – so wütend sein, daß sie den Fragebogen beantwortet. Und sie wird sagen, was sie weiß«, fügte Larch hinzu, »denn was immer Melony sein mag, eine Lügnerin ist sie nicht.«

Darum, so führte er aus, wolle er, daß der Ausschuß zuerst von jemand anderem erfahre, daß er ein Abtreiber sei. Nur so wären sie alle zu retten. Schwester Caroline sei die logische Verräterin; sie sei jung, relativ neu, habe länger mit ihrem Gewissen gerungen und schließlich beschlossen, daß sie nicht länger schweigen könne. Mrs. Grogan und die älteren Krankenschwestern seien tyrannisiert worden, die Autorität eines Arztes als absolut hinzunehmen; Schwester Caroline würde behaupten, daß sie nicht zu tadeln wären. Schwester Caroline aber stelle Autoritätsfiguren jeglicher Gesellschaft grundsätzlich in Frage. Sie würde ihren Protest

als eine Sache der Frauenrechte vortragen – nämlich, daß nicht einmal Krankenschwestern sich von Ärzten tyrannisieren lassen sollten; daß es, wenn ein Arzt das Gesetz übertrat, auch wenn es nicht die Aufgabe einer Schwester war, sich gegen ihn aufzulehnen, dennoch ihr Recht und ihre moralische Pflicht sei, ihn anzuzeigen. Larch war sich sicher, daß diese Sache mit der »moralischen Pflicht« Mrs. Goodhall gefallen würde – Mrs. Goodhall litt zweifellos an der Illusion, daß ihre moralischen Pflichten die Fixsterne ihres Lebens wären, und Dr. Larch glaubte, daß es die erdrückende Last dieser Pflichten sei, die sie zu einer so bitteren, freudlosen Frau gemacht hatte.

Schwester Edna und Schwester Angela lauschten Larch wie junge Vögelchen, die auf die Rückkehr der Eltern zum Nest warten; ihre Köpfe waren zwischen ihre Schultern eingezogen, ihre Gesichter waren emporgehoben, und ihre Münder formten lautlos die Worte nach, die sie Larch sprechen hörten – wie in Erwartung zu schluckender Würmer.

Mrs. Grogan wünschte, sie hätte ihr Strickzeug mitgebracht; wenn dies hier eine Versammlung war, so wollte sie nie wieder an einer teilnehmen. Doch Schwester Caroline begann zu verstehen: Sie hatte im Grunde ein mutiges und ein grundsätzlich politisches Gewissen; und nachdem sie in dem Ausschuß einmal ihren Feind erkannt hatte, war sie ganz Ohr für ihren Kommandanten, der so eifrig die Niederlage selbigen Ausschusses ausgeheckt hatte. Es war eine Art Revolte, und für die Revolution war Schwester Caroline jederzeit zu haben.

»Außerdem«, klärte Larch sie auf, »müssen Sie ein paar Punkte beim rechten Flügel des Ausschusses gutmachen; man hat Sie dort rosa gefärbt. Jetzt färben Sie sich christlich. Man wird Ihnen am Ende nicht nur verzeihen, man

wird Ihnen sogar eine Beförderung antragen wollen. Man wird wollen, daß Sie die Verantwortung übernehmen.«

»Und *Sie*«, sagte Larch und deutete auf Schwester Angela.

»Ich?« sagte Schwester Angela; sie guckte erschreckt, doch Larch wußte, daß sie hervorragend geeignet wäre, um Fuzzy Stone zu empfehlen. Hatte sie ihm nicht seinen Namen gegeben? Und hatte sie es nicht all diese Zeit beinah gewagt, Fuzzy beizuspringen in seinem rechthaberischen Streit mit Dr. Larch? Weil Fuzzy sie alle kannte und sie alle liebte, wußte er auch, was sie brauchten, und seine Ansichten (in bezug auf die Abtreibung) waren in völliger Übereinstimmung mit Schwester Angelas eigenen Ansichten.

»*Sind* sie das?« sagte Schwester Angela. »Aber ich bin für die Abtreibung!«

»Natürlich sind Sie das!« sagte Larch. »Und wenn Sie wollen, daß Saint Cloud's weiterhin Abtreibungen anbietet, dann tun Sie lieber so, als stünden Sie auf der anderen Seite. Ihr *alle* tut lieber so.«

»Wie soll *ich* denn tun, Wilbur?« fragte Schwester Edna.

»Als sei Ihnen eine große Last von Ihrem Gewissen genommen – dadurch, daß ich aufgeflogen bin«, sagte Larch zu ihr. Vielleicht würde Schwester Ednas Gewissen, wenn Fuzzy Stone heimkehrte, sie endlich schlafen lassen. Und Mrs. Grogan könnte es leichter nehmen mit dem Gebet; vielleicht hätte sie weniger Anlaß zu beten, wenn dieser wunderbar anständige Dr. Stone da wäre.

Nicht, als ob wir alle Dr. Larch nicht *bewunderten*! sollte Schwester Angela dem Ausschuß sagen. Und nicht, als ob der arme alte Herr nicht an sich glaubte und an das, was er tat – und für wen er es tat. Er sei immer so hingebungsvoll gegenüber den Waisen. Nur eben, daß dieses soziale Problem ihn und seine Urteilskraft überfordert habe. Und

wie diese Frage sie alle verwirrt habe! Welchen Tribut sie gefordert habe!

Ja, welchen Tribut, dachte Schwester Edna mit weiterhin offenstehendem Mund und zwischen den Schultern hängendem Kopf – sie war verliebter in ihn denn je. Er *war* wirklich hingebungsvoll gegenüber seinen Waisen; er würde wirklich alles tun für sie.

»Aber was wird mit Ihnen passieren, Wilbur – wenn wir Sie anzeigen?« fragte Schwester Edna, und eine magere Träne suchte sich ihren schwierigen Weg über ihre faltige Wange.

»Ich bin beinah hundert Jahre alt, Edna«, sagte er sanft. »Ich nehme an, ich werde in den Ruhestand treten.«

»Sie werden nicht fortgehen, ja?« fragte ihn Mrs. Grogan.

»Ich würde nicht sehr weit kommen, wenn ich's versuchte«, sagte er.

Er war so überzeugend gewesen bezüglich Fuzzy Stones – er hatte ihnen so wunderbare Details vorgetragen –, daß Schwester Caroline als einzige das Problem erkannte.

»Was ist, wenn Homer Wells nicht kommen will und so tun, als wäre er Fuzzy Stone?« fragte sie Dr. Larch.

»Homer gehört hierher«, sagte Schwester Angela, wie auswendig gelernt; daß Homer Wells nach St. Cloud's gehörte, war (für Schwester Angela) eine so offenkundige Tatsache wie das Wetter – selbst wenn diese Tatsache (für Homer) das Kreuz seines Lebens gewesen war.

»Aber er war immer gegen Schwangerschaftsabbrüche«, erinnerte Schwester Caroline all die alten Leutchen. »Wann haben Sie das letzte Mal mit ihm drüber geredet?« fragte sie Larch. »*Ich* habe erst kürzlich mit ihm gesprochen, und er ist für Ihr Recht, sie auszuführen – er hat mich hierhergeschickt, um Ihnen zu helfen. Und er ist dafür, daß es legal

sein sollte – eine zu bekommen. Er sagt aber auch, daß er persönlich es niemals tun könnte – es ist für ihn wie jemand umbringen. So sieht er es. Und so formuliert er es.«

»Er hat eine beinah perfekte Technik«, sagte Wilbur Larch erschöpft. Wenn Schwester Caroline sie alle so anschaute, dann erschienen sie ihr fast wie Dinosaurier – nicht nur prähistorisch, sondern beinah absichtlich zu groß für diese Welt. Wie könnte der Planet jemals genug Platz bieten für sie? Es war kein sehr sozialistischer Gedanke, doch davon war sie überzeugt, und das Herz sank ihr, während sie sie ansah.

»Homer Wells glaubt, er bringt jemand um«, wiederholte Schwester Caroline.

Während sie sprach, kam sie sich vor, als sei sie persönlich verantwortlich für das Verhungern der Dinosaurier; die alten Leute kamen ihr dürr und schwächlich vor – trotz ihrer Größe.

»Ist die Alternative nur Abwarten?« fragte Schwester Angela.

Niemand antwortete ihr.

»O Herr, steh uns bei diesen Tag, bis die Schatten länger werden und der Abend kommt«, begann Mrs. Grogan leise, aber Dr. Larch wollte sie nicht zu Ende anhören.

»Worin auch immer die Alternative besteht – falls eine existiert – *Beten* ist es nicht«, sagte er.

»Für mich war es immer eine Alternative«, sagte Mrs. Grogan trotzig.

»Dann tun Sie es für sich allein«, sagte er.

Dr. Larch bewegte sich langsam durch den kleinen Raum. Er überreichte Schwester Angela den Brief an den Ausschuß, den er für sie geschrieben hatte. Er überreichte auch Schwester Caroline ihren Brief.

»Sie brauchen beide bloß zu unterschreiben«, sagte er. »Aber lesen Sie nur, wenn Sie wollen.«

»Sie können doch nicht mit Sicherheit sagen, daß Melony Sie anzeigen wird«, sagte Mrs. Grogan zu ihm.

»Spielt das wirklich eine Rolle?« fragte Larch. »Sehen Sie mich doch an. Habe ich noch so viel Zeit?« Sie schauten weg. »Ich möchte es nicht Melony überlassen. Oder dem Alter«, fügte er hinzu. »Oder dem Äther«, gestand er ein, was Schwester Edna veranlaßte, ihr Gesicht mit den Händen zu bedecken. »Ich ziehe es vor, das Risiko mit Homer Wells einzugehen.«

Schwester Angela und Schwester Caroline unterschrieben die Briefe. Etliche Proben des Briefwechsels zwischen Wilbur Larch und Fuzzy Stone wurden ebenfalls dem Treuhänderausschuß unterbreitet; Schwester Angela sollte sie ihrem Brief beilegen. Der Ausschuß sollte begreifen, daß alle Krankenschwestern und Mrs. Grogan die Angelegenheit miteinander besprochen hatten. Wilbur Larch sollte keinen Äther brauchen, um einzuschlafen – nicht heute nacht.

Mrs. Grogan, die für gewöhnlich schlief wie ein Stein, sollte die ganze Nacht wach liegen; sie betete. Schwester Edna machte einen langen Spaziergang durch den Apfelgarten auf dem Hügel. Auch wenn sie alle zusammen halfen bei der Ernte, war es schwer, mit den Äpfeln zu Rande zu kommen, die Homer hergebracht hatte. Schwester Caroline, die (wie alle übereinstimmend feststellten) die geistig Regsamste war, bekam die Aufgabe übertragen, sich mit den Details aus Leben und Werdegang des fanatischen Missionars Dr. Stone vertraut zu machen; sollte der Ausschuß Fragen stellen – was zu erwarten war –, dann mußte jemand die richtigen Antworten parat haben. Trotz ihrer Jugend

und Energie war Schwester Caroline gezwungen, Fuzzys Geschichte mit ins Bett zu nehmen, wo der Schlaf sie überkam, bevor sie zu der Stelle über die Diarrhöe bei Kindern gelangte.

Schwester Angela hatte Dienst. Sie gab der Frau, die auf eine Abtreibung wartete, noch ein Sedativ; sie gab einer Frau, die ein Baby erwartete, ein Glas Wasser; sie steckte einen der kleineren Jungen zurück in sein Bett – vermutlich hatte er schlecht geträumt; er lag auf seinen Decken, und seine Füße waren auf dem Kopfkissen. Dr. Larch war so erschöpft gewesen, daß er zu Bett gegangen war, ohne einen einzigen Jungen zu küssen, darum beschloß Schwester Angela, das für ihn zu übernehmen – und vielleicht für sich selbst. Als sie den letzten Jungen geküßt hatte, schmerzte ihr Rücken, und sie setzte sich auf eines der unbenutzten Betten. Sie lauschte auf den Atem der Jungen; sie versuchte sich an Homer Wells zu erinnern, als er noch ein kleiner Junge war, an das besondere Geräusch seines Atems; sie versuchte sich in Erinnerung zu rufen, wie er im Schlaf dagelegen hatte. Es beruhigte sie, an ihn zu denken. Angesichts des Alters, angesichts des Äthers, angesichts Melonys wäre auch sie das Risiko mit Homer Wells eingegangen.

»Bitte, komm nach Hause, Homer«, flüsterte Schwester Angela. »Bitte, komm nach Hause.«

Es war eines der wenigen Male, daß Schwester Angela im Dienst eingeschlafen war, und das erste Mal überhaupt, daß sie im Schlafsaal der Jungen eingeschlafen war. Die Jungen staunten, als sie sie am Morgen bei sich fanden; sie erwachte davon, daß die Jungen auf ihr herumkletterten, und sie mußte sich beeilen, den jüngeren zu beteuern, daß es kein Vorzeichen großer Veränderungen in ihrem Leben bedeutete, wenn sie sie in der Knabenabteilung schlafend angetrof-

fen hätten. Sie hoffte, daß sie die Wahrheit sagte. Ein besonders kleiner und abergläubischer Junge glaubte ihr nicht; er glaubte an sogenannte Waldwesen, die zu beschreiben er sich weigerte, und er ließ sich nicht davon abbringen, daß einer dieser Dämonen Schwester Angela über Nacht in eine Waise verwandelt habe.

»Wenn du einschläfst, wächst Baumrinde über deine Augen«, erklärte er ihr.

»Himmel, nein!« sagte sie.

»Doch!« sagte er. »Und dann wollen nur die Bäume dich adoptieren.«

»Unsinn«, sagte Schwester Angela zu ihm. »Die Bäume sind einfach Bäume. Und Baumrinde kann dir nichts antun.«

»Manche von den Bäumen waren früher einmal Menschen«, erzählte der kleine Junge ihr. »Sie waren früher einmal Waisen.«

»Nein, nein, Schatz. Nein, waren sie nicht«, sagte Schwester Angela. Sie ließ ihn auf ihrem Schoß sitzen.

Es war zwar früh am Morgen, aber sie hörte schon die Schreibmaschine klappern; Dr. Larch hatte noch mehr zu sagen. Der kleine Junge auf ihrem Schoß zitterte; er horchte ebenfalls auf die Schreibmaschine.

»Hörst du das?« flüsterte er Schwester Angela zu.

»Die Schreibmaschine?« fragte sie.

»Die was?« sagte er.

»Das ist eine Schreibmaschine«, sagte sie, doch er schüttelte den Kopf.

»Nein, es ist die Baumrinde«, sagte er. »Sie kommt herein in der Nacht, und am Morgen.«

Trotz ihrer Rückenschmerzen trug Schwester Angela den Jungen den ganzen Weg bis zu ihrem Büro; sie zeigte

ihm das Geräusch, das er gehört hatte – Dr. Larch an der Schreibmaschine –, aber sie fragte sich, ob Larch, wie er dasaß und schrieb, nicht noch viel erschreckender war für den kleinen Jungen als seine eingebildeten Baummenschen.

»Siehst du?« fragte Schwester Angela den Jungen. »Es ist eine Schreibmaschine, und das ist Dr. Larch.« Dr. Larch blickte die beiden mißmutig an; gereizt durch die Störung, brummelte er etwas Unverständliches. »Du kennst doch Dr. Larch, oder?« fragte Schwester Angela den kleinen Jungen.

Doch das Kind zweifelte nicht. Es warf seine Ärmchen um Schwester Angelas Hals; dann ließ es zögernd los und zeigte mit der einen Hand auf die Schreibmaschine und auf Dr. Larch. »Waldwesen«, flüsterte das Kind.

Diesmal war der Brief in Larchs höchst pädagogischem Ton gehalten; er schrieb an Homer Wells; er sagte Homer Wells alles. Er bettelte nicht. Er stellte die Sache nicht so dar, als hätte Fuzzy Stone wichtigere Aufgaben zu übernehmen als Homers gegenwärtige; er wies nicht darauf hin, daß Homer Wells und Fuzzy Stone beide Hochstapler waren. Larch sagte, er sei überzeugt, daß Angel das Opfer seines Vaters akzeptieren werde – »Er wird Dein Bedürfnis achten, Dich nützlich zu machen«, so drückte Wilbur Larch es aus.

»Junge Menschen bewundern es, wenn jemand Risiken eingeht. Sie finden es heroisch«, argumentierte Larch. »Wäre die Abtreibung legal, dann könntest Du Dich weigern – tatsächlich, Du mit Deinen Ansichten *solltest* Dich weigern. Aber solange sie gegen das Gesetz verstößt, wie kannst Du Dich da weigern? Wie kannst Du Dir eine Entscheidung darüber anmaßen, wo es so viele Frauen gibt, die nicht frei entscheiden können? Die Frauen haben keine Wahl. Ich

weiß, daß Du es nicht für richtig hältst, aber wie kannst Du – ausgerechnet Du mit Deinen Kenntnissen –, WIE KANNST DU DIR DIE FREIHEIT HERAUSNEHMEN, ZU ENTSCHEIDEN, DASS DU MENSCHEN NICHT HILFST, DIE NICHT SO FREI SIND, DASS SIE ANDERSWO HILFE BEKOMMEN? Du mußt helfen, weil Du es kannst. Denke einmal darüber nach, wer ihnen helfen soll, wenn Du Dich weigerst.« Wilbur Larch war so müde, daß, hätte er sich erlaubt einzuschlafen, Baumrinde über seine Augen gewachsen wäre.

»Du steckst in einer Zwickmühle«, schrieb Dr. Larch an Homer. »Und in diese Zwickmühle habe nicht ich Dich gebracht – das ist nicht meine Art. Weil die Abtreibung illegal ist, haben Frauen, die sie brauchen und wollen, keine andere Wahl, und Du – weil Du sie auszuführen weißt – hast ebenfalls keine Wahl. Was hier verletzt wird, ist Deine Entscheidungsfreiheit und die Entscheidungsfreiheit jeder Frau. Wäre die Abtreibung legal, dann hätten Frauen die Wahl – und Du auch. Du könntest Dir die Freiheit herausnehmen, es nicht zu tun, weil jemand anders es tun würde. Doch so, wie es nun einmal steht, steckst Du in der Zwickmühle. Genau wie die Frauen. Die Frauen sind Opfer und Du ebenfalls.

Du bist mein Kunstwerk«, sagte Wilbur Larch zu Homer Wells. »Alles andere war nur Arbeit. Ich weiß nicht, ob Du ein Kunstwerk in Dir trägst«, schloß Larch seinen Brief an Homer, »aber ich weiß, was Deine Aufgabe ist, und das weißt Du genauso. Du bist der Arzt.«

Dieser Brief ging mit derselben Post hinaus wie die Briefe und die »Beweise« für den Treuhänderausschuß; Schwester Caroline trug nicht nur die Briefe auf den Bahnhof, sie sah auch zu, wie die Post auf den Zug gebracht wurde. Als der Zug abfuhr, beobachtete sie eine besonders verloren

wirkende Frau, die auf der falschen Seite der Gleise aus dem Zug gestiegen war; der Bahnhofsvorsteher guckte in den Fernseher und war nicht abkömmlich, um Auskünfte zu erteilen. Schwester Caroline fragte die hinfällige junge Frau, ob sie das Waisenhaus suche, und so war es dann auch. Unfähig (oder unwillig) zu sprechen, nickte sie nur und begleitete Schwester Caroline den Hügel hinauf.

Dr. Larch wurde eben mit der Abtreibungspatientin fertig, die tags zuvor angekommen und über Nacht geblieben war. »Tut mir leid, daß Sie warten mußten. Ich hoffe, Sie hatten keine Unannehmlichkeiten«, sagte er zu ihr.

»Nein, nein, alle waren sehr nett«, sagte sie. »Sogar die Kinder scheinen nett zu sein – soviel ich von ihnen gesehen habe.« Dr. Larch war verblüfft über das »Sogar«; warum *sollten* die Kinder nicht nett scheinen? Dann fragte er sich, ob er denn eine Ahnung habe, wie alles in St. Cloud's anderen erscheinen mochte.

Er war auf dem Weg in die Apotheke, um sich ein Weilchen auszuruhen, als Schwester Caroline ihm die nächste Patientin vorstellte. Die junge Frau wollte immer noch nicht sprechen, was es schwierig machte für Larch, ihr zu vertrauen.

»Sie sind sicher, daß Sie schwanger sind?« fragte er. Sie nickte. »Zweiter Monat?« schätzte Larch. Die Frau schüttelte den Kopf; sie hielt drei Finger hoch. »Dritter Monat«, sagte Larch, aber die Frau zuckte die Schultern; sie hielt vier Finger hoch. »Vielleicht im vierten?« fragte Larch. Sie hielt fünf Finger hoch. »Sie sind im fünften Monat schwanger?« fragte Larch. Jetzt hielt sie sechs Finger hoch. »Vielleicht im sechsten?« fragte Larch. Die Frau zuckte mit den Schultern.

»Sind Sie sicher, daß Sie schwanger sind?« begann Larch abermals. Ja, nickte sie. »Haben Sie eine Ahnung, wie lange

Sie schwanger sind?« fragte Larch sie, während Schwester Caroline der Frau half, sich auszuziehen; sie war so unterernährt, daß Larch und Schwester Caroline sofort sahen, daß ihre Schwangerschaft fortgeschrittener war, als sie zuerst angenommen hatten. Nachdem Larch die Frau untersucht hatte, die äußerst empfindlich gegen jede Berührung war und fieberte, sagte er: »Sie könnten im siebten Monat sein. Sie könnten zu spät gekommen sein«, erläuterte ihr Larch. Die Frau schüttelte den Kopf.

Larch wollte genauer nachschauen, doch Schwester Caroline hatte ihre liebe Mühe, die Frau dazu zu bewegen, daß sie die richtige Körperhaltung einnahm. Und während Schwester Caroline die Temperatur der Frau maß, blieb Larch nichts anderes übrig, als seine Hand auf den Unterleib der Frau zu drücken, der äußerst angespannt war – wann immer Larch sie nur leicht berührte, hielt sie den Atem an.

»Haben Sie versucht, etwas mit sich anzustellen?« fragte er die Frau sanft. »Haben Sie sich verletzt?« Die Frau erstarrte. »Warum wollen Sie nicht sprechen?« fragte Larch; die Frau schüttelte den Kopf. »Sind Sie stumm?« Sie schüttelte den Kopf. »Sind Sie verletzt?« fragte Larch. Die Frau zuckte die Schultern.

Endlich machte Schwester Caroline es der Frau auf den Beinstützen bequem. »Ich werde jetzt in Sie hineinschauen«, erklärte Larch. »Dies ist ein Spekulum«, sagte er und hielt das Instrument empor. »Es fühlt sich vielleicht kühl an, aber es tut nicht weh.« Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, wirklich, ich werde Ihnen nicht weh tun – ich werde nur nachschauen.«

»Sie hat vierzig Fieber!« flüsterte Schwester Caroline Dr. Larch zu.

»Es wird angenehmer sein für Sie, wenn Sie sich entspannen«, sagte Larch; er spürte den Widerstand der Frau gegen das Spekulum. Als er sich hinunterbeugte, um nachzuschauen, sprach die Frau ihn an.

»Ich war es nicht«, sagte sie. »Ich hätte nie all das in mich reingesteckt.«

»All das?« sagte Larch. »Was alles?« Plötzlich wollte er nicht mehr schauen, bevor er nicht Bescheid wußte.

»Ich war es nicht«, wiederholte sie. »Ich hätte so etwas niemals getan.«

Dr. Larch beugte sich so nah an das Spekulum, daß er den Atem anhalten mußte. Bei jedem Atemzug oder wenn er schluckte, mußte er würgen von dem Geruch nach Sepsis und Fäulnis, und die vertrauten feurigen Farben ihrer Entzündung leuchteten so (auch noch umwölkt von Ausfluß), daß ein furchtsamer oder ein ahnungsloser Mensch geblendet gewesen wäre. Wilbur Larch aber fing wieder an zu atmen, langsam und regelmäßig; nur so konnte er eine ruhige Hand behalten. Er schaute unentwegt und staunte über das entzündete Gewebe der jungen Frau; es schien heiß genug, um die Welt zu verbrennen. Siehst du nun, Homer? fragte Larch sich selbst. Durch das Spekulum spürte er ihre Hitze an seinem Auge.

## 11

# *Die Regeln verletzen*

Melony, die per Anhalter von Bath nach Ocean View gefahren war, fuhr am gleichen Tag per Anhalter zurück; die Begeisterung fürs Äpfelpflücken war ihr vergangen. Sie floh zurück, um eine neue Urlaubsreise zu planen – oder sich wieder um Arbeit zu bewerben. Melony ging in die Pizza-Bar, wo alle hingingen, und da hockte sie so verlassen da, daß Lorna den Tölpel, mit dem sie an der Bar war, stehenließ und sich ihr gegenüber in die Nische setzte.

»Ich schätze, du hast ihn gefunden«, sagte Lorna.

»Er hat sich verändert«, sagte Melony; und sie erzählte Lorna die Geschichte. »Ich hab' mich nicht *meinet*wegen so schlecht gefühlt«, sagte Melony. »Ich meine, ich habe wirklich nicht erwartet, daß er mit mir zusammen Reißaus nimmt, oder so etwas. Es war nur seinetwegen – ich hatte ihn höher eingestuft; ich dachte, er wär jemand, der mal ein Held sein würde. Ich schätze, das ist blöde, aber so sah er aus – als hätte er das Zeug zum Helden in sich. Er schien um so viel besser als alle anderen, aber er war nur ein Schwindler.«

»Du weißt nicht, was ihm alles widerfahren ist«, sagte Lorna ruhig; sie kannte Homer Wells nicht, aber sie wußte um sexuelle Verwicklungen.

Ihre gegenwärtige sexuelle Verwicklung wurde ungeduldig an der Bar, wo er auf sie gewartet hatte; er war ein Suffkopf namens Bob, und er kam zu Melonys Nische herüber, wo die zwei Frauen sich an den Händen hielten.

»Ich schätze, es hat einfach damit zu tun, daß Homer ein

Mann ist«, stellte Melony fest. »Ich hab nur einen kennengelernt, der sein Leben nicht von seinem Dingdong leiten ließ« – sie meinte Dr. Larch –, »und der war ein Äthersüchtiger.«

»Bist du noch mit mir zusammen oder schon wieder mit ihr«, fragte Bob Lorna, aber er starrte Melony an.

»Wir haben nur geredet, sie ist nur eine alte Freundin«, sagte Melony.

»Ich dachte, du wärst in Urlaub«, sagte Bob zu Melony. »Wieso gehst du nicht dorthin, wo die Kannibalen sind?«

»Verschwinde und wichs in einen Eimer«, sagte Melony zu ihm. »Verschwinde und häng dich an einen Kübel, verschwinde und klecker in 'nen Teelöffel«, sagte sie zu ihm; Bob verdrehte ihr den Arm, bis er brach. Dann brach Bob ihr auf der Resopaltischplatte die Nase, bevor einige der Werftarbeiter ihn von ihr losrissen.

Lorna brachte ihre Freundin ins Krankenhaus, wo ihr Arm eingegipst und ihre Nase – beinah gerade – gerichtet wurde. Dann brachte Lorna Melony heim in die Nur-für-Frauen-Pension, wo sie, wie sie sich beide einig waren, hingehörten: zusammen. Lorna räumte ihre Sachen wieder ein, während Melony sich erholte. Die Schwellung in ihrem Gesicht ging nach ein paar Tagen wieder zurück, und ihre Augen wechselten im Lauf der Woche von Schwarz über Lila-Grün zu Gelb.

»Die Sache ist die«, sagte Melony, ihr wundes Gesicht an Lornas Bauch gelegt, während Lornas Hand ihr übers Haar strich, »als er ein Junge war, da hatte er so eine besondere Tapferkeit – niemand konnte ihn dazu bringen, einfach mitzumachen bei dem, was lief. Und jetzt, sieh ihn dir an: bumst die Frau von 'nem Krüppel und lügt den eigenen Sohn an.«

»Es ist widerlich«, pflichtete Lorna bei. »Warum vergißt

du's nicht?« Als Melony nicht antwortete, fragte Lorna: »Wie kommt es, daß du Bob nicht verklagen willst?«

»Angenommen, es klappt?« fragte Melony.

»Wie bitte?« sagte Lorna.

»Angenommen, man steckt Bob wirklich ins Gefängnis oder verschickt ihn irgendwohin?« fragte Melony. »Wenn es mir dann bessergeht, könnte ich ihn nicht finden.«

»Oh«, sagte Lorna.

Homer Wells erkannte die Stimme nicht, die ihn aus dem Scheinwerferlicht ansprach.

»Was hast du in der Tasche, Homer?« fragte Mr. Rose. Es war eine lange Fahrt gewesen von South Carolina, und Mr. Roses altes Auto knarrte und knackte vor Hitze und vor sichtlicher Pein. »Es ist nett von dir, daß du die ganze Nacht arbeitest, um mein Haus schön herzurichten für mich, Homer«, sagte er. Als er vor die Scheinwerfer trat, war sein schwarzes Gesicht immer noch schwer zu erkennen, aber Homer sah, wie er sich bewegte – sehr langsam, aber immer bereit, plötzlich sehr schnell zu sein.

»Mister Rose!« sagte Homer.

»Mistah Wells«, sagte Mr. Rose lächelnd. Sie schüttelten sich die Hände, während Homers Herz sich beruhigte. Candy verbarg sich immer noch im Ciderhaus, und Mr. Rose spürte, daß Homer nicht allein war. Er spähte durch die erleuchtete Küche und schaute in den schattigen Schlafsaal, als Candy schuldbewußt ins Licht trat.

»Missus Worthington!« sagte Mr. Rose.

»Mister Rose!« sagte Candy und schüttelte ihm die Hand. »Wir sind gerade rechtzeitig gekommen«, sagte sie zu Homer und puffte ihn. »Wir haben eben erst alle Bettlaken fertig«, sagte sie zu Mr. Rose, aber Mr. Rose bemerkte,

daß da kein Auto und kein Lieferwagen war – daß sie zu Fuß zum Ciderhaus gegangen waren. Hatten sie sämtliche Decken und Laken hergetragen?

»Eben erst haben wir alles zusammengefaltet, meine ich«, sagte Candy.

Homer Wells dachte, daß Mr. Rose vielleicht das Licht im Apfelmarktbüro gesehen hatte, als er vorbeigefahren war. »Wir haben Überstunden im Büro gemacht«, sagte Homer, »und dann fiel uns ein, daß das Bettzeug hier draußen war – alles auf einem Haufen.«

Mr. Rose nickte und lächelte. Dann schrie das Baby. Candy zuckte zusammen.

»Ich habe Wally geschrieben, daß ich die Tochter mitbring«, erklärte Mr. Rose, während eine junge Frau, etwa in Angels Alter, ins Licht trat – ein Baby in ihren Armen.

»Ich habe dich nicht mehr gesehen, seit du ein kleines Mädchen warst«, sagte Homer Wells zu der jungen Frau, die ihn ausdruckslos anstarrte; es mußte eine ermüdende Fahrt gewesen sein mit dem kleinen Kind.

»Meine Tochter«, stellte Mr. Rose vor. »Und *ihre* Tochter«, fügte er hinzu. »Missus Worthington«, stellte Mr. Rose vor, »und Homer Wells.«

»Candy«, sagte Candy und schüttelte der jungen Frau die Hand.

»Homer«, sagte Homer. Er konnte sich an den Namen der Tochter nicht erinnern, und darum fragte er nach. Sie wirkte etwas verschreckt und schaute ihren Vater ratsuchend an.

»Rose«, sagte Mr. Rose.

Alle lachten – die Tochter ebenfalls. Das Baby hörte auf zu schreien und guckte verwundert. »Nein, ich meine deinen Vornamen!« sagte Homer Wells.

»Rose ist ihr Vorname«, sagte Mr. Rose. »Du hast ihn schon gehört.«

»Rose Rose?« fragte Candy. Die Tochter lächelte; sie wirkte nicht sehr sicher.

»Rose Rose«, sagte Mr. Rose stolz.

Wieder lachten alle; das Baby wurde fröhlich, und Candy spielte mit den Fingern des kleinen Mädchens. »Und wie ist *ihr* Name?« fragte Candy Rose Rose. Diesmal antwortete die junge Frau selbst.

»Sie hat noch keinen Namen«, erwiderte Rose Rose.

»Wir denken uns noch einen aus«, sagte Mr. Rose.

»Was für eine gute Idee«, sagte Homer Wells, der wußte, daß allzu viele Namen leichtsinnig gegeben wurden oder nur zeitweilig – oder daß sie, wie in den Fällen von John Wilbur und Wilbur Walsh, nur phantasielos wiederholt wurden.

»Das Ciderhaus ist eigentlich nicht eingerichtet für ein Baby«, sagte Candy zu Rose Rose. »Wenn Sie wollen, kommen Sie zum Haus, ich müßte noch ein paar Babysachen haben – sogar ein Laufställchen in der Bodenkammer, nicht wahr, Homer?«

»Wir brauchen nichts«, sagte Mr. Rose freundlich. »Vielleicht wird sie morgen einmal hinüberkommen.«

»Ich könnte einen ganzen Tag schlafen, glaube ich«, sagte Rose Rose geziert.

»Wenn Sie möchten«, sagte Candy zu ihr, »könnte ich mich für Sie um das Baby kümmern – damit Sie schlafen können.«

»Wir brauchen nichts«, wiederholte Mr. Rose. »Nicht heute jedenfalls«, sagte er lächelnd.

»Brauchen Sie Hilfe beim Auspacken?« fragte Homer ihn.

»Heute nicht jedenfalls«, sagte Mr. Rose. »Was ist in der Tasche, Homer?« fragte er, als alle sich Gute Nacht gesagt hatten und Homer und Candy gehen wollten.

»Äpfel«, gestand Homer.

»Das ist doch sonderbar«, sagte Mr. Rose. Homer machte den Reißverschluß der Tasche auf und zeigte ihm die Äpfel.

»Bist du ein Apfel-Doktor?«

Beinahe hätte Homer gesagt: »Richtig.«

»Er weiß Bescheid«, sagte Homer zu Candy, während sie zurück zum Büro gingen.

»Natürlich weiß er Bescheid«, sagte Candy. »Aber was macht es, wo wir doch aufhören?«

»Ich schätze, es macht nichts«, sagte Homer.

»Nachdem du schon bereit warst, es Wally und Angel zu sagen«, erwiderte sie, »wird es, schätze ich, nicht so schwierig sein, es wirklich zu tun.«

»Nach der Ernte«, sagte er. Er nahm ihre Hand, doch sowie sie in die Nähe des Apfelmarktes und des Büros kamen, ließen sie sich los und gingen jeder seinen Weg zurück.

»Wofür ist die Tasche?« fragte ihn Candy, bevor sie ihm einen Gutenachtkuß gab.

»Sie ist für mich«, sagte Homer Wells. »Glaube ich jedenfalls.«

Kurz vor dem Einschlafen staunte er noch über die ungewöhnliche Kontrolle, die Mr. Rose über seine Welt ausübte – er kontrollierte sogar den Zeitpunkt, zu dem die Tochter seiner Tochter einen Namen bekommen sollte (ganz zu schweigen, wahrscheinlich, von dem Namen selbst)! Homer erwachte kurz vor dem Morgengrauen und nahm einen Federhalter von seinem Nachttisch und über-

schrieb damit, mit wuchtiger Endgültigkeit, die bleistiftgeschriebene Zahl auf der Rückseite der Photographie von der Besatzung der *Die Chance klopft an.*

Mit schwarzer Tinte folgte er den Bleistiftlinien; diese Dauerhaftigkeit war beruhigend – als sei Tinte, wie bei einem richtigen Vertrag, bindender als Bleistift. Er konnte nicht wissen, daß Candy ebenfalls wach war; sie hatte Magenschmerzen und suchte nach irgendeiner Medizin in ihrem und Wallys Badezimmer. Auch sie fand es nötig, sich mit der Frage der zweihundertsiebzig Male zu befassen, die sie und Homer miteinander geschlafen hatten, seit Wally aus dem Krieg heimgekehrt war, doch Candy maß der Endgültigkeit dieser Zahl eine geringere Bedeutung bei als Homer. Statt sie mit Tinte zu überschreiben, nahm Candy ihren Radiergummi, um den Beweis von der Rückseite der Photographie zu tilgen, auf der man sah, wie sie Homer schwimmen beibrachte. Dann beruhigte sich ihr Magen, und sie konnte schlafen. Es erstaunte sie: wie völlig entspannt sie war bei der Aussicht, daß nach der Ernte ihr Leben (wie sie es gewohnt war) zu Ende sein würde.

Homer versuchte nicht, wieder einzuschlafen; er kannte seine Geschichte mit dem Schlaf; er wußte, daß es keinen Zweck hat, gegen die Geschichte anzukämpfen. Er las einen Artikel im *New England Journal of Medicine* über die Antibiotika-Therapie; er hatte seit Jahren die Anwendung von Penicillin und Streptomycin verfolgt. Weniger vertraut war er mit Aureomycin und Terramycin, aber die Wirkungsweise der Antibiotika kam ihm leicht verständlich vor. Er las über den eingeschränkten Nutzen von Neomycin; er registrierte, daß Achromycin und Tetracyclin dasselbe waren; schrieb ›Erythromycin‹ an den Rand des Artikels, mehrmals, bis er sich sicher war, daß er es richtig buchstabieren

konnte; Dr. Larch hatte ihm diese Methode beigebracht, um sich etwas einzuprägen.

»E-R-Y-T-H-R-O-M-Y-C-I-N«, schrieb Homer Wells – der Apfel-Doktor, wie Mr. Rose ihn genannt hatte. Er schrieb auch dies an den Rand. »Der Apfel-Doktor«, und kurz bevor er aufstand, schrieb er: »Abermals Beduine.«

Am anderen Morgen schickte Candy Angel zum Ciderhaus, um sich zu erkundigen, ob Rose Rose etwas für das Baby brauchte, und da verliebte sich Angel. Er war schüchtern bei Mädchen in seinem Alter; die gleichaltrigen oder etwas älteren Jungen hänselten ihn immer wegen seines Namens. Er glaubte der einzige Angel in ganz Maine zu sein. Er war sogar im voraus schüchtern, wenn er Mädchen treffen sollte, und fürchtete den Moment, da er ihnen seinen Namen sagen sollte. In Heart's Rock und Heart's Haven beachteten ihn die selbstbewußteren Mädchen aus seiner Klasse überhaupt nicht; sie interessierten sich für die älteren Jungen. Die Mädchen, die ihn zu mögen schienen, waren schlichte, plumpe Plappertaschen, die am liebsten mit anderen plumpen Plaudertaschen redeten, über sich selbst – oder darüber, was welcher Junge zu wem gesagt hatte. Jedesmal, wenn Angel mit einem Mädchen sprach, wußte er, daß seine Bemerkungen noch am selben Abend per Telephon an die anderen vernachlässigten Mädchen aus seiner Klasse weitervermittelt wurden. Am nächsten Morgen würden sie alle grinsen über ihn – als hätte er die gleichen Albernheiten zu ihnen allen gesagt. Und so lernte er zu schweigen. Er beobachtete die älteren Mädchen in der Schule. Ihm gefielen die, die vergleichsweise wenig mit ihren Freundinnen redeten. Sie kamen ihm reifer vor, was in seinen Augen nur dafür sprach, daß sie tatsächlich Sachen machten, die ihre Freundinnen nicht wissen sollten.

Damals, 195–, freuten sich die Mädchen in Angels Alter auf kleine Verabredungen; Jungen in Angels Alter freuten sich – wie zu allen Zeiten – darauf, Sachen zu machen.

Mr. Roses Tochter war nicht nur die allerexotischste junge Frau, die Angel je gesehen hatte; wenn sie eine Tochter hatte, mußte sie auch Sachen gemacht haben.

Es war kalt und feucht morgens im Ciderhaus; als Angel dort eintraf, war Rose Rose draußen in der Sonne und wusch Baby-Rose in einem Zuber. Das Baby planschte, und Rose Rose sprach mit ihrer Tochter; sie hörte nicht, daß Angel sich ihr genähert hatte. Vielleicht war Angel ja besonders anfällig für die Anziehungskraft von Madonnen-Szenen – schließlich hatte ihn eher sein Vater als seine Mutter aufgezogen. Rose Rose war nur wenige Jahre älter als Angel – sie war nicht so jung, daß ihre Mutterschaft überraschend gewesen wäre. Wenn sie mit ihrem Baby zusammen war, wirkten ihre Gebärden und ihr Gesichtsausdruck fraulich, und sie hatte eine volle, frauliche Figur. Sie war etwas größer als Angel. Sie hatte ein rundes, jungenhaftes Gesicht.

»Guten Morgen«, sagte Angel, was Baby-Rose in dem Zuber erschreckte. Rose Rose wickelte ihre Tochter in ein Handtuch und richtete sich auf.

»Du bist wohl Angel«, sagte sie schüchtern. Sie hatte eine feine Narbe an ihrem einen Nasenflügel, die sich bis zur Oberlippe hinunterzog; die Verletzung hatte eine Kerbe in ihrem Zahnfleisch hinterlassen, die Angel sehen konnte, wenn sie ihre Lippen verzog. Später sah er, daß das Messer über dem Eckzahn angehalten und ihn ausgebrochen hatte, was ihr nur halbherziges Lächeln erklärte. Sie sollte ihm erzählen, daß die Verletzung die Zahnwurzel abgetötet habe und daß der Zahn danach ausgefallen sei. Er war so verknallt, als er sie zum erstenmal sah, daß

er sogar die Narbe schön fand; sie war ihr einzig sichtbarer Makel.

»Ich wollte fragen, ob ich dir irgendwie behilflich sein kann und etwas für das Baby besorgen«, fragte Angel.

»Sie zahnt offenbar«, verriet Rose Rose über ihre Tochter. »Sie ist heute irgendwie sonderbar.«

Mr. Rose kam aus dem Ciderhaus; als er Angel sah, winkte er und lächelte, und dann kam er herüber und legte dem Jungen seinen Arm um die Schultern. »Wie geht's?« fragte er. »Du wächst immer noch, glaube ich. Ich hab ihn früher einmal auf den Schultern getragen«, erzählte er Rose Rose. »Er grabschte die Äpfel, die ich nicht erreichen konnte«, erklärte Mr. Rose und puffte Angel herzlich gegen den Arm.

»Ich werde bestimmt noch etwas weiterwachsen«, sagte Angel – wegen Rose Rose natürlich. Er wollte nicht, daß sie glaubte, er hätte aufgehört zu wachsen; er wollte, daß sie wußte, er würde eines Tages größer sein als sie.

Er bedauerte, kein Hemd angezogen zu haben; nicht, daß er nicht muskulös gewesen wäre, doch irgendwie wirkte es erwachsener, ein Hemd zu tragen. Dann erwog er, daß ihr vielleicht seine Sonnenbräune gefiel, und also beruhigte er sich wieder; er schob die Hände in die Hüfttaschen seiner Jeans und hätte am liebsten seine Baseballkappe auf dem Kopf gehabt. Es war eine Boston-Red-Sox-Kappe, und morgens mußte er sie sich immer als erster schnappen, wenn er sie tragen wollte – sonst setzte Candy sie wieder auf. Schon im vorletzten Sommer hatten sie vorgehabt, eine zweite Baseballkappe zu kaufen; Candy schuldete ihm eine, weil sie gestanden hatte, eines der Schweißlöcher in der Kappe eingerissen zu haben, als sie einen Bleistift hindurchbohrte.

Candy arbeitete als Prüferin während der Ernte, und sie brauchte ihren Bleistift. Dies sollte die zweite Ernte werden, bei der Angel als Prüfer arbeiten würde, und der zweite Sommer, in dem er einen der Traktoren fahren mußte, die die Äpfel aus den Obstgärten herbeikarrten.

Als Angel seinem Vater erzählte, daß Rose Roses Baby zahnte, wußte Homer Abhilfe zu schaffen. Er schickte Angel (mit Wally) in die Stadt, um ein paar Schnuller einzukaufen, dann schickte er Angel mit einem Päckchen Schnuller und einer Fünftelgallone Bourbon zurück zum Ciderhaus; Wally trank von Zeit zu Zeit einen Whiskey, und die Flasche war noch dreiviertel voll. Homer zeigte Angel, wie er den Whiskey auf Baby-Roses Zahnfleisch tupfen sollte.

»Es betäubt das Zahnfleisch«, erklärte Angel Rose Rose. Er tauchte seinen kleinen Finger in den Whiskey, dann schob er ihn in Baby-Roses winzigen Mund. Zuerst fürchtete er, er könnte das kleine Mädchen ersticken, dessen Augen sofort groß und wäßrig wurden von den Bourbondämpfen; dann aber begann Baby-Rose, Angels Finger so heftig zu bearbeiten, daß das Baby, als er seinen Finger herauszog, um mehr Whiskey aufzutragen, greinte und den Finger zurückhaben wollte.

»Du wirst sie betrunken machen«, warnte Rose Rose.

»Nein, werde ich nicht«, beteuerte Angel. »Ich betäube nur ihr Zahnfleisch.«

Rose Rose untersuchte die Schnuller. Es waren Gummi-nippel, wie ein Sauger auf einem Babyfläschchen, doch ohne Loch, und an einem blauen Plastikring befestigt, der zu groß war, als daß das Baby ihn hätte verschlucken können. Schwierig bei einem normalen Flaschensauger sei, erklärte Angel Wells, daß das Baby durch das Loch dauernd Luft schlucke und dann Schluckauf oder Blähungen bekomme.

»Wie kommt es, daß du so viel weißt?« fragte Rose Rose Angel und lächelte. »Wie alt bist du?«

»Ich bin fast sechzehn«, sagte Angel. »Wie alt bist du?«

»Etwa in deinem Alter«, sagte sie zu ihm.

Am Nachmittag, als Angel wieder zum Ciderhaus kam, um zu sehen, was das Zahnen machte, war Baby-Rose nicht die einzige Rose mit einem Schnuller im Mund. Mr. Rose saß auf dem Ciderhausdach, und schon aus einiger Entfernung erkannte Angel an dem unwirklichen Himmelblau des Plastikringes, daß er einen Schnuller im Mund hatte.

»Zahnen Sie auch gerade?« rief Angel zu ihm hinauf. Mr. Rose zog den Schnuller aus seinem Mund, langsam – wie er alles tat.

»Ich habe das Rauchen aufgegeben«, sagte Mr. Rose. »Mit 'nem Schnuller im Mund braucht doch kein Mensch mehr eine Zigarette!« Er steckte den Schnuller wieder in den Mund und grinste Angel breit an.

Im Ciderhaus war Baby-Rose mit dem Schnuller im Mund eingeschlafen, und Angel überraschte Rose Rose dabei, wie sie sich die Haare wusch. Sie hatte sich über den Küchenausguß gebeugt und kehrte ihm den Rücken zu; er sah ihre Brüste nicht, obwohl sie mit nacktem Oberkörper dastand.

»Bist du es?« fragte sie unbestimmt und kehrte ihm weiter den Rücken zu. Sie schrak nicht auf, um sich zu bedekken.

»Entschuldigung«, sagte Angel und ging wieder hinaus. »Ich hätte anklopfen sollen.« Jetzt schrak sie auf und bedeckte sich, ihr Haar immer noch voll Seife; sie hatte wohl geglaubt, es sei ihr Vater.

»Ich wollte nachsehen, was die Zähnchen machen«, erklärte Angel.

»Sie machen sich gut«, sagte Rose Rose. »Du bist ein guter Doktor. Du bist mein Held, für heute.« Sie lächelte ihr halbes Lächeln.

Ein helles Schaumbächlein von dem Shampoo rann ihren Hals und ihre Brust hinab, über die Arme, die sie mit einem Handtuch über ihren unsichtbaren Brüsten verschränkt hielt. Angel Wells lächelte und trat einen Schritt vom Ciderhaus zurück und stieß an das alte Auto, das so nah am Ciderhaus geparkt war, daß es das alte Gemäuer abzustützen schien. Er hörte einen kleinen Stein über das Dach des Ciderhauses rollen, doch als er ihn am Kopf traf – wiewohl er am Morgen Zeit genug gehabt hatte, Candy die Baseballkappe wegzuschnappen und der Schirm jetzt lässig schräg seine Stirn beschattete –, schmerzte der Stein. Er blickte hoch zu Mr. Rose, der den Stein in seine Richtung hatte rollen lassen – ein perfekter Schlag.

»Getroffen!« sagte Mr. Rose lächelnd.

Aber es war Rose Rose, die ihn in Wirklichkeit getroffen hatte; Angel taumelte zurück zum Apfelmarkt und in das Puppenhaus, als hätte ihn ein Fels getroffen.

Wer war der Vater des Babys? fragte sich Angel Wells. Und wo war er? Und wo war Mrs. Rose? Waren Mr. Rose und seine Tochter ganz allein?

Angel ging auf sein Zimmer und begann, eine Liste von Namen aufzustellen – Mädchennamen. Er suchte ein paar Namen, die ihm gefielen, aus dem Lexikon, und dann fügte er andere Namen hinzu, die das Lexikon ausgelassen hatte. Wie anders könnte man auch Eindruck machen auf ein Mädchen, das nicht imstande ist, sich einen Namen für ihr Baby auszudenken? Angel wäre ein Segen gewesen für St. Cloud's, wo der Brauch, den Babys Namen zu geben, etwas abgeschlafft war. Obwohl Schwester Caroline ihre jugend-

liche Energie zu dem immer wiederkehrenden Anlaß beigesteuert hatte, waren ihre doch recht politisch eingefärbten Entscheidungen auf einigen Widerstand gestoßen. Sie liebte Karl (für Marx) und Eugene (für Debs), aber alle schreckten zurück vor Friedrich (für Engels), und darum hatte sie sich mit einem Fred begnügen müssen (was ihr nicht gefiel). Schwester Angela beschwerte sich auch über Norman (für Thomas) – es war für sie ein Name wie Wilbur. Aber wer konnte wissen, ob Angel seine Leidenschaft für Namen auch behalten hätte, wenn diese Aufgabe sein beinah tägliches Geschäft gewesen wäre. Einen Namen für Rose Roses Tochter zu finden war eine ziemlich außergewöhnliche Andachtsübung – aber durchaus typisch für die erste Liebe eines Jungen.

Abby? dachte Angel Wells. Alberta? Alexandra? Amanda? Amelia? Antoinette? Audrey? Aurora? »Aurora Rose«, sagte Angel laut. »Gott, nein«, sagte er und stürzte sich in das Alphabet. Die Narbe im Gesicht der jungen Frau, die er liebte, war so äußerst fein, so besonders zart – Angel malte sich aus, wie er (wenn er es denn dürfte) die Narbe einfach wegküssen würde; und er begann sich durch die ›Bs‹ hindurchzuarbeiten.

Bathseba? Beatrice? Bernice? Bianca? Blanche? Bridget?

Dr. Larch stand vor einer anderen Schwierigkeit. Die tote Patientin war ohne irgendwelche Papiere nach St. Cloud's gekommen – sie hatte nichts als ihre flammende Infektion mitgebracht, ihren überwältigenden Ausfluß, ihren toten, aber unausgetriebenen Fötus (und etliche der Instrumente, die sie – oder jemand anders – in sie hineingesteckt hatte, um den Fötus auszutreiben), ihren durchbohrten Uterus, ihr unsenkbares Fieber, ihre akute Peritonitis. Sie war zu

spät bei Dr. Larch eingetroffen, als daß er sie hätte retten können, und doch machte Larch sich Vorwürfe.

»Sie war am Leben, als sie hierherkam«, sagte Larch zu Schwester Caroline. »Und ich soll ein Arzt sein!«

»Dann *seien* Sie einer«, sagte Schwester Caroline, »und hören Sie auf, sentimental zu sein.«

»Ich bin zu alt«, sagte Larch. »Jemand, der jünger wäre oder schneller, hätte sie vielleicht gerettet.«

»Wenn Sie das glauben, dann *sind* Sie zu alt«, sagte Schwester Caroline zu ihm. »Sie sehen die Dinge nicht, wie sie sind.«

»Wie sie sind«, sagte Wilbur Larch und schloß sich in der Apotheke ein. Es hatte ihm schon immer zu schaffen gemacht, Patientinnen zu verlieren, aber diese, das wußte Schwester Caroline, war schon verloren gewesen, als sie ankam.

»Wenn er sich verantwortlich fühlt für einen solchen Fall«, sagte Schwester Caroline zu Schwester Angela, »dann finde ich, daß er abgelöst werden sollte – dann ist er wirklich zu alt.«

Schwester Angela pflichtete ihr bei. »Nicht, daß er unfähig wäre, aber sobald er anfängt, das selber zu glauben, wird er es auch werden.«

Schwester Edna wollte zu diesem Gespräch lieber nichts beitragen. Sie ging hinaus und blieb vor der Apothekentür stehen, wo sie ununterbrochen wiederholte: »Sie sind *nicht* zu alt, Sie sind *nicht* unfähig, Sie sind *nicht* zu alt«, aber Wilbur Larch konnte sie nicht hören; er stand unter Äther, und er war auf Reisen. Er war weit fort, in Birma – das er beinah so deutlich sah, wie Wally es je gesehen hatte, auch wenn Larch sich nie (auch nicht mit Hilfe des Äthers) eine solche Hitze hätte vorstellen können. Der Schatten unter

den Baobäumen täuschte; es war nicht wirklich kühl dort – nicht zu der Tageszeit, die bei den Birmesen »Wenn die Füße schweigen« heißt. Larch beobachtete den Missionar Dr. Stone auf seinen Runden. Selbst die Mittagshitze hielt Fuzzy Stone nicht davon ab, Kindern mit Durchfallerkrankungen das Leben zu retten.

Wally hätte Larchs Traum mit treffenderen Einzelheiten ausschmücken können. Zum Beispiel, daß man auf Bambusblättern leicht ausrutschte, daß die Schlafmatten immer feucht waren von Schweiß; daß es (für Wally) ein Land von Unterbeamten zu sein schien, korrumpiert durch die Briten – weil die Birmesen entweder wie die Briten sein wollten oder sich vom Haß auf die Briten verzehren ließen. Wally war einmal über ein Plateau voller sprießendem Unkraut und Schweinekot getragen worden; dort war ein ehemaliger Tennisplatz, von irgendeinem Briten hingebaut. Das Netz diente jetzt als Hängematte für einen Beamten. Der Platz selbst war, wegen des hohen Zauns, der ihn umschloß, ein guter Platz, um Schweine zu halten; der Zaun, der einst dafür gesorgt hatte, daß die Tennisbälle nicht im Dschungel landeten, hinderte nun die Leoparden daran, die Schweine zu reißen. An dieser Wegstation, daran sollte Wally sich erinnern, hatte ihm der Beamte höchstpersönlich seinen Harntrakt behandelt. Der freundliche rundgesichtige Mann mit den geduldigen, ruhigen Händen hatte ein langes silbernes Cocktailstäbchen benutzt – auch etwas, was die Briten zurückgelassen hatten.

Obwohl das Englisch des Beamten schlecht war, hatte Wally ihm den Sinn und Zweck von Cocktailstäbchen verständlich gemacht.

»Briten sein verrückt«, hatte der birmesische Gentleman zu Wally gesagt. »Ja?«

»Ja, ich glaube auch«, hatte Wally beigepflichtet. Er hatte nicht viele Briten kennengelernt, aber manche von ihnen erschienen ihm verrückt, und darum war es nicht weiter schwer, dem beizupflichten – und Wally hielt es für klüger, einem Menschen beizupflichten, der gerade seinen Katheter in der Hand hielt.

Das silberne Cocktailstäbchen war zu starr für einen richtigen Katheter, und oben war das Ding mit einem kleinen Wappenschild verziert, auf dem Königin Viktorias ernstes Gesicht abgebildet war (sie wäre vielleicht schockiert gewesen über den Zweck, den das mit ihrem Antlitz geschmückte Instrument in diesem Fall erfüllte).

»Nur Briten sein verrückt genug, Ding zu machen, damit Drink zu rühren«, sagte der Beamte kichernd. Er befeuchtete den Katheter mit seiner eigenen Spucke.

Durch seine Tränen hindurch versuchte Wally zu lachen.

Und bei den Runden, die Dr. Stone machte – litten denn nicht auch viele der diarrhöischen Kinder an Harnretention, mußte denn nicht Dr. Stone ihren kleinen, überdehnten Blasen Erleichterung verschaffen, und war denn nicht sein Katheter der richtige und seine Behandlungsmethode die gebotene? In Wilbur Larchs Augen, die über Birma waren, mußte Dr. Stone der perfekte Arzt sein – Fuzzy würde keine einzige Patientin verlieren.

Schwester Caroline, die begriff, daß der Zufall der namenlos gestorbenen Frau sich nicht gut ausnehmen würde neben den jüngst dem Treuhänderausschuß unterbreiteten »Beweisen«, wußte, daß es Zeit war, an Homer Wells zu schreiben. Während Dr. Larch sich in der Apotheke ausruhte, bearbeitete Schwester Caroline mit Eifer die Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro.

»Sei kein Heuchler«, fing sie an. »Ich hoffe, Du erinnerst

Dich, wie leidenschaftlich Du mir immer zugeraten hast, Cape Kenneth zu verlassen, weil meine Dienste hier mehr gebraucht würden – und Du hattest recht. Glaubst Du eigentlich, daß Deine Dienste hier nicht gebraucht würden – oder daß sie nicht eben jetzt gebraucht werden? Glaubst Du, die Äpfel könnten nicht ohne Dich wachsen? Wen, glaubst Du denn, wird der Ausschuß an seine Stelle setzen, wenn Du Dich nicht meldest? Einen der üblichen Feiglinge, der tut, was man ihm sagt, einen dieser typisch vorsichtigen mausgrauen Mediziner – einen gesetzestreuen Kleinbürger, der absolut nicht NÜTZLICH sein wird!«

Sie brachte diesen Brief zur Post und wies gleich noch den Bahnhofsvorsteher darauf hin, daß es eine Leiche im Waisenhaus gebe; verschiedene Ämter müßten benachrichtigt werden. Es war lange her, daß der Bahnhofsvorsteher Leichen im Waisenhaus gesehen hatte, aber nie würde er die Leichen vergessen, die er gesehen hatte – nicht seinen Vorgänger, nachdem die Sternum-Schere ihn aufgeschlitzt hatte, und gewiß nicht jene Autopsie eines Fötus aus Three Mile Falls.

»Eine Leiche?« fragte der Bahnhofsvorsteher. Er umklammerte die Kanten des kleinen Tisches, wo das Fernsehgerät ihm unentwegt seine verwischten, überblendeten und unterblendeten Bilder zeigte – die dem Bahnhofsvorsteher allemal lieber waren als das viel lebendigere Bild jener längst vergangenen Leichen.

»Eine, die ihr Baby nicht haben wollte«, sagte Schwester Caroline zu ihm. »Sie hat sich bei dem Versuch, das Baby herauszuholen, zerfleischt und ist zu spät zu uns gekommen, als daß wir noch etwas tun konnten.«

Ohne zu antworten oder den Blick auch nur für einen Moment von den verschneiten Zickzackfiguren auf dem

Bildschirm abzuwenden, klammerte sich der Bahnhofsvorsteher an den Tisch, als sei der ein Altar und das Fernsehgerät sein Gott – zumindest, das wußte er, würde er auf diesem Fernsehgerät niemals etwas Ähnliches sehen wie das, was Schwester Caroline schilderte, und darum sah der Bahnhofsvorsteher lieber weiter fern, statt Schwester Caroline in die Augen zu schauen.

Carmen? Cecelia? Charity? Claudia? Constance? Cookie? Cordelia? Angel Wells setzte sich die Red-Sox-Kappe im richtigen Winkel schräg auf; es war zwar kühl am frühen Morgen, aber trotzdem beschloß er, kein Hemd anzuziehen. Dagmar? dachte er. Daisy? Dolores? Dotty?

»Wohin gehst du mit meiner Kappe?« fragte Candy, als sie die Frühstücksteller einsammelte.

»Es ist *meine* Kappe«, sagte Angel und verschwand zur Tür hinaus.

»Liebe macht blind«, sagte Wally und schob seinen Rollstuhl vom Tisch weg.

Meint er mich oder Angel? fragte sich Candy. Homer und Candy machten sich Sorgen wegen Angels naiver Vernarrtheit in Rose Rose, aber Candy vermochte nichts anderes darin zu sehen. Sie fand es einfach nur völlig naiv. Candy wußte, daß Rose Rose viel zu erfahren war, als daß sich Angel hinreißen lassen durfte. Das sei nicht der springende Punkt, hatte Homer gesagt. Candy meinte, daß Rose Rose mehr Erfahrung in ihrem kleinen Finger besaß als …, aber das sei nicht der springende Punkt, hatte Wally gesagt.

»Na, ich hoffe, der springende Punkt ist nicht, daß sie *farbig* ist«, hatte Candy gesagt.

»Der springende Punkt ist Mister Rose«, hatte Wally gesagt. Das Wort »Richtig!« war beinah sichtbar gewesen auf

Homers Lippen. Die Männer wollen immer alles im Griff haben, dachte Candy.

Homer Wells war im Apfelmarktbüro. In der Post war ein Brief für ihn von Dr. Larch, aber Homer sah die Post nicht durch. Das war Wallys Arbeit; außerdem war die Pflückermannschaft eingetroffen. Die Ernte sollte beginnen, sobald Homer die letzten Vorbereitungen getroffen hatte. Er blickte aus dem Bürofenster und sah seinen Sohn, ohne Hemd und im Gespräch mit der dicken Dot Taft. Er stieß die Fliegengittertür auf und rief Angel zu: »He, es ist kühl heute morgen – zieh ein Hemd an!« Angel marschierte bereits zu den Schuppen hinter dem Apfelmarkt.

»Ich muß den Traktor aufwärmen«, sagte er zu seinem Vater.

»Wärm lieber erst dich selber auf!« sagte Homer zu ihm, aber dem Jungen war schon recht warm an diesem Morgen.

Edith? fragte sich Angel. Ernestine? Esmeralda? Eve! dachte er.

Er stieß gegen Vernon Lynch, der ihn über eine Tasse heißen Kaffee hinweg finster anfunkelte.

»Paß auf, wo du hintrittst«, sagte Vernon zu Angel.

»Faith!« sagte Angel zu ihm. »Felicia! Francesca! Frederica!«

»Arschloch«, sagte Vernon Lynch.

»Nein, das bist du«, sagte die dicke Dot Taft zu ihm. »Das Arschloch bist du, Vernon.«

»Gott, ich liebe die Ernte!« sagte Wally, der um den Küchentisch kurvte, während Candy das Geschirr abwusch. »Es ist meine Lieblingszeit.«

»Meine auch«, sagte Candy lächelnd. Und sie dachte dabei: Ich habe noch sechs Wochen zu leben.

Black Pan, der Koch, war wieder da. Candy mußte sich

beeilen – sie mußte Black Pan zum Einkaufen fahren. Ein Mann namens Peaches hatte früher schon einmal gepflückt für sie, aber das lag Jahre zurück; er wurde Peaches genannt, weil sein Kinn mangels Bartwuchs immer glatt wie ein Pfirsich war. Auch ein Mann namens Muddy war wieder da; seit Jahren hatte niemand Muddy gesehen. Er war eines Nachts im Ciderhaus schlimm mit dem Messer zugerichtet worden, und Homer hatte ihn zum Spital von Cape Kenneth gefahren. Muddy hatte mit einhundertdreiundzwanzig Stichen genäht werden müssen; Homer Wells fand, er sah aus wie eine Art Experimentierwürstchen.

Der Mann, der ihn so zugerichtet hatte, war seit langem verschwunden. Das war eine von Mr. Roses Spielregeln. Homer hielt sie für die vielleicht wichtigste Regel im Ciderhaus: einander nicht zu verwunden. Man konnte einem andern eine Schnittwunde zufügen, um ihn zu erschrecken, um ihm zu zeigen, wer hier der Boss war, aber nie so, daß er ins Krankenhaus mußte. Dann kommt das Gesetz, und alle im Ciderhaus müssen sich kleinmachen. Der Mann, der Muddy geschnitten hatte, hatte nicht an die Gemeinschaft gedacht.

»Er hat wirklich versucht, mir den Arsch abzuschneiden, Mann«, hatte Muddy gesagt, als sei er erstaunt.

»Er war ein Stümper«, hatte Mr. Rose gesagt. »Außerdem ist er längst verschwunden.«

Der Rest der Mannschaft, außer Mr. Roses Tochter, war noch nie in Ocean View gewesen. Mr. Rose vereinbarte mit Angel, wie Rose Rose und ihre Tochter den Tag verbringen sollten.

»Sie kann herumfahren mit dir und dir helfen«, sagte Mr. Rose zu Angel. »Sie kann auf der Stoßstange sitzen oder hinter dem Fahrersitz stehen. Sie kann auf dem Anhänger mitfahren, solang er nicht voll ist.«

»Klar!« sagte Angel.

»Wenn sie das Baby zum Ciderhaus zurückbringen will, soll sie laufen«, sagte Mr. Rose. »Sie braucht keine Vorzugsbehandlung.«

»Nein«, sagte Angel; es überraschte ihn, daß Mr. Rose so über seine Tochter sprach, während sie neben ihm stand und etwas verlegen wirkte. Baby-Rose saß mit dem Schnuller im Mund auf ihrer Hüfte.

»Manchmal kann Black Pan sich um das Baby kümmern«, sagte Mr. Rose, und Rose Rose nickte.

»Candy sagte, sie würde sich ebenfalls um die Kleine kümmern«, brachte Angel vor.

»Unnötig, Missus Worthington zu bemühen«, sagte Mr. Rose, und Rose Rose schüttelte den Kopf.

Angel fuhr den Traktor immer im Stehen; wenn er sich setzte, ohne ein Kissen auf dem Sitz (und in seinen Augen waren Kissen etwas für alte Männer mit Hämorrhoiden), konnte er kaum über die Kühlerhaube sehen. Er fürchtete, wenn er sich setzte, könnte der Motor sich überhitzen, und der Kühler würde überkochen, ohne daß er es merkte. Vor allem aber sah es besser aus, einen Traktor im Stehen zu fahren.

Er war froh, daß er den International Harvester fuhr; vor Jahren hatte Raymond Kendall eine Drehstütze für den Sitz gebaut. Er konnte Rose Rose sitzen lassen – mit oder ohne Baby auf dem Schoß –, und er konnte ein Stückchen neben dem Drehsitz stehen und ungehindert den Traktor mit Fußkupplung, Fußbremse und Handgas bedienen. Die Notbremse war neben Rose Roses Hüfte, der Schalthebel neben ihrem Knie.

»Warum trägst du diese alte Baseballkappe?« fragte sie ihn. »Du hast nette Augen, aber niemand sieht sie. Du hast schönes Haar, aber niemand sieht es. Und du hast eine blei-

che Stirn, weil die Sonne dein Gesicht nicht finden kann. Wenn du diese blöde Kappe nicht tragen würdest, wäre dein Gesicht so braun wie dein Körper.«

Für Angel hieß das natürlich, daß Rose Rose seinen Körper schön braun fand, daß es ihr nicht gefiel, wie bleich seine Stirn war, und daß es ihr – trotz der Kappe – gelungen war, von seinen Augen und seinem Haar Notiz zu nehmen (und sie schön zu finden natürlich).

Nachdem er den Anhänger mit seiner ersten Ladung Äpfel gefüllt hatte, trank Angel im Obstgarten einen großen Schluck aus einem Wasserkrug. Er drehte die Baseballkappe auf seinem Kopf nach hinten, während er trank. Jetzt trug er sie so, wie ein Fänger beim Spiel eine Baseballkappe trägt – oder wie Candy sie trug, mit dem Schirm über Haar und Nacken gestülpt. Irgendwie sah das an Candy besser aus. Als Rose Rose Angel mit seiner Kappe verkehrt herum auf dem Kopf sah, sagte sie: »Jetzt siehst du wirklich blöde aus, als hättest du einen Ball auf dem Kopf.«

Am nächsten Tag ließ Angel Candy die Kappe tragen.

Baby-Rose saugte an ihrem Schnuller wie eine Drei-PS-Pumpe, und Rose Rose lächelte Angel an. »Wo ist deine hübsche Kappe?« fragte sie ihn.

»Ich hab sie verloren«, log er.

»Wie schade«, sagte sie. »Sie war nett.«

»Ich dachte, sie gefiel dir nicht«, sagte er.

»Sie gefiel mir nicht an *dir*«, sagte Rose Rose.

Am nächsten Tag brachte er die Kappe mit und setzte sie ihr auf den Kopf, kaum daß sie sich auf dem Traktorsitz niedergelassen hatte. Rose Rose schien ungeheuer erfreut; sie trug die Kappe auf dieselbe Art, wie Angel sie getragen hatte – tief über ihren Augen. Baby-Rose lugte schielend nach dem Schirm.

»Du hast sie verloren, und dann hast du sie wiedergefunden, hm?« fragte Rose Rose.

»Richtig«, sagte Angel.

»Sei lieber vorsichtig«, sagte sie zu ihm. »Du wirst dich doch nicht einlassen wollen mit mir.«

Aber Angel fühlte sich geschmeichelt und ermutigt, daß sie sein Interesse sogar bemerkt hatte – vor allem weil er unsicher war, wie er sein Interesse zeigen sollte.

»Wie alt *bist* du?« fragte er später am Tag beiläufig.

»Ungefähr in deinem Alter, Angel«, war alles, was sie sagte. Baby-Rose war an ihre Brust gesunken; eine weichkrempige weiße Matrosenmütze schützte das Baby vor der Sonne, doch unter der Krempe wirkte das kleine Mädchen glasäugig und erschöpft vom andauernden Herumkauen auf dem Schnuller. »Ich kann gar nicht glauben, daß du immer noch zahnst«, sagte Rose Rose zu ihrer Tochter. Sie griff nach dem himmelblauen Plastikring und zog dem kleinen Mädchen den Schnuller aus dem Mund; es machte *Plopp* wie bei einem Weinflaschenkorken, was Baby-Rose erschreckte. »Du wirst noch süchtig«, sagte Rose Rose, aber als Baby-Rose zu schreien anfing, steckte die Mutter den Sauger wieder hinein.

»Wie gefällt dir der Name Gabriella?« fragte Angel Rose Rose.

»Ich hab ihn noch nie gehört«, sagte sie.

»Wie wär's mit Ginger?« fragte Angel.

»Das ist doch etwas zum Essen«, sagte Rose Rose.

»Gloria?« fragte Angel.

»Das ist hübsch«, sagte Rose Rose. »Für wen?«

»Dein Baby!« sagte Angel. »Ich denke mir Namen aus für dein Baby.« Rose Rose schob den Schirm der Boston-Red-Sox-Kappe hoch und sah Angel in die Augen.

»Warum denkst du dir so etwas aus?« fragte sie ihn.

»Nur, um behilflich zu sein«, sagte er linkisch. »Nur, um dir zu helfen, dich zu entscheiden.«

»Entscheiden?« fragte Rose Rose.

»Um dir zu helfen, dich zu besinnen.«

Der Pflücker namens Peaches war beinah so schnell wie Mr. Rose. Er leerte seinen Stoffsack in eine Bushelkiste und unterbrach Rose Rose und Angel.

»Zählst du mich, Angel?« fragte Peaches.

»Ja sicher, ich hab dich schon«, sagte Angel. Manchmal prüfte Angel das Obst, wenn er die Pflücker nicht gut kannte – um sich zu vergewissern, daß keine angestoßenen Früchte dabei waren; wenn er Druckstellen oder andere Anzeichen dafür fand, daß sie zu schnell pflückten, gab Angel nicht den Spitzenpreis für ein Bushel. Doch Angel wußte, daß Peaches ein guter Pflücker war, also schrieb er nur eine Zahl auf die Liste, ohne vom Traktor zu steigen, um sich die Äpfel anzusehen.

»Bist du nicht unser Prüfer?« fragte Peaches jetzt Angel.

»Klar, ich hab dich schon!« sagte Angel zu ihm.

»Willst du mich also nicht prüfen? Vergewissere dich lieber, daß ich keine Birnen pflücke, oder sonst etwas«, sagte Peaches grinsend. Angel ging hin, um sich die Äpfel anzusehen, und in dem Moment sagte Peaches zu ihm: »Du willst doch nicht ins Messergeschäft einsteigen mit Mistah Rose.« Dann ging er weg, mit seinem Sack und seiner Leiter, bevor Angel etwas sagen konnte über seine Äpfel – die, natürlich, einwandfrei waren.

Zurück auf dem Traktor, raffte Angel seinen Mut zusammen. »Bist du immer noch verheiratet mit dem Vater des Babys?« fragte er Rose Rose.

»War nie verheiratet«, sagte sie.

»Seid ihr immer noch zusammen, du und der Vater?« fragte Angel.

»Baby hat keinen Vater«, sagte Rose Rose. »Ich war nie *zusammen.*«

»Mir gefallen Hazel und Heather«, sagte Angel nach einer Weile. »Es sind beides Pflanzennamen, sie passen irgendwie zu Rose.«

»Ich hab keine Pflanze, ich habe ein kleines Mädchen«, sagte Rose Rose lächelnd.

»Mir gefällt auch der Name Hope«, sagte Angel.

»Hoffnung ist kein Name«, sagte Rose Rose.

»Iris ist hübsch«, sagte Angel. »Es ist irgendwie nett, weil es ebenfalls eine Blume ist. Und dann gäbe es noch Isadora.«

»Uff!« sagte Rose Rose. »Das ist alles nicht besser oder schlechter als jeder andere Name auch.«

»Na, wie wär's mit der schlichten alten Jane?« fragte Angel Wells, der allmählich frustriert war. »Jennifer? Jessica? Jewel? Jill? Joyce? Julia? Justine?«

Sie berührte ihn. Sie legte nur ihre Hand an seine Hüfte. Da hätte er beinah den Anhänger umgekippt und die Ladung verschüttet. »Hör nicht auf«, sagte sie zu ihm. »Ich wußte gar nicht, daß es so viele Namen gibt. Mach weiter«, sagte sie, und ihre Hand drängte ihn – es war nur ein kleiner Schubs, bevor sie die Hand auf ihren Schoß zurückzog, wo Baby-Rose hockte, wie hypnotisiert von der Bewegung des Traktors und vom Motorengeräusch.

»Katherine? Kathleen? Kirsten? Kitty?« begann Angel Wells.

»Mach weiter«, sagte Rose Rose, und ihre Hand streifte wieder seine Hüfte.

»Laura? Laurie? Laverne? Lavinia? Leah? Das bedeutet ›langweilig‹«, erzählte er ihr. »Leslie? Libby? Loretta? Lucy?

Mabel? Das bedeutet ›liebenswert‹«, erzählte er ihr. »Malvina? Das bedeutet ›weicher Schnee‹«, erklärte er ihr.

»Wo ich lebe, gibt es keinen Schnee«, sagte Rose Rose.

»Maria?« sagte Angel. »Marigold? Das ist wieder eine Blume. Mavis? Das bedeutet ›Drossel‹, eine Vogelart«, sagte er.

»Sage mir lieber nicht, was sie bedeuten«, belehrte ihn Rose Rose.

»Melissa? Mercedes?« sagte Angel.

»Ist das nicht ein Auto?« fragte ihn Rose Rose.

»Ein ziemlich gutes«, sagte Angel, »ein deutsches Auto. Sehr teuer.«

»Ich hab mal eins gesehen, glaub ich«, sagte Rose Rose. »Sie haben ein komisches Bullauge auf der Haube.«

»Ihr Emblem«, sagte Angel Wells.

»Ihr was?« fragte sie.

»Es ist eine Art Bullauge, du hast recht«, sagte Angel.

»Sag es noch einmal«, sagte Rose Rose.

»Mercedes«, sagte er.

»Es ist für reiche Leute, oder?« fragte Rose Rose.

»Das Auto?« fragte er.

»Der Name des Autos.«

»Nun«, sagte Angel, »es ist ein teures Auto, aber der Name bedeutet: ›Unsere Liebe Frau von den Gnaden‹.«

»Ach, dann scheiß drauf«, sagte Rose Rose. »Habe ich dir nicht gesagt, du sollst mir nicht sagen, was die Namen bedeuten?«

»Tut mir leid«, sagte er.

»Wie kommt es, daß du nie ein Hemd trägst?« fragte sie ihn. »Wird dir nie kalt?«

Angel zuckte die Schultern.

»Du kannst ruhig weitermachen mit den Namen, jederzeit«, sagte sie zu ihm.

Nach den ersten vier oder fünf Erntetagen schlug der Wind um; vom Atlantik her wehte eine kräftige Brise, und die frühen Vormittage waren besonders kalt. Angel trug ein T-Shirt und einen Sweater darüber. Eines Morgens, als es so kalt war, daß Rose Rose Baby-Rose bei Candy gelassen hatte, sah Angel, wie sie zitterte, und gab ihr seinen Sweater. Sie trug ihn den ganzen Tag. Sie trug ihn noch, als Angel spätabends beim Ciderpressen aushalf, und eine Weile saßen sie auf dem Dach des Ciderhauses zusammen. Black Pan saß mit ihnen oben und erzählte von der Zeit, als es dort an der Küste eine militärische Anlage gegeben hatte, die man nachts sehen konnte.

»Es war eine Geheimwaffe«, erzählte er ihnen. »Und dein Vater«, sagte Black Pan zu Angel, »hat einen Namen dafür erfunden – wir haben uns alle in die Hosen geschissen, solche Angst hatten wir. Es sei eine Art Rad, sagte er uns – es schickte Menschen auf den Mond, oder irgend so etwas.«

»Es war ein Riesenrad«, sagte Mr. Rose in der Dunkelheit. »Es war nur ein Riesenrad.«

»Ja genau, das war's«, sagte Black Pan. »Ich hab mal eines gesehen.«

»Aber das da drüben war noch etwas anderes«, sagte Mr. Rose verträumt. »Es wurde im Krieg gebraucht.«

»Jaaa«, sagte Black Pan. »Sie haben es abgefeuert auf Leute.«

Rose Rose betrachtete die Lichter an der Küste und sagte: »Ich zieh in die Stadt.«

»Vielleicht, wenn du alt genug bist«, sagte Mr. Rose.

»Vielleicht nach Atlanta«, sagte sie. »Ich bin in Atlanta gewesen«, erzählte sie Angel – »in der Nacht sogar.«

»Das war Charleston«, sagte Mr. Rose. »Es sei denn, du warst ein anderes Mal in Atlanta.«

»Du sagtest, es war Atlanta«, sagte sie zu ihm.

»Vielleicht *sagte* ich, daß es Atlanta war, aber es war Charleston.« Black Pan lachte.

Rose Rose vergaß, den Sweater zurückzugeben, aber am anderen Morgen, als es immer noch kalt war, trug sie einen von Mr. Roses alten Sweatern und reichte Angel seinen zurück.

»Hab meine eigenen Kleider, irgendwie, heute morgen«, sagte sie zu Angel. Die Baseballkappe hing ihr tiefer als sonst in die Augen. Black Pan kümmerte sich um Baby-Rose, und Angel brauchte eine Weile, um zu sehen, daß Rose Rose ein blaues Auge hatte – ein Weißer erkennt ein blaues Auge bei einem Schwarzen nicht sofort, aber ihres war ziemlich schlimm.

»Er sagt, 's ist in Ordnung, wenn ich deine Kappe trage, aber du zieh dir ein Hemd an«, sagte Rose Rose zu Angel. »Ich habe es dir gesagt«, sagte sie. »Du wirst dich nicht einlassen wollen mit mir.«

Nach dem Pflücken ging Angel ins Ciderhaus, um mit Mr. Rose zu reden. Angel sagte zu Mr. Rose, daß er nichts Unschickliches gemeint habe, als er Rose Rose seinen Sweater tragen ließ; Angel fügte hinzu, daß Mr. Roses Tochter ihm wirklich gefalle und so weiter. Angel steigerte sich ziemlich hinein, während Mr. Rose absolut ruhig blieb. Natürlich hatte Angel (und alle andern) gesehen, wie Mr. Rose einen Apfel binnen drei oder vier Sekunden schälte und entkernte; man nahm allgemein an, daß Mr. Rose einen Menschen binnen einer halben Minute verbluten lassen konnte. Er hätte eine größere Schweinerei anrichten können, und der Betreffende hätte ausgesehen wie nach einer Reihe von leichten Rasierschnitten.

»Wer hat dir gesagt, daß ich meine Tochter geschlagen habe, Angel?« fragte Mr. Rose freundlich. Natürlich hatte

Rose Rose es Angel gesagt, aber jetzt sah Angel die Falle; er würde sie in Schwierigkeiten bringen. Mr. Rose würde sich niemals erlauben, sich mit Angel anzulegen. Mr. Rose kannte die Spielregeln; es waren die *wahren* Regeln im Ciderhaus: die Regeln der Pflücker.

»Ich dachte nur, Sie hätten sie geschlagen«, sagte Angel und trat den Rückzug an.

»Ich nicht«, sagte Mr. Rose.

Bevor er den Traktor wegbrachte, sprach Angel mit Rose Rose. Er sagte ihr, wenn sie Angst hätte, im Ciderhaus zu bleiben, könne sie immer zu ihm kommen – er habe ein Extrabett in seinem Zimmer, oder er könne ausziehen aus seinem Zimmer und es in ein Gästezimmer verwandeln, für sie und ihr Baby.

»Ein Gästezimmer?« sagte Rose Rose; sie lachte. Sie sagte ihm, er sei der netteste Mann, den sie je kennengelernt habe. Sie hatte etwas Träges an sich, wie jemand, der es gewöhnt ist, im Stehen zu schlafen – ihre kräftigen Glieder entspannt, als wäre sie unter Wasser. Ihr Körper wirkte lässig, doch spürte Angel in ihrer Gegenwart die gleiche, wenn es sein muß blitzschnelle, Beweglichkeit, die ihrem Vater so unmittelbar anhaftete wie ein eigener Geruch. Rose Rose ließ Angel schaudern.

Beim Abendessen fragte ihn sein Vater: »Wie kommst du klar mit Mr. Rose?«

»Mich interessiert mehr, wie du mit Rose Rose klarkommst«, sagte Candy.

»Wie er mit dem Mädchen klarkommt, ist seine eigene Angelegenheit«, sagte Wally.

»Richtig«, sagte Homer Wells; Wally ließ es durchgehen.

»Wie du mit Mister Rose klarkommst, ist unsere Angelegenheit, Angel«, sagte Wally.

»Weil wir dich lieben«, sagte Homer.

»Mr. Rose wird mir nichts tun«, meinte Angel.

»Natürlich nicht!« sagte Candy.

»Mr. Rose tut, was er will«, sagte Wally.

»Er hat seine eigenen Regeln«, sagte Homer Wells.

»Er schlägt seine Tochter«, erzählte ihnen Angel. »Er hat sie jedenfalls einmal geschlagen.«

»Halt dich da lieber raus, Angel«, sagte Wally zu dem Jungen.

»Das ist richtig«, sagte Homer.

»Ich werde mich da nicht raushalten!« sagte Candy zu ihnen. »Wenn er das Mädchen schlägt, bekommt er was zu hören.«

»Nein, das bekommt er nicht«, sagte Angel.

»Lieber nicht«, sagte Homer zu ihr.

»Sagt mir bloß nicht, was ich zu tun und zu lassen habe«, sagte sie ihnen, und sie waren still; es hatte keinen Sinn, Candy Vorschriften zu machen.

»Bist du sicher, daß es wahr ist, Angel?« fragte Candy.

»Ziemlich«, sagte der Junge, »neunundneunzig Prozent.«

»Laß es hundert Prozent werden, Angel, bevor du sagst, daß es wahr ist«, sagte sein Vater zu ihm.

»Richtig«, sagte Angel, stand vom Tisch auf und stellte seinen Teller weg.

»Wie gut, daß wir das alles geklärt haben«, sagte Wally, als Angel in der Küche war. »Wie gut, daß wir allesamt solche Experten sind für die Wahrheit«, sagte er, als Candy aufstand, um ihren Teller wegzustellen. Homer Wells blieb sitzen, wo er war.

Am nächsten Morgen erfuhr Angel, daß Rose Rose noch nie im Meer gebadet hatte – sie hatte in Florida Zitrusfrüchte gepflückt, und Pfirsiche in Georgia, und sie war die gan-

ze Ostküste hinaufgefahren bis Maine, aber niemals hatte sie auch nur eine Zehe in den Atlantik gesteckt. Sie hatte nicht einmal den Sand gefühlt.

»Das ist verrückt!« sagte Angel Wells. »Am Sonntag fahren wir zum Strand.«

»Wozu?« sagte sie. »Glaubst du, ich sehe sonnengebräunt besser aus? Wozu sollte ich an den Strand gehen?«

»Zum Schwimmen!« sagte Angel. »Das Meer! Das Salzwasser!«

»Ich kann nicht schwimmen«, belehrte Rose Rose ihn.

»Oh«, sagte er. »Na, du brauchst nicht zu schwimmen, um dich im Meer zu vergnügen. Du brauchst ja nicht mit dem Kopf unter Wasser zu gehen.«

»Ich habe keinen Badeanzug«, sagte sie.

»Oh«, sagte Angel. »Da kann ich dir einen besorgen. Ich möchte wetten, daß einer von Candy dir passen würde.« Rose Rose schaute leicht überrascht drein. Ein Badeanzug von Candy würde ihr nur knapp passen.

Zur Mittagspause, nachdem Rose Rose sich versichert hatte, daß Baby-Rose bei Black Pan gut aufgehoben war, fuhr Angel sie zu dem Obstgarten mit den neu angepflanzten Bäumchen beim Cock Hill. Die Äpfel an den jungen Bäumen wurden nicht gepflückt, darum war niemand dort. Man sah das Meer so gut wie gar nicht. Man sah nur das unnatürliche Ende des Horizonts, wo sich der Himmel auf unerklärliche Weise abflachte – und wenn, sie auf dem Traktor standen, konnten sie die unterschiedlichen Blau- und Grautöne erkennen, wo der Himmel sich mit dem Meer vermischte. Rose Rose blieb unbeeindruckt.

»Ach, geh«, sagte Angel zu ihr. »Du mußt dich von mir hinfahren lassen, damit du es richtig siehst!« Er zog sie liebevoll neckend am Arm, aber sie schrie plötzlich auf; seine

Hand streifte ihren Rücken, als sie sich abwandte, und als er seine Hand anschaute, sah er ihr Blut.

»Es ist meine Periode«, log sie. Auch ein fünfzehnjähriger Junge weiß, daß das Blut, wenn eine Frau ihre Periode hat, sich normalerweise nicht am *Rücken* befindet.

Nachdem sie sich ein Weilchen geküßt hatten, zeigte sie ihm einige der Wunden – nicht die an ihren Schenkeln, nicht die am Hintern; bei denen mußte er ihren Worten glauben. Sie zeigte ihm nur die Schnitte an ihrem Rücken – es waren feine, fadendünne, rasiermesserscharfe Schnitte; es waren äußerst wohlerwogene, sehr vorsichtige Schnitte, die in ein paar Tagen völlig abheilen würden. Sie waren kaum tiefer als Kratzer; sie sollten keine Narben hinterlassen.

»Ich hab's dir gesagt«, sagte sie zu Angel, aber trotzdem küßte sie ihn, fest. »Du hättest dich nicht einlassen sollen mit mir. Ich bin eigentlich nicht frei.«

Angel sah ein, daß er die Sache mit den Schnitten Mr. Rose gegenüber besser nicht zur Sprache bringen sollte; das würde alles nur schlimmer machen – davon überzeugte ihn Rose Rose. Und wenn Angel sie jemals zum Strand mitnehmen wollte – irgendwie, an einem Sonntag –, dann sollten sie beide so nett wie nur möglich zu Mr. Rose sein.

Der Mann namens Muddy, der mit einhundert Stichen wieder zusammengeflickt worden war, hatte gesagt, so sei es am besten. Er hatte auch gesagt: »Wenn der alte Rose mich geschnitten hätte, dann hätte ich keinen einzigen Stich gebraucht. Ich wäre verblutet, 'nen halben Liter die Stunde, oder sogar noch langsamer, und wenn es endlich vorbei gewesen wäre, dann hätte ich ausgesehen, als hätte man mich lediglich mit einer harten Zahnbürste bearbeitet.«

Als Angel am Sonnabend den Traktor wegbrachte, sprach ihn nicht Peaches, sondern Muddy an: »Du solltest

dich nicht mit Rose Rose einlassen, weißt du. Das Messergeschäft ist nicht dein Ding, Angel«, sagte Muddy und legte dem Jungen den Arm um die Schulter und drückte ihn. Muddy mochte Angel; dankbar erinnerte er sich daran, wie Angels Vater ihn – rechtzeitig – ins Spital von Cape Kenneth gebracht hatte.

Beim nächsten spätabendlichen Apfelpressen saß Angel mit Rose Rose auf dem Ciderhausdach und erzählte ihr alles über das Meer: die sonderbare Müdigkeit, die einen an der Küste überfällt, das Gewicht in der Luft, der Dunst um die Mitte eines Sommertages, die Art, wie die Brandung scharfe Kanten glättet. Er erzählte ihr die ganze, vertraute Geschichte. Wie lieben wir es doch, Dinge für andere Menschen zu lieben; wie lieben wir es, wenn andere die Dinge durch unsere Augen lieben!

Doch Angel konnte nicht als Geheimnis hüten, was ihm wie eine monströse Untat von Mr. Rose vorkam. Er erzählte die ganze Geschichte seinem Vater und Candy und Wally.

»Er hat sie geschnitten? Absichtlich?« fragte Wally Angel.

»Ohne Zweifel«, sagte Angel. »Ich bin mir hundert Prozent sicher.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß er das machen konnte, mit seiner eigenen Tochter«, sagte Homer Wells.

»Ich kann gar nicht fassen, daß wir immer sagen, wie wunderschön es ist: daß Mister Rose alles so schön *im Griff* hat«, sagte Candy schaudernd. »Wir müssen etwas unternehmen.«

»Müssen wir wirklich?« fragte Wally.

»Nun, wir können nicht nichts tun!« sagte Candy zu ihm.

»Können wir schon«, sagte Wally.

»Wenn ihr mit ihm redet, wird er sie noch mehr verwunden«, sagte Angel zu ihnen. »Und sie wird wissen, daß ich es euch gesagt habe. Ich möchte euren Rat, ich möchte nicht, daß ihr etwas *tut.*«

»Ich dachte nicht daran, mit *ihm* zu reden«, sagte Candy ärgerlich, »sondern mit der Polizei. Man kann doch nicht die eigenen Kinder so zurichten!«

»Aber wird es ihr helfen – wenn sie Schwierigkeiten bekommt?« fragte Homer.

»Genau«, sagte Wally. »Wir helfen ihr nicht, wenn wir zur Polizei gehen.«

»Oder mit ihm sprechen«, sagte Angel.

»Das heißt also mal wieder abwarten«, sagte Homer Wells. In fünfzehn Jahren hatte Candy gelernt, das zu überhören.

»Ich könnte sie bitten, bei uns zu bleiben«, schlug Angel vor. »Das würde sie von ihm wegbringen. Ich meine, sie könnte einfach hierbleiben, auch nach der Ernte.«

»Aber was sollte sie tun?« fragte Candy.

»Es gibt keine Arbeit hier«, sagte Homer Wells. »Nicht nach der Ernte.«

»Es ist in Ordnung, die Leute pflücken zu lassen«, sagte Wally vorsichtig. »Ich meine, jeder akzeptiert sie, aber sie sind nur Wanderarbeiter – sie sind auf der Durchreise. Sie sollen weiterziehen. Ich glaube nicht, daß eine farbige Frau mit einem unehelichen Kind allzu willkommen sein wird in Maine. Nicht, wenn sie *bleibt.*«

Candy wurde wütend. »Wally, in all den Jahren, die ich hier bin, habe ich nie gehört, daß jemand Nigger oder sonst etwas Häßliches zu ihnen gesagt hat. Wir sind hier nicht im Süden«, fügte sie stolz hinzu.

»Ach, geh«, sagte Wally. »Wir sind nur deshalb nicht wie

im Süden, weil sie nicht hier wohnen. Laß einen von ihnen tatsächlich hier wohnen, dann wirst du schon sehen, was man ihnen hinterherruft.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Candy.

»Dann bist du dumm«, sagte Wally. »Stimmt's, alter Junge?« fragte Wally Homer.

Aber Homer Wells beobachtete Angel. »Bist du verliebt in Rose Rose, Angel?« fragte Homer seinen Sohn.

»Ja«, sagte Angel. »Und ich glaube, sie mag mich – wenigstens ein bißchen.« Er stellte seinen Teller weg und ging hinauf in sein Zimmer.

»Er ist verliebt in das Mädchen«, sagte Homer zu Candy und Wally.

»Klar wie Kloßbrühe, alter Junge«, sagte Wally. »Wo kommst du denn her?« Er rollte sich hinaus auf die Terrasse und drehte ein paar Runden um den Swimmingpool.

»Was denkst du darüber?« fragte Homer Candy. »Angel ist verliebt.«

»Ich hoffe, es macht ihn nachsichtiger, uns gegenüber«, sagte Candy zu ihm. »Das denke ich.«

Homer Wells dagegen dachte an Mr. Rose. Wie weit würde er gehen? Welches waren seine Spielregeln?

Als Wally sich ins Haus zurückrollte, sagte er ihm, daß es im Apfelmarktbüro Post gebe für ihn. »Ich habe dauernd vor, sie reinzubringen«, sagte Wally zu ihm, »und dann vergesse ich es wieder.«

»Vergiß es nur weiter«, empfahl ihm Homer. »Es ist Erntezeit. Nachdem ich keine Zeit habe, die Post zu beantworten, brauche ich sie auch nicht zu lesen.«

Schwester Carolines Brief war ebenfalls angekommen; er erwartete ihn neben Dr. Larchs Brief und einem von Melony.

Melony hatte den Fragebogen an Homer zurückgeschickt. Sie hatte ihn nicht ausgefüllt; sie war nur neugierig gewesen und hatte ihn sich genauer ansehen wollen. Nachdem sie ihn ein paarmal durchgelesen hatte, erkannte sie – aus der Art der Fragen – daß der Treuhänderausschuß ihrer Meinung nach eine Ansammlung der üblichen Arschlöcher sei. »Die Kerle im Anzug«, nannte sie sie. »Verabscheust du nicht auch Männer in Anzügen?« fragte sie Lorna.

»Ach, geh«, hatte Lorna erwidert. »Du verabscheust einfach die Männer, alle Männer.«

»Die in Anzügen ganz besonders«, hatte Melony gesagt.

Quer über den Fragebogen, der niemals ausgefüllt werden sollte, hatte Melony an Homer Wells eine kurze Nachricht geschrieben.

LIEBER SONNENSTRAHL,
ICH DACHTE, DU WÜRDEST EIN HELD
WERDEN. IRRTUM. TUT MIR LEID
WEGEN DEM LEBEN-SCHWERMACHEN.
ALLES LIEBE, MELONY

Dies sollte Homer Wells spät in der Nacht lesen, als er nicht schlafen konnte, wie üblich, und sich entschlossen hatte, aufzustehen und seine Post anzuschauen. Er sollte Dr. Larchs Brief lesen und den von Schwester Caroline, und alle Zweifel, die ihm bezüglich der Arzttasche mit den goldgravierten Initialen F. S. verblieben waren, schwanden wie das Dunkel der Nacht vor Tagesanbruch.

Homer sah keine Veranlassung, ihnen in ihrer mißlichen Lage auch noch die Ironie des Schicksals unter die Nase zu reiben; er beschloß, Melonys Antwort auf den Fragebogen nicht an Larch oder Schwester Caroline zu schicken – was

hätte es ihnen geholfen, zu wissen, daß sie sich angezeigt hatten, während sie getrost noch ein paar Jahre hätten weitermachen können? Er schickte eine einzige kurze Nachricht, adressiert an sie beide. Die Nachricht war einfach und bündig.

1. ICH BIN KEIN ARZT.
2. ICH GLAUBE, DER FÖTUS HAT EINE SEELE.
3. TUT MIR LEID.

*»Leid?«* sagte Wilbur Larch, als Schwester Caroline ihm die Nachricht vorlas. »Er sagt, es tut ihm *leid*?«

»Natürlich ist er kein Arzt«, räumte Schwester Angela ein. »Es würde immer etwas geben, von dem er glauben würde, er wüßte es nicht; er würde immer befürchten, Anfängerfehler zu machen.«

»Genau darum wäre er ein guter Arzt«, sagte Dr. Larch. »Ärzte, die glauben, sie wüßten alles, machen in der Regel die meisten Anfängerfehler. Ein guter Arzt sollte immer im Hinterkopf haben, daß es Dinge gibt, die er nicht weiß, daß er Menschenleben gefährden kann.«

»Da haben wir's«, sagte Schwester Edna.

»Er glaubt, der Fötus hat eine Seele, ja?« fragte Larch. »Gut. Er glaubt, daß ein Geschöpf, das lebt wie ein Fisch, eine Seele hat – und was für eine Seele haben denn seiner Ansicht nach diejenigen von uns, die herumlaufen? Er sollte an das glauben, was er sieht! Wenn er Gott spielen und uns sagen will, wer eine Seele hat, sollte er sich um die Seelen derer kümmern, die ihm widersprechen können!« Larch tobte.

Da sagte Schwester Angela: »Also. Wir werden's abwarten.«

»Ich nicht«, sagte Wilbur Larch. »Homer kann abwarten, ich nicht.« Er setzte sich an die Schreibmaschine in Schwester Angelas Büro und schrieb folgende einfache, bündige Nachricht an Homer Wells.

1. DU WEISST ALLES, WAS ICH WEISS, PLUS DESSEN, WAS DU DIR SELBST BEIGEBRACHT HAST. DU BIST EIN BESSERER ARZT ALS ICH – UND DU WEISST ES.
2. DU GLAUBST, WAS ICH TU, WÄRE GOTT-SPIELEN. ABER DU NIMMST AN, DU WÜSSTEST, WAS GOTT WILL. IST DAS ETWA NICHT GOTT-SPIELEN?
3. MIR TUT ES NICHT LEID – NICHTS VON DEM, WAS ICH GETAN HABE (MIT AUSNAHME DER EINEN ABTREIBUNG, DIE ICH NICHT AUSGEFÜHRT HABE). MIR TUT ES NICHT EINMAL LEID, DASS ICH DICH LIEBE.

Dann stapfte Dr. Larch zum Bahnhof und wartete auf den Zug; er wollte sehen, wie die Nachricht auf den Weg kam. Später gestand der Bahnhofsvorsteher, den Larch kaum je beachtete, er sei überrascht gewesen, daß Larch ihn ansprach; aber weil Larch sprach, nachdem der Zug abgefahren war, meinte der Bahnhofsvorsteher, Larch habe mit dem abfahrenden Zug gesprochen.

»Leb wohl«, hatte Larch gesagt. Er stapfte wieder den Hügel zum Waisenhaus hinauf. Mrs. Grogan bot ihm Tee an, doch Larch fühlte sich zu erschöpft für Tee; er wollte sich lieber hinlegen.

Schwester Caroline und Schwester Edna pflückten Äpfel, und Larch ging ein Stückchen den Hügel hinauf, um mit ihnen zu reden. »Sie sind zu alt, um Äpfel zu pflücken, Edna«, sagte Larch zu ihr. »Das sollen Caroline und die Kinder machen.« Dann ging er ein kurzes Stück mit Schwester

Caroline zurück zum Waisenhaus. »Wenn ich etwas sein müßte«, sagte er zu ihr, »dann würde ich wahrscheinlich Sozialist sein, aber am liebsten möchte ich nichts dergleichen sein.«

Dann ging er in die Apotheke und schloß die Tür. Trotz des Herbstwetters war es immer noch warm genug, um tagsüber das Fenster offenzulassen; er schloß auch das Fenster. Er hatte eine neue, volle Flasche Äther; vielleicht stieß er die Sicherheitsnadel zu hart in die Flasche, oder er schüttelte sie zu ungeduldig. Der Äther tropfte reichlicher auf die Gesichtsmaske als sonst; seine Hand glitt immer wieder von dem Trichter ab, bevor er genug bekam. Er drehte sich etwas zur Wand, auf diese Weise stützte die Fensterbank die Maske über seinem Mund und seiner Nase ab, nachdem der Griff seiner Finger sich gelockert hatte. Der Druck von der Fensterbank reichte gerade aus, um den Trichter an Ort und Stelle zu halten.

Diesmal reiste er nach Paris; wie lebhaft ging es dort zu, am Ende des Ersten Weltkriegs. Der junge Doktor wurde dauernd von den Einheimischen umarmt. Er erinnerte sich, wie er mit einem amerikanischen Soldaten – einem Amputierten – in einem Café beisammengesessen hatte; die anderen Gäste gaben ihnen Cognac aus. Der Soldat drückte seine Zigarre in einen Cognacschwenker, den er nicht austrinken konnte – nicht, wenn er gleichzeitig mit seinen Krükken aufstehen wollte, mit seinem einen Bein –, und Wilbur Larch atmete dieses Aroma tief ein. So roch Paris – nach Cognac und Asche.

Und nach Parfüm. Larch hatte den Soldaten nach Hause gebracht – er war ein guter Arzt gewesen, selbst damals, selbst dort. Er war eine dritte Krücke für den betrunkenen Mann, er war das fehlende Bein des Mannes. In dem Mo-

ment machte sich eine Frau an sie heran. Sie war eine Hure, ganz klar, und sie war ziemlich jung und ziemlich schwanger; Larch, der nicht sehr viel Französisch verstand, nahm an, sie wolle eine Abtreibung. Er versuchte ihr eben zu sagen, daß sie zu spät dran sei, daß sie durchhalten und ihr Baby bekommen müsse, als er plötzlich begriff, daß sie nur fragte, was Huren normalerweise fragen.

*»Plaisir d'amour?«* Der beinamputierte Soldat war in Larchs Armen ohnmächtig geworden; die Frau bot also nur Larch das »Liebesvergnügen« an.

*»Non, merci«*, murmelte er. Doch der Soldat brach zusammen; Larch brauchte die Hilfe der schwangeren Prostituierten, um ihn zu tragen. Als sie den Soldaten auf seinem Zimmer hatten, erneuerte die Frau ihr Angebot an Wilbur Larch. Er mußte sie von sich wegschieben – und doch entwand sich die Frau seinem Griff und drückte ihren prallen Bauch gegen ihn.

*»Plaisir d'amour!«* sagte sie.

*»Non, non!«* sagte er zu ihr; er mußte mit den Armen herumfuchteln, um sie von sich fernzuhalten. Eine Hand fuhr neben dem Bett hin und her und stieß die Ätherflasche mit der lockeren Nadel um. Langsam breitete sich eine Pfütze auf dem Linoleumboden aus; sie breitete sich unter dem Bett aus und überall drum herum. Die Dämpfe überwältigten ihn – die Frau in Paris hatte ebenfalls sehr stark gerochen. Ihr Parfüm war stark, und stärker noch waren die Ausdünstungen ihres Berufs. Als Larch sein Gesicht von der Fensterbank abwandte und der Trichter umfiel, würgte er bereits.

»Prinzen von Maine!« Er versuchte sie zu rufen, brachte aber keinen Laut hervor. »Könige Neuenglands!« Er glaubte sie zu beschwören, aber niemand hörte ihn, und die französische Frau legte sich neben ihn und schmiegte ihren

schweren Leib an ihn. Sie umarmte ihn so fest, daß er keine Luft bekam, und ihr würziges, scharfes Aroma ließ ihm die Tränen über die Wangen rinnen. Er glaubte sich zu erbrechen, was auch der Fall war.

»*Plaisir d'amour*«, flüsterte sie.

»*Oui, merci*«, sagte er nachgebend. »*Oui, merci.*«

Die Todesursache sollte Atemversagen sein, bedingt durch Aspiration von Erbrochenem, was zu Herzstillstand geführt hatte. Der Treuhänderausschuß sollte es im Lichte der gegen Larch vorgelegten Beweise insgeheim Selbstmord nennen; der Mann stand kurz davor, in Schande entlassen zu werden, sagten sie sich. Doch wer ihn kannte und von seiner Äthersucht wußte, sagte, es sei ein Unfall gewesen, wie er einem erschöpften Menschen eben zustoßen kann. Gewiß wußte Mrs. Grogan – und Schwester Angela und Schwester Edna und Schwester Caroline wußten es ebenfalls –, daß er *nicht* ein Mensch war, der »kurz davor stand, in Schande entlassen zu werden«; vielmehr war er ein Mensch, der kurz davor stand, nicht mehr nützlich zu sein. Und ein *nützlicher* Mensch zu sein war alles, wozu Wilbur Larch geboren zu sein glaubte.

Schwester Edna, die seinen Leichnam fand, verschlug es für einige Zeit die Sprache. Die Tür zur Apotheke schloß nicht richtig dicht, und Edna kamen die Dämpfe ganz besonders stark vor, und Dr. Larch war länger dort drinnen gewesen als üblich.

Mrs. Grogan, die hoffte, daß er in eine bessere Welt gegangen sei, las mit der Stimme einer verschreckten Drossel zitternd eine Passage aus *Jane Eyre* für die Mädchen in der Mädchenabteilung.

Waisenkinder lieben und brauchen die Routine, ermahnten die Frauen einander.

Schwester Caroline, die hart war wie ein Hufnagel und die Dickens als sentimentalen Langweiler empfand, hatte ihre Stimme fest im Griff; sie las laut und beinah herzhaft eine Passage aus *David Copperfield* in der Knabenabteilung. Nur bei der Aussicht auf den von allen erwarteten Segen fürchtete sie zusammenzubrechen.

Schwester Angela sagte schließlich alles, ganz genau nach den Regeln.

»Freuen wir uns für Doktor Larch«, sagte sie zu den aufmerksamen Kindern. »Doktor Larch hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, Doktor Larch«, sagte Schwester Angela.

»Gute Nacht, Doktor Larch!« riefen die Kinder.

»Gute Nacht, Wilbur!« brachte Schwester Edna hervor, während Schwester Angela all ihre Kraft zusammennahm für den gewohnten Refrain und Schwester Caroline, in der Hoffnung, der Abendwind werde ihre Tränen trocknen, den Hügel zum Bahnhof hinuntermarschierte – wieder einmal, um dem erschrockenen Bahnhofsvorsteher mitzuteilen, daß es in St. Cloud's eine Leiche gab.

Der Sonntag in Ocean View war ein farbenprächtiger Spätsommertag, und Homer Wells ging fischen. Nicht wirklich fischen: Homer Wells versuchte etwas mehr herauszufinden über die Beziehung zwischen Mr. Rose und seiner Tochter. Die beiden Männer saßen auf dem Ciderhausdach – die meiste Zeit schwiegen sie. Nicht zuviel reden, vermutete Homer, sei die einzige Möglichkeit, fischen zu gehen mit Mr. Rose.

Unter ihnen versuchte Angel, Rose das Radfahren beizubringen. Homer hatte sich anerboten, Rose Rose und Angel zum Strand zu fahren (und sie zu einer bestimmten Uhrzeit wieder abzuholen), aber Angel kam es darauf an, daß er und Rose Rose unabhängig blieben – an den Strand gefahren zu

werden, das unterstrich nur die Tatsache, daß er immer noch darauf wartete, alt genug für seinen Führerschein zu werden. Der Strand war zu weit weg, um zu Fuß hinzugehen, und Homer erlaubte Angel nicht, per Anhalter zu fahren; doch mit dem Fahrrad hatten sie nur knappe vier bis fünf Meilen zu fahren, und die Straße war weitgehend eben.

Mr. Rose schaute der Lektion gelassen zu, während Homer ungeduldig darauf wartete, daß Rose Rose das mit dem Fahrrad endlich hinkriegte; er wußte, wie viel Vorbereitung für den geplanten Ausflug draufgegangen war – wie Angel an seinem und Candys Fahrrad herumgeschraubt hatte und wie Angel mit Candy diskutiert hatte, welcher von Candys Badeanzügen Rose Rose am besten passen würde. Gemeinsam hatten sie einen smaragdgrünen ausgewählt – mit einem pink-rosa Spiralstreifen, wie die Stange vor den Friseurläden, und Candy war sicher, daß dieser Anzug Rose Rose besser passen würde als ihr; er war Candy um Brust und Hüften stets zu locker gewesen.

»Das gehört zu den Sachen, die man als Kind lernen sollte«, bemerkte Homer zu der Fahrradlektion. Angel rannte immer neben dem wackligen Fahrrad her, auf dem Rose Rose sich abmühte. Sobald das Rad in einem gemächlichen Tempo dahinrollte, ließ Angel es los. Rose Rose trat entweder nicht in die Pedale – während sie das Rad eisern festhielt, bis es einfach zu langsam wurde und umkippte –, oder aber sie trat wie wild in die Pedale, jedoch ohne zu lenken. Sie schien unfähig, das Fahrrad in der Balance zu halten und gleichzeitig die Pedale zu treten. Und ihre Hände wirkten wie erstarrt an den Lenkgriffen; die Balance zu halten und die Pedale zu treten *und* zugleich zu steuern kam ihr mehr und mehr wie ein unerreichbares Wunder vor.

»Kannst du fahren?« fragte Mr. Rose Homer.

»Ich hab's nie versucht«, sagte Homer Wells. »Ich hätte wahrscheinlich ein bißchen Schwierigkeiten«, gestand er; dabei sah es eigentlich ganz leicht aus. Es gab keine Fahrräder im Waisenhaus; die Kinder hätten damit wegfahren können. Das einzige Rad in St. Cloud's war das des Bahnhofsvorstehers, und er fuhr selten darauf.

»Ich hab's auch nie versucht«, sagte Mr. Rose. Er sah seine Tochter einen leichten Hügel hinunterschlingern; sie kreischte, das Fahrrad kippte, sie stürzte – und Angel Wells lief zu ihr, um ihr aufzuhelfen.

Einige Männer saßen in einer Reihe mit dem Rücken an die Wand gelehnt vor dem Ciderhaus; manche tranken Kaffee, manche Bier, aber allesamt beobachteten sie die Fahrradlektion. Manche feuerten sie an – lautstark wie Zuschauer, die einen Sportwettkampf bejubeln –, und andere beobachteten den Vorgang gelassen wie Mr. Rose.

So ging es eine Weile, und der Applaus – soweit es welchen gab – wurde spärlicher und zufälliger.

»Gib nicht auf«, sagte Angel zu Rose Rose.

»Ich gebe nicht auf«, sagte Rose Rose. »Hab ich gesagt, ich würde aufgeben?«

»Erinnern Sie sich, was Sie einmal zu mir sagten, über die Regeln?« fragte Homer Mr. Rose.

»Welche Regeln?« fragte Mr. Rose.

»Sie wissen schon, die Regeln, die ich jedes Jahr im Ciderhaus aufhänge«, sagte Homer. »Und Sie erwähnten, Sie hätten andere, Ihre eigenen Regeln für das Leben hier.«

»Ach ja, diese Regeln«, sagte Mr. Rose.

»Ich dachte, Sie wollten sagen, daß es bei Ihren Regeln darum ginge, einander nicht zu verwunden – ich dachte, es ginge darum, vorsichtig zu sein«, sagte Homer. »Genau wie bei meinen Regeln, irgendwie, schätze ich.«

»Sag, was du denkst, Homer«, sagte Mr. Rose.

»Ist jemand verwundet worden?« fragte Homer. »Ich meine, gab es Schwierigkeiten irgendwelcher Art – dieses Jahr?«

Rose Rose saß wieder oben auf dem Fahrrad; ihr Blick war grimmig; sie und Angel schwitzten beide. Es schien Homer, als holperte Rose Rose zu hart auf dem Sitz, als wolle sie sich dabei beinah absichtlich verletzen; oder aber, als sei sie möglichst grob zu sich selbst, um sich die Härte zu geben, die sie brauchte, um die Maschine zu meistern. Sie schwankte eine Kuppe hinunter, außer Sicht jetzt hinter ein paar Apfelbäumen, und Angel rannte hinter ihr her.

»Warum gehen sie nicht einfach zu Fuß?« fragte der Pflücker namens Peaches. »Sie könnten inzwischen längst da sein.«

»Warum bringt sie nicht jemand hin, in einem Auto?« fragte ein anderer Mann.

»Sie machen es lieber auf ihre Weise«, sagte Muddy. Darüber gab es etwas Gelächter.

»Mehr Respekt«, sagte Mr. Rose. Homer glaubte, Mr. Rose hätte ihn gemeint, aber er sprach zu den Männern, die nun aufhörten zu lachen. »Bald wird das Fahrrad kaputt sein«, sagte Mr. Rose zu Homer.

Rose Rose trug Bluejeans, schwere Arbeitsstiefel und ein weißes T-Shirt; weil sie schwitzte, waren die Umrisse und Farben des smaragdgrünen und pink-rosa Badeanzugs durch ihr Hemd zu sehen.

»Stell dir vor, wie sie schwimmen lernt«, sagte Mr. Rose.

Homer Wells bedauerte Angel, doch ein anderes Thema lag ihm schwerer auf der Seele.

»Noch mal wegen der Möglichkeit, daß jemand verwundet wurde«, sagte Homer, »wegen der Regeln.«

Mr. Rose griff in seine Tasche, langsam, und Homer erwartete halb, das Messer auftauchen zu sehen, was aber Mr. Rose aus seiner Tasche zog und sehr behutsam in Homers Hand legte, war nicht das Messer, sondern der heruntergebrannte Stummel einer Kerze. Es war das, was übriggeblieben war von der Kerze, die Candy entzündet hatte für ihr Liebesspiel im Ciderhaus. In ihrer Panik – als sie glaubte, daß Wally sie dort ertappt hätte – hatte sie sie vergessen.

Homer schloß seine Finger um die Kerze, und Mr. Rose tätschelte seine Hand.

»Das ist gegen die Regeln, nicht wahr?« fragte Mr. Rose Homer.

Black Pan buk Maisbrot. Der Geruch stieg aus dem Ciderhaus auf und hing köstlich über dem Dach, das sich in der Spätmorgensonne erwärmte; bald würde es unangenehm heiß werden auf dem Dach.

»Ist das Brot noch nicht fertig zum Essen?« brüllte Peaches in die Küche.

»Nein«, sagte Black Pan aus dem Innern des Ciderhauses. »Und sei leise, sonst weckst du das Baby.«

»Mist«, sagte Peaches. Black Pan kam heraus und gab Peaches einen Tritt – nicht so furchtbar fest – dort, wo er an der Wand des Ciderhauses lehnte.

»Wenn das Brot fertig ist, wirst du's nicht ›Mist‹ nennen, klar?« fragte ihn Black Pan.

»Ich hab's doch nicht ›Mist‹ genannt, Mann – ich hab's nur gesagt«, erwiderte Peaches.

»Sei bloß leise«, sagte Black Pan. Er beobachtete die Fahrradlektion. »Wie geht's damit?« fragte er.

»Sie geben sich alle Mühe«, sagte Muddy.

»Sie erfinden einen neuen Sport«, sagte Peaches; alle lachten.

»Mehr Respekt«, sagte Mr. Rose, und alle wurden still. Black Pan ging zurück ins Ciderhaus.

»Was wollt ihr wetten, daß er das Brot verbrennen läßt?« fragte Peaches leise.

»Wenn er's verbrennt, dann bloß, weil er sich zuviel Zeit genommen hat, dich in den Arsch zu treten«, sagte Muddy zu ihm.

Das Fahrrad war kaputt; entweder wollte das Hinterrad sich nicht mehr drehen, oder die Kette hatte sich in den Speichen verklemmt.

»Es gibt noch ein anderes Fahrrad«, sagte Angel zu Rose Rose. »Versuch's damit, ich bring solang das hier in Ordnung.« Aber während er Candys Fahrrad richtete, hatte Rose Rose auf einem Herrenfahrrad zu leiden, so daß sie, zusätzlich zu ihren Schwierigkeiten, ausrutschte und sich an der Querstange im Schritt weh tat. Homer war ernstlich besorgt über den harten Sturz, den sie getan hatte, und fragte sich, ob ihr nichts Ernstes passiert war.

»Es ist nur etwas wie ein Krampf«, rief sie ihm zu, aber sie krümmte sich weiter, bis Angel schließlich Candys Fahrrad wieder in Gang hatte.

»Es scheint hoffnungslos«, gestand Homer Mr. Rose.

»Was ist mit den Regeln?« fragte ihn Mr. Rose. Homer steckte die Kerze in seine Tasche. Er und Mr. Rose musterten einander eindringlich, beinah wie in einer Kraftprobe.

»Ich mache mir Sorgen um Ihre Tochter«, sagte Homer Wells nach einer Weile. Gemeinsam beobachteten sie Rose Rose, die wieder vom Fahrrad fiel.

»Mach dir keine Sorgen um sie«, sagte Mr. Rose.

»Sie sieht unglücklich aus, manchmal«, sagte Homer.

»Sie ist nicht unglücklich«, sagte Mr. Rose.

»Machen Sie sich Sorgen um sie?« fragte ihn Homer.

»Wenn man damit erst anfängt, dann kann man sich um jeden Sorgen machen, nicht wahr?« sagte Mr. Rose.

Es schien Homer Wells, als habe Rose Rose von ihrem Sturz gegen die Querstange noch immer Schmerzen, denn sie blieb ein Weilchen stehen – jedesmal, wenn sie wieder vom Fahrrad gefallen war – mit den Händen auf ihren Knien und gesenktem Kopf (als hätte sie Bauchschmerzen).

Homer und Mr. Rose verpaßten den Augenblick, als sie aufgab. Sie sahen nur noch, wie sie in Richtung Frying-Pan davonlief und wie Angel ihr hinterherrannte; beide Fahrräder blieben zurück.

»Schade«, sagte Homer. »Sie hätten sich vergnügen können am Strand. Vielleicht kann ich sie überzeugen, sich von mir hinfahren zu lassen.«

»Laß sie in Ruhe«, sagte Mr. Rose. So wie Homer es verstand, war es mehr ein Befehl als ein Rat. »Sie brauchen an keinen Strand zu fahren«, sagte Mr. Rose nachsichtiger. »Sie sind noch jung, sie wissen noch nicht richtig, wie sie sich vergnügen sollen«, sagte er. »Denk nur, was passieren könnte am Strand. Sie könnten ertrinken. Oder es könnte gewissen Leuten nicht gefallen, einen weißen Jungen mit einem schwarzen Mädchen zusammen zu sehen – und beide in Badehosen. Ist besser, sie fahren nirgendwohin«, schloß Mr. Rose. Damit war das Thema beendet, denn Mr. Rose fragte jetzt: »Bist du glücklich, Homer?«

»Bin ich glücklich?« kam Homers Echo.

»Warum wiederholst du immer alles?« fragte ihn Mr. Rose.

»Ich weiß nicht. Ich bin glücklich, manchmal«, sagte Homer vorsichtig.

»Das ist gut«, sagte Mr. Rose. »Und Mistah und Missus Worthington – sind sie glücklich?«

»Ich glaube, sie sind ziemlich glücklich, meistens«, sagte Homer zu ihm.

»Das ist gut«, sagte Mr. Rose.

Peaches, der ein paar Bier getrunken hatte, näherte sich Angels Fahrrad, mißtrauisch, als ob die Maschine gefährlich sei, auch wenn sie am Boden lag.

»Paß auf, daß es dich nicht beißt«, warnte ihn Muddy. Peaches stieg auf das Fahrrad und grinste die Männer an.

»Wie startet man das Ding?« fragte er, und alle lachten.

Muddy sprang von der Wand auf und ging hinüber zu Candys Fahrrad.

»Ich mache ein Wettrennen mit dir«, sagte er zu Peaches.

»Au ja«, sagte Black Pan in der Ciderhaustür. »Wir werden sehen, wer von euch als erster herunterfällt.«

»Meines hat keine Mittelstange«, stellte Muddy an Candys Fahrrad fest.

»Dadurch ist es schneller«, sagte Peaches. Er versuchte Angels Fahrrad vom Fleck zu bewegen, als ob seine Füße Paddel wären.

»Du fährst gar nicht auf dem Ding, du bumst es«, sagte einer der Männer, und alle lachten. Black Pan rannte hinter Peaches her und schob ihn immer schneller an.

»Hör auf mit dem Mist«, kreischte Peaches, aber Black Pan schob das Fahrrad so schnell, daß er nicht mehr mithalten konnte.

»Ich kann doch kein Wettrennen machen, wenn mich nicht auch jemand schiebt«, sagte Muddy, und zwei der Männer schoben ihn schneller als Peaches, der über einem Hügel verschwunden war – in den nächsten Garten, aus dem die Männer ihn kreischen hörten.

»Heiliger Mist!« sagte Muddy, als er in Fahrt kam. Er trat so hart in die Pedale, daß das Vorderrad vom Boden

abhob, und dann rollte das Fahrrad ganz unter ihm heraus. Die Männer brüllten jetzt vor Lachen, und Black Pan hob Muddys hingefallenes Fahrrad auf; er wollte es als nächster versuchen.

»Willst du's auch versuchen?« fragte Mr. Rose Homer.

Solange Angel und Candy nicht in der Nähe waren und ihn beobachteten – warum nicht, dachte Homer. »Klar«, sagte Homer. »Ich will als nächster!« rief er Black Pan zu, der das Fahrrad im Stand balancierte, wobei seine Füße immer wieder von den Pedalen rutschten; er kippte zur Seite, bevor er in Fahrt kam.

»Das war kein *echter* Versuch«, sagte Black Pan. »Ich habe noch einen frei.«

»Wollen Sie es versuchen?« fragte Homer Mr. Rose.

»Ich nicht«, sagte Mr. Rose.

»Das Baby schreit«, sagte einer.

»Geh und nimm es auf den Arm«, sagte ein anderer.

»Ich werde mich darum kümmern«, sagte Mr. Rose zu ihnen allen. »Ich paß auf das Baby auf – während ihr spielen dürft.«

Peaches tauchte über dem Hügel auf; er schob das Fahrrad neben sich her; er hinkte.

»Es ist an einen Baum gekracht«, erklärte er. »Es ist direkt auf den Baum losgerast, als wär der Baum sein Feind.«

»Du hättest es lenken sollen«, sagte Muddy zu ihm.

»Es lenkt sich selber«, sagte Peaches. »Es gehorcht mir nicht.«

Homer stützte Black Pan, während der Koch ein zweites Mal Candys Fahrrad bestieg. »Los geht's«, sagte Black Pan entschlossen, aber er hielt einen Arm um Homers Hals geschlungen; er hatte nur eine Hand an der Lenkstange, und er trat die Pedale nicht.

»Du mußt die Pedale treten, damit es fährt«, sagte Homer zu ihm.

»Du mußt mich erst schieben«, sagte Black Pan.

»Etwas brennt an!« schrie jemand.

»Oh, Mist, mein Maisbrot«, sagte Black Pan.

Er stürzte zur Seite, sein Arm immer noch um Homers Hals, so daß Homer mit ihm umfiel – oben auf das Fahrrad drauf.

»Ich habe dir gesagt, er wird das Brot verbrennen lassen«, sagte Peaches zu Muddy.

»Gib mir das Rad«, sagte Muddy und nahm Peaches Angels Fahrrad weg.

Zwei der Männer schoben Homer an.

»Ich hab's, ich hab's«, sagte Homer zu ihnen, darum ließen sie los. Aber er hatte es nicht. Er schwenkte scharf in die eine Richtung, dann schwenkte er zurück zu den Männern, die ihm aus dem Weg springen mußten; dann ließ er das Fahrrad kippen und purzelte zur einen Seite – das Fahrrad zur anderen.

Jetzt lachten alle. Peaches schaute Homer Wells an, der am Boden lag.

»Manchmal hilft es nicht, wenn man weiß ist«, sagte Peaches zu Homer, und alle brüllten.

»Es hilft schon, wenn man weiß ist – meistens«, sagte Mr. Rose. Er stand in der Tür des Ciderhauses, hinter ihm stieg der Qualm von dem verbrannten Maisbrot auf, seine Tochterstochter auf seinem Arm hatte wie festgewachsen den Schnuller im Mund. Und nachdem Mr. Rose gesprochen hatte, steckte er sich ebenfalls einen Schnuller in den Mund.

Im Herzen des Tales, ganz unten in der Frying-Pan, dort wo der Ozean einhundert Meilen weit weg zu sein schien

und wohin kein Meereshauch jemals gelangte, lag Rose Rose im dunklen Gras unter einem Northern Spy, den noch niemand abgepflückt hatte. Angel Wells lag neben ihr. Sie ließ ihren Arm über seine Hüfte hängen; er strich mit seinem Finger ganz leicht über ihr Gesicht, der Linie ihrer Narbe folgend, die Nase hinunter, bis zu ihrer Lippe. Als er ihre Lippe berührte, hielt sie seine Hand fest und küßte seinen Finger.

Sie hatte ihre Arbeitsstiefel ausgezogen und die Bluejeans, aber Candys Badeanzug und das T-Shirt hatte sie anbehalten.

»Hätten sowieso keinen Spaß gehabt am Strand«, sagte sie.

»Wir fahren an einem anderen Tag hin«, sagte Angel.

»Wir fahren nirgendwohin«, sagte sie. Sie küßten sich ein Weilchen. Dann sagte Rose Rose: »Erzähl mir noch einmal davon.« Angel begann das Meer zu beschreiben, doch sie unterbrach ihn. »Nein, nicht den Teil«, sagte sie. »Was kümmert mich denn das Meer. Erzähle mir den anderen Teil, wo wir alle zusammen wohnen, im gleichen Haus. Du und ich und mein Baby und dein Vater und Mistah und Missus Worthington«, sagte Rose Rose. »Der Teil hat's mir wirklich angetan«, sagte sie lächelnd.

Und er fing abermals an: davon, daß es möglich sei. Er war sich sicher, daß sein Vater und Wally und Candy nichts dagegen haben würden.

»Ihr seid alle verrückt«, sagte sie zu Angel. »Aber mach weiter«, sagte sie.

Platz wäre genug, beteuerte Angel ihr.

»Und niemand wird etwas gegen das Baby haben?« fragte sie ihn. Sie schloß die Augen; mit geschlossenen Augen konnte sie ein bißchen besser sehen, was Angel beschrieb.

In dem Moment wurde Angel Wells zum Romanschriftsteller, ob er es wußte oder nicht. In dem Moment lernte er, daß die Erfindung ihm mehr bedeuten konnte als das wirkliche Leben; in dem Moment lernte er, ein Bild zu malen, das nicht wirklich war und nie wirklich werden würde, aber damit man es überhaupt glauben konnte – auch an einem farbenprächtig leuchtenden Spätsommertag –, mußte es besser gemacht sein und wirklicher scheinen als die Wirklichkeit; es mußte zumindest möglich klingen. Angel redete den ganzen Tag. Er machte einfach weiter und weiter und weiter; er sollte ein Dichter geworden sein, bevor es Abend wurde. In seiner Geschichte kamen Rose Rose und alle anderen sagenhaft gut miteinander aus. Niemand hatte etwas dagegen, was die anderen taten. Alles lief klar, wie man in Maine sagt.

Manchmal weinte Rose Rose ein bißchen; gelegentlich küßten sie sich. Nur einige Male unterbrach sie ihn, meist weil sie wollte, daß er etwas wiederhole, was ihr besonders unwahrscheinlich vorgekommen war. »Warte mal 'n Moment«, sagte sie dann zu Angel. »Das lieber noch einmal, ich hab wohl eine lange Leitung.«

Am späten Nachmittag wurden die Moskitos lästig, und es kam Angel in den Sinn, daß Rose Rose eines Abends Wally bitten könnte, ihr zu erzählen, wie die Moskitos auf den Reisfeldern waren.

»Ein Moskito von Ocean View ist nichts im Vergleich zu einem japanischen B-Moskito«, hätte Wally ihr erzählen können, aber Angel kam nicht dazu, Rose Rose diesen Teil seiner Phantasie zu erzählen. Sie wollte eben aufstehen, als ein heftiger Krampf oder der Schmerz von ihrem Sturz gegen die Fahrradstange sie auf die Knie fallen ließ, als habe sie einen Tritt bekommen. Angel fing sie an den Schultern auf.

»Du hast dich verletzt mit dem Fahrrad, nicht wahr?« fragte er sie.

»Ich hab's versucht«, sagte sie jetzt.

»Was?«

»Ich habe versucht, mich zu verletzen«, sagte Rose Rose zu ihm, »aber ich glaube nicht, daß ich mich genug verletzt habe.«

»Genug – wozu?« fragte er sie.

»Um das Baby zu verlieren.«

»Bist du schwanger?«

»Wieder«, sagte sie. »Wieder und wieder, schätze ich. Irgend jemand muß wollen, daß ich dauernd Babys bekomme.«

»Wer?« fragte Angel sie.

»Vergiß es«, sagte sie zu ihm.

»Jemand, der nicht hier ist?« fragte er sie.

»Oh, er ist hier«, sagte Rose Rose. »Aber vergiß es.«

»Der Vater ist hier?« fragte Angel.

»Der Vater von *diesem* hier – jaha, er ist hier«, sagte sie und klatschte sich auf den flachen Bauch.

»Wer ist es?« fragte Angel.

»Vergiß es«, sagte sie zu Angel. »Erzähl mir noch einmal diesen Teil – nur mach lieber gleich *zwei* Babys daraus. Jetzt sind's ich und du und alle anderen und *zwei* Babys«, sagte sie. »Ob wir nicht alle zusammen Spaß haben werden?«

Angel schaute, als habe sie ihn geohrfeigt; Rose Rose küßte ihn und umarmte ihn – und sie änderte den Ton ihrer Stimme.

»Siehst du?« flüsterte sie ihm zu, während sie ihn fest umarmte. »Wir hätten keinen Spaß gehabt am Strand, Angel.«

»Willst du das Baby behalten?« fragte er sie.

»Ich will das eine, das ich habe«, sagte sie zu ihm. »Ich will nicht dies andere!« Sie schlug sich, so fest sie konnte, während sie »das andere« sagte; sie ging wieder in die Knie, sie hatte sich die Luft aus den Lungen geschlagen. Sie lag im Gras, in einer – wie Angel unwillkürlich fand – Embryonalhaltung.

»Willst du mich lieben oder mir helfen?« fragte sie ihn.

»Beides«, sagte er traurig.

»So was gibt es nicht, *beides*«, sagte sie. »Wenn du schlau bist, dann bleibst du dabei, mir zu helfen – das ist leichter.«

»Du kannst bei mir bleiben«, fing Angel wieder an.

»Erzähl mir nichts mehr davon!« sagte Rose Rose wütend. »Sag mir auch keine Namen mehr für mein Baby. Hilf mir nur einfach«, sagte sie.

»Wie?« fragte Angel. »Ich tu alles«, sagte er zu ihr.

»Besorge mir nur eine Abtreibung«, sagte Rose Rose. »Ich bin nicht aus der Gegend, ich kenne niemand, den ich fragen kann, und ich habe kein Geld.«

Angel glaubte, daß das Geld, das er gespart hatte, um sich sein erstes Auto zu kaufen, wahrscheinlich reichen würde für eine Abtreibung – er hatte etwa fünfhundert Dollar gespart –, aber die Schwierigkeit war, daß das Geld auf einem Sparkonto lag und sein Vater und Candy verfügungsberechtigt waren; Angel konnte das Geld nicht ohne ihre Unterschriften abheben. Und als Angel Herb Fowler zu Hause aufsuchte, war die Nachricht hinsichtlich des Abtreibers typisch vage.

»Ein alter Knacker namens Hood, der macht es«, sagte Herb zu Angel. »Er ist ein Arzt im Ruhestand, aus Cape Kenneth. Aber er macht die Sache in seinem Sommerhaus drüben am Drinkwater. Glück für euch, daß es noch beinah

Sommer ist. Ich habe gehört, er macht es im Sommerhaus, auch wenn es mitten im Winter ist.«

»Weißt du, was es kostet?« fragte Angel Herb.

»Eine Menge«, sagte Herb, »aber nicht so viel wie ein Baby.«

»Danke, Herb«, sagte Angel.

»Gratuliere«, sagte Herb Fowler zu dem Jungen. »Ich hätte nicht gedacht, daß dein Pimmel lang genug ist.«

»Er ist lang genug«, sagte Angel tapfer.

Doch als Angel im Telephonbuch nachschaute, gab es keinen Dr. Hood unter den vielen Hoods in diesem Teil von Maine, und Herb Fowler wußte den Vornamen des Mannes nicht. Angel wußte, daß er nicht jeden mit Namen Hood anrufen und fragen konnte, ob er der Abtreiber sei. Angel wußte auch, daß er mit Candy und seinem Vater würde sprechen müssen, um das Geld zu bekommen, und darum zögerte er nicht und erzählte ihnen die ganze Geschichte.

»Gott, was für ein guter Junge Angel doch ist!« sollte Wally später sagen. »Er versucht nie, irgend etwas vor einem geheimzuhalten. Er rückt gleich heraus damit – ganz egal, was es ist.«

»Sie wollte dir nicht sagen, wer der Vater ist?« fragte Homer Wells Angel.

»Nein, wollte sie nicht«, sagte Angel.

»Vielleicht Muddy?« sagte Wally.

»Vielleicht Peaches?« sagte Candy.

»Was macht es schon, wenn sie nicht sagen will, wer der Vater ist? Die Hauptsache ist, daß sie das Baby nicht haben will«, sagte Homer Wells. »Die Hauptsache ist, ihr eine Abtreibung zu verschaffen.« Wally und Candy waren still. Sie zweifelten nicht an Homers Autorität in dieser Frage.

»Die Schwierigkeit ist, woher wissen wir, welchen Hood

wir anrufen sollen, wenn im Telephonbuch nicht steht, welcher von ihnen Arzt ist?« fragte Angel.

»Ich weiß, welcher es ist«, sagte Homer. »Und er ist kein Arzt.«

»Herb sagte, er ist ein Arzt im Ruhestand«, sagte Angel.

»Er ist ein Biologielehrer im Ruhestand«, sagte Homer Wells, der genau wußte, welcher Mr. Hood es war. Homer erinnerte sich auch, daß Mr. Hood einmal die Uteri von Kaninchen und Schaf miteinander verwechselt hatte. Er fragte sich, wie viele Uteri nach Mr. Hoods Einschätzung Frauen wohl hätten. Und ob er vorsichtiger sein würde, wenn er wüßte, daß Frauen nur einen haben.

»Ein Biologielehrer?« fragte Angel.

»Und kein sehr guter«, sagte Homer.

»Herb Fowler hat noch nie eine Ahnung gehabt«, sagte Wally.

Beim bloßen Gedanken daran, was Mr. Hood vielleicht sonst noch alles nicht wußte, schauderte Homer Wells.

»Sie wird keinen Schritt tun zu Mr. Hood«, sagte Homer. »Du wirst sie nach St. Cloud's bringen müssen«, sagte er zu Angel.

»Aber ich glaube nicht, daß sie das Baby haben will«, sagte Angel. »Und daß sie es im Waisenhaus lassen will.«

»Angel«, sagte Homer, »sie braucht das Baby nicht zu haben in St. Cloud's. Sie kann dort eine Abtreibung machen lassen.«

Wally rutschte in seinem Rollstuhl hin und her.

Candy sagte: »*Ich* habe dort früher einmal eine Abtreibung gehabt, Angel.«

»Ja?«

»Damals«, erzählte Wally dem Jungen, »dachten wir, daß wir immer ein zweites Baby haben könnten.«

»Es war, bevor Wally verwundet wurde – vor dem Krieg«, fing Candy an.

»Doktor Larch macht es?« fragte Angel seinen Vater.

»Richtig«, sagte Homer Wells. Er wollte Angel und Rose Rose möglichst bald in den Zug nach St. Cloud's setzen; bei all den »Beweisen«, die dem Treuhänderausschuß vorlagen, wußte Homer nicht, wieviel Zeit Dr. Larch noch zum Praktizieren bleiben würde.

»Ich werde Doktor Larch gleich anrufen«, sagte Homer. »Wir setzen dich und Rose Rose in den nächsten Zug.«

»Oder ich könnte sie mit dem Cadillac fahren«, sagte Wally.

»Es ist viel zu weit für dich, um mit dem Auto zu fahren«, sagte Homer zu ihm.

»Baby-Rose kann hierbleiben, bei mir«, sagte Candy.

Sie beschlossen, daß es am besten wäre, wenn Candy zum Ciderhaus fuhr und Rose Rose und ihr Baby ins Haus holte. Mr. Rose könnte Streit anfangen mit Rose Rose, wenn Angel in der Nacht auftauchte und Rose Rose und das Baby mitnehmen wollte.

»Mit mir wird er nicht streiten«, sagte Candy. »Ich werde einfach sagen, ich hätte eine Menge alter Babysachen gefunden und Rose Rose würde das Baby einkleiden mit allem, was ihm paßt.«

»Mitten in der Nacht?« sagte Wally. »Um Gottes willen, Mr. Rose ist doch kein Narr.«

»Ist mir egal, ob er mir glaubt«, sagte Candy. »Ich will nur das Mädchen und das Baby dort herausholen.«

»Ist es denn so eilig?« fragte Wally.

»Ja, ich fürchte schon«, sagte Homer Wells. Er hatte Candy oder Wally nichts erzählt von Larchs Wunsch, sich ablösen zu lassen, und von den Erkenntnissen und Erfin-

dungen, die dem Ausschuß übermittelt worden waren. Eine Waise lernt, Dinge für sich zu behalten; eine Waise hält sich zurück. Was aus Waisen herauskommt, kommt ganz allmählich aus ihnen heraus.

Als Homer in St. Cloud's anrief, bekam er Schwester Caroline an den Apparat; in ihrem Schock, in ihrem Schmerz, in ihrer Trauer um Dr. Larch hatten sie beschlossen, daß Schwester Caroline die kräftigste Stimme am Telephon hätte. Und sie alle hatten versucht, sich Dr. Larchs umfassende Pläne einzuprägen, und auch seine umfangreiche *Kurze Geschichte von St. Cloud's*. Jedesmal, wenn das Telephon klingelte, vermuteten sie, es sei jemand vom Treuhänderausschuß.

»Caroline?« sagte Homer Wells. »Hier ist Homer. Laß mich mit dem Alten sprechen.«

Schwester Angela und Schwester Edna und sogar Mrs. Grogan sollten Homer Wells in alle Ewigkeit lieben – trotz seines abschlägigen Bescheids –, aber Schwester Caroline war jünger als sie alle; sie empfand nicht jene standhafte Milde gegen Homer Wells, die daher rührt, daß man jemanden schon als Baby kannte. Sie fand, daß er Larch im Stich gelassen hatte. Und natürlich war es ein schlechter Zeitpunkt für ihn, nach dem »Alten« zu fragen. Nach Larchs Tod hatten Schwester Angela und Schwester Edna und Mrs. Grogan gesagt, daß sie nicht imstande wären, Homer anzurufen. Schwester Caroline hatte ihn nicht anrufen wollen.

»Was willst du?« fragte ihn Schwester Caroline kalt. »Oder hast du deine Meinung geändert?«

»Hier ist eine Freundin von meinem Sohn«, sagte Homer Wells. »Sie gehört zu den Wanderarbeitern. Sie hat schon ein Baby, das keinen Vater hat, und jetzt bekommt sie ein zweites.«

»Dann wird sie zwei haben«, belehrte ihn Schwester Caroline.

»Caroline!« sagte Homer Wells. »Laß den Unsinn. Ich möchte mit dem Alten sprechen.«

»Ich möchte selbst gerne mit ihm sprechen«, sagte Schwester Caroline mit erhobener Stimme. »Larch ist tot, Homer«, sagte sie ruhiger.

»Laß den Mist«, sagte Homer Wells; er spürte, wie sein Herz raste.

»Zuviel Äther«, sagte sie. »Es gibt keine Werke des Herrn mehr in St. Cloud's. Falls du eine kennst, die's braucht, wirst du's selbst machen müssen.«

Dann hängte sie auf – sie knallte tatsächlich den Hörer auf die Gabel. Er hatte Ohrensausen; er hörte das Geräusch der Balken wieder, die in dem Wasser zusammenkrachten, das einst die Winkles fortgespült hatte. Seine Augen hatten nicht mehr so scharf gebrannt seit jener Nacht im Heizungskeller der Drapers in Waterville, als er sich für seine Flucht ankleidete. Seine Kehle hatte nicht mehr so tief geschmerzt – weil sie die Qual in seine Lungen hinunterdrükken mußte – seit jener Nacht, als er über den Fluß gebrüllt und versucht hatte, aus den Wäldern von Maine Antwort zu bekommen auf den Namen Fuzzy Stone.

Snowy Meadows hatte sein Glück bei der Möbelfamilie Marsh gefunden; gut für Snowy, dachte Homer Wells. Er nahm an, daß die anderen Waisen Schwierigkeiten haben würden, im Möbelgeschäft ihr Glück zu finden. Manchmal gestand er sich ein, daß er sehr glücklich geworden war im Apfelgeschäft. Er wußte, was Larch ihm gesagt haben würde: daß sein Glück nicht der springende Punkt sei – beziehungsweise nicht so wichtig, wie daß er sich nützlich machte.

Homer schloß die Augen und sah die Frauen aus dem Zug steigen. Sie wirkten immer ein wenig verloren. Er erinnerte sich an sie, in dem gasbeleuchteten Schlitten – ihre Gesichter waren besonders deutlich für ihn, wenn die Schlittenkufen sich in den Schnee gruben und Funken schlugen am Boden; wie waren die Frauen zusammengezuckt bei diesem knirschenden Geräusch. Und während der kurzen Zeit, als die Stadt freundlich genug gewesen war, eine Buslinie bereitzustellen, wie einsam hatten die Frauen da ausgesehen in dem abgeschlossenen Bus, ihre Gesichter verschwommen hinter dem beschlagenen Glas; durch die Fenster waren sie Homer Wells so vorgekommen, wie die Welt ihnen vorkommen mochte, kurz bevor der Äther sie davontrug.

Und jetzt kamen sie zu Fuß vom Bahnhof. Homer sah sie den Hügel hinaufmarschieren; in seiner Erinnerung waren es nicht so viele gewesen. Sie waren wie eine Armee, die auf die Spitalpforte des Waisenhauses vorrückte, und alle mit ein und derselben Wunde.

Schwester Caroline war zäh; aber wohin würden Schwester Edna und Schwester Angela gehen, und was würde aus Mrs. Grogan werden? fragte sich Homer Wells besorgt. Er erinnerte sich an den Haß und die Verachtung in Melonys Augen. Wenn Melony schwanger wäre, ich würde ihr helfen, dachte er. Und mit diesem Gedanken wurde ihm klar, daß er bereit war, Gott zu spielen – ein wenig jedenfalls.

Wilbur Larch hätte ihm sagen können, daß es so etwas nicht geben kann: ein wenig Gott spielen; wenn man bereit war – überhaupt –, Gott zu spielen, dann spielte man sehr viel.

Homer dachte scharf nach, als er in seine Tasche griff und den niedergebrannten Kerzenstummel fand, den Mr.

Rose ihm zurückgegeben hatte – »Das ist gegen die Regeln, nicht wahr?« hatte Mr. Rose ihn gefragt.

Auf seinem Nachttisch, zwischen der Leselampe und dem Telephon, war sein zerlesenes Exemplar von *David Copperfield*. Homer brauchte das Buch nicht aufzuschlagen, um zu wissen, wie die Geschichte anfing: »›Ob ich mich in diesem Buche zum Helden meiner eigenen Leidensgeschichte entwickeln werde oder ob jemand anderes diese Stelle ausfüllen soll, wird sich zeigen‹«, rezitierte er aus dem Gedächtnis.

Sein Gedächtnis war außerordentlich scharf. Er konnte sich an die unterschiedlichen Größen der Äthermasken erinnern, die selbst zu machen Larch sich nicht hatte nehmen lassen. Die Vorrichtung war primitiv: Larch formte einen Trichter aus einem gewöhnlichen Drellhandtuch; zwischen den Tuchschichten waren Schichten von steifem Papier, damit der Trichter nicht zusammenfiel. An der offenen Spitze des Trichters war ein Wattebausch – um den Äther aufzusaugen. Primitiv, aber Larch konnte einen in drei Minuten herstellen; sie hatten unterschiedliche Größen für unterschiedliche Gesichter.

Homer hatte die fabrikfertige Yankauermaske vorgezogen – eine Maschendrahtmaske, geformt wie eine Seifenschale, umwickelt mit zehn oder zwölf Schichten Mull. In die alte Yankauermaske auf seinem Nachttisch legte Homer nun die Reste der Ciderhauskerze. In der Maske bewahrte er Kleingeld auf, und manchmal legte er seine Uhr hinein. Jetzt schaute er hinein; die Maske enthielt einen Kaugummi in verblichenem, grünem Einwickelpapier und den Schildpattknopf von seinem Tweedjackett. Der Mull in der Maske war gelb und staubig, aber mehr als frischen Mull brauchte sie nicht. Homer Wells faßte einen Beschluß; er würde ein Held sein.

Er ging hinunter in die Küche, wo Angel Wally im Rollstuhl umherschob – es war ein Spiel, das sie spielten, wenn sie beide unruhig waren. Angel stand auf dem Rückteil des Rollstuhls und schob ihn so, wie man einen Roller anschiebt; er brachte den Rollstuhl immer schneller in Fahrt – viel schneller, als Wally ihn selbst bewegen konnte. Wally lenkte nur – er kurvte und kurvte dauernd im Kreis herum. Wally versuchte dauernd, nicht an die Möbel zu stoßen, aber trotz seiner Geschicklichkeit beim Steuern und der großen Fläche des Küchenfußbodens brachte Angel schließlich den Rollstuhl so in Fahrt, daß er sich nicht mehr steuern ließ, und sie krachten in irgend etwas hinein. Candy war dann wütend auf sie, aber sie machten es trotzdem (besonders wenn sie nicht im Haus war). Wally nannte es »Fliegen«; vor allem aber machten sie das, wenn sie sich langweilten. Candy war zum Ciderhaus gefahren, um Rose Rose und ihr Baby zu holen.

Angel und Wally waren sich selbst überlassen.

Als sie sahen, wie Homer schaute, hörten sie auf.

»Was ist los, alter Junge?« fragte Wally seinen Freund.

Homer kniete sich neben Wallys Rollstuhl und legte seinen Kopf auf Wallys Schoß.

»Doktor Larch ist tot«, sagte er zu Wally, und dieser hielt ihn fest, während er weinte. Homer weinte sehr kurz. In seiner Erinnerung war Curly Day die einzige Waise gewesen, die jemals längere Zeit geweint hatte. Als Homer aufhörte zu weinen, sagte er zu Angel: »Ich muß dir etwas erzählen – und ich werde deine Hilfe brauchen.«

Sie gingen hinaus zu dem Schuppen, wo die Gartensachen aufbewahrt wurden, und Homer öffnete eine der viertelpfündigen Ätherflaschen mit einer Sicherheitsnadel. Die Dämpfe trieben ihm die Tränen in die Augen; er hatte niemals verstanden, wie Larch das Zeug lieben konnte.

»Er wurde süchtig danach«, sagte Homer zu seinem Sohn. »Aber er hatte eine sehr leichte Hand damit. Ich habe Patientinnen gesehen, die ihm antworteten, während sie unter Narkose standen, und trotzdem spürten sie nichts.«

Sie brachten den Äther hinauf, und Homer befahl Angel, das zweite Bett in seinem Zimmer zu beziehen – erst mit dem Gummilaken, das sie benutzt hatten, als Angel noch Windeln trug; dann die gewöhnlichen Laken (aber saubere) darüber.

»Für Baby-Rose?« fragte Angel seinen Vater.

»Nein, nicht für Baby-Rose«, sagte Homer. Während er die Instrumente auspackte, saß Angel auf dem anderen Bett und schaute ihm zu.

»Das Wasser kocht!« rief Wally hinauf.

»Erinnerst du dich, wie ich dir immer sagte, daß ich Doktor Larchs *Helfer* war?« fragte Homer Angel.

»Richtig«, sagte Angel Wells.

»Nun, ich wurde sehr gut darin – ihm zu helfen«, sagte Homer. »Sehr gut. Ich bin kein Anfänger«, sagte er zu seinem Sohn. »Das ist es eigentlich – das wollte ich dir erzählen«, sagte Homer, während er alles, was er brauchte, gut sichtbar anordnete; alles schien außerhalb der Zeit stattzufinden, alles schien genau richtig.

»Mach weiter«, sagte Angel Wells zu seinem Vater. »Mach weiter mit der Geschichte.«

Unten in dem stillen Haus hörten sie Wally in seinem Rollstuhl von Zimmer zu Zimmer rollen. Er war immer noch am Fliegen.

Oben sprach Homer Wells zu seinem Sohn, während sie den Mull an der Yankauermaske erneuerten. Er begann mit jener alten Geschichte über Gottes Werk und Teufels Bei-

trag – und wie es für Wilbur Larch alles eins gewesen war: Gottes Werk.

Es erschreckte Candy, wie die Scheinwerfer ihres Jeeps die Silhouetten der Männer ganz scharf gegen den Himmel warfen; wie sie in einer Reihe hockten, wie Riesenvögel, das Ciderhausdach entlang. Sie glaubte, alle müßten dort oben sein – aber das waren sie nicht. Mr. Rose und seine Tochter waren im Innern des Ciderhauses, und die Männer warteten dort, wo sie zu warten hatten.

Als Candy aus dem Jeep stieg, sprach niemand sie an. Es brannte kein Licht im Ciderhaus; hätten ihr die Scheinwerfer nicht die Männer auf dem Dach gezeigt, Candy hätte geglaubt, daß alle zu Bett gegangen wären.

»Hallo!« rief Candy zum Dach hinauf. »Eines Tages bricht dieses Dach noch ein.« Plötzlich machte es ihr angst: daß sie nicht mit ihr sprachen. Aber die Männer hatten mehr Angst als Candy; die Männer wußten nicht, was sie sagen sollten – sie wußten nur, daß das, was Mr. Rose mit seiner Tochter tat, nicht richtig war und daß sie zu große Angst hatten, um etwas dagegen zu tun.

»Muddy?« fragte Candy ins Dunkel.

»Ja, Missus Worthington!« rief Muddy zu ihr herab. Sie ging hinüber zu der Ecke des Ciderhauses, wo das Dach sich am weitesten auf den Boden neigte; dort stiegen immer alle hinauf; eine alte Pflückerleiter lehnte dort am Dach, aber niemand auf dem Dach rührte sich, um die Leiter für sie festzuhalten.

»Peaches?« sagte Candy.

»Ja, Ma'am«, sagte Peaches.

»Bitte, halte doch einer die Leiter«, sagte sie. Muddy und Peaches hielten die Leiter, und Black Pan gab ihr die Hand,

während sie aufs Dach kletterte. Dann machten die Männer Platz für sie, und sie setzte sich zu ihnen.

Sie konnte nicht sehr deutlich sehen, aber sie hätte es gespürt, wenn Rose Rose dagewesen wäre; und wäre Mr. Rose dagewesen, das wußte Candy, dann hätte er sie angesprochen.

Das erste Mal, als sie das Geräusch aus dem Ciderhaus hörte – es kam von direkt unter ihr –, glaubte Candy, daß das Baby einfach brabbelte oder zu weinen anfing.

»Als Ihr Wally ein Junge war, war es anders – dort draußen«, sagte Black Pan zu ihr. »Es sah aus wie ein anderes Land, damals.« Sein Blick war auf die blinkende Küste fixiert.

Das Geräusch unter dem Dach des Ciderhauses wurde eindeutiger, und Peaches sagte: »Ist es nicht 'ne schöne Nacht, Ma'am?« Es war entschieden keine schöne Nacht; es war eine dunklere Nacht als gewöhnlich, und das Geräusch aus dem Ciderhaus war jetzt unmißverständlich. Eine Sekunde lang glaubte sie, sie müsse sich übergeben.

»Vorsicht, wenn Sie aufstehen, Missus Worthington«, sagte Muddy zu ihr, aber Candy stampfte mit dem Fuß auf das Dach; dann kniete sie nieder und fing an, mit beiden Händen auf das Blech zu schlagen.

»Es ist ein so altes Dach, Missus Worthington«, sagte Black Pan zu ihr. »Seien Sie lieber vorsichtig, daß Sie nicht durchbrechen.«

»Laßt mich runter, laßt mich los«, sagte Candy zu ihnen. Muddy und Peaches faßten sie an den Armen, und Black Pan ging ihnen voraus zur Leiter. Noch während sie über das Dach hinabstieg, versuchte Candy weiter mit den Füßen aufzustampfen.

Als sie die Leiter hinunterstieg, rief sie: »Rose!« Sie

brachte den albernen Namen »Rose Rose« nicht über ihre Lippen, und sie konnte sich nicht überwinden, »Mister Rose« zu sagen. »Rose!« rief sie doppelsinnig. Sie war nicht einmal sicher, welchen von beiden sie anrief, jedenfalls trat ihr Mr. Rose an der Tür des Ciderhauses entgegen. Er war noch dabei, sich anzukleiden – sich das Hemd einzustopfen und sich die Hose zuzuknöpfen. Er sah hagerer und älter aus, als er in ihrer Erinnerung früher ausgesehen hatte, und wenn er sie auch anlächelte, so sah er ihr doch nicht mit dem gewohnten Selbstvertrauen in die Augen – mit seiner gewohnten höflichen Gleichgültigkeit.

»Sprechen Sie mich bloß nicht an«, sagte Candy zu ihm, doch was hätte er schon sagen sollen? »Ihre Tochter und das Baby kommen mit mir.« Candy ging an ihm vorbei ins Ciderhaus. Sie spürte die zerfledderten Regeln unter ihren Fingern, als sie nach dem Licht tastete. Rose Rose saß aufrecht auf dem Bett. Sie hatte ihre Bluejeans angezogen, aber sie hatte sie nicht zugemacht, und sie hatte das T-Shirt übergezogen, aber sie hielt Candys Badeanzug auf ihrem Schoß – sie war es nicht gewohnt, ihn zu tragen, und hatte ihn in der Eile nicht anziehen können. Sie hatte nur einen ihrer Arbeitsstiefel gefunden und hielt ihn in der Hand. Der andere war unter dem Bett. Candy fand ihn und streifte ihn über den richtigen Fuß – Rose Rose trug keine Socken. Dann band Candy ihr sogar die Schnürsenkel. Rose Rose saß einfach auf dem Bett, während Candy ihr den anderen Schuh anzog und ihn schnürte.

»Du kommst mit mir, dein Baby ebenfalls«, sagte Candy zu dem Mädchen.

»Ja, Ma'am«, sagte Rose Rose.

Candy nahm ihr den Badeanzug ab und wischte damit Rose Rose die Tränen aus dem Gesicht.

»Alles ist gut. Alles ist gut, jetzt«, sagte Candy zu dem Mädchen. »Und gleich wirst du dich besser fühlen. Niemand wird dir weh tun.«

Baby-Rose schlief fest, und Candy paßte auf, sie nicht zu wecken, als sie sie aufnahm und sie ihrer Mutter reichte. Rose Rose bewegte sich unsicher. Candy legte ihren Arm um sie, als sie zusammen aus dem Ciderhaus schritten. »Du wirst dich sehr gut fühlen«, sagte Candy zu Rose Rose; sie küßte die junge Frau auf den Hals, und Rose Rose, die schwitzte, lehnte sich an sie.

Mr. Rose stand in der Dunkelheit zwischen dem Jeep und dem Ciderhaus, die anderen Männer saßen noch auf dem Dach.

»Du kommst zurück«, sagte Mr. Rose – da war keine Hebung am Ende in seiner Stimme; es war keine Frage.

»Ich sagte Ihnen schon, sprechen Sie mich nicht an«, sagte Candy zu ihm. Sie half Rose Rose mit ihrem Baby in den Jeep.

»Ich habe mit meiner Tochter gesprochen«, sagte Mr. Rose voll Würde.

Aber Rose Rose antwortete ihrem Vater nicht. Sie saß da wie eine Statue, mit ihrem Baby in den Armen, während Candy den Jeep wendete und davonfuhr. Bevor sie zusammen ins Puppenhaus gingen, ließ Rose Rose sich gegen Candy sinken und sagte zu ihr: »Ich konnte nie etwas dagegen tun.«

»Natürlich konntest du das nicht«, sagte Candy.

»Er haßte den Vater des anderen«, sagte Rose Rose. »Seither ist er immer hinter mir her gewesen.«

»Jetzt wird alles gut werden«, sagte Candy zu dem Mädchen, bevor sie hineingingen. Durch die Fenster sahen sie Wally im Haus hin und her fliegen.

»Ich kenne meinen Vater, Missus Worthington«, flüsterte Rose Rose. »Er wird mich zurückhaben wollen.«

»Er kann dich nicht haben«, sagte Candy. »Er kann dich nicht zwingen, zu ihm zurückzugehen.«

»Er macht seine eigenen Regeln«, sagte Rose Rose.

»Und der Vater deiner schönen Tochter?« fragte Candy und hielt für Rose Rose und ihr kleines Mädchen die Tür auf. »Wo ist er?«

»Mein Vater hat ihn geschnitten. Er ist längst verschwunden«, sagte Rose Rose. »Er will nichts mehr zu tun haben mit mir.«

»Und deine Mutter?« fragte Candy, als sie ins Haus gingen.

»Ist tot«, sagte Rose Rose.

Da erzählte Wally Candy, daß auch Dr. Larch tot sei. Sie hätte es Homer nicht angemerkt, der gleich zur Sache kam; eine Waise lernt, sich zurückzuhalten, die Dinge für sich zu behalten.

»Bist du okay?« fragte Candy Homer, während Wally mit Baby-Rose im Erdgeschoß herumtollte und Angel Rose Rose in sein Zimmer führte, das für sie vorbereitet worden war.

»Ich bin ein wenig nervös«, gestand Homer Candy. »Es ist gewiß keine Frage der Technik, und ich habe alles, was ich brauche – ich weiß, ich kann es. Es ist nur, daß es für mich eben ein lebendiges Menschenwesen ist. Ich kann dir nicht beschreiben, wie es sich anfühlt – nur schon die Kürette zu halten, zum Beispiel. Wenn lebendes Gewebe berührt wird, reagiert es – irgendwie«, sagte Homer, aber Candy fiel ihm ins Wort.

»Vielleicht hilft es dir, zu wissen, wer der Vater ist«, sagte sie. »Es ist Mister Rose. Ihr Vater ist der Vater – falls es das leichter macht.«

Das frisch bezogene Bett in Angels Kinderzimmer und die schimmernden Instrumente – die so ordentlich ausgelegt waren auf dem benachbarten Bett – machten Rose Rose gesprächig und starr zugleich.

»Das scheint kein Spaß zu werden«, sagte das Mädchen und drückte die Fäuste in ihren Schoß. »Das andere hat man oben herausgeholt – nicht auf die Art, wie es herauskommen sollte«, erklärte Rose Rose. Homer Wells sah, daß sie einen Kaiserschnitt gehabt hatte, wohl wegen ihres damaligen Alters und ihrer damaligen Körpergröße. Aber Homer konnte sie nicht ganz überzeugen, daß diesmal alles leichter sein würde. Er würde nichts »oben herausholen« müssen.

»Los, du bleibst bei Wally, Angel«, sagte Candy zu dem Jungen. »Los, fahrt Baby-Rose im Rollstuhl spazieren. Fahrt alle Möbel über den Haufen, wenn ihr wollt«, sagte sie und gab ihrem Sohn einen Kuß.

»Ja, geh du fort«, sagte Rose Rose zu Angel.

»Hab keine Angst«, sagte Candy zu Rose Rose. »Homer weiß, was er tut. Du bist in guten Händen.« Sie betupfte Rose Rose mit dem roten Merthiolat, während Homer Rose Rose, eins nach dem andern, die Instrumente zeigte.

»Dies ist ein Spekulum«, sagte er zu ihr. »Es fühlt sich vielleicht kalt an, aber es tut nicht weh. Du wirst nichts davon spüren«, versicherte er ihr. »Das hier sind Dilatatoren«, sagte Homer, aber Rose Rose schloß die Augen.

»Sie haben das schon mal gemacht, nicht wahr?« fragte Rose Rose ihn. Er hatte den Äther bereit.

»Atme einfach normal«, sagte er zu ihr. Beim ersten Hauch öffnete sie die Augen und wandte ihr Gesicht von der Maske ab, doch Candy legte ihre Hände an Rose Roses Schläfen und zog ihren Kopf ganz sachte in die richtige

Lage. »Anfangs ist der Geruch am schärfsten«, sagte Homer Wells.

»Bitte, haben Sie das schon mal gemacht?« fragte ihn Rose Rose. Ihre Stimme klang gedämpft unter der Maske.

»Ich bin ein guter Arzt – bin ich wirklich«, sagte Homer Wells zu ihr. »Entspanne dich nur, und atme normal.«

»Hab keine Angst«, hörte Rose Rose Candy zu ihr sagen, kurz bevor der Äther sie aus ihrem Körper zu tragen begann.

»Ich kann fahren darauf«, sagte sie. Rose Rose meinte das Fahrrad. Homer sah sie mit den Zehen wackeln. Rose Rose fühlte zum erstenmal Sand unter ihren Füßen. Die Flut rollte heran; sie spürte Wasser um ihre Knöchel. »Keine große Sache«, murmelte sie. Rose Rose meinte das Meer.

Homer Wells, der das Spekulum einstellte, bis er einen einwandfreien Blick auf die Cervix hatte, führte den ersten Dilatator ein, bis der Muttermund sich öffnete wie ein Auge, das seinen Blick erwiderte. Die Cervix wirkte geschmeidig und leicht vergrößert, aber sie schwamm in einem gesunden, klaren Schleim und war von einem atemberaubenden Rosa, wie Homer es noch nie gesehen hatte. Unten hörte er den Rollstuhl durchs Haus poltern, und es erklang wildes, unaufhörliches Kichern von Baby-Rose.

»Sag ihnen, sie sollen das Baby nicht überreizen«, sagte Homer ganz selbstverständlich zu Candy, als wäre sie seine altgediente Krankenschwester und längst daran gewöhnt, seinen Anweisungen aufs genaueste Folge zu leisten. Er ließ sich nicht von dem Lärm (oder von Candy, die ihn zu dämpfen suchte) ablenken; er sah die Cervix sich öffnen, bis sie weit genug war. Er wählte die Kürette von der richtigen Größe. Nach dem ersten Mal, dachte Homer Wells, könnte das leichter gehen. Weil er jetzt wußte, daß er nicht Gott

spielen konnte – im schlimmeren Sinn des Wortes; wenn er Rose Rose operieren konnte, wie konnte er sich dann weigern, einer Fremden zu helfen? Wie konnte er überhaupt jemand abweisen? Nur ein Gott trifft eine solche Entscheidung. Ich werde ihnen nur geben, was sie haben wollen, dachte er. Eine Waise oder eine Abtreibung.

Homer Wells atmete langsam und gleichmäßig. Die Festigkeit seiner Hand überraschte ihn. Er blinzelte nicht einmal, als er die Kürette Fühlung nehmen hörte; er wandte die Augen nicht ab von dem Wunder.

In dieser Nacht schlief Candy in dem zweiten Bett in Angels Zimmer – sie wollte in der Nähe sein, falls Rose Rose etwas brauchte, aber Rose Rose schlief wie ein Stein. Die Lücke, die ihr fehlender Zahn hinterlassen hatte, machte ein kleines pfeifendes Geräusch, wenn ihre Lippen sich öffneten; es war ganz und gar nicht störend, und Candy schlief ebenfalls ziemlich fest.

Angel schlief unten und teilte sich das große Bett mit Wally. Sie blieben ziemlich lang wach und redeten. Wally erzählte Angel von der Zeit, als er sich in Candy verliebte; auch wenn Angel diese Geschichte schon einmal gehört hatte, hörte er aufmerksamer hin – jetzt, da er glaubte, in Rose Rose verliebt zu sein. Wally erzählte Angel auch, daß er niemals die dunklen Zwänge jener Welt unterschätzen dürfe, in der sein Vater aufgewachsen sei.

»Es ist die alte Geschichte«, sagte Wally zu Angel. »Du kannst Homer aus Saint Cloud's herausholen, aber du kannst nicht Saint Cloud's aus Homer herausholen. Und die Sache mit dem Sich-Verlieben«, sagte Wally zu Angel, »ist die, daß du niemand zwingen kannst. Es ist ganz natürlich, daß du willst, daß jemand, den du liebst, tut, was du

willst oder was du gut fändest für ihn; aber du mußt alles kommen lassen, wie's kommt beim anderen. Du darfst dich bei Leuten, die du liebst, genausowenig einmischen wie bei Leuten, die du nicht einmal kennst. Und das ist schwer«, fügte er hinzu, »denn oft ist dir danach zumute, dich einzumischen – du willst derjenige sein, der die Pläne macht.«

»Es ist schwer, einen andern schützen zu wollen und es nicht zu können«, warf Angel ein.

»Du kannst Leute nicht schützen, Jungchen«, sagte Wally. »Alles, was du tun kannst, ist, sie zu lieben.«

Als er einschlief, spürte Wally die Bewegung des Floßes auf dem Irrawaddy. Einer seiner freundlichen birmesischen Retter erbot sich, ihn zu katheterisieren. Zuerst tauchte er den Bambusstengel in den braunen Fluß, dann wischte er ihn an dem Seidenband ab, mit dem sein Strohhut festgebunden war, dann spuckte er darauf. »Du jetzt wollen *piss*?« fragte der Birmese Wally.

»Nein, danke«, sagte Wally im Schlaf. »Nicht pissen jetzt«, sagte er laut, worüber Angel lächeln mußte. Dann schlief er ebenfalls ein.

Oben im großen Schlafzimmer lag Homer Wells hellwach. Er hatte sich freiwillig erboten, Baby-Rose über Nacht zu sich zu nehmen. »Weil ich ohnehin die ganze Nacht aufsein werde«, sagte er. Er hatte vergessen, wieviel Vergnügen es ihm machte, sich um ein Baby kümmern zu dürfen. Babys erinnerten Homer an sich selbst; sie brauchten immer irgend etwas mitten in der Nacht. Aber nachdem er Baby-Rose ihr Fläschchen gegeben hatte, schlief das Kind wieder ein und ließ Homer Wells wieder allein; es war trotzdem ein Vergnügen, das kleine Mädchen anzuschauen. Ihr Gesicht in dem Bett neben ihm war nicht größer als seine Hand, und manchmal hob sie ihre Hand, und ihre Finger

öffneten und schlossen sich und griffen nach irgend etwas, was sie im Schlaf sah. Die Gegenwart eines anderen atmenden Wesens in dem Zimmer erinnerte Homer Wells an die Schlafsäle in St. Cloud's, wo er sich nur mit großer Mühe die unvermeidliche Ankündigung vorstellen konnte.

»Freuen wir uns für Doktor Larch«, sagte Homer leise. »Doktor Larch hat eine Familie gefunden. Gute Nacht, Doktor Larch.« Er versuchte sich vorzustellen, wer von ihnen es gesagt haben mochte. Er meinte, daß es Schwester Angela gewesen sei, und darum schickte er den Brief an sie.

Nun, da Dr. Larch gestorben war, war Mrs. Goodhall weniger entzückt bei dem Gedanken, den alten nichtpraktizierenden Homosexuellen abzulösen. Wohl aber war die Vorstellung erregend, ihn durch diesen jungen Missionar zu ersetzen, der sich so standhaft gegen ihn aufgelehnt hatte. Dr. Gingrich sah eine schwache Gerechtigkeit am Horizont aufschimmern bei dem Gedanken, Dr. Larch durch jemand zu ersetzen, der den Alten eindeutig in den Wahnsinn getrieben hatte. Doch Dr. Gingrich war weniger daran interessiert, wie die Sache für St. Cloud's ausging, als vielmehr fasziniert von seiner geheimen Studie über Mrs. Goodhalls Geist, in dem er eine ausgesprochen komplizierte Mischung aus selbstgerechtem Wahn und inspiriertem Haß erkannte.

Natürlich waren Dr. Gingrich und die anderen Ausschußmitglieder begierig, den jungen Dr. Stone kennenzulernen, aber Dr. Gingrich war besonders begierig, Mrs. Goodhall bei so einer Begegnung zu beobachten. Mrs. Goodhall hatte einen Tic entwickelt – wann immer jemand ihr ein ungewöhnliches Vergnügen oder Mißvergnügen bereitete, verkrampfte sich ihre rechte Gesichtshälfte unwillkürlich. Dr. Gingrich malte sich aus, wie Mrs. Goodhall bei

der Begegnung mit dem Missionsdoktor in eine Phase beinah ununterbrochener Spasmen geraten würde, und er konnte den Anblick kaum erwarten.

»Sie müssen den Ausschuß hinhalten«, schrieb Homer an Schwester Angela. »Sagen Sie ihnen, daß Ihre Bemühungen, Doktor Stone zu erreichen, dadurch erschwert worden sind, daß der Doktor zwischen zwei Missionskrankenhäusern in Indien hin und her pendelt. Sagen Sie, das eine ist in Assam, das andere in New Delhi. Sagen Sie, daß es eine Woche oder länger dauern wird, bis Sie wieder Verbindung mit ihm aufnehmen können, und daß er – falls er bereit ist, den Posten in St. Cloud's in Erwägung zu ziehen – sich unmöglich vor November frei machen kann.«

Dies, so hoffte Homer Wells, würde ihm Zeit lassen, Angel alles zu erzählen und die Ernte zu Ende zu bringen.

»Sie werden den Ausschuß überzeugen müssen, daß Sie nicht nur gute Krankenschwestern sind, sondern auch qualifizierte Hebammen, und daß sie in der Lage sind, den Patientinnen anzumerken, ob sie an einen Arzt überwiesen werden müssen«, schrieb Homer an Schwester Angela. »Sie müssen mir verzeihen, daß ich so viel Zeit brauche, aber vielleicht erscheine ich sogar glaubwürdiger für den Treuhänderausschuß, wenn alle auf mich warten müssen. Es braucht Zeit, Asien zu verlassen.«

Er bat auch darum, ihm die Geschichte Fuzzy Stones, soweit vorhanden, zu übersenden und ihm alles zu berichten, was Larch ausgelassen haben könnte – wobei Homer sich nicht vorstellen konnte, daß Larch irgend etwas übergangen haben sollte. Dann teilte Homer Schwester Angela so kurz und bündig wie möglich mit, daß er Larch geliebt habe »wie einen Vater« und daß sie »von Melony nichts zu befürchten« hätten.

Der arme Bob, der ihr Nase und Arm gebrochen hatte, hatte allerdings einiges zu befürchten von Melony, aber Bob war nicht klug genug, sich vor ihr zu fürchten. Als ihr der Gips vom Arm genommen worden und als auch ihre Nase wieder mehr oder minder verheilt war, sollten Melony und Lorna durch die altvertrauten Kneipen streifen – die Pizza-Bar in Bath unter anderen –, und Bob sollte den nicht sonderlich reizvollen Instinkt beweisen, sie abermals zu belästigen. Melony sollte ihn mit ihrem schüchternen Lächeln entwaffnen, ebenjenem, das ihm demütig ihre schlechten Zähne zeigte – und während Bob seine tölpelhafte Aufmerksamkeit Lorna zuwandte, knipste Melony ihm mit ihrer Drahtschere (dem üblichen und bewährten Werkzeug aller Elektriker) das halbe Ohr ab. Dann brach Melony Bob mehrere Rippen und die Nase und schlug ihn mit einem Stuhl bewußtlos. Sie hatte das Herz am rechten Fleck, was St. Cloud's betraf, aber Melony war ein Mädchen, das Auge um Auge Vergeltung übte, wie du mir, so ich dir.

»Mein Held«, nannte Lorna sie. Es war ein rührendes Wort in bezug auf Melony, die lange geglaubt hatte, daß Homer das Zeug zum Helden hätte.

Homer war ein Held in Rose Roses Augen; sie blieb den ganzen Montag in Angels Zimmer im Bett, während Candy ihr von Zeit zu Zeit ihr Baby brachte und Angel sie besuchte, wann immer er Gelegenheit dazu fand.

»Du wirst dieses Zimmer lieben«, sagte Angel zu ihr.

»Du bist völlig verrückt«, sagte Rose Rose zu ihm. »Aber ich liebe es jetzt schon.«

Es war ein Tag, an dem die Ernte nicht vorankam; Mr. Rose sollte nicht pflücken, und die Hälfte der Männer hatten blaue Flecken, weil sie vom Fahrrad gestürzt waren. Homer Wells, der die Schreckensmaschine niemals meistern

sollte, hatte ein geschwollenes Knie und eine Beule zwischen den Schulterblättern – von der Größe einer Melone. Peaches weigerte sich, eine Leiter hinaufzusteigen; er sollte den ganzen Tag lang die Anhänger beladen und Fallobst aufsammeln. Muddy stöhnte und klagte; er war der einzige von ihnen, der tatsächlich fahren gelernt hatte. Black Pan verkündete, daß es ein guter Tag sei, um zu fasten.

Mr. Rose, so schien es, fastete. Er saß draußen vor dem Ciderhaus in der schwachen Sonne, eingehüllt in eine Decke von seinem Bett; er saß im Indianersitz und sprach mit niemandem.

»Er sagt, er ist im Pflückstreik«, flüsterte Peaches Muddy zu, der Homer erzählte, er glaube, daß Mr. Rose auch im Hungerstreik sei – »und in jedem anderen Streik, den es gibt«.

»Wir müssen uns einfach ohne ihn behelfen«, sagte Homer zu den Männern, aber alle schlichen auf Katzenpfoten an Mr. Rose vorbei, der sich vor dem Ciderhaus auf den Thron gesetzt zu haben schien.

»Oder er hat Wurzeln geschlagen wie ein Baum«, sagte Peaches.

Black Pan brachte ihm einen Becher Kaffee und frisches Maisbrot, aber Mr. Rose rührte nichts davon an. Manchmal schien er auf einem der Schnuller zu kauen. Es war ein kühler Tag, und wenn die Sonne hinter die Wolken entschwebte, zog Mr. Rose sich die Decke über den Kopf; dann saß er in Kutte und Kapuze und völlig in sich gekehrt da.

»Er ist wie ein Indianer«, sagte Peaches. »Er verhandelt nicht.«

»Er will seine Tochter sehen«, belehrte Muddy Homer am Ende des Tages. »Das hat er mir gesagt – und sonst nichts. Nur sie sehen. Er sagt, er will sie nicht anfassen.«

»Sag ihm, er kann ins Haus kommen und sie dort sehen«, sagte Homer Wells zu Muddy.

Doch zur Abendbrotzeit kam Muddy allein an die Küchentür. Candy bat ihn herein und lud ihn zum Essen ein – Rose Rose saß mit ihnen am Tisch – aber Muddy war zu nervös, um zu bleiben. »Er sagt, er will nicht hierherkommen«, sagte Muddy zu Homer. »Er sagt, sie soll zum Ciderhaus kommen. Er sagt, ich soll dir sagen, sie haben ihre eigenen Regeln. Er sagt, du hast die Regeln gebrochen, Homer.«

Rose Rose saß so mucksmäuschenstill am Tisch, daß sie nicht einmal kaute; sie wollte sicher sein, daß sie ja alles hörte, was Muddy sagte. Angel versuchte ihre Hand zu fassen, die kalt war, aber sie entzog sie ihm und hielt ihre beiden Hände, mit einer Serviette umwickelt, auf ihrem Schoß.

»Muddy«, sagte Wally, »du sagst ihm, daß Rose Rose in meinem Haus bleibt und daß wir in meinem Haus *meinen* Regeln gehorchen. Du sagst ihm, er ist hier willkommen, jederzeit.«

»Er wird's nicht tun«, sagte Muddy.

»Ich muß hingehen und ihn sehen«, sagte Rose Rose.

»Nein, das mußt du nicht«, sagte Candy zu ihr. »Sag ihm, er kann sie hier sehen oder nirgendwo, Muddy«, sagte Candy.

»Ja, Ma'am. – Ich hab die Fahrräder mitgebracht«, sagte Muddy zu Angel. »Sind ein bißchen verbeult.« Angel ging hinaus, um sich die Fahrräder anzusehen, und in dem Moment gab Muddy ihm das Messer.

»Du brauchst das nicht, Angel«, sagte Muddy zu dem Jungen, »aber gib es Rose Rose. Sag ihr, ich will, daß sie es hat. Nur damit sie eins hat.«

Angel betrachtete eingehend Muddys Messer; es war ein

Klappmesser mit Horngriff, ein Teil von dem Horn war abgesplittert. Es war eines dieser Klappmesser, bei denen die Klinge einrastet, wenn man es öffnet, so daß es nicht unversehens über den Fingern zuschnappen kann. Die Klinge war fast sechs Zoll lang, was sie auffällig sichtbar machte in jeder Tasche, und im Laufe der Jahre hatte sie oft den Wetzstein gesehen. Die Klinge war sehr dünn geschliffen, und die Schneide war sehr scharf.

»Brauchst du es nicht, Muddy?« fragte Angel ihn.

»Hab nie gewußt, was ich anfangen soll damit«, gestand Muddy. »Ich bekomme nur Ärger damit.«

»Ich werd's ihr geben«, sagte Angel.

»Sag ihr, ihr Vater sagt, er liebt sie und er will sie nur sehen«, sagte Muddy. »Nur *sehen*«, wiederholte er.

Angel dachte über die Botschaft nach; dann sagte er: »Ich liebe Rose Rose, weißt du, Muddy.«

»Klar, weiß ich«, sagte Muddy. »Ich liebe sie auch. Wir alle lieben sie. Alle lieben Rose Rose – das ist ja das Problem bei ihr.«

»Wenn Mister Rose sie nur sehen will«, sagte Angel, »warum gibst du ihr dann dein Messer?«

»Nur damit sie eins hat«, wiederholte Muddy.

Angel gab ihr das Messer, als sie nach dem Abendessen in seinem Zimmer saßen.

»Es ist von Muddy«, erzählte er ihr.

»Ich weiß, von wem es ist«, sagte Rose Rose. »Ich weiß, was für Messer die Männer haben – ich weiß, wie jedes einzelne aussieht.« Obwohl es kein Springmesser war, zuckte Angel zusammen, als er sah, wie sie das Messer mit nur einer Hand öffnete. »Schau, was Muddy gemacht hat«, sagte sie lachend. »Er hat es zu Tode gewetzt – er hat es halb abgeschliffen.« Sie schloß das Messer an ihrer Hüfte; ihre

schmalen Finger wirbelten das Messer so schnell herum, daß Angel nicht merkte, wo sie es hinsteckte.

»Kannst du gut mit Messern umgehen?« fragte Angel sie.

»Das hab ich von meinem Vater«, sagte sie. »Er hat mir alles gezeigt.«

Angel kam und setzte sich neben sie aufs Bett, doch Rose Rose betrachtete ihn gleichgültig. »Ich habe dir gesagt«, fing sie geduldig an, »du wirst nichts zu tun haben wollen mit mir – ich könnte dir niemals etwas erzählen von mir. Du wirst nichts wissen wollen von mir, glaube mir.«

»Aber ich liebe dich«, flehte Angel sie an.

Nachdem sie ihn geküßt und ihm erlaubt hatte, ihre Brüste anzufassen, sagte sie: »Angel. Jemand zu lieben bedeutet nicht immer alles.«

Dann wachte Baby-Rose auf, und Rose Rose mußte sich um ihre Tochter kümmern. »Weißt du, wie ich sie nennen werde?« fragte sie Angel. »Candy«, sagte Rose Rose. »Das ist sie, sie ist eine Candy.«

Am anderen Morgen standen unten im Tal alle früh auf, aber niemand stand früher auf als Rose Rose. Angel, der mehr oder minder geglaubt hatte, er habe das Haus die ganze Nacht bewacht, merkte, daß Rose Rose und ihre Tochter verschwunden waren. Angel und Homer stiegen in den Jeep und fuhren vor dem Frühstück hinaus zum Ciderhaus – aber wohin auch immer sie an diesem Morgen fuhren, Rose Rose war schon vor ihnen da gewesen. Die Männer waren auf den Beinen und wirkten unruhig. Mr. Rose hatte im Gras vor dem Ciderhaus bereits seine stoische Sitzhaltung eingenommen – die Decke vollständig über sich gebreitet, bis auf das Gesicht.

»Ihr kommt zu spät«, sagte Mr. Rose zu ihnen. »Sie ist längst verschwunden.«

Angel lief im Ciderhaus nachsehen, aber da war keine Spur von Rose Rose oder ihrer Tochter.

»Sie wollte mit dem Daumen fahren«, sagte Mr. Rose zu Homer und Angel. Er machte das Anhalterzeichen, wobei seine nackte Hand nur für eine Sekunde unter der Decke hervorkam, bevor sie in ihr Versteck zurückfuhr.

»Ich *habe* ihr nicht weh getan«, fuhr Mr. Rose fort. »Ich hab sie nicht angerührt, Homer«, sagte er. »Ich liebe sie einfach, das war alles. Ich will sie nur sehen – nur noch ein einziges Mal.«

»Sie bemühen sich umsonst«, sagte Homer Wells zu dem Mann, aber Angel war schon davongelaufen, um Muddy zu suchen.

»Sie sagt, ich soll dir sagen, du warst der Netteste«, sagte Muddy zu dem Jungen. »Sie sagt, ich soll dir sagen, dein Daddy, er ist ein Held, und du warst der Netteste.«

»Hat sie nicht gesagt, wohin sie geht?«

»Sie weiß es nicht, Angel«, sagte Muddy zu ihm. »Sie weiß nur, sie muß gehen.«

»Aber sie hätte bei uns bleiben können«, sagte Angel. »Bei mir«, fügte er hinzu.

»Ich weiß, sie hat darüber nachgedacht«, sagte Muddy. »Sie hat es sich überlegt. Überlege du es dir lieber auch.«

»Ich habe es mir überlegt – ich überlege es mir die ganze Zeit«, sagte Angel wütend.

»Ich glaube, du bist nicht alt genug, es dir zu überlegen, Angel«, sagte Muddy sanft.

»Ich habe sie geliebt!« sagte der Junge.

»Sie weiß das«, sagte Muddy. »Sie weiß sogar schon, wer sie ist, aber sie weiß auch, daß du noch nicht weißt, wer du bist.«

Dies sollte Angel, während sie nach ihr suchten und er

über sie nachdachte, allmählich einsehen. Er und Candy fuhren eine Stunde lang auf der Küstenstraße nach Süden und zwei Stunden lang nach Norden. Sie wußten, daß sogar Rose Rose sich gut genug in Maine auskannte, um nicht ins Hinterland zu fahren. Und sie wußten, daß eine schwarze junge Frau mit einem Baby auf dem Arm ziemlich exotisch aussehen mochte unter den Anhaltern von Maine. Sie würde gewiß weniger Schwierigkeiten haben als Melony, eine Mitfahrgelegenheit zu finden – und Melony fand immer Mitfahrgelegenheiten. Mr. Rose sollte seine beinah buddhistische Sitzhaltung beibehalten; er hielt es bis nach Mittag durch, sich nicht zu bewegen, aber am Spätnachmittag bat er Black Pan, ihm etwas Wasser zu bringen, und als die Männer mit Pflücken fertig waren, rief er Muddy zu sich. Muddy war ganz verängstigt, aber er ging doch zu Mr. Rose hin und blieb in einem Abstand von etwa sechs Fuß vor ihm stehen.

»Wo ist dein Messer, Muddy?« fragte Mr. Rose ihn. »Hast du es verloren?«

»Ich hab's nicht verloren«, sagte Muddy. »Aber ich kann's nicht finden«, fügte er hinzu.

»Es ist in der Nähe, meinst du«, fragte Mr. Rose. »Es ist irgendwo in der Nähe, aber du weißt nicht, wo.«

»Ich weiß nicht, wo es ist«, gestand Muddy.

»Hat dir ohnehin nichts genützt – was?«

»Ich habe nie etwas anfangen können damit«, gestand Muddy. Es war ein kalter Spätnachmittag, ohne Sonne, aber Muddy schwitzte; seine Hände baumelten an beiden Seiten herab wie tote Fische.

»Woher hatte sie das Messer, Muddy?« fragte Mr. Rose.

»Welches Messer?« fragte ihn Muddy.

»Es sah aus wie dein Messer – was ich gesehen habe«, sagte Mr. Rose.

»Ich habe es ihr gegeben«, gestand Muddy.

»Danke, daß du das getan hast, Muddy«, sagte Mr. Rose. »Wenn sie mit dem Daumen gefahren ist, bin ich froh, daß sie ein Messer bei sich hat.«

»Peaches!« kreischte Muddy. »Lauf, hol Homer!« Peaches kam aus dem Ciderhaus und starrte auf Mr. Rose, der keinen Muskel regte. Mr. Rose sah Peaches gar nicht an. »Black Pan!« kreischte Muddy, während Peaches davonrannte, um Homer zu holen. Black Pan kam aus dem Ciderhaus, und er und Muddy knieten sich nieder und starrten gemeinsam Mr. Rose an.

»Bleibt ihr ganz ruhig«, empfahl Mr. Rose ihnen. »Ihr kommt zu spät«, sagte er zu ihnen. »Jetzt wird sie niemand mehr einholen. Sie hatte den ganzen Tag, um wegzukommen«, sagte Mr. Rose stolz.

»Wo hat sie Sie erwischt?« fragte Muddy Mr. Rose, aber weder er noch Black Pan wagten es, unter der Decke herumzutasten. Sie starrten nur auf Mr. Roses Augen und auf seine trockenen Lippen.

»Sie ist gut mit dem Messer – sie ist besser damit, als du jemals sein wirst!« sagte Mr. Rose zu Muddy.

»Ich weiß, daß sie gut ist«, sagte Muddy.

»Sie ist beinah die Beste«, sagte Mr. Rose. »Und wer hat's ihr beigebracht?« fragte er die Männer.

»Das haben Sie getan«, sagten sie zu ihm.

»Das ist richtig«, sagte Mr. Rose. »Das ist der Grund, warum sie beinah so gut ist wie ich.« Ganz langsam, ohne sich irgendwo zu entblößen – und weiterhin unter der Dekke verhüllt, bis auf sein Gesicht –, rollte sich Mr. Rose zur Seite und zog seine Knie an die Brust. »Ich bin wirklich müde vom Aufrechtsitzen«, sagte er zu Muddy und Black Pan. »Ich werde langsam schläfrig.«

»Wo hat sie Sie erwischt?« fragte Muddy ihn abermals.

»Ich dachte nicht, daß es so lange dauern würde«, sagte Mr. Rose. »Es dauerte den ganzen Tag, dabei fühlte es sich an, als würde es ziemlich schnell gehen.«

Alle Männer standen um ihn herum, als Homer Wells und Peaches im Jeep eintrafen. Mr. Rose konnte kaum noch sprechen, als Homer dazutrat.

»Auch du hast die Regeln gebrochen, Homer«, flüsterte Mr. Rose ihm zu. »Sag, daß du weißt, wie ich mich fühle.«

»Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte Homer Wells.

»Richtig«, sagte Mr. Rose grinsend.

Das Messer war in den rechten oberen Quadranten eingedrungen, nahe beim Rippenbogen. Homer wußte, daß ein aufwärts eingetriebenes Messer eine beträchtliche Leberverletzung bewirken mußte, die – in mäßigen Mengen – weiterbluten konnte, viele Stunden lang. Mr. Rose hatte vielleicht mehrmals aufgehört zu bluten und wieder angefangen. In den meisten Fällen blutet eine Leberstichwunde sehr langsam.

Mr. Rose starb in Homers Armen, bevor Candy und Angel beim Ciderhaus eintrafen, aber lange nachdem seine Tochter ihre Flucht bewerkstelligt hatte. Mr. Rose hatte es geschafft, die Klinge seines eigenen Messers in seine Wunde zu tauchen. Ganz zum Schluß sagte er zu Homer, daß es den Behörden klar sein müsse, daß er sich selbst erstochen habe. Wenn er sich nicht hätte umbringen wollen, warum hätte er sich verbluten lassen an einer nicht unbedingt tödlichen Wunde?

»Meine Tochter ist weggelaufen«, sagte Mr. Rose zu ihnen allen. »Und ich bin so traurig, daß ich mich erstochen habe. Ihr sollt lieber sagen, so ist es passiert. Laßt mich hören, wie ihr es sagt!« sagte er mit erhobener Stimme zu ihnen.

»So ist es passiert«, sagte Muddy.

»Sie haben sich umgebracht«, sagte Peaches zu ihm.

»So ist es passiert«, sagte Black Pan.

»Hörst du es richtig, Homer?« fragte ihn Mr. Rose.

So gab es Homer zu Protokoll, und so wurde Mr. Roses Tod zu Protokoll genommen – so, wie er es gewollt hatte, gemäß den Regeln im Ciderhaus. Rose Rose hatte die Regeln gebrochen – klar –, aber alle in Ocean View wußten, welche Regeln Mr. Rose mit ihr gebrochen hatte.

Am Ende der Ernte, an einem grauen Morgen, an dem ein ungestümer Wind vom Meer hereinwehte, blinkte die Glühbirne, die in der Küche des Ciderhauses hing, zweimal und erlosch; die verspritzte Apfelmaische an der Wand gegenüber, neben der Ciderpresse und dem Quetschwerk, war in so düstere Schatten gehüllt, daß die dunklen Tresterklumpen aussahen wie schwarze Blätter, die ein Unwetter hereingeweht und an die Wand geklatscht hatte.

Die Männer sammelten ihre wenigen Sachen zusammen. Homer Wells war da – mit den Prämienschecks –, und Angel war mit ihm gekommen, um Muddy, Peaches, Black Pan und all den andern Lebewohl zu sagen. Wally hatte fürs nächste Jahr mit Black Pan, der dann Mannschaftsboss werden sollte, ein paar Abmachungen getroffen. Wally hatte recht gehabt, als er meinte, daß Mr. Rose der einzige von ihnen gewesen war, der gut lesen und etwas schreiben konnte. Muddy erzählte Angel, daß er immer geglaubt habe, die Liste der an die Küchenwand gehefteten Regeln hätte etwas zu tun mit der Stromversorgung im Gebäude.

»Weil sie immer neben dem Lichtschalter hing«, erklärte Muddy. »Ich dachte, es wären Anweisungen wegen dem Licht.«

Die anderen Männer konnten überhaupt nicht lesen und hatten die Liste gar nicht wahrgenommen.

»Muddy, falls du sie zufällig siehst …«, sagte Angel beim Abschied.

»Ich werd sie nicht sehen, Angel«, sagte Muddy zu dem Jungen. »Sie ist längst verschwunden.«

Dann waren sie alle lange verschwunden. Angel sollte auch Muddy nie wiedersehen – oder Peaches oder irgendeinen von den anderen, außer Black Pan. Es sollte nicht klappen mit Black Pan als Mannschaftsboss, wie Wally feststellen sollte; der Mann war Koch, kein Pflücker, und ein Boss mußte im Garten sein bei den Männern. Black Pan brachte zwar eine anständige Pflückermannschaft zusammen, aber er hatte sie nie ganz unter Kontrolle – künftig sollte überhaupt keiner in Ocean View je wieder eine Pflückermannschaft so unter Kontrolle haben wie einstmals Mr. Rose. Für eine Weile sollte Wally es mit Frankokanadiern versuchen; sie waren immerhin näher bei Maine als North und South Carolina. Aber die frankokanadischen Mannschaften waren oft reizbar und ständig betrunken, und Wally war andauernd damit beschäftigt, die Leute wieder aus dem Gefängnis zu holen.

In einem Jahr heuerte Wally eine Kommune an, aber die Mannschaft kam mit zu vielen kleinen Kindern. Die schwangeren Frauen auf den Leitern machten alle nervös. Sie hatten den ganzen Tag etwas auf dem Herd stehen und verursachten einen kleinen Brand in der Küche. Und wenn die Männer die Presse bedienten, erlaubten sie ihren Kindern, im Bottich herumzuplanschen.

Wally sollte sich schließlich auf Jamaikaner einstellen. Sie waren freundlich, friedfertig und gute Arbeiter. Sie brachten eine interessante Musik mit und eine ehrliche, aber mä-

ßige Leidenschaft für Bier (und für ein bißchen Marihuana). Sie verstanden es, mit dem Obst umzugehen, und taten einander nicht weh.

Doch auf dem Ciderhausdach würden die Pflücker – wer immer sie waren – nach Mr. Roses letztem Sommer auf Ocean View nie wieder sitzen. Es kam ihnen einfach nicht in den Sinn. Und keiner würde je wieder eine Liste mit Spielregeln aufhängen.

Der einzige, der in künftigen Jahren manchmal auf dem Dach des Ciderhauses saß, war Angel Wells. Er liebte den Blick von dort aufs Meer und die Erinnerung an diesen Novembertag 195–, nachdem Muddy und all die andern fortgegangen waren und sein Vater sich zu ihm umdrehte (sie waren allein beim Ciderhaus zurückgeblieben) und sagte: »Wie wär's, wenn wir uns ein Weilchen zusammen aufs Dach setzen würden? Es wird Zeit, daß du die ganze Geschichte erfährst.«

»Wieder eine kleine Geschichte?« fragte Angel.

»Die ganze Geschichte, habe ich gesagt«, sagte Homer Wells.

Und obwohl es ein kalter Tag war in diesem November, und der Wind vom Meer salzig war und rauh, saßen Vater und Sohn lang auf dem Dach. Es war immerhin eine lange Geschichte, und Angel sollte eine Menge Fragen stellen.

Candy, die am Ciderhaus vorbeifuhr und sie dort oben sitzen sah, machte sich Sorgen, ob ihnen auch nicht kalt wäre. Aber sie störte sie nicht. Sie fuhr einfach weiter. Sie hoffte, die Wahrheit würde sie warm halten. Sie fuhr zu dem Schuppen beim Apfelmarkt und ließ sich von Everett Taft helfen, das Leinwandverdeck auf den Jeep zu legen. Dann ging sie und holte Wally aus dem Büro.

»Wohin fahren wir?« fragte Wally. Sie hüllte ihn in eine

Decke, als wollte sie ihn zum Polarkreis mitnehmen. »Offenbar nach Norden«, sagte er, als sie ihm nicht antwortete.

»Zum Anlegeplatz meines Vaters«, sagte sie. Wally wußte, daß Ray Kendalls alte Anlage und alles andere, was Ray gehört hatte, über Land und Meer verweht worden war. Er blieb still. Das häßliche kleine Autorestaurant, das Bucky Bean fabriziert hatte, war den Winter über geschlossen; sie waren allein. Candy steuerte den Jeep über den leeren Parkplatz und hinaus auf einen steinigen Damm, der als Kaimauer gegen die Wellen im Hafen von Heart's Harbor diente. Sie hielt so nah am Wasser, wie es nur ging, neben den alten Pfählen von dem, was einst der Anlegesteg ihres Vaters gewesen war – wo sie und Wally so viele Abende verbracht hatten, vor so langer Zeit.

Weil dies kein Rollstuhlgelände war, trug sie Wally dann etwa zehn Meter über die Steine und den Sand und setzte ihn auf einen relativ glatten flachen Schelf der zerklüfteten Küstenlinie. Sie schlug die Decke um Wallys Beine, und dann setzte sie sich hinter ihn und nahm ihn rittlings zwischen ihre Beine, damit ihnen beiden schön warm wurde. Sie blieben in dieser Haltung sitzen, den Blick nach Europa gewandt, wie Fahrer auf einem Schlitten, kurz bevor sie den Berg hinabsausen.

»Das macht Spaß«, sagte Wally. Sie schob ihr Kinn über seine Schulter; ihre Wangen berührten sich; sie schlang ihre Arme um seine Arme und seine Brust, und sie drückte seine schlaffen Hüften mit ihren Beinen.

»Ich liebe dich, Wally«, sagte Candy und fing an mit ihrer Geschichte.

Spät im November, in der Mäusevertilgungssaison, billigte der Treuhänderausschuß von St. Cloud's die Berufung Dr.

F. Stones als praktizierender Geburtshelfer und neuer Leiter des Waisenhauses. Die Begegnung mit dem fanatischen Missionar hatte in den Amtsräumen des Ausschusses in Portland, dem Geburtsort des verstorbenen Wilbur Larch, stattgefunden. Dr. Stone, der etwas erschöpft wirkte nach seinen Asienreisen und nach, wie er es bezeichnete, »einem Anflug von Dysenterie«, machte den richtigen Eindruck auf den Ausschuß. Seine Art war düster, sein Haar war ergraut und wies einen beinah armeemäßigen Kurzhaarschnitt auf, (»Hindu-Friseure«, entschuldigte er sich und gab einen milden Humor zu erkennen; in Wahrheit hatte Candy ihm die Haare geschnitten). Homer war nachlässig rasiert, sauber, aber unordentlich in seiner Kleidung – ungezwungen und zugleich ungeduldig mit Fremden, in der Art (so befand der Ausschuß) eines Mannes von dringenden Geschäften, der kein bißchen eitel war bezüglich seines Äußeren; er hatte keine Zeit dazu. Der Ausschuß billigte auch Dr. Stones medizinische und religiöse Referenzen – letztere sollten nach Meinung der frommen Mrs. Goodhall der Autorität Dr. Stones in St. Cloud's eine »Ausgewogenheit« verschaffen, die, wie sie feststellte, bei Dr. Larch gefehlt hatte.

Dr. Gingrich registrierte begeistert die Verzerrungen auf Mrs. Goodhalls Gesicht während der ganzen Begegnung mit dem jungen Dr. Stone, der Gingrich und Goodhall nach seinem kurzen Eindruck von ihnen in dem Nachsaisonhotel in Ogunquit nicht wiedererkannte. Dr. Gingrich entdeckte eine tröstliche Vertrautheit in dem Gesicht des jungen Mannes, auch wenn er das Strahlen eines Missionars niemals in Verbindung gebracht hätte mit dem sorgenvoll sehnsüchtigen Blick, den er im Gesicht des Liebhabers gesehen hatte. Vielleicht beeinträchtigte Mrs. Goodhalls Tic ihren Scharfblick – auch sie erkannte den jungen Mann aus

dem Hotel nicht wieder –, oder aber ihr Verstand erfaßte einfach nicht die Möglichkeit, daß ein Mann, der sich für Kinder aufopferte, auch ein aktives Geschlechtsleben haben konnte.

Für Homer Wells waren Mrs. Goodhall und Dr. Gingrich nicht außergewöhnlich genug, um sich an sie zu erinnern; das in ihren Gesichtern versammelte griesgrämige Elend war nicht so einmalig. Und so wie Homer bei seinen Begegnungen mit Candy aussah, sah er sonst nie aus.

In der Frage der Abtreibung überraschte Dr. Stone den Ausschuß durch die unerschütterliche Überzeugung, die er vertrat: daß sie legalisiert werden sollte und daß er beabsichtige, über die geeigneten Kanäle auf dieses Ziel hinzuarbeiten. Allerdings, so versicherte Dr. Stone ihnen, solange die Abtreibung illegal wäre, würde er sich streng an das Gesetz halten. Er glaube an Regeln und daran, sie zu befolgen, sagte er dem Ausschuß. Sie fanden Gefallen an der Härte und Aufopferungsbereitschaft, die sie in den Furchen um seine dunklen Augen zu entdecken glaubten – und wie die grimmige Sonne Asiens seine Nase und seine Wangen versengt hatte, während er sich plagte, um diarrhöischen Kindern das Leben zu retten. (Tatsächlich hatte er absichtlich zu lange vor Candys Höhensonne gesessen.) Und – aus religiösen Gründen, die dem Ausschuß und erst recht Mrs. Goodhall nur lieb waren – sagte Dr. Stone, daß er selbst niemals Abtreibungen ausführen würde, auch wenn sie legal wären. »Ich kann es einfach nicht tun«, log er gelassen. Falls sie natürlich legal wären, würde er die unglücklichen Frauen einfach an einen »jener Doktoren« verweisen, die »es tun konnten und wollten«. Es war klar, daß Dr. Stone diese Doktoren nicht nach seinem Geschmack fand – daß Dr. Stone, trotz seiner Loyalität gegenüber Dr. Larch, diese

gewisse Praxis Larchs entschieden als Akt wider die Natur ansah.

Es war in hohem Maße bezeichnend für Dr. Stones »christliche Toleranz«, daß der junge Missionar, trotz seiner anhaltenden Meinungsverschiedenheiten mit Dr. Larch in dieser heiklen Frage, nachsichtig war gegen Larch – deutlich nachsichtiger als viele der Ausschußmitglieder. »Ich habe immer gebetet für ihn«, sagte Dr. Stone über Dr. Larch mit leuchtenden Augen. »Ich bete noch heute für ihn.« Es war ein gefühlsbetonter Moment, vielleicht beeinflußt durch den erwähnten »Anflug von Dysenterie« – und der Ausschuß war, wie vorhergesehen, gerührt. Mrs. Goodhalls Tic spielte verrückt.

In der Frage von Schwester Carolines sozialistischen Ansichten, versicherte Dr. Stone dem Ausschuß, daß der Feuereifer der jungen Frau, das Richtige zu tun, einfach in ihrer Jugend irregeleitet worden sei. Er würde ihr ein paar Dinge über die kommunistische Guerillatätigkeit in Birma erzählen, die ihr die Augen öffnen würden. Und Dr. Stone überzeugte den Ausschuß davon, daß die älteren Krankenschwestern und Mrs. Grogan noch ein paar gute Dienstjahre vor sich hätten. »Es ist alles eine Frage der Führung«, sagte Dr. Stone zu dem Ausschuß. Ach, das war ein Wort, das Dr. Gingrich gern hörte!

Dr. Stone öffnete seine Hände; sie waren ziemlich schwielig für die Hände eines Doktors, sollte Mrs. Goodhall feststellen – die es zauberhaft fand, wie dieser Heiler der Kinder mitgeholfen haben mochte beim Bau der Hütten oder Anpflanzen der Gärten oder welcher Arbeit auch immer, die dort drüben getan werden mußte. Als er »Führung« sagte, breitete Homer Wells die Arme aus in einer Geste, mit der ein Geistlicher seine Gemeinde willkommen heißt, so dach-

te der Ausschuß, oder wie ein guter Arzt den kostbaren Kopf eines neugeborenen Kindes aufnimmt.

Es war aufregend, wie er sie, nachdem sie ihn interviewt hatten, zum Abschied segnete. Und wie er Salaam zu ihnen sagte!

*»Nga sak kin«*, sagte der Missionsdoktor.

Oh, was hatte er gesagt? wollten sie alle wissen. Wally hatte Homer die richtige Aussprache gelehrt – da es eines der wenigen birmesischen Dinge war, die Wally jemals richtig gehört hatte, auch wenn er nie gelernt hatte, was es bedeutete.

Homer übersetzte den Satz für sie – Wally hatte immer geglaubt, es handle sich um einen Namen. »Es bedeutet«, sagte Homer zu dem hingerissenen Ausschuß: »Möge Gott über deine Seele wachen, die kein Mensch mißbrauchen möge.«

Es gab lautes Beifallsgemurmel. Mrs. Goodhall sagte: »All dies, in einem so kurzen Satz!«

»Es ist eine bemerkenswerte Sprache«, erzählte Dr. Stone ihnen verträumt. *»Nga sak kin«*, sagte er noch einmal zu ihnen. Er ließ sie ihm nachsprechen. Es machte ihm Vergnügen, sich vorzustellen, wie sie einander später diesen sinnlosen Segen spenden sollten. Es hätte ihm noch viel mehr Vergnügen gemacht, wenn er gewußt hätte, was der Satz tatsächlich bedeutete. Es war genau das Richtige für einen Treuhänderausschuß, umherzulaufen und zueinander zu sagen: »Curry-Fischbällchen.«

»Ich glaube, ich bin noch mal davongekommen«, sagte Homer zu Wally und Candy und Angel, als sie im Haus von Ocean View spät zu Abend aßen.

»Das wundert mich nicht«, sagte Wally zu seinem Freund. »Ich habe allen Grund anzunehmen, daß du überall ungeschoren davonkommen kannst.«

Nach dem Abendbrot schaute Angel seinem Vater oben zu, wie er die alte Arzttasche packte – und noch ein paar andere Taschen dazu.

»Keine Sorge, Pop«, sagte Angel zu seinem Vater. »Du wirst es schon richtig machen.«

»Du wirst es ebenfalls richtig machen«, sagte Homer zu seinem Sohn. »Da mache ich mir keine Sorgen.« Unten hörten sie, wie Candy Wally im Rollstuhl umherschob. Sie spielten das Spiel, das Wally und Angel oft spielten – das Spiel, das Wally »Fliegen« nannte.

»Los«, sagte Wally eben. »Angel kann ihn viel schneller in Fahrt bringen.«

Candy lachte. »Ich fahre doch so schnell, wie ich kann«, sagte Candy.

»Bitte hör auf, an die Möbel zu denken«, sagte Wally zu ihr.

»Bitte kümmere dich um Wally«, sagte Homer zu Angel. »Und höre auf deine Mutter«, sagte er zu seinem Sohn.

»Richtig«, sagte Angel Wells.

Das sehr wechselhafte Wetter in Maine konnte, besonders an bewölkten Tagen, in Heart's Rock die Gegenwart von St. Cloud's heraufbeschwören; mit einer drückenden Gewißheit wurde dann die Luft von St. Cloud's in der Gefängnisstille spürbar, die über dem Wasser des Drinkwater Lake schwebte (wie die Wasserflöhe und die Wasserläufer, die fast ständig da waren). Und auch in dem Nebel, der sich über die heiteren Uferrasen der Wohlhabenden von Heart's Haven wälzte, gab es zuweilen in der gewitterverheißenden Luft jenes bleierne, niederdrückende Gefühl, das so kennzeichnend war für Luft von St. Cloud's.

Candy und Wally und Angel sollten zu Weihnachten

nach St. Cloud's fahren, und auch in Angels längeren Schulferien; und als Angel seinen Führerschein hatte, stand es ihm frei, seinen Vater zu besuchen, wann immer er wollte, und das war ziemlich oft.

Homer dagegen nahm, als er nach St. Cloud's fuhr, den Zug. Dabei hatte Wally ihm ein Auto angeboten. Homer wußte, er würde dort kein Auto brauchen, und er wollte so ankommen, wie die meisten seiner Patientinnen ankamen; er wollte das richtige Gefühl dafür bekommen.

Spät im November gab es schon Schnee, als sich der Zug nach Norden und in Richtung Hinterland in Bewegung setzte. Und bis der Zug St. Cloud's erreichte, lag tiefer blau-kalter Schnee auf der Erde und bog die Bäume schwer herab. Der Bahnhofsvorsteher, der es haßte, vom Fernseher aufzustehen, schaufelte eben den Schnee vom Bahnsteig, als der Zug einrollte. Der Bahnhofsvorsteher glaubte Homer Wells zu erkennen, doch die ernste schwarze Arzttasche und der neue Bart führten ihn hinters Licht. Homer hatte sich einen Bart stehenlassen, weil es geschmerzt hatte beim Rasieren (nachdem er sein Gesicht mit der Höhensonne verbrannt hatte). Und nachdem der Bart eine Weile gewachsen war, fand er die Veränderung angemessen. Paßte ein Bart nicht zu seinem neuen Namen?

»Doktor Stone«, stellte sich Homer dem Bahnhofsvorsteher vor. »Fuzzy Stone«, sagte er. »Ich war früher einmal eine Waise hier. Jetzt bin ich der neue Doktor.«

»Oh, Sie kamen mir gleich bekannt vor!« sagte der Bahnhofsvorsteher und verbeugte sich, indem er Homers Hand schüttelte.

Nur eine weitere Reisende war aus dem Zug gestiegen in St. Cloud's, und Homer Wells hatte keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen, was sie wollte. Es war eine magere junge

Frau in einem langen Bisammantel mit Stola und einer weit in die Augen gezogenen Skimütze. Sie trödelte etwas auf dem Bahnsteig, bis Homer den Bahnhofsvorsteher verließ. Die Arzttasche hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, und nachdem Homer mit den ortsüblichen Tölpeln den Transport seiner größeren Gepäckstücke vereinbart hatte, machte er sich auf den Weg, den Hügel hinauf zum Waisenhaus, nur seine Arzttasche unter den Arm geklemmt; die junge Frau folgte ihm.

Sie schritten bergan, die junge Frau trödelte absichtlich hinter ihm her, bis sie beinah die Mädchenabteilung erreicht hatten. Dann blieb Homer stehen und wartete auf sie.

»Ist das der Weg zum Waisenhaus?« fragte ihn die junge Frau.

»Richtig«, sagte Homer Wells. Seit er sich den Bart hatte stehenlassen, neigte er dazu, die Leute übermäßig anzulächeln; er vermutete, daß durch den Bart nur schwer zu erkennen war, ob er lächelte oder nicht.

»Sind Sie der Doktor?« fragte ihn die junge Frau und starrte dabei auf den Schnee an ihren Stiefeln und dann mißtrauisch auf die Arzttasche.

»Ja, ich bin Dr. Stone«, sagte er, nahm die Frau am Arm und geleitete sie zur Spitalpforte der Knabenabteilung. »Kann ich Ihnen helfen?« fragte er sie.

Und so traf er ein, wie Schwester Edna sagen sollte, und brachte das Werk des Herrn gleich mit. Schwester Angela schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr: »Oh, Homer! Ich wußte, du würdest wiederkommen!«

»Nennen Sie mich Fuzzy«, flüsterte er ihr zu, weil er wußte, daß Homer Wells (wie Rose Rose) längst verschwunden war.

Ein paar Tage lang sollte Schwester Caroline ihm gegenüber argwöhnisch bleiben, aber er sollte nicht mehr als ein paar Operationen und ein paar Entbindungen brauchen, um sie zu überzeugen, daß er der richtige Mann war. Sogar dem Namen nach sollte Dr. Stone ein passender Nachfolger sein für Dr. Larch. Denn war Stone nicht ein guter, harter, mit-beiden-Beinen-auf-der-Erde-stehender, zuverlässig klingender Name für einen Arzt?

Und Mrs. Grogan sollte bemerken, daß ihr das Vorgelesenbekommen seit jenen kaum noch erinnerlichen Tagen des Homer Wells nicht mehr so viel Vergnügen gemacht hatte. Und zur großen Erleichterung aller zeigte Fuzzy Stone so wenig Symptome seiner einstigen Atembeschwerden, wie Homer Wells dereinst Anzeichen eines schwachen und geschädigten Herzens gezeigt hatte.

Candy und Wally Worthington sollten sich mit vollem Schwung in die Apfelfarmerei stürzen. Wally sollte zwei Sitzungsperioden als Vorsitzender der Gartenbaugesellschaft von Maine amtieren; Candy sollte eine Sitzungsperiode als Direktorin des New York – New England Apple Institute amtieren. Und Angel Wells, den Rose Rose in die Liebe und in die Phantasie eingeführt hatte, sollte eines Tages Schriftsteller werden.

»Der Junge hat das Dichten im Blut«, sollte Wally zu Homer Wells sagen.

Ein Schriftsteller, das war für Candy auch Homer Wells geworden – denn ein Schriftsteller war nach Candys Meinung so etwas Ähnliches wie ein hochstapelnder Doktor, wenngleich ein guter.

Homer tat es nie leid, seinen Namen aufgegeben zu haben – es war von vornherein nicht sein richtiger Name – und es war ebenso leicht, ein Fuzzy zu sein, wie es leicht gewesen

war, ein Homer zu sein – so leicht (oder so schwer), ein Stone zu sein, wie alles andere zu sein.

War er erschöpft oder von Schlaflosigkeit geplagt (oder beides), dann sollte er Angel vermissen oder an Candy denken. Manchmal sehnte er sich danach, Wally in die Brandung hinauszutragen oder mit ihm zu »fliegen«. Manche Nächte stellte Homer sich vor, daß er ertappt würde, oder er machte sich Sorgen, was er tun würde, wenn Schwester Angela und Schwester Edna zu alt wären für Gottes Werk und auch für all die anderen Arbeiten in St. Cloud's. Und wie sollte er jemals Mrs. Grogan ersetzen? Manchmal, wenn er besonders erschöpft war, träumte er davon, daß Abtreibungen legal wären, daß sie gefahrlos und frei zugänglich wären und er daher aufhören könnte, sie auszuführen (weil jemand anders es tun würde) – aber so erschöpft war er nur selten.

Und nach einer Weile sollte er an Candy schreiben und sagen, daß er Sozialist geworden sei; oder zumindest, daß er Verständnis gewonnen habe für sozialistische Ansichten. Candy verstand aus diesem Geständnis, daß Homer mit Schwester Caroline schlief, was, wie sie ebenfalls verstand, gut sein würde für sie alle – das heißt, diese neue Entwicklung war gut für Homer und für Schwester Caroline, und sie war auch für Candy gut.

Homer Wells sah kein Ende der Einsichten, die er allabendlich hatte, wenn er aus *Jane Eyre* und aus *David Copperfield* und *Große Erwartungen* vorlas. Er mußte lächeln, als ihm wieder einfiel, wie er einst Dickens für besser gehalten hatte als Brontë. Wenn sie doch beide so großartige Unterhaltung und Belehrung schenken, was macht es da aus? dachte er – und woher kommt diese kindische Sache von wegen »besser«? Weniger Unterhaltung als vielmehr Belehrung zog er aus seiner Grayschen Anatomie.

Eines fehlte ihm, eine Weile – und er war schon dabei, es zu bestellen, als es unverlangt eintraf. »Ein Geschenk des Himmels«, sollte Mrs. Grogan sagen.

Der Bahnhofsvorsteher sandte ihm die Nachricht: Da war eine Leiche am Bahnhof, adressiert an Dr. Stone. Sie kam aus dem Spital in Bath, das Dr. Larchs bewährte Quelle für Leichen gewesen war, in jenen Tagen, als er sie bestellt hatte. Da mußte ein Irrtum vorliegen, dessen war Homer Wells sicher, aber trotzdem ging er zum Bahnhof, um die Leiche in Augenschein zu nehmen und um dem Bahnhofsvorsteher unnötige Aufregung zu ersparen.

Homer stand da und starrte auf den Leichnam (der korrekt balsamiert worden war) – so lange, daß der Bahnhofsvorsteher noch ängstlicher wurde. »Ich würde meinen, Sie nehmen sie entweder mit auf den Hügel oder schicken sie zurück«, sagte der Bahnhofsvorsteher, doch Homer Wells winkte dem Narren ab; er brauchte seine Ruhe, um Melony anzusehen.

Sie habe sich diese Verwendung ihrer Leiche gewünscht, hatte Lorna dem Pathologen im Spital von Bath gesagt. Melony hatte eine Photographie in der Zeitung von Bath gesehen, zusammen mit einem Artikel, der Dr. Stones Berufung nach St. Cloud's bekanntmachte. Im Falle ihres Todes (der durch einen elektrischen Unfall verursacht war) hatte Melony Lorna aufgetragen, ihre Leiche an Dr. Stone in St. Cloud's zu senden. »Vielleicht könnte ich mich nützlich machen für ihn – endlich«, hatte sie zu ihrer Freundin gesagt. Natürlich erinnerte sich Homer daran, wie eifersüchtig Melony auf Clara gewesen war.

Er sollte an Lorna schreiben; sie sollten ein Weilchen korrespondieren. Lorna sollte ihm schreiben, daß Melony »zur Zeit ihres Unfalls eine relativ glückliche Frau« gewe-

sen war; nach Lornas Meinung war etwas im Zusammenhang damit, wie ruhig Melony geworden war, verantwortlich dafür, daß sie sich selbst auf den elektrischen Stuhl gesetzt hatte. »Sie war eine Tagträumerin«, sollte Lorna schreiben. Homer wußte, daß alle Waisen Tagträumer waren. »Sie waren ihr Held – endlich«, sollte Lorna ihm sagen.

Als er ihre Leiche in Augenschein nahm, wußte er, daß er sie niemals für einen Auffrischungskurs benutzen könnte; er würde nach Bath schreiben und um eine andere Leiche bitten. Melony war genug benutzt worden.

»Soll ich sie zurückschicken, Doktor?« flüsterte der Bahnhofsvorsteher.

»Nein, sie gehört hierher«, sagte Homer Wells, und so ließ er Melony den Hügel hinaufbringen. Der Anblick, den sie jetzt bot, mußte Mrs. Grogan unbedingt erspart bleiben. Homer erzählte ihnen allen, daß Melony sich gewünscht hätte, in St. Cloud's begraben zu werden, und das wurde sie dann auch – auf dem Hügel unter den Apfelbäumen, wo sie ihre liebe Mühe hatten, ein richtiges Loch zu graben (überall war dichtes Wurzelwerk von den Bäumen). Endlich hatten sie ein Loch ausgehoben, groß und tief genug, auch wenn es eine knochenbrechende Plackerei gewesen war, und Schwester Caroline sagte: »Ich weiß nicht, wer sie ist, aber sie ist wohl *schwierig*.«

»Das ist sie immer gewesen«, sagte Homer Wells.

(»Hier in St. Cloud's«, hatte Wilbur Larch geschrieben, »lernen wir, die Schwierigen zu lieben.«)

Mrs. Grogan sprach ihren Kardinal Newman über Melonys Grab, und Homer sprach sein eigenes Gebet (für sich) für sie. Er hatte immer viel erwartet von Melony, aber sie hatte ihm immer mehr gegeben, als er erwartet hatte – sie hatte ihn wahrhaft erzogen, sie hatte ihm das Licht gezeigt.

Sie war mehr Sonnenstrahl, als ich jemals gewesen bin, dachte er. (»Freuen wir uns für Melony«, sagte er für sich selbst. »Melony hat eine Familie gefunden.«)

Hauptsächlich aber studierte er die lehrreiche *Kurze Geschichte von St. Cloud's* (und verweilte bei jedem einzelnen Wort). In diesem Bestreben fand er sich von Schwester Angela und Schwester Edna und Mrs. Grogan und Schwester Caroline unermüdlich begleitet, denn in diesem Bestreben hielten sie Wilbur Larch am Leben.

Nicht, daß Homer alles klargeworden wäre: die späteren Eintragungen in *Eine kurze Geschichte von St. Cloud's* waren entstellt durch kürzelhafte Erleuchtungen und Grillen, die Larch durch den Äther zuteil wurden. Zum Beispiel, was meinte Larch mit »reimt sich auf *screams*!«? Und es schien eine ganz untypische Fühllosigkeit von Larch, wenn er geschrieben hatte: »*Ich* habe ihr den Penis des Ponys in den Mund gesteckt! *Ich* habe dazu beigetragen!« Wie konnte er das gedacht haben? fragte sich Homer, weil er niemals erfuhr, wie gut Dr. Larch Mrs. Eames' Tochter gekannt hatte.

Als er älter wurde, fand Homer Wells (alias Fuzzy Stone) besonderen Trost in einer nicht weiter erklärten Mitteilung, die er in den Schriften Wilbur Larchs entdeckt hatte.

»Sagen Sie Dr. Stone«, hatte Dr. Larch geschrieben – und dies war die allerletzte Eintragung; dies waren Wilbur Larchs letzte Worte: »Es gibt absolut nichts auszusetzen an Homers Herz.« Abgesehen vom Äther, das wußte Homer, gab es sehr wenig auszusetzen an Wilbur Larchs Herz.

Für Schwester Edna, die verliebt gewesen war, und für Schwester Angela, die es nicht gewesen war (die aber in ihrer Weisheit und Güte beiden, Homer Wells wie Fuzzy Stone, einen Namen gegeben hatte), gab es gar nichts aus-

zusetzen an den Herzen beider, Dr. Stones wie Dr. Larchs, die eines waren – falls es das jemals gegeben hat: Prinzen von Maine, Könige Neuenglands.

# *Anmerkungen des Autors*

*Seite 62* Anthony Throllope, der Portland, Maine, im Jahre 1861 besuchte und in seinem Buch *North America* darüber schrieb, irrte sich – in ähnlicher Weise wie Wilbur Larchs Vater – hinsichtlich der beabsichtigten Zukunft der *Great Eastern.*

*Seite 68* Meinem Großvater, Dr. Frederick C. Irving, verdanke ich diese Information über Dr. Ernst, den Drall-Ball-Werfer – sowie den medizinischen Fachjargon in diesem Kapitel. Zu den Büchern meines Großvaters zählen *The Expectant Mother's Handbook, A Textbook of Obstetrics* und *Safe Deliverance.* Dr. Ernsts Untersuchungen über bakterielle Infektionen weckten die Aufmerksamkeit eines Dr. Richardson an der Bostoner Entbindungsklinik, jenem Wöchnerinnenspital, wo Wilbur Larch als Assistenzarzt wirkte und später Stationsarzt war. Dr. Richardsons Artikel »The Use of Antiseptics in Obstetric Practice« hätte gewiß die Aufmerksamkeit jenes eifrigen Studenten der Bakteriologie, des trippergeplagten Wilbur Larch gefunden.

Das Interesse der Geburtshelfer an den Antiseptika gründete auf deren Wirksamkeit bei der Vorbeugung der gefährlichsten Puerperalinfektion jener Zeit, des Kindbettfiebers. In den Jahren um 188– war die Sterblichkeitsziffer der Mütter in manchen Wöchnerinnenspitälern etwa eins zu acht. Damals, 189–, als Wilbur Larch noch an der Bostoner Entbindungsklinik war, standen die Chancen einer

Mutter besser; die Ärzte und ihre Patientinnen wurden mit einer Lösung aus Quecksilberbichlorid gewaschen. Bevor Larch die Bostoner Entbindungsklinik verließ, sollte er noch den Fortschritt von der antiseptischen zur aseptischen Technik erleben – letzteres im Sinne von »bakterienfrei«, was bedeutete, daß alles sterilisiert wurde (die Laken, die Handtücher, die Nachthemden und Ärztekittel, die Mulltupfer); die Instrumente wurden ausgekocht.

*Seite 69* Zum Gebrauch von Äther: Die meisten Anästhesie-Historiker stimmen mit Dr. Sherwin B. Nuland überein, daß die chirurgische Anästhesie am 16. Oktober 1846 am Massachusetts General Hospital begann, als William Morton die Wirksamkeit des Äthers demonstrierte. Dr. Nuland schreibt: »Alles, was dazu hinführte, war Prolog, alles, was davon abwich, war Nebenhandlung, und alles, was folgte, war weitere Ausführung.«

Laut Dr. Nuland ist Äther, richtig angewandt, nach wie vor einer der sichersten Narkosewirkstoffe. Bei einer Konzentration von nur ein bis zwei Prozent ist er ein leichter, wohlriechender Dampf; bei leichter Konzentration wurden noch vor dreißig Jahren Hunderte von chirurgischen Eingriffen am Herzen durchgeführt: mit leichtem Äther und halbwachen (sogar sprechenden) Patienten.

Manche von Larchs Kollegen hätten zu damaliger Zeit Stickoxydul (Lachgas) oder Chloroform bevorzugt, doch Larch entwickelte seine Vorliebe für Äther durch Selbstmedikation. Man mußte verrückt sein, sich selbst Chloroform zu geben. Es ist fünfundzwanzigmal toxischer für den Herzmuskel als Äther und hat eine extrem enge Sicherheitsmarge; eine minimale Überdosis kann zu unregelmäßigem Herzrhythmus und zum Tode führen.

Stickoxydul verlangt eine sehr hohe (mindestens 80prozentige) Konzentration, um wirksam zu sein, und geht immer einher mit sogenannter Hypoxie – ungenügender Sauerstoffzufuhr. Es erfordert sorgfältige Überwachung und eine hinderliche Apparatur, und der Patient riskiert groteske Phantasien oder Lachanfälle. Die Einleitung erfolgt sehr schnell.

Äther ist die perfekte Drogensucht für einen Konservativen.

Äther wurde erstmals 1540 von einem fünfundzwanzigjährigen preußischen Botaniker synthetisiert. Seither haben die Menschen immer Ätherräusche – und Lachgas-Partys – genossen. 1819 veröffentlichte John Dalton seine Studie über die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Verbindung. Coleridge war ein Lachgas-Mann – ein Party-Schnüffler und ein Teilnehmer an den von Humphrey Davy unternommenen Experimenten mit Stickoxydul. Der Dichter war gewiß mit Äther vertraut; schade – für ihn – daß er offenbar Opium bevorzugte.

*Seite 70* Die Quelle dieser Geschichte ist wiederum mein Großvater, der 1910 die Harvard Medical School absolvierte. Er wurde Chefarzt an der Bostoner Entbindungsklinik und war jahrelang William Lambert Richardson-Professor für Geburtshilfe in Harvard. Ich habe ihn als guten Geschichtenerzähler in Erinnerung und manchmal als Tyrann – für die anderen Mitglieder seiner Familie. Als junger Arzt machte er viele Erfahrungen bei der Entbindung von Babys in armen Bostoner Einwandererfamilien, und wenn man ihn liest, so versteht man, daß er so viele Überzeugungen und Vorurteile hatte, wie er Erfahrungen und Begabungen hatte.

*Seite 74* Ein Kaiserschnitt ist heute eine relativ harmlose Operation: der Einschnitt am Unterleib ist klein, weil der Uterus innerhalb der Bauchhöhle geöffnet wird. Doch zu Dr. Larchs Zeiten an der Bostoner Entbindungsklinik, 188– und 189–, war der am Unterleib vorgenommene Einschnitt beinah einen Fuß lang; der Uterus wurde durch den Schnitt gehoben und auf den Bauch der Patientin gelegt. »Das Aufschlitzen dieses großen, pflaumenfarbenen Organs bewirkte einen dramatischen Sturzbach von Flüssigkeiten und Blut«, schrieb mein Großvater. Der Uterus wurde dann mit Seide vernäht und wieder in die Bauchhöhle gelegt; der Unterleib wurde auf dieselbe Weise geschlossen. Erheblich mehr Beschwerden folgten auf solch eine Operation als heute auf einen Kaiserschnitt. Die Operation brauchte zu Larchs Zeit – und ohne Komplikationen – beinah eine Stunde.

*Seite 76* Dieser Tod durch Skorbut beruht auf einem tatsächlichen Fall: »The Strange Case of Ellen Bean«, wie berichtet von meinem Großvater. »Eine Jungfer von fünfunddreißig Jahren und von neuenglischem Geblüt«, so schrieb Großvater über Mrs. Bean, deren Verfassung (und Todesursache) die gleiche war wie das Schicksal, das ich der unglücklichen Mrs. Eames zugedacht habe. Wie mein Großvater schrieb: »Der Zustand der Schwangerschaft erzeugt nicht bei allen Frauen diese verzückte Freude, die wir traditionell mit einer solchen Verfassung in Verbindung bringen; ja, es gibt welche, die betrachten ihre Zukunft mit bitterem Gesicht und neidgetrübtem Blick. Dies dürfen wir annehmen im Fall der Ellen Bean.«

*Seite 80* In Wilbur Larchs Heimatstaat, dem guten alten Maine, war die Vornahme einer Abtreibung strafbar mit ei-

nem Jahr Gefängnis oder einer Eintausend-Dollar-Buße oder beidem – und wenn man Arzt war, konnte man seine Zulassung verlieren. Die Eastman-Everett Act von 1840 bezeichnet die versuchte Abtreibung an einer Frau, die ein Kind trägt, als eine Straftat, »gleichgültig, ob dieses Kind belebt sei oder nicht« – und ungeachtet der Methode.

*Seite 81* Anstelle von rotem Merthiolat könnte Dr. Larch auch Dakinsche Lösung benutzt haben, auch wenn es wahrscheinlich ist, daß er deren Anwendung bei seinem kurzen Frankreichaufenthalt im Ersten Weltkrieg kennenlernte. Dort lernte mein Großvater die vielen Anwendungsmöglichkeiten von Dakinscher Lösung kennen und zu *débridieren* – das heißt, alles leblose Gewebe um eine Wunde wegzuschneiden; die Franzosen waren gute Lehrer darin, sagte er.

*Seite 85* Damit Larch finden konnte, die Musik in dem Abtreibungspalast von 189– »erinnere an Mahlers *Kindertotenlieder*«, hätte er eine gewisse Gabe der Präkognition haben müssen; Mahlers Liederzyklus wurde 1902 geschrieben. Dies ist gemeint mit: »Natürlich konnten sie nicht Mahlers *Kindertotenlieder* gesungen haben, und doch hatte Wilbur Larch sie gerade gehört.«

*Seite 95* Dies ist meines Großvaters Schilderung der Konstitution einer tatsächlichen Patientin, einer äußerst kleinen Frau namens Edith Flechter – an der ein Kaiserschnitt vorgenommen wurde (Boston Lying-In Hospital, 13. Juli 1894). Ein so kleines Becken ist selten.

*Seite 97* Mrs. W. H. Maxwells Broschüre *A Female Physician to the Ladies of the United States: Being a Familiar and Practical Treatise of Matters of Utmost Importance Peculiar to Women* (»abgestimmt auf den privaten Gebrauch aller Frauen«) erschien 1860 in New York. Mrs. Maxwell behandelte »alle Krankheiten der Frauen, oder solche, die sie sich unglücklicherweise durch die Ausschweifungen oder leichtfertige Untreue der Ehemänner oder sonstwie zugezogen«. (Kurz, sie behandelte Geschlechtskrankheiten.) Mrs. Maxwell schrieb ferner, sie schenke ihre Aufmerksamkeit auch »Frauen … die durch die Fehlfunktion ihrer Geschlechtsorgane oder andere Ursache gezwungen sind, Zuflucht zu einer verfrühten Entbindung zu nehmen.« (Kurz, sie nahm Abtreibungen vor.)

*Seite 99* Das New England Home for Little Wanderers war ursprünglich das Baldwin Place Home for Little Wanderers; die Gründungsurkunde wurde 1865 durch das Commonwealth of Massachusetts bestätigt. Der Name wurde zu The New England Home for Little Wanderers, seinem gegenwärtigen Namen, im Jahre 1889 umgeändert – mehr als ein Jahrzehnt bevor Wilbur Larch das Waisenhaus in St. Cloud's begründete.

*Seite 105* In einem gynäkologischen Lehrbuch (von Howard Kelly – ein Standardwerk zu damaliger Zeit) wird der Ausdruck ›D and C‹ verwendet (Dilatation und Kürettage). Ich glaube, wir können mit Sicherheit annehmen, daß der Ausdruck 192– gebräuchlich war.

*Seite 170* Mein Großvater sagte, daß er seine *Grays Anatomie* im Ersten Weltkrieg in Frankreich als »Navigationskarte« benutzte.

*Seite 182* Dies ist die genaue Schilderung einer ›D und C‹ aus dem Blickwinkel von Dr. Richard Selzer (Yale School of Medicine), einem Chirurgen und Schriftsteller (*Mortal Lessons: Notes on the Art of Surgery* und *Rituals of Surgery* stammen unter anderen aus seiner Feder). Ich bin ihm dankbar für seine Durchsicht des Manuskripts zu diesem Roman und seine großzügigen Ratschläge – vor allem dafür, daß er mich mit Dr. Nuland bekannt machte, der alle medizinischen Aspekte dieses Romans betreute.

*Seite 195* Meine Informationsquelle hinsichtlich der physischen und psychischen Erscheinungsformen der Alzheimerschen Krankheit ist *The Journal of the History of Medicine and Allied Sciences*, Bd. XXXIV, No. 3, Juli 1979; dort der Artikel von Dr. Sherwin B. Nuland, »The Enigma of Semmelweis – An Interpretation«. Dr. Nuland hat sein Material zuerst in einer Vorlesung an der Yale School of Medicine (in der jährlichen History of Science Series) vorgetragen. Seine These lautet, daß Ignaz Semmelweis, der geplagte Entdecker des Kindbettfiebers, an der Alzheimerschen Krankheit litt und nicht an einer Neurosyphilis; ferner glaubt Dr. Nuland, daß Semmelweis an den Verletzungen starb, die ihm in einer Irrenanstalt zugefügt wurden – d. h. er wurde von seinen Wärtern totgeschlagen. Die Akten aus Bedlam und anderen Anstalten für Geistesgestörte zeigen, daß dies noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts üblich war, und auch heute gibt es immer noch Berichte.

*Seite 203* Die Quelle für die Schilderung von Homer Wells' erster Eklampsie-Patientin ist das Buch meines Großvaters: *Safe Deliverance* – dort das Kapitel über Puerperalkonvul-

sionen. Großvater untersucht den Fall einer Lucy Nickerson, die 1880 an einem eklamptischen Syndrom verstarb, kompliziert noch durch eine erzwungene Entbindung – die einzige Methode, die den Ärzten zur Zeit der unglücklichen Mrs. Nickerson bekannt war.

*Seite 204* Die Quelle für diese Behandlungsmethode ist wiederum mein Großvater, Dr. Frederick C. Irving (genannt Fritz). Großvater schildert dies als die richtige und lebensrettende Behandlung, die bei einer Mrs. Mary O'Toole im Jahre 1937 angewandt wurde.

*Seite 212* Für 1942 sind dies meines Großvaters Befunde. Die Syphilis – wiewohl Anlaß zu großer Aufregung bei den damaligen Gesundheitsbeamten – peinigte nur zwei Prozent der schwangeren Frauen Bostons. Eklamptische Konvulsionen waren wesentlich häufiger. Die Krankheit trat bei acht Prozent der schwangeren Frauen des Landes auf.

*Seite 241* Im Frühling ist es wohl zu früh, an das Einwachsen der Preßbretter zu denken; die erste Pressung ist erst im September, wenn man die ersten Macintosh- und Gravensteiner Äpfel preßt. Die Preßbretter, oder Rahmen, sind hölzerne Latten, über welche die Cidertücher (oder Preßtücher) gebreitet werden. Die Preßbretter – man stapelt sie siebenfach übereinander – müssen allerhand aushalten, und das Wachs schützt sie. Die Maische, man nennt sie auch Trester, wird mit einem Druck von zweitausend Pfund zwischen diesen Brettern ausgedrückt. Es dauert acht Stunden, um mit der Presse tausend Gallonen Cider auszudrükken – etwa drei Gallonen pro Bushel Äpfel.

Der Grund, weshalb man die Preßbretter vor der ersten

Pressung einwachst, ist, daß man sich nicht mehr die Zeit dafür nehmen kann, sobald die Ernte angefangen hat. Und man betreibt die Ciderpresse während der Ernte beinah jede zweite Nacht und jeden Regentag – wenn man keine Äpfel pflücken kann. In den 1940er und 1950er Jahren erfolgte die letzte gute Pressung im Januar.

Diese und andere Informationen über den Apfelanbau verdanke ich meinen Freunden Ben und Peter Wagner und deren Mutter Jean. Die Wagners betreiben die Applecrest Farm Orchards in Hampton Falls, New Hampshire, wo ich als Junge gearbeitet habe; Jean und ihr verstorbener Mann Bill waren meine ersten Arbeitgeber.

*Seite 242* Alle Obstgärten haben Namen; es ist bei den Farmern auch allgemein üblich, ihren Gebäuden Namen zu geben. Dies ist notwendig für die Kürzelsprache einfacher Anweisungen, wie etwa: »Der John Deere in der Frying-Pan hat einen Platten und muß repariert werden«; oder: »Ich habe den Dodge in Nummer zwei stehenlassen, weil Wally im Sanborn spritzt und er eine Rückfahrgelegenheit brauchen wird.« In dem Obstgarten, wo ich arbeitete, gab es ein Gebäude mit dem Namen Number Two – auch wenn es keine Number Three gab und ich mich nicht an eine Number One erinnere. Viele der Obstgärten waren nach den Familien benannt, die die ersten Heimstättner auf dem betreffenden Stück Land waren (Brown, Eaton, Coburn und Curtis sind Ortsnamen, an die ich mich erinnere). Es gab einen Obstgarten namens Twenty Acres und einen anderen namens Nineteen, und es gab schlichtere Namen – einen Obstgarten namens The Field, einen namens The Fountain, einen namens The Spring und einen namens Old-New (weil er zur Hälfte aus alten Bäumen bestand und zur

Hälfte aus neu gepflanzten). Die Frying-Pan wird auch Frying-Pan genannt – ohne den Artikel.

*Seite 254* Jeder, der in der Nähe des Ozeans aufwuchs, wie ich, konnte in Iowa eine Seebrise spüren (falls eine wehte).

*Seite 344* Das Gebet, das Mrs. Grogan aufsagt, wird John Henry (Kardinal) Newman zugeschrieben, dem englischen Theologen und Schriftsteller (1801–90); ich habe gehört, daß das Gebet ursprünglich Bestandteil einer von Kardinal Newmans Predigten war. Es diente auch in meiner Familie als Familiengebet und wurde am Grabe meiner Großmutter mütterlicherseits gesprochen – es war ihr Lieblingsgebet. Ihr Name war Helen Bates Winslow, und sie starb nur einen Monat vor ihrem hundertsten Geburtstag; die Festlichkeiten, die die Familie zu diesem Anlaß geplant hatte, hätten meine Großmutter zweifellos umgebracht, falls sie bis dahin gelebt hätte. Kardinal Newmans Gebet muß ein sehr gutes gewesen sein, oder zumindest wirkte es sehr gut – und sehr lange – für meine Großmutter, die ihm treu ergeben war. Ich war ihr treu ergeben.

*Seite 370* Alzheimer schilderte die Krankheit, die er als präsenile Demenz bezeichnete, im Jahre 1907. »Verfall der geistigen Kräfte« tritt relativ früh im Verlauf der Krankheit auf und ist gekennzeichnet durch eine Störung des Kurzzeitgedächtnisses und einen Verlust der Fähigkeit, neue Dinge zu lernen. Dr. Nuland von der Yale Medical School stellt auch fest, daß manche Patienten eher mit charakterlichen Veränderungen beginnen und manche mit intellektuellen Veränderungen. Das Fortschreiten der Krankheit ist in beiden Fällen gekennzeichnet durch eine sinkende Schwelle der

Frustrationstoleranz. Dr. Nuland merkt an, daß die Reihenfolge, in der gewisse geringfügige Aufgaben getan werden müssen, schwerer einzuhalten ist und daß komplizierte Gedanken schwer zu begreifen und unmöglich anderen zu erklären sind. Es ist ein rascher Verfall, der bei den Opfern der Alzheimerschen Krankheit fortschreitet: die durchschnittliche Lebenserwartung vom Zeitpunkt der Diagnose ist annähernd sieben Jahre; es gibt Patienten, die wesentlich länger leben, und viele, die binnen weniger Monate sterben. In neuerer Zeit hat man erkannt, daß die Alzheimersche Krankheit nicht nur eine seltene Krankheit ist, die Leute um die Lebensmitte befällt, sondern auch eine relativ häufige Ursache geistigen und körperlichen Verfalls bei älteren Menschen – von denen bislang angenommen wurde, sie hätten einfach Arterienverkalkung (Arteriosklerose).

*Seite 448* Die berühmte Pariser Ausgabe von 1957 (die als Privatdruck erschien) versammelte siebzehnhundert Beispiele von Limericks. Dieser Limerick, der als »Organ-Limerick« rubriziert ist, erschien 1937 im Druck; er könnte schon früher mündlich im Umlauf gewesen sein. Damals, 194–, als Senior und Wally ihn einander aufsagten, müßte er erst ein paar Jahre alt gewesen sein.

*Seite 475* Benjamin Arthur Bensleys *Practical Anatomy of the Rabbit* ist ein wirklich vorliegendes Buch, erschienen 1918 bei der University of Toronto Press. Bensley ist ein klarer, ernsthafter Schriftsteller; sein Buch, das er als »ein elementares Labor-Lehrbuch der Anatomie von Säugetieren« bezeichnet, benutzt die Anatomie des Kaninchens als Einführung in das Verständnis der menschlichen Anatomie. Bensley ist nicht *Gray*, aber die *Practical Anatomy of the*

*Rabbit* ist auf seine Art ein gutes Buch. Als sehr »elementarer« Student der Anatomie habe ich eine Menge gelernt von Bensley – sein Buch erleichterte mir die Lektüre *Grays* entschieden.

*Seite 492* Der Macintosh-Apfel wurde in Ontario entwikkelt, wo das Klima ähnlich ist wie in Neuengland und in den Tälern des Hudson und Champlain im Staate New York (wo der Apfel gedieh).

*Seite 520* In *Practical Anatomy of the Rabbit* beschreibt Bensley den Eierstock und die Eileiter des Kaninchens und vergleicht seine Befunde mit der ähnlichen Ausstattung anderer Säugetiere.

*Seite 566* Der Exeter-Limerick datiert aus der Zeit 1927–41; die Stadt Exeter taucht in vielen Limericks auf, weil sie sich reimt auf »sex at her« – wie etwa: »It was then that Jones pointed his sex at her!« (Ein berühmter Schlußvers.) Ich habe stets eine Menge Exeter-Limericks gehört, denn ich bin in Exeter, New Hampshire, geboren und aufgewachsen.

Der Brent-Limerick datiert aus dem Jahre 1941. Es ist ein klassischer »Organ-Limerick«, so bezeichnet, weil es eine besondere Kategorie von Limericks gibt, die den Eigentümlichkeiten des männlichen und des weiblichen Organs gewidmet sind. Etwa in

There was a young fellow named Cribbs
Whose cock was so big it had ribs

(1944–51)

Und in dem berühmten Limerick aus dem Jahre 1938, der von einer der Abschlußklassen der Princeton University zum ›Best Limerick‹ erkoren wurde:

There once was a Queen of Bulgaria
Whose bush had grown hairier and hairier,
Till a Prince from Peru
Who came up for a screw
Had to hunt for her cunt with a terrier.

Der Toronto-Limerick entstand um das Jahr 1941.

*Seite 597* Der Bombay-Limerick datiert aus dem Jahr 1879 – ein alter.

*Seite 620* Dr. Larch wäre überrascht gewesen zu erfahren, daß seine anklagende Statistik ungewollter Kinder im Jahre 1965 immer noch richtig war. Dr. Charles F. Westoff vom Princeton's Office of Population Research, einer der verantwortlichen Leiter der National Fertility Study von 1965, kam zu dem Schluß, daß 750 000 bis eine Million Kinder – zwischen 1960 und 1965 von verheirateten Frauen geboren – ungewollt waren. Diese Schätzung ist niedrig. Selbst bei einer Meinungsumfrage sind viele Eltern nicht bereit einzugestehen, daß eines ihrer Kinder ungewollt gewesen sei. Außerdem wurden unverheiratete oder im Stich gelassene Mütter bei der Befragung nicht berücksichtigt; ihre Ansichten darüber, wie viele Kinder ungewollt waren, wurden niemals gezählt. Für weitere Informationen zu diesem Thema siehe James Trager, *The Bellybook (1972).*

Ben Franklin war das fünfzehnte von siebzehn Kindern; seinen Glauben an ein rasches Bevölkerungswachstum verkündete er in seinen *Observations Concerning the Increase of Mankind* (1755).

*Seite 649* Meine Quelle für diese Entbindung ist das XV. Kapitel »Conduct of Normal Labor«, *William Obstetrics*,

Henricus J. Stander – ca. 1936. Ich stütze mich bei dem geschilderten Eingriff auf solch eine datierte Quelle – in meiner Geschichte wird er 1943 vorgenommen –, weil ich hervorheben möchte, daß Homers Eingriff, den er von Dr. Larch gelernt hat, ein wenig altmodisch ist, aber gleichwohl richtig.

*Seite 663* »Ich kam mit einem Hautnetz zur Welt, das später um den niedrigen Preis von fünfzig Guineen in den Zeitungen zum Verkauf ausgeschrieben wurde.« Aus *David Copperfield*, 1. Kapitel (»Ich komme zur Welt.«) Das Hautnetz oder die Glückshaube ist das Häutchen, das normalerweise mit dem Einsetzen der Preßwehen zerrissen und ausgetrieben wird, das aber in seltenen Fällen nicht reißt – das Kind kommt eingehüllt in das Häutchen zur Welt. Zur Zeit von Dickens wurde diese schützende Hülle als ein Zeichen dafür aufgefaßt, daß das Kind Glück haben werde im Leben – und insbesondere niemals ertrinken werde. In der Geschichte von *David Copperfield* ist dies ein erster Hinweis darauf, daß unser Held seinen Weg finden und kein Ende von der Art des armen Steerforth nehmen wird (Steerforth ertrinkt).

Homer Wells, mit *David Copperfield* bestens vertraut, deutet den Schweißtropfen, der sein zur Welt kommendes Kind vorzeitig tauft, als hätte das Kind ähnliche schützende Kräfte. Homers Kind wird Glück haben im Leben; Angel wird nicht ertrinken.

*Seite 725* Die erste Auflage von Greenhills *Office Gynecology* erschien 1939; die achte Auflage von *Diseases of Women* (Roquist, Clayton und Lewis) erschien 1949.

Die medizinischen Zeitschriften, die Larch stets zur Hand gehabt hatte, sind – neben *The New England Journal of*

*Medicine – The Journal of the American Medical Association* (in ärztlicher Kürzelsprache stets *JAMA* genannt), *The American Journal of Obstetrics and Gynecology* (hat die lebendigsten Illustrationen), *The Lancet* (eine britische Zeitschrift), und *Surgery, Gynecology and Obstetrics* (in ärztlicher Kürzelsprache stets *S, G and O* genannt; viele Chirurgen versahen auch die Gynäkologie).